DER TÜRMER


E. REINHARDT.
GADEBUSCH
EX LIBRIS

Der Türmer

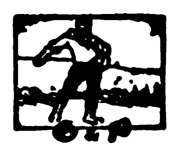
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor D. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Neunundzwanzigster Jahrgang

(Oktober 1926 bis März 1927)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte



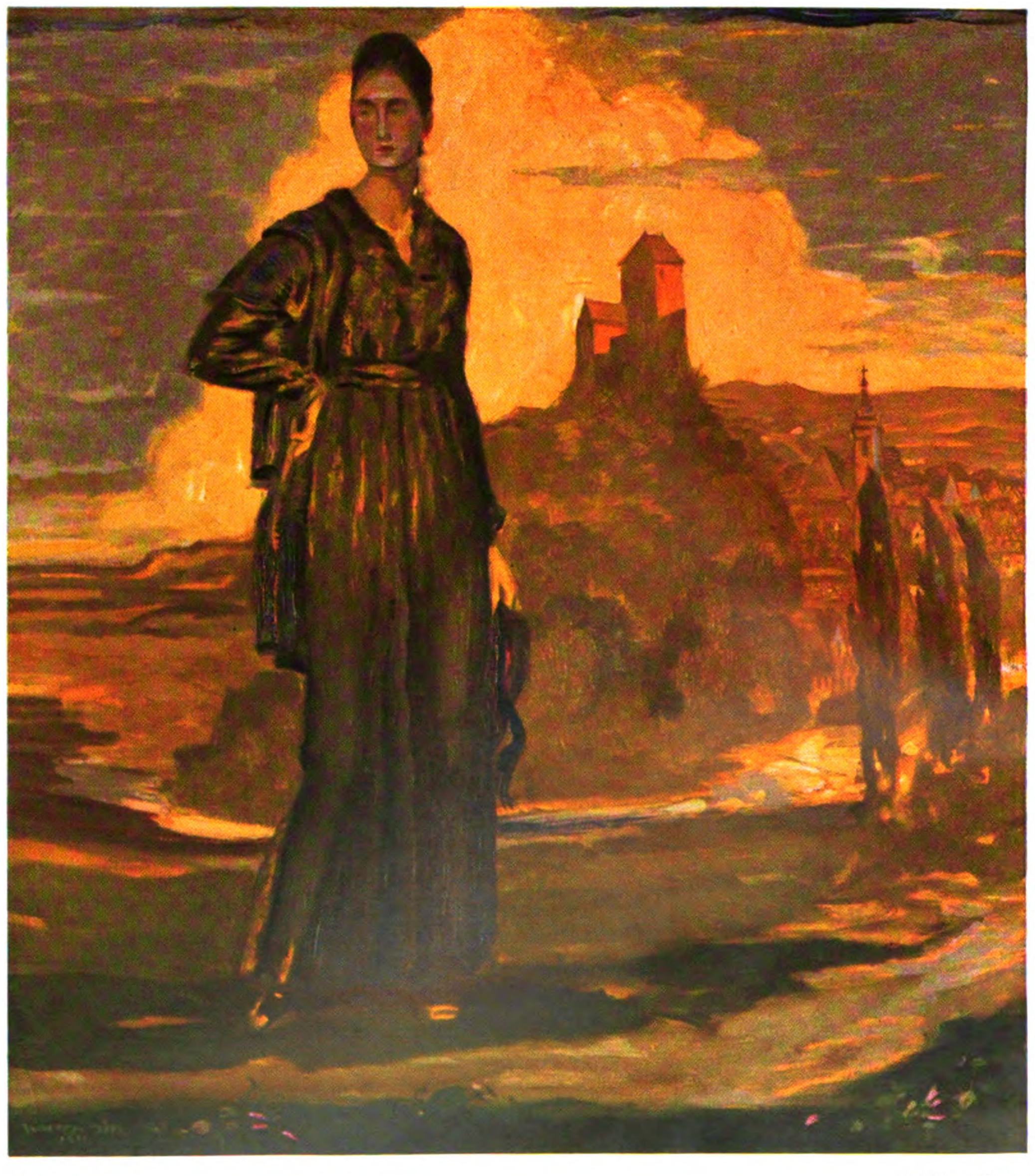
Notenbeilagen

Kunstbeilagen und Illustrationen

Eingesandte neue Schriftwerke und Briefe

Auf den Beilagen.





Heimat **Walter Ditz**



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. | Oktober 1926 | Heft 1

Häuslicher Zustand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt nnd erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältnis der Pflichten zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten aufänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Tätigkeit.

Goethe
(Wilhelm Meister)

Was ist Freiheit?

Von Prof. Dr. Robert Saitschick

1.

Alle fühlen wir, daß die Vorstellung Freiheit mit den höchsten Ideen verbunden ist, die unserm Leben Ziel und Bedeutung geben. Unbestreitbar ist die Forderung an uns, Stufen zur Höhe zurückzulegen. Was aber in Hinsicht auf den Einzelnen gilt, muß auch für die Gemeinschaft Geltung haben: kann doch die Gemeinschaft nicht vom Einzelnen getrennt werden. Was für den Einzelnen verbindlich ist, muß auch für den Staat verbindlich sein. Die Leugnung dieser Grundwahrheit, die schon Sokrates und Plato folgerichtig und klar erfaßt haben, hat in den modernen Sophisten einen Relativismus großgezogen, der an seinen Früchten nur allzu deutlich erkannt wird.

Die Vorstellung Freiheit beruht auf innern Erfahrungen, auf der Ausweitung und Vertiefung unseres Innenlebens, auf der Erhöhung unserer letzten Einsichten. Gleich allen letzten Vorstellungen, in denen unser Denken und Wollen gipfelt, bezieht sich auch der Inhalt der Freiheit auf das Erringen des Wesentlichen im Gegensatze zum Nebensächlichen und Vergänglichen. Alles Vergängliche und Sächliche macht uns abhängig. Wer daher das menschliche Leben an das Stoffliche bindet und die innere Erfahrung als Stück sächlicher Natur erfaßt, kann nicht frei heißen: ist er doch noch nicht Mensch geworden. Der uns umgebenden Sachen sind in ihrer empirischen Aufdringlichkeit unzählige. Ihre Erforschung hat nur soviel Wert, als sie uns über das Stoffliche erhebt und von den niedern Notwendigkeiten befreit, das Chaos in uns und um uns aufhellt und ihm den Weg zur Höhe bereitet. Auf den Stufen des Aufstiegs aus der Niederung zu dem Gipfel, den wir mit einem letzten und höchsten Worte — Gott und das Göttliche — bezeichnen, begegnen wir neben Gerechtigkeit und Wahrheit auch der Vorstellung Freiheit. Die Gottesvorstellung, ohne die der Mensch in keiner Zeit auskommen konnte, entfaltete sich mit der Erhöhung unserer Innerlichkeit, mit der Steigerung seelischen und geistigen Lebens. Die Überwindung von Furcht und Abhängigkeit weckte neue innere Erfahrungen von Gott, geläuterte Gefühle vom Göttlichen, mit denen der Inhalt der Freiheitsvorstellung aufs engste zusammenhängt. Denn Freiheit, weit davon entfernt, ein Gedanke des Kopfes zu sein, setzt eine besondere Erfahrung, eine Umwälzung und Umgestaltung unseres Innern voraus.

Waren denn die alten Inder nicht überaus scharf- und tiefsinnig in ihrem Denken? Und doch konnte die Vorstellung Freiheit in ihnen nicht Wurzel fassen. Der Kastengeist erzeugte neben ihrem steilsten Denken, in pantheistischer Verflüchtigung des wesentlichen Lebensinhalts, die weitgehendste Teilung und Trennung und öffnete eine unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Mensch. Die bis ins einzelne ausgedachte Grausamkeit in der Abschließung der obersten Kasten gegen die niedern ist für unser Gefühl tief abstoßend und abschreckend. Wurzelte das Göttliche in ihrem Seelenboden, in ihrem Willen, oder nur in ihrem Denken? Wie befremdend ist es für uns, daß es einem Angehörigen der niederen Kasten nicht beifallen durfte, sich neben einem Brahmanen niederzulassen, bei Strafe völliger körperlicher Lähmung;

selbst das Anhören vorgelesener Stellen aus den heiligen Büchern mußte er aufs grausamste büßen: siedendes Öl wurde ihm in die Ohren gegossen. Auf das Auswendiglernen einer brahmanischen Lehre stand für ihn Todesstrafe. Das Leben eines Paria und Tschandala galt weit niederer, als das der niedersten Tiere: ein Tschandala durfte nur aus Pfützen trinken. In diese Grausamkeit von Menschen, die doch im Denken das Höchste vertraten und auch sonst keineswegs inhuman waren, können wir uns gar nicht versetzen.

Die Vorstellung Freiheit setzt geistige und ethische Konzentration, ein gesammeltes Innenleben, eine individuelle Seele voraus. Kannte doch selbst die Antike die Freiheitsidee nur verworren oder ganz blaß. Auch die starre Gottesvorstellung des Islam muß die Idee der Freiheit ausschließen.

2.

Freiheit erfordert eine Wertschätzung menschlichen Lebens, die seelisch, geistig und allem Sächlichen entgegengesetzt ist. Nicht umsonst ist auf die Freiheit der höchste Preis gesetzt, denn sie erheischt tiefe Selbstprüfung und dauernde innere Arbeit, durch die wir zu der Forderung der Unantastbarkeit und Würde unserer eigenen Person und der des Mitmenschen gelangen. Wer die Ausprägung individuellen Gewissens nicht kennt, dem muß die Erfahrung der Freiheit fremd bleiben. Ebensowenig wie die Vorstellung Gott kann auch die der Freiheit ein bloßer Gedanke sein. Gibt es doch sehr scharfsinnige Menschen, die keine gesteigerte Beziehung zum Kern des Lebens haben, hingegen scheinbar einfache Menschen, deren Lebenserfahrung eindringlich und voller Wirkung ist.

Das individuelle Gewissen mußte sich allen Gebieten des Geistes mitteilen. Wie wäre sonst der entwickelte Wahrheitssinn aufgekommen? Und so erstreckte sich die Freiheitsvorstellung auch auf das Zusammenleben, auf die Gemeinschaft. Daß wir nicht nur im Denken und in unserm Forschungstriebe, sondern auch im Handeln durchaus frei sein dürfen, ist ein gefährliches Schlagwort, mit dem der Einsichtslose die Freiheitsidee entwürdigt, sie in die Niederungen seines Trieblebens herabzieht. Gerade das Zusammenleben mit den Mitmenschen erfordert im Namen persönlicher Freiheit weitgehende Selbsteinschränkung, fortwährende Rücksichtnahme, entwickeltes Taktgefühl und echtes Wohlwollen. Büßt doch selbst die Wahrheit ihr Wertvollstes ein und nimmt ein verzerrtes und abstoßendes Gesicht an, wenn sich nicht Wohlwollen und Liebe zu ihr gesellen. Das Zusammenleben mit den Menschen, das uns Schranken auferlegt, ist doch, tiefer geschaut, der eigentliche Nährboden des Individuellen; und dieses wiederum bedeutet Läuterung des Triebhaften, Überwindung des Verworrenen und der Hemmungen, die uns unfrei machen. Auf dem Boden des einschränkenden Gesetzes wächst die kostbare und seltene Frucht der innern und äußern Freiheit. Die Einsicht in die Notwendigkeit der Selbstbeschränkung ist die Einsicht in die Notwendigkeit der Selbstzucht, ohne die wir ja wieder in das Chaos verfielen. Der Ordnungsgeist, die Anerkennung der bodenständigen Überlieferung, der durch die vielen Generationen erworbenen Lebensweisheit in ihrer autoritativen Einwirkung ist die elementare Bedingung eines freien Zusammenlebens. Die Ordnung darf freilich niemals zum Selbstzweck er-

hoben werden; sonst muß sie, wie der Buchstabe ohne die zu ihm gehörende Belebung, eine Sklaverei herbeiführen, die mit der Zeit dem Chaos gleichkäme.

3.

Der übereilten, wurzellosen Freiheitsvorstellung entspringt die Schwarmgeisterei in allen ihren Gestalten, die sich in ihrem durchgängigen Mangel an Selbsterkenntnis und Menschenkenntnis zeigt. Die utopische Freiheit, die den Bau des Hauses mit dem Dache beginnt, muß notwendig zu Despotie führen. Die auf dem ausgeprägten Wahrheitssinn ruhende Beziehung zu der untern Wirklichkeit, zu den tiefherabreichenden Trieben und Affekten der menschlichen Natur, kann Utopie und Schwärmerei gar nicht aufkommen lassen. Da in der falschen Freiheit an Stelle der klarsten Auseinandersetzung mit der menschlichen Wirklichkeit ein oft leichtfertiger Glaube an die Unschuld und angeborene Güte des Menschen tritt, so ist die tragische Folge davon die Negation der Wahrheit und der Gerechtigkeit und damit auch des Göttlichen. Die erstarkte Gewissenhaftigkeit zeigt sich in der deutlichen Warnung vor jedem Leichtsinn der Verallgemeinerung oder Nivellierung der in der Natur begründeten Gegensätze. Gleichwie Gedankenfreiheit ein verantwortungsvolles Denken, so setzt auch Gewissensfreiheit eindringliche Beziehung zur Lebenswirklichkeit und genaueste Selbstprüfung voraus. Einem verantwortungslosen Denken wohnen die verheerendsten Wirkungen inne.

Als unverbrüchliche Maxime sollte gelten, daß es keine Freiheit draußen ohne die Erfahrung innerer Freiheit geben kann. Sowohl in dem nivellierenden Zwange des oft nur zu leichtgläubigen materialistischen Kommunismus, als auch in der Utopie des anarchischen Individualismus tritt aufs deutlichste die Unkenntnis des innern Chaos der menschlichen Natur hervor: jener vernichtet bewußt und despotisch alle Freiheit, da sie ihm ein überflüssiger Luxus, eine blasse Ideologie dünkt, und dieser wähnt, das Gesetz habe das menschliche Leben verbogen und verunstaltet. Für beide liegt der Quell aller sichtbaren Übel draußen, nicht in den verborgenen Tiefen des menschlichen Innern. Daß wir bis zum letzten Atemzug vor allem unsere eigene Läuterung anstreben müssen, um wirkliche und nicht nur äußerliche Vervollkommnung menschlichen Zusammenlebens zu ermöglichen, steht außerhalb des Gesichtskreises aller leichtgläubigen Utopisten. Ohne eine konkrete Beziehung zu den drei Lebensdimensionen vermögen wir niemals einzusehen, warum der Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine Ausleerung des Lebensinhalts und damit auch nivellierende Unfreiheit mit sich bringen müßte. Der Glaube an die Notwendigkeit von Revolutionen hat der Freiheitsidee manches entnommen, um es auf das Gebiet der Gewalt zu verpflanzen. Mit unberechtigtem Selbstbewußtsein hat der Liberalismus dann ein Bruchstück der Freiheit für volle und echte Freiheit ausgegeben, sich auf den flachen Optimismus in der Beurteilung der aus geheimnisvoller Dämonie entspringenden Kräfte stützend und daher von dem freien Kampf der Egoismen die fruchtbarste Entfaltung schönster Harmonien erwartend. Sein Grundirrtum ist die Identifizierung des Denkens mit der Lebenswirklichkeit, die Trennung des Denkens vom gesteigerten Gewissen. Mit seltsamer Gleichgültigkeit steht er vor der Verwandlung der von ihm gepriesenen Freiheit in die Sklaverei der

Mechanisierung. Er ist sich nicht bewußt, daß ihm selbst die meiste Schuld daran zufällt.

4.

Erst in der Verwirklichung offenbaren die uns beherrschenden Ideen ihren verborgenen Inhalt: in dem unzulänglichen Bruchstück zeigt sich dann die Forderung des mißverstandenen und verkannten Ganzen. Daß wir durch die tragische Beschaffenheit des Lebens den Akzent weit stärker auf die Notwendigkeit der zu erfüllenden Pflichten, als auf die uns zukommenden Rechte legen müssen, vermag der auf der Oberfläche des Geschehens sich Bewegende und Denkende nicht einzusehen. In dem Glauben an die Fruchtbarkeit der Gewalt wurzelt die alle politischen Parteien beherrschende Ansicht, daß der Zweck die Mittel heilige. Zu dem im Freidenkertum großgezogenen Proletariat ist jene Ansicht auf geradem Wege vom Liberalismus Machiavellis und seiner Nachfolger, der Anbeter der Omnipotenz des Staates und des Machtgedankens, gekommen. Der Glaube an die Fruchtbarkeit der Gewalt in Gestalt von Kriegen oder Revolutionen scheint unausrottbar.

Die Vergewaltigung durch abstrakte Gedanken, die mit Hilfe der Leidenschaft auf das menschliche Leben übertragen werden, steht in nächster Nähe der Vergewaltigung durch den ungeläuterten Trieb und die verworrenen Gelüste. Der Despotismus der oberen Schichten findet stets ein aufmerksames Ohr und ungehemmte Nachfolge unten. Die daraus entstehende Vernichtung der Gerechtigkeit, ohne die kein Gleichgewicht möglich ist, muß folgerichtigerweise auf Vernichtung jeder Freiheit hinwirken. Der Staat, in dem der Krieg als Ausfluß des Willens zur Macht verherrlicht wird, bahnt notwendig den Weg zu Revolutionen, die ja von dem gleichen Gewaltglauben ausgehen. Es ist aber ein dem menschlichen Leben innewohnendes Gesetz, daß jede Art Gewalt Gespenster heraufbeschwört, die wie aus verborgenen Tiefen emporsteigen und sich nicht mehr bannen lassen. Verstanden und gewertet werden diese Imponderabilien geschichtlichen Lebens erst dann, wenn sie ans Licht treten und Gestalt annehmen. Der mangelnde Sinn für die Wirkungen des Unsichtbaren zeigt sich ja auch sonst in der Überschätzung der Quantität auf Kosten der Qualität, d. h. in der Mechanisierung, dieser folgerichtigen Vernichterin wahrer Freiheit.

Die richtige Einsicht bleibt doch, daß der Mensch mehr ist als all sein Denken, mehr als alle seine Werke, und daß wir daher niemals das Recht haben, einer Idee — und sei es selbst die der Freiheit — andere zu opfern. Der Weg, und mag er uns oft noch so geheimnisvoll dünken, ist uns durch unser Gewissen vorgeschrieben. Wir müssen ihn gehn, ohne nach rechts oder links abzubiegen. Was wir um uns her sehen, ist Gebrochenheit und Vergänglichkeit. Niemand und nichts ist davon ausgenommen. Und doch wissen wir, daß wir über das Vergängliche hinaus leben und bauen müssen, damit unser Leben einen Sinn bekomme. Völker und Staaten sind ebenso der Vernichtung unterworfen wie der Einzelne. Auch eignen ihnen die gleichen Starrheiten und Gebundenheiten. Jede Verherrlichung des Vergänglichen und Unvollkommenen kann nichts als Götzendienst heißen. Denn wahren Wert und tiefere Bedeutung haben die menschlichen Gebilde nur im Dienste und im Lichte des Unvergänglichen. Das Höchste in unserem Leben ist nicht Staat, nicht

Denken und Wissenschaft, sondern die lebendige Seele und ihre unveräußerliche Freiheit, die sie durch ihre Beziehung zum Göttlichen sich errungen hat, oder wie Kierkegaard es einmal ausdrückt: „Ein Selbst zu haben, ein Ich zu sein ist das größte, das unendliche Zugeständnis, welches den Menschen gemacht ist, aber zugleich die Forderung der Ewigkeit an ihn. Nächst Gott ist nichts so ewig wie eine Persönlichkeit."

Herbst

Von Gustav Renner

1.

**Hoch aus dem Dunkel,
Seltsam und fremd,
Der Wildgans Schrei.**

**Sonnesuchend,
Sehnsuchtbeflügelt,
Wildjauchzend frei.**

**Auf der Silberscheibe
Des Vollmonds schattet
Ein spitzer Flügel —
Vorbei, vorbei!**

2.

**O süße Traurigkeit, wenn in der Nacht
Der Regen leise von den Dächern rinnt,
Und in der Stube bei der Lampe sacht
Die Einsamkeit die goldnen Fäden spinnt.**

**Einförmig-holde Melodie; es schwimmt
Auf ihren Wogen Stund um Stunde hin
Für immer in das Meer der Zeit und nimmt
Ein Stückchen mit sich, was ich war und bin.**

3.

**Irgendwo!
Irgendwo am Wege
Steht mit Kinderaugen
Ein einsam Glück.**

**Jeder geht vorüber,
Keiner, der's gesehen,
Keiner noch blieb stehen,
Niemand schaut zurück.**

**Irgendwo am Wege
Welkt ein einsam Glück.**

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

Erstes Buch: Der Schlüssel

Erstes Kapitel: Das Gespenst

Der Jüngling saß mit heißem Kopf zwischen Büchern und Instrumenten in seinem Giebelzimmer. Es war im Landhause des Geheimrats Johann Wolfgang Meister. Sein Geist flog. Er verarbeitete Auszüge aus Vorträgen, die ihm seine ferne Schwester Natalie gesandt hatte. Dieses junge Mädchen war in einem Gau tätig, den man zu Goethes Zeit pädagogische Provinz zu nennen pflegte. Dort waltete und wirkte der geniale Konrad Wißmann. Es war des jungen Felix Friedrich sehnlichster Wunsch, nach dem nunmehrigen Abschluß seiner medizinischen Lehrjahre gleichfalls in jenem glücklichen Tale weilen zu dürfen. Seine Phantasie fühlte sich durch diese lückenhaften Auszüge lebhaft beflügelt. „Der Mensch ist ein kosmisches Wesen, kein bloßes Erdgeschöpf; er hat hier eine Aufgabe zu erfüllen und eilt dann weiter ...“ Dieser Satz stand an der Spitze eigenartiger Betrachtungen, die in Natas fester und flinker Handschrift auf das Papier gebannt waren.

Dem Anfänger malte sich vor dem inneren Blick eine reizvolle, beseelte Gebirgslandschaft: Hirten sandten durch lange Luren oder Alphörner Grüße von Berg zu Berg; freie Siedler zogen singend von den Feldern heim; in silbernen Mondnächten schwebten Elfen und Engel über die Saaten und gossen Krüge voll Segen aus. Er hatte die merkwürdige Empfindung, daß man in jenem Hochtal zwar arbeite, doch nicht frone wie im übrigen Lande. Dort also wandelte die schlanke, hellblonde Gestalt seiner schönen Schwester als Helferin.

Er sprang auf. Seine gutgebaute Brust sprengte fast die braune Samtjoppe. Sein kühnes Gesicht mit der Adlernase und den blitzend blauen Augen hatte das Bedürfnis, sich in frischer Luft zu baden. Er riß das Fenster auf und ließ des Herbstabends feines Farbenspiel in die Augen strömen, die sich gleichzeitig am Fernblick über Städtchen und Waldhöhen erquickten. „Ich bin kein Papiermensch,“ dachte er und sog den reinen Hauch in weitgeöffnete Lungenflügel, „sondern bin auf Tat und Leben eingestellt. Licht und Liebe sind und bleiben mein liebster Stabreim.“ Er reckte die stattliche Gestalt, so daß die Hände fast die Decke berührten. „Nun würdige Taten und große Gesichtspunkte her, damit ich mein Leben meistern kann! Ich heiße hoffentlich nicht umsonst Felix Friedrich Meister.“

Aus den nahen Wäldern kam der frische zuversichtliche Klang einer Trompete. Das traf ihn wie ein Angriffsbefehl. „Ist nicht morgen mein Geburtstag? Eine gute Vorbedeutung! Klingt dieser Trompetenton nicht wie Kavalleriesignal? Mir ist, als stünde mir Großes bevor. Heute wohl nicht mehr. Denn schon blitzt der Abendstern über dem alten Turm von Hohendorneck. Laß uns zu den Eltern hinabgehen, Tee trinken und alles übrige dem guten Genius überlassen, der mich bisher geführt hat!“

Glanz und Kraft des Abends waren auch in ihm selber, als er nun hinunterging zu den Seinen.

* * *

In dem sonst so ruhigen Hause traf er unten eine gelinde Aufregung. Die noch jugendliche Haushälterin Lina war aus dem Städtchen heimgekehrt und erzählte eine Schauergeschichte. Das Stubenmädchen Änne mit ihrem zartblassen Rundgesicht stand stumm und staunend an der offenen Stubentür. Frau Geheimrat, mit ihrem Gatten am Teetisch sitzend, hörte lächelnd und nicht ohne unruhige Blicke nach ihrem Mann der lebhaft fuchtelnden Erzählerin zu. Und der Geheimrat Meister legte das Mundtuch zusammen, lehnte sich in den Stuhl zurück und fingerte mit einem anscheinend belustigten Schmunzeln, doch nicht ohne nervöse Spannung, in seinem langen angegrauten Bart. Das Abendrot hatte den Erker und den Teetisch in blendendes Licht getaucht.

„Sie sind ein braves Mädchen, Lina", sprach er in seiner läßlichen Art, als Felix eintrat. „Aber Sie tragen ja Tag und Nacht einen Kneifer — oder legen Sie ihn nachts ab? — sind also kurzsichtig und bei diesem Spuk keine einwandfreie Zeugin."

„Spuk?" fragte Felix.

„Jawoll!" bekräftigte Lina. „Ein Gespenst! Es spukt auf der alten Burg. Die Leute sagen's. Sie stehen auf der Straße und gucken hinauf. Es geht dort oben ein Geist um!"

„Ein Geist! Du hörst, Felix", sagte der Alte zum Jungen, der sich an den Tisch setzte und sich von der Mutter die Tasse füllen ließ. „Die Leute im Städtchen behaupten, in ihrer Nähe gehe ein Geist um. Das ist in diesem geistlosen Zeitalter eine überraschende Behauptung. Ich begreife, daß man Geschrei davon macht, wie einst die Gänse auf dem Kapitol, als es um Mitternacht geisterte. Aber es ist ja jetzt noch heller Tag. Hat er denn wenigstens den Kopf unter dem Arm, Lina, wie sich's für ein ordentliches Gespenst schickt, wenn's einen richtig gruseln soll?"

„Ach nein, Herr Geheimrat, er hat einen grauen Hut auf — und hat einen grauen Spitzbart — — sagen die Leute", fügte sie etwas zaghaft hinzu, neuer Neckerei gewärtig.

„Ausgezeichnet! Er hat einen Hut auf dem Kopf! Das ist eine überraschende Mitteilung. Man hat also im Geisterreiche noch Hüte nötig gegen schlechtes Wetter. Sie geben uns immer neue Rätsel auf, Lina. — Was hältst du davon, Felix? Wollen wir den Spuk untersuchen? Es trifft sich vorzüglich, daß diese Geschichte in meinen gegenwärtigen Herbsturlaub fällt."

„Topp, Vater!" lachte der Jüngling und biß herzhaft in sein Butterbrot. „Ich bin dabei. Ob am Ende wieder Falschmünzer in der Burg hausen? Hat man nicht vor ein paar Jahren eine Falschmünzerbande in den Kellern der Burg erwischt?"

„Erwischt? Nein, dazu ist die Polizei nicht flinkbeinig genug, aber protokollarisch festgestellt, als die Spitzbuben über alle Berge waren. Ich habe Lust zu einem Abendspaziergang auf die Burg. Wollen Sie mit, Lina? Oder Sie, Fräulein Staubsauger?"

„Um Gotteswillen, nein!" wehrte die Haushälterin entsetzt ab. Auch Änne, die den Staubsauger zu handhaben pflegte, schlug die Hände zusammen, und beide entwichen nach einigen Rückzugsreden lachend in die Küche.

„Morgen ist dein Geburtstag, Felix", fuhr der Geheimrat gemessener fort. „Du hast früh und stramm deine Staats- und Doktorprüfung erledigt. Ich könnte dich

nun als meinen jungen Arzt und Gehilfen auf die geplagte Menschheit loslassen, wenn dich der Spuk da oben nicht etwa vorzeitig hinwegrafft" — —

„Rede nicht so!" warf die lichtblonde Mutter ein, in deren Haar sich einige silberne Fäden fanden, und strich dem Jüngling ein weiteres Butterbrötchen. „Iß tüchtig, Felix!"

„Was ist denn das nun eigentlich mit dem Spuk?" fragte der kräftig zulangende Sohn. „Du hast dich ja genügend mit Spiritismus und Theosophie beschäftigt, Vater, insofern schlägt dies in dein Gebiet ein."

„Außerdem ist Burg und Wald nebst Garten und Landhaus auch rechtlich mein Eigentum", ergänzte der Vater. „Also vorwärts, Junge!" Er trat ans Fenster. „Wir könnten durch die obere Gartenpforte gleich in den Wald eintauchen und in zehn Minuten die Burg erreichen. Aber ich schlage vor, wir nehmen die breite Straße am Rande des Städtchens. Da sehen wir von unten her die Palasfenster und entdecken vielleicht schon im Aufstieg das Gespenst mit dem Hut und dem Spitzbart. Nimm dein Taschenlaternchen mit, wirf den Lodenmantel um und vergiß nicht den Knotenstock! Hast du Mut?"

„Na, wenn es sich nur um eine Mutprobe handelt", lachte der kauende Felix, stand auf und schwenkte den letzten Schluck Tee hinunter. „Es ist also dein Ernst?" fuhr er etwas verwundert fort. „Wir wollen das Gespenst entzaubern? Den Spuk entlarven? Die Falschmünzer abfassen?"

„Mein voller Ernst. Ich habe eine Empfindung, als ob diese Angelegenheit dich persönlich anginge, mein Junge! Vielleicht ein Geburtstagsgeschenk. Die Entzauberung wäre demnach deine eigenste Aufgabe. Du bist jung; das Leben wartet auf dich. Mach dich fertig — und zeige, was du bist und kannst!"

Felix schaute fragend seine Mutter an. Diese lächelte ihr ernstes, versonnenes Lächeln, das nie ganz den Zug der Sorge aus ihrem lieben Gesicht wischte, strich ihm über das dichte, kurz gehaltene dunkelblonde Haar und sagte: „Geh mit Gott, Felix!"

Der junge Mann sah von einem zum andern, merkte bei beiden einen fast feierlichen Ernst und lief dann auf sein Zimmer hinauf, um seine Sachen zu holen.

Die schlanke Mutter drückte die weiße Tür hinter ihm zu, wandte sich schnell an den Gatten und sprach besorgt: „Du willst also nun wirklich — —?"

„Nicht ich will, sondern der geheime Oberspielleiter da oben wählt diese Form", fiel der Geheimrat ein und deutete mit dem Daumen über die Schulter zurück nach dem Schattenriß der Burg. „Er glaubt vielleicht seine Stunde gekommen, will auf alle Fälle Klarheit erzwingen. Wenn ich nicht willfahre, so zeigt er sich gar noch öffentlich und bringt uns alle ins Unglück."

„Wahrhaftig, ein Gespenst!" seufzte die Mutter. „Nicht nur in der Burg, auch über unserm Hause. Ich bin ja außer mir, daß er sich hergewagt hat, und kann kaum meine Aufregung verbergen. Und Felix? Was wird denn nun mit ihm?"

„Abwarten, liebe Lisbeth! Und sehr besonnen bleiben, sehr besonnen und verschwiegen! Wir haben gleichsam Dynamit auf unserm Grundstück. Rechne übrigens damit, daß sich der Oberst anmeldet!"

Er küßte seiner Frau die Hand, schritt in die Diele hinaus und drückte den breit-

krämpigen Filz aufs Ohr. Und in ihren Lodenmänteln schritten Vater und Sohn in den hellen Abend hinaus.

* * *

Zwei große Wolfshunde sprangen aus dem Garten herbei und wollten sich dem Spaziergang anschließen.

„Sollen wir Harras und Treu mitnehmen?“ fragte Felix und blieb zaudernd stehen. Denn ihm war, bei aller angeborenen mutigen Freudigkeit seiner Natur, in einem Winkel seines Herzens doch ein klein wenig beklommen zumute.

„Nein“, erwiderte der Alte. „Wir brauchen kein Getier, wo es sich um Geister handelt. Du mußt die Sache ohne Begleitung selber ausfechten. Auch ich gehe nur bis zum Burg-Rand mit.“

„Potz tausend!“ rief Felix etwas gezwungen lachend. „Das klingt ja fast unheimlich!“

„Die Geschichte hat in der Tat einen ernsten Hintergrund“, erwiderte der Vater. „Dieser Gang kann in seiner Auswirkung für dich eine Lebenswende bedeuten.“

Wie sie nun neben einander einherschritten, die gutgepflegte Straße zunächst talwärts, um dann an der Biegung den weniger befahrenen Waldweg zur Burg hinanzusteigen, hatten sie körperlich ganz und gar keine Ähnlichkeit und wirkten nicht wie Vater und Sohn. Der hochgewachsene Jüngling glich einer Pappel neben einer knorrigen Eiche. Felix war ein prächtig entwickeltes, sport- und abenteuerliebendes Kernbild jener Art von jungen Deutschen, die man „Wandervogel“ im besten Sinne des Wortes zu nennen pflegt; nur daß ihm keinerlei Unrast innewohnte, sondern ein starker Sinn für spannkräftig ausgefüllte Häuslichkeit. Er war im Rudern und Schwimmen ebenso tüchtig wie im Turnen, Fechten und Reiten, ja sogar im Boxen. Sein Kraftüberschuß brauchte Entladung. Er hatte Mutproben genügend abgelegt und empfand auch bei diesem seltsamen Gang keine Furcht, sondern nach den Andeutungen des Vaters allenfalls eine unbestimmte Neugierde gegenüber einem Abenteuer, das ihn so unvermutet ansprang.

Der Abend ergoß seine zauberhaften Farben immer mächtiger über Himmel und Landschaft. Die Wanderer bekamen am Westhorizont nun den großen purpurnen Sonnenball zu Gesicht, der sich tief unten in den leichten Duft des Himmelsrandes eintauchte. Im Osten wagte sich des Vollmonds bleiches Gesicht langsam heraus. Auf den Feldhügeln jenseits des Städtchens rauchten letzte Kartoffelfeuer tief am Boden zu Ende. Sie hüllten Stadt und Tal in abenteuerliche Rauchgebilde. Die umschleierten Kirchtürme läuteten den Sonntag ein. Rechts von den beiden Spaziergängern reckten sich die Spitzen der verfallenen Trümmerburg in die veilchenfarbene Luft. Das Schauspiel des versinkenden Tages war von erhabener Schönheit, durchzittert von einer feinen Wehmut. Kein Blättchen bewegte sich an diesem windstillen Abend, auch nicht die zartblättrigen, goldgelben Birken. Genau über dem halbgeborstenen Turme blitzte ein erster großer Stern. War es der Stern der Liebe? War es das Gestirn der Macht, der gewaltige Jupiter? Oder der kriegerische rote Mars? Felix entsann sich später dieses Sternes, der den Turm von Hohendorneck bedeutsam krönte.

Zur Linken breitete sich der grabmalreiche Friedhof am Hange aus, die stille

Stadt des Todes, mit Bäumen und Büschen mannigfach durchwachsen. So war diese Seite des Geländes weniger von Villen belebt als die gegenüberliegende Höhe. Aus dem Tale klang das Abendgeräusch der kleinen Stadt.

Beim nächsten Nachbarn, dem Straßenwart Burgmayr, dessen altes Häuschen einzeln an der Biegung lag, blieben sie einen Augenblick stehen.

„Was macht das Gespenst da oben, Nachbar?" fragte der Arzt den schmalen Häusler, der vor der Tür sein Pfeifchen rauchte. „Zuckt kein Phosphorschein um die Burg? — Und wie geht's dem Buben?"

Er meinte mit letzterem den Gärtnergehilfen Heinrich, Burgmayrs Sohn, der ein paar Tage gekränkelt hatte.

„Der Bub war heut schon auf den Bergen, kommt vielleicht heut abend noch zu Ihnen hinauf. Aber mit dem Gespenst hat's seine Richtigkeit", sprach der Nachbar und stieß mit dem Pfeifenkopf in der Richtung der Burg. „Ich hab's mit eignen Augen gesehen."

Frau Burgmayr, der ihre Tochter Änne unverkennbar ähnlich war, streckte den Kopf aus dem Fenster und bestätigte die Nachricht.

„Am hellen Tage?" lachte der Geheimrat. „Das ist gegen alle Gespenster-Sitte. Aber wir werden die Sache untersuchen. Auf Wiedersehen, Nachbar!"

„Hör' einmal, Vater", sprach Felix im Weiterschreiten. „Mir schießt plötzlich allerlei durch den Kopf. Hat der Spuk am Ende mit dem Licht zu tun, das ich gestern Nacht, lange nach Mitternacht, in unserm Gartenhäuschen gesehen habe? Du sagtest, daß du spät dort arbeitest. Und dann die vielen Briefe in letzter Zeit, besonders von unserm Freund, dem Oberst! Steckt Politik dahinter? Es fällt mir bei dir und Mutter seit einigen Tagen eine gewisse unruhige Spannung auf."

„Du weißt, daß ich unpolitisch bin," bemerkte der Vater trocken, „wenn ich auch vor staatsmännischer Kunst höchste Achtung habe."

„Parteipolitiker warst du freilich nie, aber ich mache mir doch Gedanken. Du warst vor dem Umsturz am Hofe ... Sind etwa Putsche im Gang? Reaktionäre Umtriebe?"

„Leibarzt war ich am Hofe, kein Politiker. Bin aber freilich lebenslang den neuen Leuten verdächtig", klang die Antwort. „Seit wann beschäftigst du dich übrigens mit Politik? Hast du in dir Genie dazu entdeckt?"

„Wie sich mein Leben gestalten wird, weiß ich noch nicht recht — —"

„Solltest es aber wissen! Ungefähr wenigstens. Denn Gestalt und Gestaltung sind nun einmal die Hauptsache", fiel der Arzt ein. „Du mußt dein Leben prägen. Ich habe das Philosophieren darüber aufgesteckt, nachdem ich mich durch alle Stufen der Theosophie und der Mystik hindurchgerungen habe. Um so wichtiger däucht mir nun, was man aus dem Leben künstlerisch *macht* — verstehst du, wie man es meißelt und knetet. Ich bin von dem Übersinnlichen durchdrungen, habe es jedoch alles in allem aufgegeben, neugierig an seiner Entschleierung mitzustümpern. Es gehört mehr Genie und Entschlußkraft dazu, mit Bewußtsein hierin zu entsagen und sich der Gestaltung des erreichbaren Lebens zu widmen, als vereinsmäßig Neugierde zu entwickeln und sich zum Schauen in die jenseitige Welt zu züchten. Ein bißchen mehr praktisch zugreifende Liebe wäre heilsamer."

„Aber das Gespenst da oben?" warf Felix ein. „Sind wir nicht auf einem Ausflug ins Geisterland?"

„Geisterland? Nein. Das wäre Rückfall in meine spiritistischen Versuche", erwiderte der Vater. „Ein Gespenst, das man am lichten Tage sehen kann, dürfte schwerlich aus dem Geisterland kommen. Das eben wollen wir feststellen."

Sie stiegen langsam höher. Ihr Gespräch stockte.

„Gestatte mir einmal ein offenes Wort, Vater", begann plötzlich der Jüngere. „Ich habe mir gewöhnlich nur die wertvollsten Menschen als Freunde ausgesucht; es sind deren herzlich wenige. Aber ich habe ja mein Elternhaus. Doch nun — wie kommt es, daß ich seit Jahr und Tag meine Schwester nicht gesehen habe? Ich habe heute den ganzen Tag ihre Auszüge aus Wismanns Vorträgen verarbeitet. Es ist mir schon der törichte Gedanke aufgetaucht, daß ihr Nata absichtlich von mir fern haltet, da sie so lange schon im Gebirge weilt. Und Nata ist doch neben euch meine beste Freundin."

„Bei dieser Geschichte hat noch die übelgelaunte Köchin Barbara mitgewirkt", knurrte der Alte. „Und nun bin ich froh drum, obschon ich sie entlassen mußte. Es gibt auch ein Übermaß von Anhänglichkeit, das euch jungen Leuten nicht bekömmlich ist."

„Holla, Vater, das bestreite ich! Mutter sagt vielmehr, man könne in jungen Jahren gar nicht genug Liebe einheimsen, damit man Vorrat habe fürs ganze Leben. Nata und ich sind doch wahrhaftig nicht weichlich veranlagt. Aber wir sind nun einmal die besten Kameraden, und ich kann mir nicht denken, daß man selbst in der glücklichsten Ehe glücklicher sein könnte. Bei üblen Weibergeschichten auf der Universität brauchte ich mir bloß vorzustellen, was Nata oder Mutter dazu sagen würden — und ich wußte Bescheid."

„Brav, Junge! Darin kann ich dich nur bestärken."

„Also! Vater, ich will dir was sagen: ich werde Arzt, Nata führt mir den Haushalt — und ich werde nie heiraten."

„Das sagt man so in jungen Jahren, mein Lieber", warf der Alte gelassen hin. „Doch vorerst hast du das Abenteuer mit dem Gespenst zu bestehen."

Und er schaute nach dem nähergerückten, von Wald und Dornen umbüschten Gemäuer der Ruine.

„Jetzt aber endlich im vollen Ernst, Vater: steckt etwas dahinter? Ich hielt es bis jetzt für einen scherzhaften Vorwand zu einem gesunden Abendspaziergang."

Der breitschultrige Alte blieb stehen.

„Du weißt, mein Junge, daß ich den Alltag mit Scherz und Neckerei zu durchwirken pflege. Aber dahinter steht ein sehr tiefer Ernst. Einst wirst du vielleicht sogar Tragik ahnen. Wie sich unser Garten" — er deutete hinüber nach seinem jetzt unsichtbaren, vom Bergvorsprung verdeckten Besitztum — „von Terrasse zu Terrasse aufbaut, bis er am Gartenhäuschen in den Waldrand übergeht, so hab' ich mir mein Leben aus den Nachwirkungen des klassischen Zeitalters, in dem meine Eltern erwachsen sind, aufgebaut bis zum Leibarzt des jetzt verbannten Landesherrn. Ich habe dessen volles Vertrauen genossen und besitz' es noch heute, obschon — oder grade weil ich nie Höfling war. Dieses Land hat seine Fürsten mindestens geistlos

behandelt: es hat sie abgesetzt und enteignet, statt ihnen Kulturaufgaben zu stellen und sie in neuer Form miteinzubauen in den Kreislauf der Gesellschaft. Ich habe dir gelegentlich angedeutet, daß vom Gartenhäuschen — das im Mittelalter eine Waldkapelle war — der Sage nach ein unterirdischer Gang nach der Burg führt. Die Burg war Besitz des ehemaligen Monarchen; er plante ihren Wiederaufbau. Ich habe Burg und Gartenland nach seiner Verbannung unter Aufwendung meiner ganzen Ersparnisse von ihm gekauft — bin also gleichsam noch durch diese Nabelschnur mit ihm und seinem Schicksal verbunden, beargwöhnt von den Vertretern einer anderen Staatsanschauung. Von alledem kennst du nur Bruchstücke; ich wollte dich nicht mit der ganzen Geschichte vorzeitig belasten. Doch ist nun zu vermuten, daß auch du in diese leidigen Geschicke verflochten wirst. Dabei mußt du allein entscheiden, du ganz allein. Es gibt Wege, die man allein gehen muß, wenn sich Mut und Urteilskraft erproben sollen. Komm!"

Mit jähem Ruck wandte er sich vom Waldweg ab und beschritt den schmalen Fußpfad, der durch Heckenwerk in das Gelände der Burg führte.

Dieses umbüschte Trümmerwerk war bei der Jugend beliebt. Sie vergnügte sich Sonntags in den Himbeeren oder Brombeeren und kletterte trotz aller Verbote auf den zerfallenen Steinen umher. Die hauptsächlichen Trümmer waren mit einem Stacheldraht umzäunt, der freilich hie und da niedergetreten war, und auf einer großen weißen Tafel warnten schwarze Buchstaben: „Betreten verboten! Lebensgefahr!" Gelegentlich waren Kinder in das Mauerwerk eingebrochen. Man machte in der Öffentlichkeit ein großes Geschrei davon; der Geheimrat hatte damals jenen Stacheldraht gezogen und die Warntafel erneuern lassen. Nachher half die umlaufende Nachricht von allerlei Spuk gründlich mit, so daß man mindestens gen Abend die Burgtrümmer mied.

Das Abendrot bleichte unaufhaltsam hinunter. Der höher steigende Vollmond verstärkte seine Leuchtkraft. Man stand hier auf den Ausläufern des Gebirges. Das Städtchen zog sich länglich in das Tal hinein und kroch da und dort in das Waldland empor. Draußen an den dämmernden Feldhügeln schwang ein Eisenbahnzug seine lange weiße Fahne. Eine ferne Fabrikpfeife gemahnte an den verebbenden Arbeitstag. Hier aber, im Schatten der Fichten, die sich jenseits der Burg gen Westen aufgestellt hatten, war Vergangenheit und Tod. Es war unheimlich still. Nur gelegentlich ein unbestimmtes Geräusch. Huschte da noch eine Meise durchs Nadelholz? War es ein Igel, was da in einem Dornbusch durch raschelndes Laub tappte? Durch die Ritzen der Bäume flimmerte ein letztes schmales Rot. Die Nacht bemächtigte sich dieser Stätte des Todes und der ganzen Herbstlandschaft.

Die beiden Männer hatten an einer schadhaften Stelle den Stacheldraht überstiegen und standen nun an einer umbüschten Nische vor einem fast ganz verschütteten Eingang.

„Hier ist der einzige Zugang", sagte der Alte mit unwillkürlich gedämpfter Stimme. „Der Saal mit den romanischen Fensterbogen, den man vom Tal aus sieht, gilt als verschüttet. Aber hier führt ein Loch in den Kaninchenbau. Versuche hindurchzudringen! Sei vorsichtig und fuchtele nicht unnötig mit dem Stock. Das Gewölbe bröckelt. Hoffentlich bricht keine Ladung über dich herunter. Diese Warntafel von

der Lebensgefahr übertreibt zwar, doch immerhin — das Gerümpel ist schadhaft genug."

Felix bückte sich, ließ sein Taschenlaternchen aufblitzen und spähte etwas unsicher in den bedenklich engen Eingang. Die Tafel erhob sich über seinem Haupte wie ein Leichendenkstein.

„Was soll ich da drin, Vater? Ich sage dir von vornherein: wenn es etwa Falschmünzer sind — ich habe meinen kleinen Reiserevolver eingesteckt."

Er holte die Waffe heraus.

„Nur keine Dummheiten, Junge!" raunte der Alte. „Wenn du Mut hast, so gibst du mir das Schießzeug, damit du kein Unheil anrichtest. Falls hier drin etwas Lebendiges oder ein Gespenst umgeht, das keine Ruhe findet, so kann es sich nur um ein Wesen handeln, das irgendwie mit der Burg zu tun hat. Wesen solcher Art wollen Erlösung. Ein Geist kann aber nur durch Geist erlöst werden, nicht durch Schußwaffen. Vielleicht durch Geduld, Umsicht und Güte. Taste dich in die Eingeweide dieser Schutthaufen hinein, fürchte dich vor nichts — und sieh zu, was du erkundest! Ich werde hier warten."

Er streckte ihm die Hand hin. „Mit Gott, Felix!"

So pflegten er und sein Weib bei wichtigem Abschied zu sprechen.

Felix, ergriffen von seinem Ernst, hatte ihm den Revolver gereicht, erwiderte halblaut „Mit Gott" und kroch in den finstern Eingang.

Der Stock war ihm mehr ein tastender Fühler als eine Waffe. Sein Laternchen blitzte hin und her. Der Schein zitterte tiefer und tiefer; man hörte seine stolpernden Schritte, dazwischen Gebröckel von Kalk — und dann war es still. Die Nacht sank herein, fahl erhellt vom Vollmond.

* * *

Selten hat ein Jüngling einen so merkwürdigen und unheimlichen Gang gewagt wie dieser junge Doktor der Medizin Felix Friedrich Meister. Hier galt es nicht, Unbilden oder Gefahren der Natur zu widerstehen, wie etwa bei Wanderungen in den Hochalpen oder auf einem umstürmten Segelboot. In solchen Fährnissen war er eher tollkühn als zaghaft. Denn es war ehrlicher, offener Kampf: Kraft gegen Kraft. Doch hier — hier kannte man nicht einmal den Gegner! Nicht einmal sein Gelände! Und war es denn überhaupt ein Gegner? Schlimmer noch: hatte man es überhaupt mit einem Wesen von Fleisch und Blut zu tun? Vor Gespenstern hat jeder gesunde junge Mensch ein Unbehagen, selbst wenn er sie mit wackern Worten leugnet. Hätte sein Vater nicht als ein ruhiger Schutzgeist am Eingang Posten gefaßt, sein reifer Vater mit dem ernst wallenden Bart, ein Rübezahl, der auch im Geisterland Bescheid wußte und dem er grenzenlos vertraute: — er hätte sich an dieses unbestimmte Abenteuer in solcher Nachtzeit wahrlich nicht gewagt.

Und doch — irgend eine Absicht steckte sicherlich hinter alledem. Das spürte er deutlich. Man wollte irgendwie seinen Mut auf die Probe stellen ...

Der gewölbte Gang, in dem sich der hochgewachsene Jüngling gebückt vorantastete, war so verfallen, daß ihm bald ein Schutthaufen jedes weitere Vordringen zu versperren schien. Bis hierher waren möglicherweise mutige Knaben gelegentlich hereingeklettert. Doch wie nun weiter? Es war zur Linken eine sehr schmale Öffnung,

dahinter anscheinend ein Abgrund. Er leuchtete hinein; da unten schien eine lebendige Quelle zu rieseln. Da sonst alles abgeschlossen oder verfallen war, mußte hier der Weiterweg versucht werden. Mit Mühe zwängte er sich hindurch; er hätte sich geschämt, hier schon umzukehren. Es gelang endlich. Mehr fallend als kletternd oder gar schreitend, gelangte er in einen zweiten gewölbten Gang und fühlte sich von Wasser umspritzt. Als er sich aus der nassen Überraschung erhoben und seinen Lodenmantel zusammengerafft hatte, stieß er mit dem Kopf an. Ein Geriesel von Mörtel und Mauerwerk war die Antwort. Ein Hustenanfall packte ihn — das hallte unheimlich durch diese dumpfen Keller, oder was ihn da eigentlich umfing. Er beleuchtete das Gewölbe und fand gerade gegenüber eine Art Torbogen. Die Wasserlache wurde durchschritten, er erreichte die Pforte und sah sich in einem neuen Gang, der etwas nach rechts bog. Hier erschrak er tödlich und prallte zurück. Sein Verdacht schoß wieder empor, daß eine Falschmünzerbande in den Kellern dieser verfehmten und gemiedenen Burg hauste. Denn die Reste eines Feuers, wie es etwa Waldarbeiter anzulegen pflegen, um sich ihre Suppe zu wärmen, glommen da vorn am Ende dieses Ganges. „O Himmel, hätt' ich den Revolver behalten!" Er stand wohl einige Minuten und spähte nach den spielenden Flämmchen. Jeden Augenblick war er gewärtig, daß einige wilde Gestalten dahinter emporspringen würden. Er hatte den Knotenstock fest gepackt. Und der Gedanke beherrschte ihn, daß es von seinem Vater Leichtsinn war, ihn ohne Waffe in dieses unterirdische Räuberversteck zu senden. Damit stieg in ihm etwas wie Grimm hoch. Was sollen eigentlich diese Äffereien? Soll ich hier das Fürchten lernen? „Hallo!" rief er. „Ist da jemand?" Das hallte so dumpf und schaurig in der drückenden Luft, daß er vor seiner eigenen Stimme erschrak. Dann schritt er, grimmig und bebend zugleich, auf das Feuer los und sah dahinter einen ganz kurzen Gang. Also hinüber und weiter! Das gelinde Feuer erhellte die nähere Umgebung, und er erblickte über die feinen Flämmchen des brennenden Holzes hinüber, gleich dahinter — es war kein Zweifel — eine eisenbeschlagene Tür! Was ihn zunächst erschreckt hatte, war also zugleich eine Förderung: eine Beleuchtung dieser grauen Tür, deren Eisenquerbänder deutlich sichtbar wurden.

Lodenmantel hochgerafft — und mit großem Schritt über den Funkenhaufen hinüber! Da stand er nun vor der alten Türe.

Er suchte und sah die rostige Klinke. Noch zauderte er einen Augenblick. Dann nahm er den Stock und stieß mit der Eisenspitze pochend an das Eisentor.

Und ehe sich der Hall in dieser Unterwelt verflüchtigt hatte, klang von drinnen eine feste Stimme: „Herein!"

Felix fuhr zurück. Sein Herz schlug bis zum Halse hinan; er glaubte, den Pulsschlag seines Blutes zu hören. Zugleich knirschte in der Tür ein Schlüssel oder ein Riegel. Er stand mit offenem Munde, den Lichtschein der Taschenlaterne auf die eisengraue Pforte gerichtet, erwartend, daß sie sich öffnen und irgend ein Fabelwesen herausspeien würde.

Doch es blieb still. Er hatte Zeit, sich zu sammeln. Das war kein Geisterhauch, was er da vernommen, das war eine natürliche Menschenstimme. Also hauste da jemand. Und nun? Noch einmal klopfen? Das Herein war vernehmlich genug gewesen. Also

griff er nach der Klinke, zuckte zurück, griff noch einmal, drückte nieder — und öffnete die nachgebende, nach innen aufgehende schwere Tür ganz langsam.

Mondlicht flimmerte, natürliches Mondlicht. Und ein frischer Nachthauch wehte sein feuchtes Gesicht an. Er sah sich in der gut erhaltenen Halle mit den romanischen Fensterbogen. Sein Laternenlicht zuckte den Raum ab: da wuchtete ein alter Eichentisch, ein großer Stuhl und dahinter — noch einmal blitzte der Lichtstrahl nach der Stelle — dahinter stand in grauem Mantel ein Mann.

„Lösche dein Licht aus und tritt ein!" befahl der Unbekannte.

Felix gehorchte wie eine Maschine. Dies alles war so außer allen Gesetzen des Alltags, daß er weder fühlte noch dachte; er spürte auch nicht, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand. Doch das Mondlicht zeichnete die Fensterbogen auf den steinernen Boden; er war demnach in der Welt des Wirklichen.

„Hat dir dein Vater gesagt, wer ich bin?" klang es aus dem Schatten.

„Nein."

„Ahnst du, wer ich bin?"

„Nein."

„Du hast also diesen Gang allein gewagt, ohne zu wissen, was dich erwartet?"

„Ja."

„Du hast Mut bewiesen. Wofür hältst du mich?"

„Ich weiß nicht."

Diese Fragen belebten Felix; ja, sie hatten vielleicht den Zweck, ihn zum Sammeln seiner verworrenen Gedanken und zum Reden zu bringen. Es war eine feste und herbe, jedenfalls natürliche Stimme. Ein Mensch also!

„Denke nach, wer ich sein könnte! Nun?"

Felix hatte sich gefaßt.

„Jemand, der — der sich verbirgt — oder verborgen halten muß" —

„Warum wohl?"

„Vielleicht — weil man ihn verfolgt — oder nicht mag — —"

„Da hast du recht: weil ihn die Welt nicht mag! Und warum nicht mag?"

Da keine Antwort kam, fuhr die bittere Stimme fort: „Weil die Welt bodenlos gemein ist, weil sie Unrecht tut und Unrecht leidet, weil sie das Edle und Adlige von jeher verfolgt und getötet hat. Halte mich für ein Gespenst aus alter Zeit oder für einen lebenden Menschen — ich bin beides. Was hast du erwartet, als du hier eindrangest?"

„Vielleicht Räuber" —

„Und findest einen Beraubten", klang es sofort mit düsterem Pathos. „Einen Heimatlosen siehst du vor dir, der sich nicht ans Tageslicht wagen darf. Einen Unglücklichen, den sie zum Sündenbock machen. Ich hab' dich nicht gerufen, weil ich dich brauche; denn ich habe entsagt, habe gebüßt und mag untergehen. Aber ich habe dich gerufen, weil dich die Welt braucht. Diese niederträchtige Welt ist unerlöster als ich; sie braucht immer einen Erlöser, immer, bis der Erdball zerschellt. Du sollst dich stark machen, die Welt oder wenigstens dieses Volk zu erlösen von der Gemeinheit und Mittelmäßigkeit. Und hier, an dieser Stätte des Todes und vergangener Herrlichkeit, will ich dir den königlichen Gedanken einhämmern: erlöse die Welt —



Siegfried — Walter Ditz

oder zerschmettere die Welt, wenn sie der Erlösung nicht wert ist! Ich bin eine Stimme aus dem Jenseits. Betrachte mich als einen Gestorbenen, der nur noch mit einem Wunsch an der Welt hängt und darum als Gespenst spuken muß: daß Einer komme, der die Welt erlöse oder zerschmettere. Ich nehme dir kein Versprechen ab, doch ich gebe dir eine Lebensaufgabe. Meine Stimme wird dich verfolgen bis an dein Grab, Felix Friedrich Meister: erlöse die Welt — oder zerschmettere die Welt!"

Des Unbekannten Stimme, von Groll und Schmerz durchbebt, war mächtig angewachsen. Das Gewölbe hallte.

„Tritt näher!" fuhr der Fremde fort. Felix trat zwei Schritte näher, ganz im magischen Banne dieser Stimme. Die Gestalt, soweit man ihren Umriß erfassen konnte, hatte einen grauen Jägerhut mit aufgekremptem Rand auf dem Kopf und war in einen weiten Mantel gehüllt. Sie hob nun den rechten Arm hoch.

„An diesem Kettchen hängt ein Schlüssel. Nimm ihn und behalte ihn immer um den Hals verwahrt, auf deinem Herzen, wie einen Fetisch oder ein Amulett! Du sollst nie deine Aufgabe vergessen! Dieser Schlüssel wird dir ein Kästchen öffnen; das Kästchen ist im Besitz der Familie Meister. Dein Vater weiß darum. Das Kästchen enthält deine Aufgabe. Erfülle deine Sendung! Du heißest Meister und sollst Meister werden. Was dich erwartet, wenn du Mut und Treue übst, ist nicht wenig. Nimm den Schlüssel!"

Die Hand streckte sich näher. Felix griff in das Zwielicht und erfaßte an feinem Kettchen einen zierlichen Schlüssel.

„Hast du den Mut, mir die Hand zu geben?"

Felix nahm den eben empfangenen Gegenstand samt Stock und Laternchen in die Linke und zögerte keinen Augenblick, sondern streckte die rechte Hand aus. Er fühlte sie ergriffen und spürte einen ungemein festen, langen und warmen Händedruck. Es schien einen Augenblick, als ob ihn der Fremde umarmen wollte; doch überwand er sich nach einem hörbaren Seufzer und zog seine Hand zurück.

„Gott segne dich, Sohn! Geh' an dein Werk! Siege — oder stirb!"

Die Stimme verklang. Der Mann trat ins tiefere Dunkel zurück.

Felix war entlassen. Er drehte sich um, öffnete die hinter ihm zugefallene Tür und kehrte betäubt in den Gang zurück. Er hörte noch, wie hinter ihm der knirschende Riegel wieder abschloß. Wieder schritt er über die kaum noch glimmenden Kohlen, tastete sich an feucht schillernden Wänden zurück bis an die schmale erste Öffnung, wand sich hindurch und stand tiefaufatmend wieder vor dem Vater.

„Bist du zurück?" klang des Alten ruhige Stimme.

„Ja, Vater."

Da war wieder Wald und Gestrüpp und ein ferner Eisenbahnpfiff. Durch den Schleier des Mondlichts hindurch nahm er mit allen fünf Sinnen wieder Besitz von der natürlichen Menschenwelt.

„Und was hast du gefunden?"

Felix hielt am Kettchen den Schlüssel hoch und antwortete erregt:

„Einen Schlüssel — und einen Mann! — Wer war der Mann, Vater?"

„Das wirst du noch alles erfahren. Komm nun nach Hause! Du hast deine erste Ausfahrt gut bestanden."

(Fortsetzung folgt)

Rechts und links

Aus einer stillen Stunde. Von Prof. Dr. Theodor Birt

„Stolz bin ich, die Rechte, auf meine Finger;
Ihr linken Finger seid viel geringer."

Wer sprach da? Es war stockdunkel, das Licht längst abgedreht. Ich lag im Bett gradegestreckt auf meinem Rücken, schwermüde auf den Schlaf harrend; aber er kam nicht. Die Hände hatte ich rechts und links friedlich an meine Schenkel gelegt; denn ich kannte sie, und es war gut, die streitlustigen zu trennen. Aber die rechte Hand hob sich schon mit gespreizten Fingern empor. Sie war es, die da soeben vernehmlich gesprochen hatte: „Stolz bin ich!"

Daß sie sprechen konnten, wunderte mich gar nicht; es gab ja eine „Fingersprache"; in meinen Fingerspitzen aber, das wußte ich längst, sitzt Gehirn. Meine Finger denken und sind wacher als ich. Wenn ich beim Klavierspiel dämmernd sitze, phantasierend einen Akkord greife und nicht weiter weiß, finden sie selbständig ausgreifend im Spiel Melodie und Tonsatz auf den Tasten, und ich überlasse ihnen alles, und sie erquicken mich und erheben meine dumpfe Seele, wenn sie des Trostes der Töne bedarf.

„Rede nur, wenn du nicht schweigen kannst", murrte ich; „aber, bitte, nur nicht in Versen!" Und die rechte Hand war jetzt gehorsam, als sie, leider nur zu verächtlich, zur Linken hinübersprach:

„Schläfst du schon, du Faule? Du hast heute wieder nichts getan. Wir zwei sind dazu da, für diesen armen Poeten, unseren Leibesherrn, zu sorgen, an dessen langstelzigem Körper wir wie die Flügel des Kranichs angewachsen sind. Was wäre dieser Mensch ohne uns? Du aber, du Linke, halfst heut wieder zu nichts Gescheitem und bist nur noch dazu gut, das Gleichgewicht zu halten, damit dieser Zweibeinige, an dem wir haften, wenn er geistesabwesend durch die Straßen trollt, nicht umfällt. Ich aber darf zufrieden einschlafen; denn ich habe heut meine Pflicht getan, habe den Mann gleich morgens beim Aufstehen gewaschen (denn er selbst würde daran nicht denken), ihm das Haar gestrichen, den Bart gewichst (denn ich will, daß er anständig aussieht), habe ihm, weil er hungrig, die Brotscheiben geschnitten und jeden Bissen zum Mund geführt ..."

„Aber ich hielt doch das Brot beim Schneiden", flüsterte da schüchtern meine linke Hand, und auch sie hob sich leise unter der Decke; sie wollte ihre Ehre retten. „Und auf der Straße ..."

„Ja, auf der Straße", fiel die Rechte ein: „bin ich es nicht, die immer den Hut zieht, wenn es zu grüßen gilt? Ich passe auf, daß keine Höflichkeit unterbleibt. Bin ich es nicht, die den Leuten die Hand drückt, herzlich, herzinnig, aber auch kalt, je nachdem ich empfinde; denn ich mache meine Unterschiede."

„Ich aber trug doch indessen den Schirm, als es regnete", rühmte sich die Linke; „das ist doch auch nötig, und ich trug die Pakete. Nur zur Aushilfe bin ich angestellt, ich weiß es; aber ich vergesse meine Pflicht nicht. Es sind oft wichtige Pakete, Manuskripte, für die Druckerei. Ich trage sie sorgsam und voll Hochachtung; denn sie stecken voll Weisheit."

„Aber ich, ich hab' sie geschrieben; ich, die Rechte, bin die Schriftstellerin. Wie sicher ziele ich mit der trockenen Feder, wenn dies uns anvertraute gedankenschwere Menschenkind Tinte braucht, und tauche damit ins Glasgefäß! Wie hüte ich mich vor jeder Verschreibung und forme, gestalte das Chaos der Gedanken, indem ich rechtzeitig Halt gebiete und Punkt und Komma setze! Es ist ja nichts Besonderes, was unser Autor schreibt; aber meine feine Handschrift besticht den Leser, besticht den Verleger, den er immer noch findet, und der die Sachen wirklich drucken läßt und honoriert. Deshalb hasse ich auch die Maschinenschrift; denn ich bin individuell."

„Aber ich, die Linke, halte dabei doch das Löschblatt immer bereit, und wie manchen gräßlichen Fleck, den du machen wolltest, hab' ich glücklich verhindert! Ja, ich, die Linke, halte auch oft die edle Zigarre, an der dieser Mensch rücksichtslos saugt und sie vernichtet. Ich tu es voll Mitleid; aber es ist nötig, daß die Zigarre untergeht; denn dadurch kommen ihm im Laboratorium seines Kopfes die Gedanken, die da aufsteigen wie Rauch aus dem Funken."

„Und doch, wie ungeschickt bist du! Linkisch ist deine Natur von Grund auf. Als ich neulich verwundet war, wußtest du etwa auszuhelfen? Allein schon das Binden der Krawatte, was doch so wichtig ist! Jeder Fehlgriff beruht auf dir. Unpünktlich und ohne Subordination ist die Linke und doch so unfrei, eine Knechtsseele und von Natur zur ewigen Sklaverei bestimmt."

Da erschrak ich. Ein nervöses Zittern ging durch meine linke Hand. Heftig schlug sie gegen den Schenkel, hob sich hoch, als flöge sie auf, und zornig, aber in edlem Wohlklang strömten ihre Worte:

„Gewiß, ich diene gern; doch bin ich frei wie du. Hast du unsre Andachtsstunden vergessen? Musik! Musik! Alles, wovon wir jetzt gesprochen, war nur Sklavendienst, und auch jedes Wort, das die Dichter dichten, ist ja banal gegen die Sprache der Töne. Da ist die Freiheit, der Gipfel des Lebens! Morgen ist ein neuer Tag. Komme mit mir morgen ans Klavier, daß wir zusammen über die Tasten fahren. Was wärst du da ohne mich? Denn ich führe die Bässe. Die Tiefe gehört mir. Wenn der Flügel sich auftut, dann wache ich auf. Das Thema entsteht; es schreitet vorwärts, weitet sich; selige Spannung, im schreitenden Spiel den tragenden Ton suchen und finden, den Rhythmus halten, ein Wandeln und Verwandeln der Harmonien! Die Folgerichtigkeit ist die Wonne, und der Rausch wächst mit dem Gelingen. Ich aber bin es, der dich trägt, und was du gibst, würde zerflattern, wurzelte es nicht in meinen Griffen. An die linke Seite setzte Gott das Menschenherz, und ich bin ihm am nächsten."

Eine Pause entstand. Ich war tief bewegt, aber wagte mich nicht zu rühren. Sie hatte ja recht, die Brave, die da eben gesprochen, und ich wußte es ja: alle Wortdichtung ist nur ein Stammeln; nur die Töne können sagen, was das Herz im Tiefsten erregt. In der rechten Hand aber hatte sich aller Sturm gelegt; ihr Puls ging ruhiger. Sie zauderte erst, dann streichelte sie sanft ihre zürnende Schwester und begann reumütig:

„Versteh' mich, du gute. Du bist wohl oft schwerfällig, bist linkisch geboren; ich aber war übermütig und ungerecht. Das ist mein Laster: die Rechte will

immer recht haben! Aber vielmehr du hast recht. Am Flügel erst erprobt sich unsre Natur. Mein Werk ist da leicht, da ich nur die Melodien hochwerfe und wieder fange wie im Kinderspiel: im Präludium, im Choral, im Marsch, im Liebeslied und jedem Hochgesang. Festigkeit aber, Haltung und Würde kommt durch dich. Du sagst es selber. Ich bin's, die man lobt, und das macht mich eitel; du aber bist größer als ich; denn du bist die Bescheidene."

So sprachen sie und verstummten.

Ich schloß die Augen fester und horchte in die Stille. In meinem Hirn pochte es; Akkordweisen gingen in ihm auf und ab, die sich über mir wölbten wie Kirchenhallen. Meine Hände aber hatten sich gefunden; sie falteten sich, und ich hob sie hoch über die Decke in die Nacht empor. Das war das Ende. Mein Auge wurde feucht. Es war kein lautes Beten. Woran dachte ich? Woran ich immer denke, jede Nacht, wenn ich den Schlaf nicht finde. An dich dachte ich, mein deutsches Vaterland. Auch du hast zwei Hände, und die Linke streitet wider die Rechte; denn jede von beiden hat ihre Gaben, aus Wochen werden Jahre, und es endet nicht. Wann werdet auch ihr euch endlich finden nach all dem Hader? Wann kommt der Tag, wo auch ihr euch zur Feierstunde einhellig ineinanderlegt, des eingedenk, daß ihr nur Dienerinnen seid eines Leibes; daß auch einmal mein Vaterland in Frieden ruhe, um fröhlicher aufzuwachen, wie es nun mir beschieden ist?

Landschaft

Von Heinrich Leis

Mit Schönheit mannigfaltig ausgeschmückt,
Bleibt doch die Landschaft fremd und wie entseelt,
Solang sie noch das tiefste Sein verhehlt
Und ihres Wesens Gleichnis dir entrückt.

Das Einzelne im Vielen, Wald und Feld,
Tal, Berge, Wasser, Frucht und Korn und Reben,
Kann nur ein Ahnen von dem Ganzen geben,
Das sich im Spiel des All schafft und erhält.

Erst mählich wird die Landschaft dir vertraut,
Da sie in deine Seele eingegangen,
Du selbst ihr Teil bist und in ihr gefangen,
Dein Bild in ihrem Spiegel hast erschaut.

Nur teilhaft selbst des allgemeinen Seins,
Verströmter Lebensfülle, wirst du deuten
Ein urgeheimes schenkend Sich-Vergeuden
Und ruhen tiefbeglückt im All und Eins.

Die erste Vision

Von Wilhelm von Scholz

Vorbemerkung. Aus dem im Horenverlag in Berlin erscheinenden Werke von Wilhelm von Scholz: „Perpetua' der Roman der Schwestern Breitenschnitt". Der Roman behandelt das Schicksal zweier Zwillingsschwestern, von denen die eine als Hexe verbrannt wird, die andere schon bei Lebzeiten als Heilige gilt, und spielt im Augsburg der Renaissance.

Als ob nur dies eine notwendig gewesen wäre: daß Katharina Mauern von Einsamkeit um sich aufrichtete, sich in eine Umschlossenheit begab, in der selbst die wenigen Menschen nur wie Dinge oder Tiere waren: fremde, alte, beziehungslose, ihr stumme Wesen — sie war noch nicht eine Woche in das Seelhaus eingetreten, als ein tiefes Ausruhen von ihren bisherigen Erlebnissen über sie kam. Dieses Ausruhen war zugleich das letzte völlige Schwinden ihrer Erlebnisse, das ohne ihr Zutun geschah, nicht anders, als wie ein Traum aus dem Erwachenden schwindet.

Besonderen Lieblingen des Himmels ist es beschieden: ohne schweren Kampf und beißende Reue hinwegzugleiten selbst von Unreinheit und Schuld zu Reinheit und Unschuld, in ein neues Tal ihres Lebens — ein Übergang, den die Menschen sonst nur mit Qualen, Krampf und Kampf, mit Zerknirschung und Buße vollziehen können. Freilich bleibt auch den Lieblingen des Himmels ein Stachel zurück, ein Wegwenden des Blicks von der Vergangenheit, ein Sich-nicht-gern-Erinnern, eine Wehmut; auch ein Fragen der Gedanken: wie Schuld vergehen und von selbst sich aufzulösen vermöge? — und dann ein Staunen, das dieses Sinken aus Tun in Schlaf, aus Hast in währende Zeit begleitet und mitgeht aus dem Zerrissensein in die ruhige Gesammeltheit des Herzens. Die hatte Katharina dann und wann schon in ihrem Leben gespürt; jetzt kam sie voller, tiefer über und in sie. Sie konnte still, den Blick ohne Bewegung der Augen vor sich auf den Boden gerichtet sitzen wie eine Wartende.

Wußte sie, daß sie eine Wartende war? Wir wissen es so selten im Leben, wenn all unser Nicht-tun-Können, Erlahmen oder jagende Unruhe, nichts anderes ist, als ein Warten auf etwas, das schon auf uns zukommt.

In einer unsichtbaren, noch verschlossenen Pforte standen hinter jeder Wand, vor der Katharina arbeitete oder ging, Gestalten, die Hand schon am Türgriff, die Pforte zu öffnen. Katharina ging unter ihrer Nähe hin wie im Bann, jeden Raum, jede Stunde scheu betretend, weil der eben anbrechende Augenblick die Wand aufreißen konnte. Aber noch verzog es und sammelte es sich über ihrem Haupt, ein Gewitter voller zuckender Strahlen, dessen erster aufleuchtender Blitz zauderte.

Die Wartende bereitete sich. Sie hielt alle irdischen Wünsche, selbst die unabweisbaren nach Speise und Trank, gefesselt und gab ihnen nur spärliche Nahrung, löschte den Leib aus als eine lästige, die große Gewalt des Dunkels nicht hereinlassende Flamme, um zu sich zu ziehen, was sie um sich fühlte und nicht nennen noch rufen konnte. Es griff aus ihr hinaus mit sehnsüchtigen Armen durch Wände und Böden, durch Dach und Wolken — ihr schauderte, wenn sie sich so hinausgewachsen dachte; oder sie träumte und sann, der Himmel stiege, Dach und Böden über ihr fortnehmend, über ihrem geschlossenen und doch sehenden Auge ins Haus nieder, und aus seiner kristallblauen Tiefe, geheimnisvoll sich zusammenballend als Wolke,

wehten die heiligen Gestalten zu ihr, mit ruhig mahnendem Blick sie, die Sünderin, ansehend und milde ihr winkend; oder eine Stimme schien ihr des nachts zu erschallen, ganz von innen und doch so laut, daß Katharina dachte, alle im Hause müßten wach werden, und verkündete ihr Kommendes, den Tod von Menschen oder Heilungen von Kranken, Aufträge von Gestorbenen aus dem Schattenreich an ihre Hinterbliebenen, und gab ihr manchmal unverständlich seltsame Befehle, die Katharina wieder vergaß — als zöge der verhallende Schall der Geisterworte das, was davon in ihr Ohr gedrungen, saugend wieder heraus und in sein Verhallen hinein und mit fort, so daß sie, zu sich kommend, wieder dieser Worte ganz leer war. Aber sie fühlte, daß all dies nur erst Schatten und Ahnung von Künftigem war, das groß und furchtbar sein würde wie der Tod. Davor zitterte sie. Darauf wartete sie.

Da kam der Morgen eines Feiertages, an welchem alle Pfründnerinnen das Seelhaus verließen, um zum Hochamt in die Kreuzkirche zu gehen, und Katharina allein als Hüterin zurückbleiben mußte. Ein Zittern befiel Katharinen, als die letzte der alten Stiftsfrauen, die sich versäumt hatte, ging. Katharina lief ihr an die Tür nach, um sie zurückzuhalten; die Frau war krank gewesen, es wehte draußen ein rauher Wind, eine Warnung war schon zu verstehen. Aber die Alte sagte, während gerade die Glocken mächtigen Tons über alle Dächer schwangen: „Ich will Wind und Kälte nicht fürchten, wenn Gott ruft!"

Da hörte Katharina schon von einer anderen Stimme gesprochen als der der forttrippelnden alten Seelhäuslerin. Katharina trat rückwärts, horchend in den Hausgang zurück, den der zufallende Türflügel schloß. Die Stimme sauste weiter um ihren Kopf, indem sie das Glockengesumm und das Rauschen des Windes mit in ihren Atem nahm und die Worte größer und drohender wiederholte: „Gott ruft!"

Tastend, tappend, fast eine Trunkene, stieg Katharina mühsam die Stufen von der Haustür im Flur hinauf — willens, sich zur Kapelle zu schleppen, kam aber nur bis in den alten dunklen Gewölbegang vor der Tür zur Kapelle.

Das wuchs das Brausen der Stimme, die nun keine Worte mehr sprach, sondern Sturm, daß Katharina taumelte und von Sinnen fiel. Sobald sie lag, schwoll das Brausen ab und wurde ferner, als hätte die Stimme den Sturm zu entlegenen Wäldern oder dem Meere fortgesendet, um wieder menschlich zu sprechen. Es rief: „Bereite Dich!" Das rief es dreimal. Beim dritten Mal fuhr die Stimme fort: „Ich habe dich mir erwählt, damit du für mich leidest, sterbest und zeugest. Eine kurze Zeit, du sollst Segen bringen den Menschen, Genesung und Heil. Unbegreiflichen Segen, unbegreifliche irdische Freude und Genesung nach meinem Willen. Sie sind unnütz dem Leib des Staubes, und keine Freude ist, als die ewige. Dennoch sollst du sie bringen, sollst sie nicht begreifen und dennoch bringen. Nach meinem Willen. Bereite dich zu sterben und zu leben!"

Dann schwieg die Stimme. Aber Katharina, die noch kein Glied rühren konnte, spürte, daß durch ihre noch geschlossenen Augenlider Licht drang.

„Siehe, wie mild das Sterben ist, das ich dir gebe!" hörte sie, und ihre Augen öffneten sich. Sie sah vor Blendung zuerst nichts, dann eine umgrenzte herstürzende Lichtflut und erkannte jetzt: die Kapellentür war wie ein Spalt in der Mauer offen bis ins Dachgebälk. Darin stand schwebend, engelumgeben der Herr, hinter dem

sie Maria und andere den Kapellenraum füllende Heilige gewahrte. Sie staunte, daß es ganz so war, wie es einst in ihrer Kinderzeit die Nonne Benigna ihr und ihrer Schwester erzählt. Sie staunte und schaute.

Als der Herr das Wort: „Siehe, wie mild das Sterben ist, das ich dir gebe!" wiederholte, winkte er zugleich einem Engel, der eine Fackel trug. Der schwebte zu Katharinen nieder, streifte ihr Gewand vom Fuß bis zum Hals mit der Flamme, daß es als lebendiges Feuer um Katharinens Leib lohte. Aber Katharina, die selig und beglückt in das göttliche, auf sie niederblickende Auge des Herrn sah, spürte keinen Schmerz, sondern eine alle ihre Glieder umhüllende Wonne. Dann fühlte sie sich von der Lohe — wie ein brennendes Pergamentblatt, das seine Flammen aufflattern lassen — emporgehoben, den leuchtenden Gestalten zu. Da schwanden ihr die Sinne...

Ferne Geliebte

Von Anton Schnack

Sie wölbt sich mit dem kinderzarten Leib in tiefen Schlaf
und sinkt von Traum zu Traum.
Ein Blumenduft, ein unruhig Ding, ein Wild, das keiner sah,
Der Atem und das Antlitz eines Engels sind ihr nah,
Und Schatten fällt auf sie vom goldnen Sternenbaum.

Es blüht in ihr die Anmut der kristallnen blauen Nacht,
Ein seidner Wiesennebel, Quellenmelodie, ein Hang mit Thymian,
Das Lilienfeld am Abend, der Teich des weißen Schwan,
Ein Stern hat sich mit wunderbarem Weltenschein hoch über sie gedacht...

Die milden Winde sitzen an der Kindertür,
Die Wälder senden Traumgeruch zu ihr herein,
Perlmutterfalter schweben um ihr Antlitz wie ein Silberschein.

Der rote Hügelmond rollt aus dem Tor der Nacht herfür,
Die Rehe kommen scheu zu zwei'n und drei'n
Und wollen gute Hüter ihres traumverklärten Schlafes sein.

Briefe des Freiherrn vom Stein und Ernst Moritz Arndts an den Grafen Friedrich Ludwig Christian zu Solms

Herausgegeben von Dr. Eduard Edwin Becker

Aus unseren unerquicklichen Zeiten wenden wir den Blick so gern zurück in die herrliche Vergangenheit unseres Volkes. Aufjauchzenden Herzens erleben wir die gewaltigen Schicksale des deutschen Volkes stets von neuem; stets bedrückt uns aber auch immer wieder die Erkenntnis, wie so oft große Zeiten ein kleines Geschlecht fanden, wie unser Volk immer wieder dem Augenblicke ausschlug, was keine Ewigkeit zurückbringen kann. Vor allen andern Zeiten lassen die der Befreiungskriege unsere Herzen höher schlagen, erfüllen uns mit Stolz auf die prachtvollen Männer, die das deutsche Volk damals aus sich hervorbrachte, aber auch mit Trauer, ja mit Ekel über die Jämmerlinge, die störten, was jene erstrebten, ja vernichteten, was jene erbaut hatten.

Das gewaltige Werk, das die Großen, ein Stein und Arndt und Hardenberg, ein Scharnhorst und Blücher und Gneisenau erstellten, war ihnen nur möglich, weil sie treue, hingebende Mitarbeiter fanden, die mit tiefem Verständnis ihr Tun begleiteten und ihre Pläne ausführten. Einen dieser Mitarbeiter zeigen uns die folgenden Ausführungen in seinem Verkehr mit zwei Großen des Deutschtums.

Friedrich Ludwig Christian Graf zu Solms-Laubach war als Sohn des Erbgrafen Georg August Wilhelm und dessen vortrefflicher Gattin, Elisabeth, geborener Prinzessin zu Ysenburg-Birstein, am 29. August 1769 geboren. Früh verlor er seinen Vater. Nach Vollendung seiner Studien und eines Vorbereitungsdienstes am Reichskammergericht zu Wetzlar und am Reichstag zu Regensburg erhielt er bereits 1791 eine Stelle als Reichshofrat zu Wien. Doch schon 1797 nahm er seinen Abschied. Seine Mutter, die sein Ländchen bisher recht trefflich regiert hatte, sehnte sich nach Ruhe; er selbst war im Tiefsten unzufrieden mit der Art, wie in Wien die Geschäfte Deutschlands geführt wurden. Von Laubach aus hatte er mehrfach Gelegenheit, in die gewaltigen Ereignisse, die damals Deutschland bewegten, einzugreifen. Er nahm als Bevollmächtigter der Wetterauer Grafen am Rastatter Kongreß teil, er führte vor und nach der Mediatisierung seines Landes und der andern Grafschaften wichtige Verhandlungen mit den französischen Behörden. In dieser Zeit wuchs in ihm die starke Abneigung gegen alles französische Wesen und ein inniges lebendiges Deutschgefühl. Hoch flammte dies auf in den Freiheitskriegen.

Als die Heere der verbündeten Mächte nach dem Westen Deutschlands kamen, stellte er sich freudig zur Verfügung. Freiherr vom Stein übertrug ihm die Leitung des Kreditwesens und die allgemeine Lazarettverwaltung in ganz Deutschland, später auch noch die Verwaltung der Abgaben (Oktroi) von der Rheinschiffahrt. Die Ehrungen, die ihm Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm durch Orden und Ehrengeschenke erwiesen, zeigten, wie sehr sie die Einsicht und den Eifer, womit der Graf die übernommenen Pflichten erfüllte, schätzten und anerkannten. Noch mehr zeigt dies die herzliche Freundschaft, die ihm Freiherr vom Stein von da an bewahrte.

Nachdem der Graf noch am Wiener Kongreß mit Erfolg teilgenommen hatte, bewies ihm König Friedrich Wilhelm sein vollkommenes Vertrauen, indem er ihm ein Amt anvertraute, das die allerhöchsten Ansprüche an Geschick und Takt stellte: er ernannte ihn zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der dieses zum großen Teil erst neuerworbene Land überhaupt erst organisieren mußte; bald darauf wurde er der erste Kurator der Rheinischen Universität zu Bonn. In dieser Eigenschaft trat er auch in nahe Beziehungen zu Arndt. Mitten aus segensvoller und erfolgreicher Tätigkeit riß ihn der Tod im rüstigen Alter von 53 Jahren am 24. Februar 1822.

Sein überaus reichhaltiger, für die deutsche Geschichte in einem ihrer bewegtesten Abschnitte außerordentlich aufschlußreicher Briefwechsel liegt im Gräflichen Archiv zu Laubach. Ihm sind die nachfolgenden Briefe entnommen. Für die Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung werden mit dem Verfasser auch die Leser Seiner Erlaucht dem Grafen Georg Friedrich zu Solms-Laubach aufrichtigen Dank wissen.

I. Die Briefe des Freiherrn vom Stein

1. Der erste Brief bezeichnet wohl den Beginn der dienstlichen Beziehungen während der Freiheitskriege. Der Graf hatte seine Stellung im Dienste der Verbündeten angetreten. Stein wünschte, daß er nicht nur vom russischen Kaiser und vom preußischen König eine Vollmacht besäße, sondern daß er sich auch eine solche von Kaiser Franz ausstellen lasse.

Veuillez me faire l'honneur de m'informer si votre pleinpouvoir a été signé de la part de S. M. I. d'Autriche, et en cas que cela n'aie été fait, je vous prie instament, Monsieur le Comte, de pousser cette affaire autant qu'il vous est humainement possible.

Agrées l'assurance de ma très haute considération

Ffort. le 16. de Dec. 1813 C. H. d. Stein

A Monsieur

Le Comte de Solms Laubach

2. Der zweite Brief führt uns bereits in die dienstlichen Beziehungen der beiden Männer. Zur Aufbringung der Kriegskosten war eine Umlage auf die früheren Rheinbundsfürsten in der Höhe ihrer einjährigen Einkünfte beschlossen worden. Die einzelnen Fürsten gaben dazu Schuldscheine (Obligationen) aus, mit denen die Hauptmächte, Österreich, Rußland, Preußen und Schweden, ihre Zahlungen leisteten. Die Durchführung des Beschlusses lag in den Händen des Grafen. Aus dem Brief geht hervor, daß Stein die Lage noch nicht für völlig gesichert hielt und die Fürsten mit dem Argwohn ansah, sie dächten mit Hoffnung an die Rückkehr des „großen Gespenstes". Kennzeichnend für die Zeit und für den Mann ist auch die Warnung vor den Darmstädtischen und Badischen Posten.

ps. d. 12. Jan. 1814

Strasburg d. 7. Januar 1813 (4)

Nicht mir sind E Hochgebohren Dank schuldig, sondern von mir müssen Sie ihn erwarten, daß Sie sich denen Ihnen uebertragenen Geschäften haben unterziehen wollen, die mit mannichfaltigen Unanehmlichkeiten verbunden sind, und ich hoffe, Sie werden bey denen getroffenen zweckmäsigen Maasregeln, gegen Ende dieses Monats mit der Vollziehung der Obligation zu Stande kommen. Es ist sehr uebel, daß diese Angelegenheit so wenig wie die ganze deutsche Sache nach einem zusammenhängenden durchdachten Plan, behandelt worden ist, die größeren Stände sind also ausgeschlossen, und die ganze Summe der Obligation reduzirt sich also auf 20 Mill. f.

Da das Kriegstheater nun auf dem linken Rhein-Ufer ist, so vermindert sich allerdings die Masse von Lieferungen, so Deutschland zu machen genöthigt ist, und die Bedürfnisse für die Armee werden aus Frankreich gezogen werden. Es kann also wohl seyn, daß jene Summe mehr wie zureichend seyn wird — was wird mit dem Ueberschuß geschehen? ich glaube er muß denen Schuldnern erlassen werden.

Die Lazareth-Angelegenheit wird noch mehrere Schwierigkeiten haben, indem es hier auf baare Beyträge ankommt, welche denen zur Leistung Verpflichteten, noch schwieriger aufzubringen sind. Mit der Beharrlichkeit und Geschäftskunde, die Ewer Hochgebohren eigen ist, werden Sie auch diese Sache beendigen, und es hängt alles von dem Fortgang der kriegrischen Unternehmungen ab, denn so wie die Hoffnung oder Furcht für der Zurückkehr des großen Gespenstes immer mehr verschwindet oder wächst, so werden die Fürsten geschmeidiger oder vester werden.

Ist ihnen der Auffsatz des H. v. G. wieder von Leipzig zugesandt worden? Da ich nichts davon gehört, so habe ich meinen Correspondenden wieder an seine Besorgung erinnert.

Man muß durch dergleichen Schriften den oeffentlichen Geist leiten und beleben, die Zeit wird manches unerwartete zur Reife bringen, wie sie es bisher schon gethan hat.

Morgen gehe ich nach Basel ab — die für mich bestimmte Schreiben bitte ich an Oesterreichische Courriere oder an das Preußische in Prag (!) befindliche PostAmt abzugeben, ich halte es bedenklich, sie denen Darmstädtischen u. Badenschen Posten anzuvertrauen.

Mit denen Gesinnungen der ausgezeichnetesten Hochachtung verbleibe ich

E Hochgebohren

Gehorsamer Diener

K. H. v. Stein

3. Auch der dritte Brief, in Basel geschrieben, läßt uns einen Blick in die Sorgen des großen Mannes tun. Bei der schlappen Art, in der die Verbündeten, außer Blücher, den Krieg führten, mußte er Rückschläge befürchten. Der Brief zeigt uns aber auch das tiefe Vertrauen, das Stein in den kurzen Wochen der Zusammenarbeit zu dem Grafen gefaßt hatte.

Basel d. 16. Januar 1814.

Euer Hochgebohren ersuche ich die Güte zu haben, beykommenden Kasten sorgfältig verwahren zu lassen — er enthält bedeutende Papiere, die ich denen Ereignissen so man in Frankreich, möglichst wenn gleich höchst unwahrscheinlicher Weise ausgesetzt ist, nicht preißgeben will.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verbleibe ich

E Hochgebohren

Gehorſ. Diener

K. H. v. Stein.

Lassen E Hochgebohren ihre
Briefe nur durch die Preußische
zu Francfurt befindliche Post nach dem großen Hauptquartier gehen.

4. Eine ganz andere Stimmung atmet der nächste Brief. Kaiser Alexander hatte die Widerstände, die Österreich einer Fortsetzung des Kriegs entgegengesetzt hatte, überwunden. Frohlockend sieht Stein den Weg nach Paris offen. Graf Münster, der hannoverische Gesandte des Königs von England, hatte fest zu ihm gehalten.

Bezeichnend für die Verhältnisse sind wieder die Bemerkungen über die darmstädtischen Drohungen. Ein Neffe des Grafen, der im österreichischen Heere stand, sollte von der Regierung gezwungen werden, den Dienst bei dieser „fremden Truppe“ zu verlassen. Zwei Neffen des

Grafen dienten damals im k. k. Heere, Graf Karl Friedrich Christian Ferdinand von Solms-Assenheim im Kürassierregiment Liechtenstein und dessen Bruder Friedrich Ludwig Heinrich Adolf im Ulanenregiment Schwarzenberg. Der letztere zeichnete sich gerade in diesen Tagen besonders aus. Er war es, der dem Fürsten Schwarzenberg die ersten sicheren Nachrichten über die Stärke und die Aufstellung des französischen Heeres überbrachte. Welcher von beiden Brüdern hier gemeint ist, läßt sich nicht sagen.

Langres d. 28. Januar 1814.

Euer Hochgebohren danke ich für die Sorgfalt so sie auf die Aufbewahrung meiner Attenkiste wenden wollen, sie enthält sehr wichtige Geschäftspapiere, die ich der möglichen Gefahr, in Feindeshände zu fallen, nicht aussetzen wollte.

Wir gehen rasch u. unaufhaltsam vor (trotz) unter der Leitung des edelsten und kräftigsten aller Menschen, (trotz) K. Alexanders, trotz der Ränke u. des Doppelsinns und der Erbärmlichkeit, das Ungeheuer muß stürzen — alsdann wollen wir uns ein Vaterland wieder aufbauen, und dann kommen E. Hochgebohren zu uns nach Paris, oder schicken uns Gaertner (das erstere ist besser) und dort schließen wir eine deutsche Bundes-Acte, die Sicherheit des Eigenthums und der Person verbürgt u. eine politische Freyheit verschafft.

Graf Münster ist ein braver rechtschaffener Mann, der das Recht u. sein Vaterland liebt.

Ihr Herr Neveu braucht sich um die Darmstädtische Drohungen nicht zu bekümmern, er muß ihnen antworten, daß Oestreichische Truppen für den Deutschen keine fremde Truppen sind, und daß er also seine Dienst-Verhältnisse nicht aufgeben werde.

Wegen des Graf. Degenfeld, schreibe ich heute — die Sache wird keine Schwierigkeiten haben.

Graf Münster ist eben angekommen, seyn sie ueberzeugt, wir werden die Angelegenheiten Deutschlands gewiß mit Nachdruck bearbeiten, sobald die Hauptsache entschieden ist.

Hochachtungsvoll verbleibe ich

E Hochgebohren

Gehorsamster D.

K. H. v. Stein

5. Auf der Höhe seines Lebens erscheint Stein in dem fünften Briefe, den er am 1. Mai 1814 von Paris aus schreibt. Napoleon liegt besiegt am Boden. Nun geht es nach Wien, wo die deutschen Angelegenheiten zum Schluß kommen, in einer jedes deutsche Herz befriedigenden Weise geordnet werden sollen. Stein ahnte nicht, daß es noch Wochen, bis zum 3. Juni, dauern sollte, bis er von Paris abreisen konnte, noch weniger, daß in Wien ein Geist sich zeigen sollte, der seine hochfliegenden Wünsche und Hoffnungen vernichten würde.

Paris d. 1. May 1814

So weit ich gegenwärtig die Sachen uebersehe, so wird alles von hier weggehen am Ende der kommenden Woche, der K. Alex. u. K. von Preußen nach England, der K. Franz nach Wien — ich werde mit allen den zu mir gehörigen Geschäftsleuten nach Ffurt gehen, diese dort lassen, und E Hochgebohren vorschlagen, allein oder mit mir nach Wien zu reisen, wo die Deutsche Angelegenheiten zum Schluß werden gebracht werden. Ich ersuche E Hochgebohren, mir und meiner Umgebung



Quartiere in Ffurt verabreichen (?) zu lassen — und ueber das Weitere werden wir uns näher besprechen. Hochachtungsvoll verbleibe ich

E. Hochgebohren

Gehorsamster D.

K. H. v. Stein.

6. In den folgenden Zeiten traten die beiden Männer einander immer näher. Gemeinsamkeit des vaterländischen Empfindens und der staatlichen Auffassung führte sie zusammen. Wir erkennen das aus den Gutachten, die der Graf an Stein schickte wegen der Verfassungen in Württemberg und Nassau und wegen der Erbfolge in Baden (Abgedruckt bei Pertz, Das Leben des Freiherrn vom Stein 4, 718—735. 5, 73—75 und 83—85).

Das folgende Schreiben ist bereits an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz gerichtet. Es zeigt uns, daß Stein, wenn er auch kein Amt mehr angenommen hatte, seine Erfahrung und seinen Scharfsinn der Organisation der neuen Provinz widmete. Wir sehen ihn auch als Fürsprecher der notleidenden, von aller Welt vergessenen Kanzleipersonen des alten Reichskammergerichts zu Wetzlar, wie für einen einzelnen jungen Mann. „Den Franzosen sehr abgeneigt"!, das ist ihm das Kennzeichen eines guten Deutschen. Mehr braucht es nicht zur Empfehlung. Zu Hartig, dem großen Forstmann, hatte Stein seit langem nahe Beziehungen.

Nassau d. 16. Oct. 1815.

E Hochgebohren habe ich die Ehre, ein an mich gerichtetes Schreiben des H. G. R. v. Hügel Exzel. d. 5. Oct. mitzutheilen, und ueberlasse denenselben die Wahl der Mittel das Elend der Wetzlarer Canzleypersohnen zu mildern.

Da E Hochgebohren gegenwärtig mit dem Entwurf eines Organisationsplans beschäftigt sind, so ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm meine Ansichten ueber einen wichtigen Zweig der Provincial-Verfassung, ueber das Gemeinde Wesen oder Municipalwesen zu erhalten.

Mit denen Gesinnungen der vollkommensten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre

E Hochgebohren

Gehors. D.

K. H. v. Stein

Zugleich empfehle ich den Inhalt des Schreibens des Nass. Ob. Forstmst. v. Schwarzenau z. E Hochgebohren Aufmerksamkeit — er ist ein braver junger Mann, dem H. Hartig ein gutes Zeugnis giebt, denen Franzosen sehr abgeneigt u. sein alter Vater ist ein sehr achtbarer Mann — seine Verwandten sind fast alle in Preuß. Diensten.

7. Langsam nur ging die Gründung des Deutschen Bundes vor sich. Der nächste Brief zeigt uns die Ungeduld des großen Staatsmannes. Zwar hatte er die Stelle eines Bundestagsgesandten ausgeschlagen; aber er wohnte in Frankfurt und beobachtete mit Ingrimm die Lässigkeit, mit der die deutschen Regierungen an den Ausbau des Deutschen Bundes gingen. Eichhorn war Steins Gehilfe in der Zentraldirektion der besetzten Gebiete gewesen; nun war er, durch Humboldt und Gneisenau empfohlen, in das Auswärtige Departement eingetreten. Was die Vorstellungen der Herren Lebens und Eichhorn betrifft, so war nicht zu ermitteln, worum es sich handelt. Es könnten Denkschriften über die Regelung der ständischen Angelegenheiten gewesen sein, mit denen sich Stein damals mit innerster Teilnahme beschäftigte. Doch könnte es sich auch bereits um die Sammlung der deutschen Altertümer handeln, die damals in Steins Gesichtskreis trat, und mit der wir ihn später fast ausschließlich beschäftigt finden.

Euer Hochgebohren
habe ich die Ehre in den Anlagen zwey Vorstellungen derer H. Lebens und Eichhorn mitzutheilen — beyde sind geschickte und brave Männer.

Noch ist kein bayrischer, keyn Badenscher Gesandter auch kein Würtembergischer hier — unterdessen hoffen und harren die übrige auf der ersteren Ankunft.

Wir erwarten E Hochgebohren mit Sehnsucht —

Mit denen Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre E Hochgebohren

Ffurt d. 9. Dec. 1816. K. H. v. Stein.

8. Der folgende Brief betrifft ein Waldtauschgeschäft. Stein hatte von der preußischen Regierung die Domäne Cappenberg ertauscht und damals gerade übernommen. Stein wandte sich an den Oberpräsidenten mit der Bitte, einen für beide Teile vorteilhaften Tausch zu beschleunigen. Dabei kann er sich nicht versagen, mit Ingrimm auf einen Beschluß der Bundesversammlung zu Frankfurt hinzuweisen. Diese hatte in einem Streit zwischen den Großherzögen von Mecklenburg und deren Ständen ein Urteil zu sprechen, faßte es aber so, daß es beiden Teilen möglichst recht zu geben suchte.

Francfurt d. 26. Jan. 1817.

Ich erbitte mir von E Hochgebohren nur auf eine Minute Gehör für meinen Bevollmächtigten, Herrn Pastor Fey aus Bodendorff bey Remagen —

Es hat die Coblenzer Regierung die Regierung zu Coeln ersucht, den Forstmeister Correns zu Brühl mit Vollziehung eines von ersterer mit mir vorgenommenen WaldtauschGeschäftes zu beauftragen —

Daß dieses geschehe und H. Correns die Sache beschleunige, bittet H. Pastor Fey in meinem Nahmen.

Ich breche ab und sage nichts von dem Titou (?), der bey Ihnen statt der Sonne erschienen, von unsern Bundesmännern, die d. 22. Dez. beschlossen, in der landständischen Angelegenheit das kühne Wort auszusprechen: Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß.

Mit denen Gesinnungen der ausgezeichneten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre
E Hochgebohren

Gehorsamster Diener
K. H. v. Stein

An den Herrn Grafen von
Solms Laubach Hochgebohren
Ober Präsidenten, Groß Creutz des
rothen Adler u. St. Annen Orden
zu
Coeln

9. Nachdem Stein aus der staatsmännischen Laufbahn ausgeschieden war, wandte er sich mit voller Hingabe der Förderung geschichtlicher Forschungen zu, die zur Herausgabe der Monumenta Germanica, jenes Grundwerks deutscher Geschichtsforschung, führten. Die folgenden Briefe sind ganz von diesen Bestrebungen beherrscht. Mit Bewunderung sehen wir, wie sich Stein um die Einzelheiten der wissenschaftlichen Fragen kümmert, und wie er das volle Gewicht seines Namens und Ansehens einsetzt, um Mitglieder zu werben und tätige Unterstützung der einzelnen Unternehmungen zu finden.

Quartiere in Ffurt verabreichen (?) zu lassen — und ueber das Weitere werden wir uns näher besprechen. Hochachtungsvoll verbleibe ich

E. Hochgebohren

Gehorsamster D.

K. H. v. Stein.

6. In den folgenden Zeiten traten die beiden Männer einander immer näher. Gemeinsamkeit des vaterländischen Empfindens und der staatlichen Auffassung führte sie zusammen. Wir erkennen das aus den Gutachten, die der Graf an Stein schickte wegen der Verfassungen in Württemberg und Nassau und wegen der Erbfolge in Baden (Abgedruckt bei Pertz, Das Leben des Freiherrn vom Stein 4, 718—735. 5, 73—75 und 83—85).

Das folgende Schreiben ist bereits an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz gerichtet. Es zeigt uns, daß Stein, wenn er auch kein Amt mehr angenommen hatte, seine Erfahrung und seinen Scharfsinn der Organisation der neuen Provinz widmete. Wir sehen ihn auch als Fürsprecher der notleidenden, von aller Welt vergessenen Kanzleipersonen des alten Reichskammergerichts zu Wetzlar, wie für einen einzelnen jungen Mann. „Den Franzosen sehr abgeneigt"!, das ist ihm das Kennzeichen eines guten Deutschen. Mehr braucht es nicht zur Empfehlung. Zu Hartig, dem großen Forstmann, hatte Stein seit langem nahe Beziehungen.

Nassau d. 16. Oct. 1815.

E Hochgebohren habe ich die Ehre, ein an mich gerichtetes Schreiben des H. G. R. v. Hügel Exzel. d. 5. Oct. mitzutheilen, und ueberlasse denenselben die Wahl der Mittel das Elend der Wetzlarer Canzleypersohnen zu mildern.

Da E Hochgebohren gegenwärtig mit dem Entwurf eines Organisationsplans beschäftigt sind, so ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm meine Ansichten ueber einen wichtigen Zweig der Provincial-Verfassung, ueber das Gemeinde Wesen oder Municipalwesen zu erhalten.

Mit denen Gesinnungen der vollkommensten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre

E Hochgebohren

Gehors. D.

K. H. v. Stein

Zugleich empfehle ich den Inhalt des Schreibens des Nass. Ob. Forstmst. v. Schwarzenau z. E Hochgebohren Aufmerksamkeit — er ist ein braver junger Mann, dem H. Hartig ein gutes Zeugnis giebt, denen Franzosen sehr abgeneigt u. sein alter Vater ist ein sehr achtbarer Mann — seine Verwandten sind fast alle in Preuß. Diensten.

7. Langsam nur ging die Gründung des Deutschen Bundes vor sich. Der nächste Brief zeigt uns die Ungeduld des großen Staatsmannes. Zwar hatte er die Stelle eines Bundestagsgesandten ausgeschlagen; aber er wohnte in Frankfurt und beobachtete mit Ingrimm die Lässigkeit, mit der die deutschen Regierungen an den Ausbau des Deutschen Bundes gingen. Eichhorn war Steins Gehilfe in der Zentraldirektion der besetzten Gebiete gewesen; nun war er, durch Humboldt und Gneisenau empfohlen, in das Auswärtige Departement eingetreten. Was die Vorstellungen der Herren Lebens und Eichhorn betrifft, so war nicht zu ermitteln, worum es sich handelt. Es könnten Denkschriften über die Regelung der ständischen Angelegenheiten gewesen sein, mit denen sich Stein damals mit innerster Teilnahme beschäftigte. Doch könnte es sich auch bereits um die Sammlung der deutschen Altertümer handeln, die damals in Steins Gesichtskreis trat, und mit der wir ihn später fast ausschließlich beschäftigt finden.

Euer Hochgebohren

habe ich die Ehre in den Anlagen zwey Vorstellungen derer H. Lebens und Eichhorn mitzutheilen — beyde sind geschickte und brave Männer.

Noch ist kein bayrischer, keyn Badenscher Gesandter auch kein Würtembergischer hier — unterdessen hoffen und harren die übrige auf der ersteren Ankunft.

Wir erwarten E Hochgebohren mit Sehnsucht —

Mit denen Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre E Hochgebohren

Ffurt d. 9. Dec. 1816. K. H. v. Stein.

8. Der folgende Brief betrifft ein Waldtauschgeschäft. Stein hatte von der preußischen Regierung die Domäne Cappenberg ertauscht und damals gerade übernommen. Stein wandte sich an den Oberpräsidenten mit der Bitte, einen für beide Teile vorteilhaften Tausch zu beschleunigen. Dabei kann er sich nicht versagen, mit Ingrimm auf einen Beschluß der Bundesversammlung zu Frankfurt hinzuweisen. Diese hatte in einem Streit zwischen den Großherzögen von Mecklenburg und deren Ständen ein Urteil zu sprechen, faßte es aber so, daß es beiden Teilen möglichst recht zu geben suchte.

Francfurt d. 26. Jan. 1817.

Ich erbitte mir von E Hochgebohren nur auf eine Minute Gehör für meinen Bevollmächtigten, Herrn Pastor Fey aus Bodendorff bey Remagen —

Es hat die Coblenzer Regierung die Regierung zu Coeln ersucht, den Forstmeister Correns zu Brühl mit Vollziehung eines von ersterer mit mir vorgenommenen WaldtauschGeschäftes zu beauftragen —

Daß dieses geschehe und H. Correns die Sache beschleunige, bittet H. Pastor Fey in meinem Nahmen.

Ich breche ab und sage nichts von dem Titou (?), der bey Ihnen statt der Sonne erschienen, von unsern Bundesmännern, die d. 22. Dez. beschlossen, in der landständischen Angelegenheit das kühne Wort auszusprechen: Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß.

Mit denen Gesinnungen der ausgezeichneten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre

E Hochgebohren

Gehorsamster Diener

K. H. v. Stein

An den Herrn Grafen von
Solms Laubach Hochgebohren
Ober Präsidenten, Groß Creutz des
rothen Adler u. St. Annen Orden

zu

Coeln

9. Nachdem Stein aus der staatsmännischen Laufbahn ausgeschieden war, wandte er sich mit voller Hingabe der Förderung geschichtlicher Forschungen zu, die zur Herausgabe der Monumenta Germanica, jenes Grundwerks deutscher Geschichtsforschung, führten. Die folgenden Briefe sind ganz von diesen Bestrebungen beherrscht. Mit Bewunderung sehen wir, wie sich Stein um die Einzelheiten der wissenschaftlichen Fragen kümmert, und wie er das volle Gewicht seines Namens und Ansehens einsetzt, um Mitglieder zu werben und tätige Unterstützung der einzelnen Unternehmungen zu finden.

Ffurt d. 28. Febr. 1819

Hochgebohrner Graf
Hochzuverehrender Herr OberPraesidente

Euer Hochgebohren sagten dem Verein zur Befoerderung einer zweckmäsigen Ausgabe der Quellen Schriftsteller deutscher Geschichte ihre würksame Unterstützung zu, die ich gegenwärtig in seinem Nahmen in Anspruch zu nehmen die Ehre habe —

1) Es war von Reginonis Chronicon ein vortrefliches, wahrscheinlich gleichzeitiges Mspt in der Abtey Prüm — wo befindet es sich gegenwärtig?

2) Die Chronica regia Coloniensis war im Kloster Pantaleon zu Coeln, ist das Mspt noch aufzufinden?

3) Welche Handschriften, so sich auf die Geschichte des Mittelalters beziehen, sind in den Coelnischen Archiven und Bibliothequen vorhanden?

Der Verein besteht gegenwärtig aus denen H. v. Aretin, Büchler, v. Berckheim, Pleß, Wangenheim und denen H. v. Mirbach, Landsberg zu Veelen, Romberg, Spiegel und mir; die letzten 5 haben einen fond von 7500 fl, zahlbar in 3 Jahren zur Bezahlung der Honorarien, gebildet.

(Jedes Mitglied) Ich erbitte mir die Erlaubniß, E. Hochgebohren die Statuten der Gesellschaft mitzutheilen und Sie um ihren Beytritt zu ersuchen.

H. Praesid. Delius u. H. P. Wyttenbach sind wir die Mittheilung sehr schätzbarer Nachrichten ueber die Mspte in Trier schuldig.

Die anliegende Circularien, die heute an 60 Gelehrte und Geschichtsforscher in Deutschland versandt werden, ersuche ich E. Hochgebohren denen H. Hüllmann u. s. w. mit einer von Ihnen erlassenen Empfehlung mitzutheilen. Sollten Sie deren noch mehrere bedürfen, so werde ich sie mitzutheilen die Ehre haben.

Genehmigen E. Hochgebohren die Versicherungen der ausgezeichneten Verehrung, womit ich zu seyn die Ehre habe

Dero

Gehorsamer D.
K. H. v. Stein

10. Der zehnte Brief zeigt das Werk im Werden. Der Graf ist als Mitglied dem Verein beigetreten, Dümge ist als Leiter nach Heidelberg versetzt, allerlei Ansätze zur Arbeit lassen sich sehen. Freilich ist der Widerhall auf Steins Aufruf nicht so stark, wie er ihn erhofft hatte. Um so unermüdlicher ist er selbst am Werk. Doch nimmt er lebhaften Anteil auch an den andern Geschehnissen seiner Zeit. Er bittet den Grafen, die Mineraliensammlung (das „Cabinet"), die er der neugegründeten Universität zu Bonn geschenkt hatte, in Nassau abholen zu lassen. Mit Bangen verfolgt er die umstürzlerischen Umtriebe in Hessen, mit Entsetzen hört er von Sands unglückseliger Tat.

Ffurt. d. 3. April 1819

Hochgebohrner Graf
Hochzuverehrender Herr OberPraesident.

Die Hoffnung, E. Hochgebohren etwas interessantes ueber den Fortgang unseres litterarischen Unternehmens zu schreiben, hinderte mich, Ihnen meinen Dank für den Beytritt zu dem Verein abzustatten und Sie zu ersuchen, zu einer Ihnen gelegenen Zeit — des Beytrags an die Herren Gebrüder Mühlens uebermachen zu lassen, die die Casse des Vereins zu uebernehmen die Güte haben.

Des H. G. H. v. Baden K. H. haben auf meinen Antrag H. Dümge vom Archiv zu Carlsruhe nach Heidelberg versetzt, um sich dem Geschäfte ausschließlich widmen, die Bibliothecen benutzen und von der Beyhülfe der dortigen Gelehrten Gebrauch machen zu können.

H. Professor Hasse zu Paris, so bey der Manuscripten Sammlung der dortigen K. Biblioth. angestellt ist und eine Ausgabe der Byzantiner besorgt, uebernimmt die p. 22. litt. a. des Plans u. s. w. angeregte Sammlung aus denen Byzantinern für die deutsche Geschichte u. s. w.

Von denen Gelehrten ist auf unseren Aufruf noch keine Antwort eingegangen.

In Coeln soll H. Fuchs, so bey dem StadtArchiv angestellt, ein guter Geschichtsforscher seyn.

Bodmans Rheingauische Alterthümer 2. B. in 4- empfehle ich E. Hochgebohren Aufmerksamkeit wegen des Reichthums an ungedruckten Urkunden — seine Privat-Sammlung soll ganz vortrefflich seyn; man wirft ihm vor Spoliation der Maynzischen Archive — es wäre interessant, seine Sammlung und die des alten Kindlinger zu kaufen.

Ich gehe d. 13.ten April nach Nassau, und könnte alsdann das Cabinet abgehohlt werden und zu Wasser nach Bonn gehen, in denen Schubladen verpackt, worinn es bisher aufbewahrt war.

Im Darmstädtischen zeigt sich ein bößartiger Jacobinischer Geist — es bilden sich Ausschüsse von Bauern in den Aemtern, die geleitet von Schwindelköpfen, untereinander correspondiren, und mit der Regierung unterhalten — Man theilte vor wenigen Tagen einen Catechismus aus, der die ganze Theorie des Jacobinismus enthielt, ich sah ein Exemplar. Der Großherzog hat um 70 Pferde den Marstall vermindert, um 30 Bataillone die Landwehr, die Tafel eingeschränkt u. s. w.

E. Hochgebohren habe ich die Ehre in der Anlage ein Exemplar des Entwurfs u.s.w. mitzutheilen — Könnte man ihn nicht in die Rheinische Juristische Blätter einrücken lassen?

Mit denen Gesinnungen der größten Verehrung habe ich die Ehre mich zu nennen

E Hochgebohren

Gehorsamster Diener K. H. v. Stein

Verte v. p. 1.

H. v. Fichards Geschichte von Francfurt empfehle ich als ein Muster gründlicher Geschichtsforschung; hätten wir doch etwas ähnliches ueber Coeln und Aachen.

Die Greuelthat des unglücklichen fanatisirten Sandt hat uns alle mit Abscheu erfüllt u. bestätigt die Verderblichkeit der Bemühungen derjenigen, die die Jugend fanatisiren wollen, eines Jahn, Friese u. s. w. Lesen E. Hochgebohren eine Abhandlung des Professor Menzels in Breslau,

„ueber die Undeutschheit des neuen Deutschthums" —

in gleichem Sinn, aber in einem metaphysischen Kauderwelsch schreibt Steffen.

11. Die gleichen Gegenstände beschäftigen Stein auch in dem folgenden Schreiben an den Grafen. Einerseits die bange Sorge um die Jugend, die durch die unselige „Staatskunst" Metternichs in scharfem Gegensatz zum bestehenden Staate getrieben worden war. Andererseits die Arbeit an dem großen Werke der vaterländischen Wissenschaft.



Als Anhang erscheint ein Schreiben, das Graf Solms wohl in einer Abschrift an Stein schickte, um die Sorgen des Freundes zu mildern. Das Schriftstück, das sich selbst als „Abschrift" kennzeichnet, ist von einer Kanzleihand geschrieben. Der Verfasser ist unbekannt. Ist es vielleicht Arndt selbst, an den sich der Graf gewandt hätte, um ihm die Besorgnisse des gemeinsamen Freundes mitzuteilen?

Nassau d. 2. Juny 1819

Es ist allerdings eine höchstwichtige und schwierige Aufgabe, dem verderblichen SchwindelGeist, der unsre Universitaeten ergriffen, entgegen zu arbeiten; vieles ist (allerdings) geschehen, wenn die Professoren selbst kräftig auf diesen Zweck hinarbeiten und nicht wie die Herrn Luden, Oehren, Friese ihm entgegenstreben, und insofern sind die Äüßerungen Euer Hochgebohren ueber den Geist der Bonnschen Lehrer sehr erfreulich; keineswegs sind es aber die Nachrichten, welche man ueber das Betragen der dortigen Studenten hört; man erzählt von ihrer Zusammenkunft auf dem Kreutzberg, wo einige Apostel des democratischen Metapoliticismus einen engen Verein geschlossen, von einer darauf gefolgten Versammlung, in der man tolle Gesundheiten z. B. auf den Untergang des letzten Fürsten und letzten Pfaffen ausgebracht — Man erzählt von der wenigen Achtung, in der die Lehrer bey denen jungen Leuten stehen — Ich will hoffen, dieß alles sey uebertrieben; aber etwas, und ich glaube vieles, ist an der Sache und genug, um sich ueber die rasche Verbreitung des unseeligen SchwindelGeistes unter unsrer Jugend zu betrüben, zu beunruhigen und zu wünschen, daß ihm Gränzen gesetzt werden mögen. Mit Recht sieht Görres den Mord Kotzebues als ein Ominöses (Wahrnehmung) Zeichen des um sich her greifenden Gährungsstofs an, das die Mißgriffe der Regierungen und die verrückte und bey manchen verruchte Tendenz der Demokraten befoerdern und verbreiten. Alle GrundSäulen des bürgerlichen Vereins werden untergraben, die aüßere kirchliche Verhältnisse sind aufgelößt, nichts geschieht zu ihrem WiederAufbau; die Lehrer der Religion arbeiten auf Kathedern und Canzeln an ihrer Zerstöhrung, die Regierung verliehrt durch ihren paralytischen Zustand allen Schein von Achtung.

Unser litterarisches Unternehmen schreitet wenn gleich langsam fort — und werde ich bey meiner Durchreise durch Koeln eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes vorzulegen die Ehre haben — Kennen E. Hochgebohren in Wien einen Pater Rauch den Herausgeber der Scriptorum Rerum Austriacarum de 1793 sq.? Ich wünschte, mit ihm in Verbindung zu treten; wie ist dieses anzufangen?

Ich freue mich sehr, daß Arndt sich so besonnen und ruhig benimmt.

Verehrungsvoll verbleibe ich

E Hochgebohren

Ganz gehorsamster

K. v. Stein

Ich erinnere mich nicht, ob ich E. Hochgebohren von der Bibliothecque u. UrkundenSammlung des H. Professor Bodmann in Maynz geschrieben; die erstere enthält 24000 Bände, die letzste einen Schatz von seltenen Urkunden, die er in denen Zeiten der französischen Zerrüttung zu erhalten Gelegenheit hatte. Seine Absicht ist, alle diese Sammlungen nach seiner Vaterstadt Würzburg zu senden; man müßte



Licht **Walter Ditz**

(Mit Genehmigung des Nachlassverwalters Hans J. Petry in München)

aber versuchen ihn zu bewegen seine Meynung zu ändern und das Geschenk für die Universitaet Bonn zu bestimmen — Rehfues ist ein ganz geschickter Unterhändler, vielleicht wäre es rathsam, diesen mit einem solchen Auftrag nach Maynz zu schicken.

An des Königlichen OberPraesidenten
Herrn Grafen von Solms-Laubach
Hochgebohren Großkreuz des rothen Adler
und St. Annen Orden

zu

Coeln.

Abschrift (Kanzleihand).

Euer pp. wohlwollende Zuschrift hat mich nicht durch die Gerüchte selbst, deren darin Erwähnung geschieht, in Verwunderung gesetzt, denn diese waren mir nicht unbekannt; wohl aber dadurch, daß ich daraus erfahre, wie sie sich jenseit des Rheins verbreitet haben und von da zurückschallen. Eine ausführliche Mittheilung darüber behalte ich mir vor bis zu der Ehre der nächsten mündlichen Unterhaltung; jetzt nur in aller Kürze von der Versammlung auf dem Kreuzberge und von dem Gerüchte der ausgebrachten Gesundheit. Wie ich Euer p. in Godesberg eröffnete, war es allerdings schon im vorigen Herbste, noch mehr aber in diesem Frühjahre nahe daran, die sogenannte Burschenschaft vollständig einzurichten. In so fern junge Leute bald inne werden, ob man sie aushorchen und von den Mittheilungen Gebrauch machen wolle, oder ob man wohlmeinend, rathend, warnend in ihre Angelegenheiten eingehe, hatten mir verschiedene aus Halle, Jena, Heidelberg angekommene bei der Immatrikulation von dem Leben auf diesen Universitäten erzählt und Einzelne genannt, die in den Burschenschaften in Ansehn gestanden und wahrscheinlich hierher kommen würden. Es meldeten sich wirklich einige davon; sie zeigten die günstigsten Sittenzeugniße vor. Ich gab ihnen zu erkennen, wie sie mir nicht unbekannt wären, und warnte sie vor der Errichtung jenes genannten Vereins, weil solcher auf den Preußischen Universitäten nicht Statt haben solle. Sie entgegneten mir zwar bescheiden und gemäßigt in der Einkleidung, aber fest und nachdrücklich in der Sache. Mit Schonung alles dessen, was in ihren Aeußerungen löblich war, stellte ich Ihnen in mehreren, an verschiedenen Tagen gehaltnen Gesprächen vor, wie sie den Zweck der Eintracht, brüderlichen Genossenschaftlichkeit und der Verhütung der Zweikämpfe erreichen könnten ohne jenes Mittel, und wie sie unsrer wahrhaften, nicht mißverstandenen akademischen Freiheit bei dem besten Willen nothwendig schadeten, wenn sie auf einer Form beständen, die verboten sei. Aus ihren letzten Erwiederungen mußte ich schließen, daß ich zu verständigen jungen Männern gesprochen hatte.

Nun erfuhr ich aber von zweimaliger Versammlung auf dem Kreuzberge, von einem Verein, der daselbst geschlossen, von geschriebenen Satzungen, von einem Ausschuß.

Eine amtliche Untersuchung hierüber anzustellen, wäre verkehrt gewesen und Oel in das Feuer; dadurch, daß man der Sache, ohne sie erst zu kennen, Wichtigkeit beigelegt, hätte man sie wichtig gemacht. Ich nahm daher Gelegenheit, vertraulich



mit einigen von Jenen darüber zu sprechen. Mit einer Offenheit, die ich nicht für Verstellung halte, sagten sie mir, eine gewisse Verbindung müsse unter den Studierenden Statt haben, mit gewissen Verabredungen und Wortführern, sonst sei es fast unmöglich, die Eintracht zu halten. Es sei aber ihre eingerichtete Verbindung weder Burschenschaft (wobei mir das Unterscheidungsmerkmahl angegeben ward), noch befasse man sich darin mit irgend etwas Politischem, noch solle es eine geheime seyn. Der Grund hierzu ist übrigens schon im vorigen Winter, nur ohne alles Geräusch, gelegt worden. So etwas gewaltsam hintertreiben zu wollen, scheint mir nicht rathsam: etwas Schlimmeres würde an die Stelle treten. Mit Freude kann ich so viel versichern, daß bis heute, da ich dieses schreibe, auf der Rheinischen Universität noch kein einziges Duell vorgefallen ist, aber ihrer nicht wenige verhütet und beigelegt sind. Von welcher deutschen Universität wird man sagen können: in sieben Monaten kein Duell?

Das Gerücht von dem ausgebrachten Trinkspruche ist zuerst durch Briefe rheinabwärts hierher gekommen. Ich habe mich unter der Hand bei einigen Bönnischen Bürgern danach erkundigt, die alles ausspähen, was die Studenten betrifft: sie wußten schlechterdings nichts davon, ja, verwunderungsvoll, meinten sie, so etwas würde i h n e n nicht unbekannt geblieben seyn. Einige Studirende, von denen ich annehmen kann, sie seyen die Seele des Ganzen, versicherten dasselbe.

Sands Andenken ist zweimal in Trinkgelagen ausgebracht worden, von Einzelnen, die aber Niemand zu nennen weiß, und die der Wein erhitzt: auf dem neuen Keller, bei Ermenkill und in der vinea domini.

Es wird endlich keinem Lehrer die gebührende Achtung versagt werden, der sich dieselbe durch Lehre und Wandel zu erwerben weiß.

Bonn d. 7. Juny 1819.

12. Die Mitteilung des Bonner Berichts nahm Stein mit herzlicher Freude auf. Mit Sorge aber betrachtet er noch immer die Zustände im deutschen Vaterland; er vermißt zielbewußte Arbeit bei den deutschen Regierungen. Mit lebhafter Teilnahme beobachtet er, wie sich in den verschiedenen Ländern das staatliche Leben entwickelt. Ungebrochen ist seine Begeisterung für das große Werk der Wissenschaft.

Nassau d. 18. Juny 1819

E. Hochgebohren sehr verehrliches Schreiben dd. 9. c. hat mir große Freude gemacht; denn nichts ist doch niederschlagender, als die Quellen des Guten und die Jugend, die Hoffnung der Nation, verpestet zu sehen durch den Mißbrauch der Lehrstühle. Wird hier Wahrheit, religieuse Sittlichkeit von gründlichen tüchtigen Männern vorgetragen, so muß der Einfluß der LehrAnstalt seegenvoll seyn für einen Theil von Deutschland, der von einem lebendigen, bildsamen und gutmütigen Volksstamm bewohnt wird, wo aber Revolution und das Franzosenthum noch tiefe (Spur) Eindrücke, besonders in den großen Städten, zurückgelassen hat. — (Nichts) Traurig ist es auch, daß die kirchliche Anstalten, Episcopat, Capitel, Seminarien, Verbesserung der Pfarreyen nicht der ernsthafteste Gegenstand der Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Geistlichen Ministeriums sind, und daß diese große Mittel der Volksveredlung ganz vernachlässigt bleiben.



Wie wohlthätig, erbauend, mildernd, bildend würde nicht der vortreffliche Sailer als Bischof auf das dortige Volk gewürkt haben! nun ist abermals ein Jahr verflossen, und es ist nichts geschehen.

Wegen der StändeVersammlungen bin ich nicht der Meynung E. Hochgebohren; gewaffnet, wie Minerva aus Jupiters Kopf emporstieg, können sie sich, aus dem Chaos, worinn die bißher lagen, nicht erheben; aber sie haben doch bereits vieles gewürkt — selbst die Nassauische Stände, so unvollkommen sie sind, haben bereits manchen Verschwendungen abgewehrt und uns gegen eine ArmenSteuer und HaußSteuer sicher gestellt; in Baiern ist der Schwätzer Kornthal durchgefallen, Behr wird vernünftiger u. brauchbarer, und die discussion wegen der Armee beruht auf richtigen Gründen. — In Carlsruhe herrscht ein guter Geist, und das Treiben der democraten, die von H. Varnhagen auf eine empörende Art impulsirt sind, wird (fast) wahrscheinlich keine ernstliche Folgen haben.

Der K. v. Würtemberg hat eine assemb. constituante zusammenberufen, wenn hier nur die Mediatisirte nicht wie ao 1817 sich mit denen democraten verbinden.

Ich werde d. 23. spätestens d. 24. m. c. oder d. 25. des Morgens in Coeln seyn und hoffe E. Hochgebohren dorten zu sehen und Ihnen die Verhandlungen der deutschen Gesellschaft u. s. w. vorlegen zu können — die interessant zu werden anfangen.

Mit denen Gesinnungen der wahrsten Verehrung habe ich zu seyn die Ehre

E. Hochgebohren

Gehorsamster D.

K. H. v. Stein

An des Königlichen
Oberpräsidenten H. Grafen
von Solms Laubach
Hochgebohren, GroßKreutz des Rothen
Adler und St. Annen Orden
zu
Coeln.

13. Der letzte Brief Steins an den Grafen enthält zunächst eine Absage an diesen: er lehnte es ab, sich an einer wirtschaftlichen Unternehmung der Rheinisch-Westfälischen Handelskreise zu beteiligen. Die Begründung dieser Ablehnung aber ist ein ergreifendes Zeichen der hohen Opferbereitschaft, mit der er das Werk der Monumenta Germanica leitete und trug. Seine Mittel sind auf Jahre hinaus durch diese in Anspruch genommen.

Nassau d. 1. Nov. 1821.

Hochgebohrner Graf
Hochzuverehrender Herr Oberpräsident

Der Aufforderung Theil zu nehmen an denen Unternehmungen der Westphälisch-Nieder-Rheinischen HandelsGesellschaft, würde ich gewiß Folge leisten, da sie von einem Manne erfolgt, den ich so innig verehre, wie E. Hochgebohren, wenn ich nicht durch folgende Gründe daran verhindert würde:

Meine ganze disponible Ueberschüße werden in Anspruch genommen theils durch eine Veränderung, die wahrscheinlich dieses Jahr im Innern meiner Familie vor-

geht, wenn sie mir gleich unerwünscht ist, theils durch den Verein für ältere deutsche Geschichte, der in Deutschland die erwartete Unterstützung von unsern Reichen und Regierungen nicht gefunden, und der in Pariß noch 10,000 Franken verschuldet, deren Zahlung wahrscheinlich zuletzt mich trift. Meine Einnahme wird ferner durch den Unwerth der producte und den Ausfall der Weinlese um 1/3 vermindert.

Endlich glaube ich, daß unsere reiche Kaufmanschaft in der Rheinisch-Westphälischen Provinz vollkommen kräftig genug ist, um das begonnene Unternehmen zu versuchen und auszuführen.

Es ist auffallend, daß die H. v. d. Leien und Herstatt nur für 2000 f Seidenwaaren dem ersten Schiff der Gesellschaft anvertraut haben.

Ich bleibe hier biß d. 17. oder 18 und reise dann nach Francfurth. Mit denen Gesinnungen der ausgezeichnetesten Hochachtung und wahren Verehrung beharre ich

E. Hochgebohren

Gehorsamster D.
K. H. v. Stein

(Anschrift wie 18. Juni 1819)

(Fortsetzung folgt)

Äpfel im Oktober

Von K. A. Schimmelpfeng

**Ach, es flammt mein Herz noch heut in Freude,
Da ich eurer rosig-weißen Blüte denke,
Deren Zartheit eure Haut nun ziert,
Deren Duft in eurem Fleische lebt!**

**Still und zitternd hängt ein Tropfen Wasser
Euch am Auge.
Weint ihr Tränen
Um verlornen Frühling?
Um des Sommers Wärme?
Bangt euch vor dem winterlichen Tod?**

**Kommt!
Nicht soll der Frost aus euren Tränen
Pressen seine harten kalten Perlen.
Nein!
In meinen warmen Stuben
Sollen eure schönen Farben glühen
Um die Wette mit den Wangen meiner Kinder,
Denen ich die alten Märchen lese.**

**Und der süße Duft,
Der eure Blüten zierte,
Er soll leise unsern Tisch umschweben.
Kommt!
In meinem warmen Hause,
In den Herzen meiner kleinen Kinder
Sollen eure Farben still verglühn!**

Rundschau

Amerikanismus als Gefahr für die deutsche Seele

Ich denke mir, ein Amerikaner geht in diesem Augenblick, da ich hier ins Palasttheater trete, in Berlin über die Schwelle des Ufa-Palastes. Er zieht noch einmal an seiner Krawatte, wirft einen Blick in den Spiegel und weiß, er ist ganz beisammen. Er wird jetzt einmal wissen, welch geistiges Besitztum Deutschland sein eigen nennt. Er ist doch in einem Kino-Theater. Gehört dem lebenden Bild nicht die Zukunft? Liegt im Film nicht alle Literatur der künftigen Generation? Ist er nicht schon zum Schlüssel für die Volksseele geworden? Es gibt doch keine Bildungsanstalt, nicht Kirche und Schule, die das ganze Volk so universell umfaßt, als der Film. Er wird also nun die Volksseele erleben!

Daran muß ich denken. Ich löse mir meine Eintrittskarte und glaube, die Kassiererin muß es mir ansehen, wie ich mich schäme. Ich habe doch im Grunde genommen nichts anderes getan. In mir ist irgendwie ein Bildnis zu Ende gemalt. Ich habe die Seele des Amerikaners schon irgendwie mit einem Etikett versehen. Wenn ich nun in das soundsovielte Theater hineingehe, wird es mir dasselbe offenbaren. Ich bin im Bannkreise des Amerikanismus.

Und nun schäme ich mich. Ich weiß, ich bin im Grunde genommen schon mit abgeschlossenem Urteil ans Land gekommen. Henry Ford hat mir doch die Religion der Tat enthüllt. Amerika ist doch nur auf dieser einzigen Idee aufgebaut. Ich denke an das Bild der Straßen. Ich höre den Rhythmus der Gasse. Die Menschen, die an diese gewaltige Maschine gebunden sind, erscheinen nicht nur, sie sind nur Glieder dieser Idee. Der Mensch ist gestorben. Die Menschheit regiert. Die Menschheit ist kein Begriff mehr, sie ist Gestalt. Alle Formen, die der Mensch schuf, sind unpersönlich geworden. In alles preßte sich die Masse, der Staat, die Menschheit. Alles weitet sich darum scheinbar ins Große, die Straße bindet nicht mehr Mensch zu Mensch, sie ist eine Menschheitsgasse geworden. Das Haus ist nicht mehr Wohnung des Menschen, nein, es wohnt eine Stadt in ihm. Das Theater girrt nach der Masse. Das Fordsche Auto ist unpersönlich, es gehört der Menschheit. Ich habe doch also die Idee der Welt. Sie läuft der Religion des Abendlandes entgegen. Sie erdrückt die Religion Goethes. Sie erscheint allein die siegreiche zu sein. Ich habe auch einen Namen für sie. Die Welt zittert vor ihr. Der Amerikanismus steht vor den Türen der ganzen Welt. Er ist der neue Gott.

Daran muß ich gerade denken, da ich über die Marmortreppen zu einem neuen Opferfest des amerikanischen Gottes schreite. Und ich schäme mich. Denn wenn der Amerikaner, der eben in der Ufa in Berlin jetzt seinen Platz einnimmt, ehrlich ist, so lächelt er und meint, in der alten Welt sei die Geistigkeit des einzelnen auch überwunden. Die Vielheit regiere doch auch hier.

Ob ich nicht doch zu schnell geurteilt habe?

Ich mag heut nicht wieder und wieder die Exzentriktänzer sehen. Ich mag heut die Orgel nicht hören, wenn im erschütternden Drama der Dolch in den Leib der schönen Heldin fährt. Ich mag nicht. Ich will hinaus ins Leben. Irgendetwas ist in mir, das sich gegen meine Erkenntnis sträubt. Ich höre nicht mehr den Tollbudenjahrmarkt der Straße. Ich sitze im Liederkranz unter Deutschen und Freunden der Deutschen. Aber gerade in dieser Stunde kommt mir als erstes Bekenntnis die jubelnde Zustimmung eines Schweden, der diesen „Amerikanismus" als die neue Weltidee erkennt und ihr als der absolute Träger der Realität des Daseins die Herrschaft der Welt verheißt. Ich sehe, die Welt steht ganz in Flammen. Da fällt der Name Henry Ford. Und nun bricht ein schallendes Gelächter los. Ich wende mich verwundert zu den Lachen-

den. Nun erzählt ein Amerikaner, der gern unter Deutschen weilt, wie dumm wir doch in Deutschland seien. Wir nähmen ein interessantes Reklamebuch für das Evangelium einer neuen Zeit hin. Ja, im Lande Goethes und Schillers erreicht ein solches Buch eine traumhafte Auflageziffer. Niemand will es glauben, daß das Buch nicht einmal von Ford selber geschrieben ist. Er kann ja gar nicht schreiben. Er hat geschickte Ingenieure. Er hat unzweifelhaft den billigsten Wagen der Welt gebaut. Bedeutet aber seine Industrialisierung eine Erlösung des arbeitenden Menschen? Ist es nicht nur ein hetzender Ansporn zu einer noch krasseren Materialisierung des Daseins? Nein, diese Offenbarungen seien nicht die kommenden Dinge!

Nun kamen wir in ein Gespräch, und ich fühlte froh erschrocken zum ersten Male, wie sich gegen die ungeheure Welle des Lebensstromes, der in die alles ertötende Industrialisierung des Lebens hineinsteuert, sich der Mensch mit letzter Kraft wirft. Ich höre eine Reihe von Namen, die dem inneren Amerika ein anderes Gesicht geben sollen. Noch aber will ich das Lächerliche über Henry Ford wie dummen Literaturklatsch nicht glauben. Da kommt mir ein Artikel von Dr. Allen W. Porterfield, ordentlicher Professor der germanischen Sprache und Literatur an der Universität West-Virginien, in die Hände, der im Dezemberheft 1924 in den „Amerikanischen Stimmen" deutsch erschienen ist. Da bestätigt er mir die lachenden Bemerkungen. Es heißt darin:

„Daß Ford ein genialer Geschäftsmann ist, daß er (mit der Hilfe von ungenannten Technikern, denen er kaum die Schuhriemen zu lösen würdig ist) den billigsten Wagen, den die Welt jemals gesehen hat, herstellt, daß er ein überragend bedeutender Mensch seiner Art ist, daß er ein guter Mensch ist und daß er kein Anarchist ist, wird niemand mit gesundem Menschenverstande bezweifeln. Allein er ist nicht einer, dessen schriftliche Ergüsse eine Nation in dem Glauben verschlucken sollte, daß sie sich damit in unmittelbare Berührung mit Größe, Phantasie, Reichtum, Wohltätigkeitssinn usw. setzt. Die Deutschen sollten eine Tatsache im Auge behalten: So wenig ich darauf brenne, daß mich Herr Ford wegen dieser vielleicht verleumderisch klingenden Bemerkungen verklagt (denn seine irdische Habe ist um ein geringes größer als die meine und er könnte, falls er es mit einem ihm wohlgesinnten Richter zu tun hat, den Prozeß gewinnen): ich bin der festen und innigen Überzeugung, daß er das Buch niemals geschrieben hat. Vor einigen Jahren war er mit einer Chicagoer Zeitung in einen Riesenprozeß verwickelt, weil ihn diese einen Anarchisten genannt hatte. Auf dem Zeugenstande, mit seiner Hand auf der Bibel, schwor er, daß er weder lesen noch schreiben könne. Der Gerichtshof fragte verblüfft, was er damit meine. Ford erwiderte, daß er durchaus meine, was er gesagt habe. Das heißt natürlich, daß er ein ernstes Buch nicht mit der Intelligenz und dem Verständnis lesen könne, die man von einem einigermaßen kultivierten Menschen erwartet, und daß er wohl einen Brief an eine altjüngferliche Tante schreiben könne, um ihr mitzuteilen, daß es ihm gut gehe und er von ihr ein gleiches erhoffe, daß er jedoch nicht einen Paragraphen verfassen könne, wie ihn jeder Anarchist aus dem Ärmel schüttelt.

Wenn also Fords Buch von kultivierten deutschen Lesern verschlungen wird, sollten sie sich der Tatsache bewußt sein, daß sie das Geschmiere eines Mannes lesen, der so obskur ist, daß man es ihm nicht einmal gestattet, seinen Namen zu nennen. Die Deutschen, die augenscheinlich davon überzeugt sind, daß es in den Vereinigten Staaten von Genien der Tat wimmelt, sollten vorsichtig sein, wenn sie Bücher zu lesen bekommen, die angeblich von diesen Genien stammen. Andrew Carnegie hat seine umfangreiche Autobiographie auch nicht selber geschrieben. Vor ein paar Jahren war ich zufällig bei einem Diner zugegen, wo der Geschäftsführer des bekannten Warenhausfürsten John Wanamaker aus Neuyork als Festredner fungierte. Als der Duft seiner Rede zu dem offenen Fenster hinaus und in die Winde getrieben war, die ein guter Gott bei solchen Gelegenheiten wehen läßt, wurde ihm die folgende Frage vorgelegt: „Wer schreibt eigentlich die ‚Leitartikel', die Wanamakers Zeitungsanzeigen enthalten." Die Antwort war: „Natürlich Herr Wanamaker selbst." Dabei war der gute Wanamaker schon ein paar Jahre

tot, während seine „Leitartikel" immer noch regelmäßig erschienen. Handelte es sich dabei vielleicht um geschickt aufgezogene Botschaften aus dem Jenseits?" — —

Ich hörte fortan durch den Lärm der Gassenhauer, durch das Geschrei der Zeitungen auch Stimmen, die aus der Tiefe rufen. Ich habe ja nur wenige hören können. Aber was ich an diesem inneren Erleben in mich trug, hat mir doch die Wege geebnet, daß ich sehen konnte, wo die Brücke, die wir zum Volke schlagen wollen, wieder Erde berührt.

Unter den tausend marktschreierischen Magazinen, die mit grellen Bildern wie in einer einzigen Flut alle Zeitungsstände überfluten, so als gebe es kein Leben mehr, das in der Stille noch Ewigkeitswerte sucht, fand ich die „Saturday" (Rewiew of Literature). Sie lag versteckt unter dem Schund der versteckten Sexualität, der Boxermoralitäten und kriminellen Schauergeschichten. Und ich las mich hinein in das unbekannte Amerika. Ich hörte Stimmen, die über allem Tempelgraus des Mammonismus mit gellendem Wehklagen schrien und sah, wie ernst man sich mit letzter Kraft gegen diesen Amerikanismus wehrte. Ich will von einem einzigen ausgehen, der mir das neue, innere Amerika offenbarte. Es ist der amerikanische Dichter Sheerwood Anderson. Ich las seinen „Der arme Weiße", der nun auch im Inselverlag in guter, deutscher Übersetzung erschienen ist. Breit, wie die ungeheuren schleppenden Wasser des Mississippi fließt die Sprache dahin. Oft fühlt man, wie die Weite der Erde, die betäubenden Düfte der südlichen Wiesen und Weiden in der Sprache aufblüht und uns, wie dem armen Weißen, die freudige, klare Götterkraft des Entschlusses raubt. Aber die Maschine des neuen Amerika rattert auch in die abgeschiedenste Welt. Hugh, der verträumte Sohn eines Trinkers, beginnt zu wandern. Die ungebändigte Kraft macht ihn trunken. Er träumt die Welt. Und als die „Maschine" immer näher und näher rückt, versucht er auch sie zu bannen. Er beobachtet Maisschneider. Ihre Bewegungen sind ja nichts anderes als die Zuckungen einer Maschine. Und unter seinen Händen wächst das Modell einer neuen Maschine. Er ist Erfinder geworden. Und nun wird er in den Taumel der rasenden Welt gezogen. Sein Versuch bewährt sich aber nicht. Die große Fabrik ruiniert hundert gläubige Bürger. Was schadet es. Ein neuer Kran, den er entdeckt, macht ihn mit zum Millionär. Die Maschine regiert. Vergebens stemmt sich der einzelne dagegen. Es hilft nichts, daß sich der Sattler dagegen bäumt, die Geschirre werden von Fabriken in Massen auf den Markt geworfen. Er rächt sich. Er wird zum furchtbaren Mörder des neuen Menschen, der ihn zur Schludderei führen will. Aber der Tag geht über alles Wahre hinweg. Auch Hugh bleibt unbefriedigt. Er träumt weiter. Er ist nicht Mann genug, trotz ungebändigter Kraft, er verträumt am Weibe, er weiß nicht einmal, was das Weib bedeutet. Auch das Geld ist ihm nichts. Und als er endlich keine neuen Maschinen mehr findet, entdeckt er auf einer Fahrt ins Leben der großen Stadt, daß er ein Dichter ist.

Es klingt fremd. Es will mir nicht in den Sinn, daß Dichtung aus dieser traumverlorenen Hingabe geboren werden könne. Und doch fühlte ich in diesem Lande, daß es so sein muß. Auf allen Menschen lastet die Tragik der neuen Welt. Was sind zwei, drei Generationen? Im Grunde genommen sind sie alle noch Menschen des Abendlandes. Und sind es doch wieder nicht. Sie sind in einem Kindheitsstadium des Volkstums. Sie tapsen mit Kinderhänden nach den Erkenntnissen ihrer neuen Heimat. Sie „erfinden" sie noch. Sie gestalten sie nicht. Sie erträumen sie. Vielleicht ist es auch die einzige Möglichkeit, so das Leben noch zu erhalten. Durch die Entgötterung der Welt, der rasenden Maschinisierung liegt über diesem Lande über aller Geistigkeit eine dicke Staubschicht. Wieviel hundertmal hörte ich, auch von nicht dichterischen Menschen, daß sie manchmal mit der Hand über den Kopf fahren müssen, um einen schweren, drückenden Helm herunterzustoßen. Eine leise, aber um so mehr zersetzendere Verstumpfung quält den Menschen. Er fühlt den Staub auf seiner Seele und vermag sich nicht mehr zu wehren.

Manchmal erschien es mir, daß auch Anderson gegen diese Verstaubung sich wehrte. Aber es gelingt ihm. Man verspürt überall Wahrheit. Es ist ein erschütterndes Bekenntnis. Zugleich aber eine gewaltige Ablehnung des neuen Amerika, all der geistigen Dinge, die wir langsam

unter dem Worte „Amerikanismus" zusammenfassen. Er ist doch ein abendländischer Mensch. Er bekennt sich zur Lebensauffassung des Idealismus. Und doch ist es der neue Mensch des jungen Amerika. Er ist kein Individualist. Der Erfinder, der zum Dichter wird, ist nicht um sich selber da. Er ist eigentlich Symbol. Er ist schon Menschheit. Die neue Lebensauffassung ist hier gestaltet. Das, was mir am tiefsten der Unterschied zwischen alter und neuer Welt zu sein scheint — Mensch und Menschheit ist hier in der Symbolik des Menschen gestaltet. Nun aber ist diese Menschheit erträglich. Wir fassen vielleicht diesen Begriff, der uns immer Begriff bleibt, nie als Realität auf, aber wir ahnen, daß die bloße Materialisierung der Masse nur ein Irrweg ist. Das, was wir als wahrhaften Amerikanismus über uns hereinbrechen sehen, ist der Tod alles Inneren. Es ist die Anbetung des Gottes Bauch. Er wird im Abend- und Morgenlande, in der neuen Welt und überall noch Gläubige finden. Aber er soll nicht Sieger sein!

Wir sollten fortan nicht mehr diesem Götzen unsere ersten Kräfte widmen, sondern sollten zu diesem inneren Amerika schreiten. Es gibt nur diese eine Brücke. Wer nur das Bild der Städte sieht, den Taumel der Massen, wendet sich erschrocken und glaubt, Amerika sei das verlorenste Land. Genau so, wie der Amerikaner, der nur in unserem Lande die große Geste seiner maschinellen Welt sucht und erschrocken vor der Spießigkeit und nachäffenden Großmannssucht uns den Rücken kehrt.

Wir sollten das innere Land suchen.

Ich bin mit noch einem Menschen zusammengekommen, der die ganze Tragik des geistigen Ringens seiner neuen Heimat gestaltete. Überall hörte ich seinen Namen. Und als ich eines Nachmittags vor ihm stand, war ich enttäuscht. Ich hörte um mich her den schrillen Gesang des maschinellen Amerika. In den Steinwüsten der Millionenstadt, im neunten Stockwerk, hauste der Dichter dieses neuen Amerika. In einem riesigen Büro klapperten die Schreibmaschinen. Auf den Bordbrettern der Wände standen schlechte Porzellanmuster von Dutzendwaren. Ich glaubte, ich sei wohl doch falsch gefahren. Aber nein, ich war in der Arbeitsstätte des Menschen, dem wir wohl als Volk vor allem zu danken haben.

Aus einem kleinen, besonders abgeteilten Raume trat er zu mir und nahm mir mit einigen Worten alles Enttäuschtsein. Ich war mit Georg Sylvester-Viereck zusammen. Er sprach. Er schien zunächst wie in einem Schnellzuge zu sitzen und wartete nur, bis im nächsten Augenblick die Station kam, die mich wieder von ihm führte. Aber es währte nur eine kurze Weile. Dann stieg er selber aus diesem Wagen. Seine künstliche Fahrt war beendet. Er sprach ruhiger. Wir versuchten nun, die Brücke zu finden. Wie er nun seine Welt malte, erlebte ich in ihm diese Tragik des amerikanischen Dichters in brutaler Wucht. Er ist 1884 in München geboren. Als Schüler kam er in die neue Welt. Mit 20 Jahren gestaltete er noch seine innere Welt in deutschen Gedichten. Sein Gott war noch deutsch, die Sprache der Mutter klang noch in ihm. Dann kam die Wandlung. Die neue Heimat riß ihn an sich. Er begann amerikanisch zu denken. Die Sprache einer neuen Mutter nahm ihn gefangen. Er wurde ein Dichter Amerikas. Trotz aller Feindschaft der Menschen, die ihn als einen Eindringling abschüttelten, riß er doch alle mit. Ich muß mich hier auf namhaftere Menschen berufen, die wie Eduard Engel behaupten, daß er, wie kaum ein anderer Dichter der neuen Zeit, im Englischen die Sprache zu meistern versteht. Mit erstaunlicher Virtuosität weiß er durch den fast unübersetzbaren einsilbigen Reim immer neue Formen in die Welt seiner Dichtungen zu tragen. Und doch sind sie in ihrem innersten Kern nicht amerikanisch geworden. Und wenn er um die Liebe buhlt, die ihm aus dem neuen Quell der Muttersprache zukommen müsse, er schöpft doch nur immer wieder deutschen Geist in englische Gefäße. Er gehört darum auch zu den ersten, wirklichen Gestaltern, die sich selber verkünden. Er ist Individualist. Seine Gedichte sind Bekenntnisse. Sie müssen auf den puritanischen Amerikaner wie Keulenschläge gewirkt haben. Wenn er schrankenlos sich offenbart, all seine blühende Sinnlichkeit entblößt, mögen die Menschen, die nicht besser sind als wir, doch erschrocken die Köpfe zusammengesteckt haben und vor all der Unsittlichkeit und Amoralität verzweifelt gewesen sein.

Mit Viereck kam sogar einmal die Dirne ins literarische Leben Amerikas. Er beugt sich liebenswürdig und verstehend zu ihr herab. Er sieht überall die Seele. Er ist der deutsche Mensch geblieben. Aber er muß die Tragik in sich erfüllen. Er muß sein Innerstes verschenken. Vielleicht reißt er mit seiner starken Leidenschaftlichkeit den Amerikaner aus seinem puritanischen Sittlichkeitsdusel in die Wahrheit. Vielleicht reißt er die Maske ab und macht die Bahn mit frei zum wahrhaften Menschen im Amerikaner. Und somit tötet er wieder etwas von dem drohenden Amerikanismus. Denn er kommt nicht nur mit der Maschine zu uns. Hinter dem Räderwerk der zermalmenden Maschine trottet die entgeistigte Masse. Durch Geistesenge und falsche Sittlichkeit zusammengetrieben, schleppen sie die Ketten der Intoleranz, der geistigen Bevormundung, der schrecklichen Knebelung alles Vorwärtsdrängens der Menschheit. Oder ist die brutale geistige Vergewaltigung im Affenprozeß zu Dayton nicht ein Menetekel? Rufen wir nur die starken, schöpferischen Geister Amerikas und wehren wir uns mit letzter Kraft gegen den Strom der Masse.

Wie unheilschwer diese entgeistigte Masse über der Welt droht, mußte uns doch die Geschichte des letzten Krieges lehren. Noch hält man drüben den Atem an. Man mag das Grauen nicht fassen, daß ein Volk in einen Kampf gegen ein Volk gehetzt wurde, um es mit niederzuringen das durch Ewigkeitswerte mit ihm verknüpft ist. Es bleibt der Schandfleck eines Bruderkrieges Kein anderer als Georg Sylvester-Viereck hat dies trotz Not und Tod, die ihm drohten, dem amerikanischen Volk in die Seele geschrien. Es gibt kaum einen, der in den Schicksalsjahren von den verhetzten Menschen seines eigenen Vaterlandes so zu Tode verfolgt worden ist als Viereck. Und doch schrie er trotz Fessel und drohender Lynchjustiz die Wahrheit. Wir wissen es ja kaum noch, was es bedeutet haben mag, in diesen wilden Jahren Bekenntnisse der Wahrheit verkündet zu haben. Wir sind undankbar geworden. Wir vergessen, wir wollen die Brücke nicht sehen, die sich zu unseren Besten im fernen Lande wölbt. Erschütternder hat wohl niemand vor und nach ihm um die Liebe und Wahrheit gerungen als Viereck, wenn er im Kriege singt:

Als fernes Echo zu uns her
Kanonendonner trägt der Wind.
Wir flehn für jene überm Meer,
Die unserm Herzen teuer sind.

Uns trifft ein Mutterlächeln. Fest
Hält uns wie einst des Vaters Hand.
Wir sehn das Haus und durchs Geäst
Ein Mädchenaug' am Fensterrand.

Mag Gott ihr Schützer sein; denn weh,
Gleich Korn mäht Menschen man im Feld.
Zerstörung sprengt durch Land und See,
Zuckt wie ein Blitz vom Himmelszelt. usw.

Des roten Zaren Wetterstrahl
Bricht nie der Freiheit starken Wall,
Solange Deutschlands heiligen Gral
Bewacht das Schwert des Parzival.

Als ich von Viereck schied, wußte ich sein Geschick. Er wehrt sich gegen das innere Zermalmtwerden durch beide Welten, die noch nicht wie gleiche Räder nebeneinandergehen, sondern gegeneinander sich drehen. Ich glaube, daß das Neue und Zukünftige dieses Landes doch wieder vom einzelnen kommen wird. Man wird diesen Götzen der Masse einst vom Throne stürzen.

Freilich, so sehr man sich auch drüben bemüht, diesen inneren Geist darzustellen, er wird in der Gestaltung des künstlerischen Lebens immer wieder in die Form des grotesken amerikanischen Kunstausdrucks verzerrt. Hier herrscht noch der Amerikanismus unbeschränkt. Ich gehe in eines der vielen Theater. Es lockt mich das Plakat: „The Loves of Lulu". Es ist Wedekinds „Erdgeist", der sich nun aus dieser amerikanischen „Lulu" enthüllen soll. Es will nichts heißen, daß man viele „Striche" recht ungeschickt ins Manuskript hineinschmierte, um dieses Stück sittlicher zu machen. Als aber alles dort auf den Brettern noch einen „glücklichen" Ausgang nahm, da flüchtete ich aus dieser heiligen Halle der Kunst. Und nun fielen die Kritiker einstimmig über den toten Wedekind her und hätten ihn wirklich getötet, wenn er nicht vorgezogen hätte, schon so lange all diese Lächerlichkeiten zu verschlafen. Und wenn ein wirklich ernst zu nehmender Beobachter erzählt, er habe sogar einmal Faust I. Teil in der „niedlichen" Bearbeitung erlebt, daß das wahnsinnige Gretchen aus dem Stroh aufsteht, von Faust hinausgeleitet wird und glücklich in dem Hafen der Ehe mündet, so will und muß ich es ihm glauben. Ich sah ja so manches Werk noch in der „Bearbeitung". Tränen der Rührung überfielen mich, als ich im „Studentenprinz" unser nicht totgespieltes „Altheidelberg" wiedersah.

Freilich, der einzelne stemmt sich gegen die Industrialisierung der Kunst. Es ist schon viel edler Wille da. Aber doch nur in den wenigen großen Städten. Die Werke der Weltliteratur gehen in Neuyork, Chicago einmal über die Bretter, dann versinken sie. Ins Land schwemmt nur die Masse des furchtbaren Marktschreiertums der Kunst.

Nur wenige Theater halten in Neuyork noch mit großen Unterstützungen die großen Werke der Welt. Die andern müssen ihre Tore dem Strom der Masse öffnen. Überall hetzt jetzt ein grelles Lichtplakat ums andere die Menschen in den Taumel der Varietébühnenkunst.

Ich bin der Menge nachgetaumelt. Ich hetzte mit den schnurrigen Kinodramen durch die Stunden. Eine Riesenorgel erschütterte das Gemüt. Um mich her tanzten die schönsten Mädelchen der Welt. Sie lächelten, wie sie überall lächeln. Aber ihre Gesichter sind puppenhaft. Es sind Marionetten geworden. Nur der Tanz macht sie zu springenden Noten. Sie sind wirklich verkörperte Musik geworden. Nie zuvor sah ich den weiblichen Körper so zum Sinnbild der Musik werden als wie hier. Vielleicht gibt es kein Volk der Erde mehr, das den Körper in so vollkommene Musik zu wandeln weiß. Nicht in Dämonie, nicht in wilde, verzehrende Leidenschaft. Nein, in Musik, in Töne. Selbst wenn ich die unpassende Niggermusik nicht mehr hörte, klangen Töne aus dem Rhythmus der Leiber. Aber schon verzerrte alles wieder ein wilder Niggertanz. Ein grotesker Stepptanz riß die Menge zu wahnsinnigen Beifallkundgebungen. Die Orgel brauste. Der Vorhang teilte sich. In weinerlicher Rührseligkeit klagte ein altes Ehepaar über die verlorene Jugend. Die verblödete Sentimentalität muß zu Worte kommen. Schon spielen zwei waghalsige Rollschuhläufer in einem verrückten Tanz mit dem Tode. Da beginnt das schöne Orchester, in dem wohl an achtzig gute Musiker sitzen, mit prachtvollem Schwung in die Oper „Margarete" überzuleiten. Die Schlußszene aus der Oper klingt vorüber. Die Bearbeitung dieses Opernteiles schmerzt mich so, daß ich trotz des großen Orchesters glaube, die Oper von einer herumziehenden Schmiere in einer kleinen deutschen Stadt zu hören. Aber der Beifall tost. Die Stunden rasen. Die Filmwand gibt nun eine Reihe von harmlosen und dummen Zeitwitzen zum besten. Alles strömt mit Lachen in die Nacht.

Und das fand ich in allen Theatern, die sich nun auf diese neue kommende Zeit einstellten. Ich will nicht richten. Ich will diesem Jahrmarktstreiben doch den Aufschrei eines ernsten Amerikaners entgegenhalten, der in seinem Aufsatz: „De Gustibus Americanis" in den „Amerikanischen Stimmen" in krassen Farben das Bild dieses Künstlerelends malt. Er soll richten. Ich will nichts hinzufügen, denn wollte ich die Welt so malen, würde man mir vorwerfen, daß ich sie ohne Liebe und Verständnis sah. Georg Jean Nathan schreibt sich's vom Herzen:

„Die amerikanischen Lande sind geradezu ein Schlachthaus des guten Geschmackes, das sowohl dem Grade nach als seiner Größe nach in der ganzen zivilisierten Welt nicht seinesgleichen

findet. Die Szene zeigt Schlachthaus neben Schlachthaus, von denen ein jedes von den Profiten seiner Verkommenheit förmlich birst.

Die Zeitungsstände des ganzen Landes biegen sich heutzutage geradezu unter der Last von Zeitschriften, neben denen die billigsten und ordinärsten Magazine vor zwanzig Jahren als wahre Türme transzendentaler Ästhetik erscheinen. Ungezählte grelle Heftchen, die die Enthüllung der wahren Schlafzimmer- und Heubodengeheimnisse schwedischer Dienstmädchen, Stenotypistinnen, Chormädchen und Mitglieder des Vereins christlicher junger Frauen verheißen; Dutzende und Dutzende von Magazinen mit verlockenden Titeln, wie ‚Oh Baby!', die Witze und Geschichten über die Herrlichkeit des Durch-das-Schlüsselloch-Guckens enthalten; multigraphierte Broschüren, die unter dem Deckmantel moralischer Entrüstung laszive Anekdötchen verbreiten; zahllose ‚Kunstalben' mit Photographien nackter Chordamen mit so geschickt verteilten — scheinbaren — Klecksen von Druckerschwärze, daß die Halbflüggen im Umkreise von Meilen zusammenströmen; schlechte Imitationen pikanter französischer Witzblätter mit Rückansichten fetter und Frontansichten dünner Weiber; ungezählte sogenannte pikante Magazine, deren Umschläge Titel wie ‚Warum 's Myrtle tat', ‚Nach acht Cocktails' und ‚Dreh dich um, Liebling' tragen; Hunderte anderer mit entsetzlichen Blondinen in den Schlingen einer Boa Constrictor, während ein todesmutiger Cowboy zu Hilfe stürmt; und wieder Dutzende, die da heißen ‚Liebesgeheimnisse', ‚Heiratsgeheimnisse', ‚Geheime Geheimnisse' — daraus setzt sich die Flut literarischer Jauche zusammen, mit der augenblicklich das Land kultiviert wird. Vor zwanzig Jahren waren die Durchschnittsmagazine, die den Durchschnitts-Americano amüsierten, die, so die Standard Oil Company mit Dreck bewarfen, die betrügerischen Wallstreetmakler bloßstellten und Bilder Lulu Glasers veröffentlichten. Heute sind die Zeitschriften, die den Durchschnittsleser unterhalten, die, in denen eine Kirchensängerin schildert, wie der Gemeindevorsteher sie herumzukriegen versuchte, nachdem er ihr zwei Portionen Gefrorenes bezahlt hatte, in denen pensionierte Freudenmädchen und Politiker ihre verstorbenen Freunde und Beschützer der Öffentlichkeit preisgeben und in denen Photographien unbedeutender, aber hübscher und nackter kleiner Mädchen erscheinen, die die kleinen Nester im Mittelwesten im Stich gelassen haben, sich auf der Suche nach Ruhm und Millionen nach Hollywood auf die Reise machten und dann als Nixen, Sirenen und andere Fabelwesen für fünf Dollar pro Tag (zehn Dollar pro Nacht) in den Meisterwerken der Filmkunst endeten.

... Neben den schmutzigen Magazinen und den Films haben wir jetzt auch noch das Radio, das seinen Teil dazu beiträgt, den Geschmack des Landes ganz auf den Hund zu bringen. Die Hausdächer vom Atlantik bis zum pazifischen Ozean gleichen segellosen Schonern. Und allnächtlich widerhallt jetzt das Wohnzimmer des Proletariats von miserablem Jazz, der von Hotelorchestern verzapft wird, von Vorträgen über Swedenborg, die ein pensionierter Tierarzt hält, von Liedern über fette Niggermammies und anderen künstlerischen Darbietungen hungriger Varietéartisten und von den Namen der ‚Prominenten', die soeben Reubens Delikatessengeschäft betreten haben. Wo noch vor wenigen Jahren die Familie im amerikanischen Hinterlande wenigstens gelegentlich ein Buch zur Hand nahm oder zum mindesten in einem ‚Album berühmter Gemälde' blätterte, pappt sie heute unverzüglich die Kopfhörer an die Ohren und gerät in Verzückung über das ‚Rezitativ' eines Niggers aus Harlem, in dem er sich über sein Heimweh nach Alabamy ergeht, oder sie begeistert sich an der Wiedergabe Mozartscher Melodien auf einer Säge. In Neuyork und in Philadelphia gibt es je eine Rundfunksendestation, die periodisch den Versuch gemacht haben, ihren Hörern musikalisch etwas Besseres zu bieten als das, was zur Erziehung der höchsten künstlerischen Effekte auf Küchengeräten und Kuhglocken gespielt werden muß und etwas Besseres auf dem Gebiet der Hygiene, als Propagandareden für ein neues Mundspülwasser. Aber wie ich höre, fanden sie diese Versuche zu kostspielig und mußten, um sich über Wasser zu halten, auf das Gegröhle und Geschnatter zurückgreifen, das die Radiokunstkenner so sehr bewundern und begehren."



Ich habe es nicht anders erlebt. Ich wüßte nicht, was ich daran an Unwahrem abzustreichen hätte.

Das ist der Amerikanismus, wie er drohend seine Tatzen hebt. Nun aber wollen wir die Hand aufs Herz legen und bekennen. Wir wollen nicht den Splitter im anderen Auge sehen und den Balken verkennen, der im eigenen Auge liegt. Können wir nicht von Berlin und mancher anderen Stadt schon ein gleiches Bild malen? Nehmen wir diese innere Unwahrheit nicht jauchzend auf als Verkündigungen einer neuen Zeit! Verbindet uns im Grunde nicht gerade diese Nachäffung des schlechten Geschmackes mit Amerika? Wir sollten doch wohl auch die Augen aufmachen. Der Amerikanismus ist eine Gefahr, die uns allen droht. Der einzelne Amerikaner aber eine Kraft, die im tiefsten mit uns an der ewigen aufbauenden Gestalt der Welt ringt. Werfen wir uns mit allen Kräften gegen den Strom der Masse, ehe es zu spät ist!

Hans Christoph Kaergel

Ein Mann und ein Buch

Die bekannte dänische Schriftstellerin stellt uns den folgenden Aufsatz über den prächtigen amerikanischen Vorkämpfer des Deutschtums, H. G. Scheffauer, zur Verfügung. Aus diesem Aufsatz ersieht man, welche Begeisterung dieses Buch selbst unter Ausländern gefunden hat, wenn es sich auch in diesem Falle um deutschfreundliche Ausländer handelt. D. T.

Bis zum Kriege war er ein Sonntagskind, ein Jüngling, um dessen Stirn gütige Feen köstliche Blumen gewunden hatten. Deutschlands Leid hat aus ihm einen eisern starken Mann gemacht. Er wurde sich bewußt, daß er eine Mission zu erfüllen hatte. Er gab sich und der Welt — der versunkenen wie der werdenden — ein Gelöbnis, das er jetzt gehalten hat. Das Buch hat er geschrieben, das Buch: „Wenn ich Deutscher wär'" (Verlag Max Koch, Leipzig; geh. 5,50 M, in Halbleinwand 6 M, Ganzl. 7,50 M).

Möglich ist, daß es noch einige Jahre dauern wird, bis die Welt selbst die letzte Wahrheit zu erfahren verlangt. Dann kommt die große Stunde Herman George Scheffauers: wenn sein Buch den Siegergang wandert, von Land zu Land. Dies stolze, wie unter heiligem Eid wahrheitsgetreue Buch über Deutschland — wie es ist, wie es war, wie es geworden, wie es wieder werden muß.

Vorbei ist der Krieg. Noch blutet ein ganzes Land. Noch hungern kleine Kinder, weil das Brot nach fremden Ländern verschleppt wird, noch weinen alte Leute ihre kalten Tränen, weil das Grab sich nicht öffnet, um ihnen Obdach zu geben. Noch . . . Aber das Buch ist schon geschrieben.

Fromme Leute fangen sehr oft den Tag damit an, aufs Geratewohl die Bibel aufzuschlagen und unbesehen den Finger irgendwohin zu legen. Sie lesen dann den Spruch, auf den der Finger zufällig zeigt, und was auch dort stehen möge, es bringt mit sich Trost, Mahnung oder Mut zum Tagewerk. Eine solche Trost- und Mahnungsbibel für das deutsche Volk ist Scheffauers Buch: „Wenn ich Deutscher wär'".

Mit fast alttestamentarischer Wucht und erhaben klingender Wortwahl ist das Buch geschrieben. Durchgeistigt, durchglüht von der Seele des Menschen von — morgen.

Von „morgen" sage ich. Denn die Menschen von heute, die sind wie seinerzeit die Sklaven Ägyptens, die für die Pharaonen schweißtriefend und stöhnend Steine schleppen mußten, um den Wortlaut des furchtbaren Friedensvertrages einhalten zu können. Für diese gibt es keinen Zukunftsblick, keinen Zukunftstraum, nur das ewig mühselige Schleppen. Und weit vorne eine müde Sehnsucht nach dem letzten, langen Schlaf.

Scheffauer ist deshalb der „Mann von morgen", weil er sich weniger darum kümmert, was heute gelitten wird, als was in der Zukunft geschehen soll und muß. Er ist aus Fleisch und Blut, seine Sinne sind verfeinert, doch spürt er die körperlichen Qualen nicht. Für ihn — wie für

Moses — gibt es das Land der Erlösung, und er schreitet diesem Land entgegen, als ginge er über Felsen und Abgründe ohne Schwindel, ohne Angst.

Er ist der Hellseher eines ganzen Volkes, sollte — kraft seines Willens, seiner Liebe, seines Mutes und seiner reinen Gesinnung — der geistige Leiter dieses Volkes werden. Sein Buch zeigt, daß er es innerlich ist, daß er dazu vom Schicksal erkoren worden ist.

Spielend leicht könnte ich einen wundervollen Artikel nur aus Zitaten dieses Buches aufbauen. Tue es aber nicht. Der Leser könnte glauben, daß ich die schönsten und packendsten Stellen ausgewählt habe und daß er infolgedessen das Buch nicht selbst zu lesen braucht. So ist es nicht. Dreimal habe ich das Buch durchgelesen. Jedesmal die Sätze unterstrichen, die so markant sind, daß ich sie zum Aufbau dieses Artikels nötig hatte. Und siehe — das letztemal war fast jede Zeile unterstrichen, und ich saß kopfschüttelnd, lächelnd da.

Auch ist es nicht ein Buch, das man in einem Zug durchrasen soll. Ebensowenig wie man eine Flasche edelschweren Wein in einem Zug herunterschlucken darf. Dies Buch ist tropfenweise einzunehmen, daß man das köstliche Aroma der Worte auf der Zunge behalte, bevor sie sich in Blut und Seele hineindrängen.

Hindenburg hat einmal Worte gesagt, die todtraurig in alle deutschen Ohren geklungen haben müssen: „Wir stehen einsam und allein in der Welt."

Diese Worte wären wohl nie ausgesprochen worden, hätte Hindenburg gewußt, daß mitten in Deutschland, in Berlin, ein Herman George Scheffauer lebte — ein Amerikaner, mit dem Blut deutscher Vorfahren in den Adern. Ein Mann, der gewillt war, für die deutsche Sache sich kreuzigen zu lassen. Ein Mann mit einer so machtvoll klingenden Stimme wie die von Johannes dem Täufer. Vielleicht wußte Hindenburg von ihm, dachte aber: „einer ist so gut wie keiner". Dachte er so, dann irrte er sich bedeutend. Es gibt eben einzelne Menschen, deren Ruf länger tönt als Schwerterklang eines ganzen tapferen Heeres.

Scheffauer ist vielleicht der Mann — unter den Nichtdeutschen —, der am meisten mit Deutschland gelitten und für Deutschland gearbeitet hat. Doch gelitten und gearbeitet heißt in sich nur wenig. Leid ist persönlich, und Arbeit kann wie Regen im Sand versinken. Scheffauer aber hat wohl das Zweifeln, nie aber das Verzweifeln gekannt. Sein Stolz ist groß genug, um die ganze deutsche Nation aufrechtzuhalten. Er verbeugt sich vor nichts in der Welt. Er hat reine Hände und ein reines Herz.

Nein, Deutschland ist nicht — war nie — einsam und allein in der Welt. Das nur ist das Niewiedergutzumachende, daß ein Land, so bitter in Not, nicht wußte von den wenigen einzelnen, die willig waren, alles herzugeben, um andern Mut einzuflößen, um für Recht und Wahrheit zu kämpfen. Auch ich gehöre ja zu den wenigen, aber was ich leisten konnte, war so sehr gering. Ich stand der Sache zu befangen gegenüber und glaubte, daß man — wie im persönlichen Verkehr — seine Freunde dadurch am besten schätzen könnte, wenn man jede Anklage einfach ablehnte. Meine Freunde sind für mich immer unantastbar gewesen. Sie haben keine Fehler, ich erkenne jedenfalls ihre Fehler nie an; weil ich eine Frau bin und gefühlsmäßig denken muß. Auf der einen Schale meiner Wage liegt ein Herz — vielleicht wäre es besser, es läge dort der kalte Verstand.

Scheffauer ist nicht so. Seine Augen sind scharf, sein Verstand kristallklar. Er ist der Verkünder — aber auch der Wahrheitspriester. Mit seiner enormen Liebe und seinem Verständnis für die deutsche Volksseele verbindet er einen prophetischen Wahrheitsdrang. Er muß auch das sagen, was vielleicht weh tut. Ja, was wie Messerwunden bis zum Knochen dringt. Er tut es, um Heilung herbeizuführen.

Als rein Deutscher hätte er dieses Buch nicht schreiben können. Kein Reindeutscher hätte diese Höhe über die Dinge erreichen können. Auch seine Glut ist nichtdeutsch. Dagegen seine Innigkeit. Man spürt, daß dort, wo er die verwundenden Worte sagen muß, es ein innerlicher Aufschrei ist. Er muß, und kostet es sein Leben — mehr: und kostet es seine Grabesruhe.

Herman George Scheffauer — der Amerikaner —, dessen Vorfahr, der Hofbildhauer Scheffauer, mit Goethe und Schiller bekannt war — ist in San Franzisko geboren, im schönen Kalifornien. Die Sonne des Westens hat seine Haut gebräunt, die elektrische Glut dieser Sonne ist in seinem Blut, sein Wesen ist vom Feuer durchdrungen wie die edle Traube seiner Heimat vom Saft.

In einer feenhaften herrlichen Natur aufgewachsen, ist nicht zu verwundern, daß er schon als Kind mit allen Kunstarten herumspielte. Er wußte damals nicht, wollte er Maler, Dichter oder gar Baumeister werden. Bald weilte er an der Küste des großen und stillen Meeres, und es lockte ihn, die Wellen und die Himmelsbläue mit Pinsel und Farben einzufangen. Bald irrte er in den Riesenrotholzwäldern herum. Bald lag er auf dem Rücken und blickte den Wolken nach. In diesem Westen der Hesperiden klang alles wie Musik.

Der Knabe wuchs heran, beeinflußt von Kulturen verschiedener Länder. Damals war Kalifornien eine Art Brutstätte der jungen Kunst Amerikas. Dort hatte die Geldsucht noch nicht derart gesiegt und alles zermalmt wie in Neuyork und Chicago. Dort lebten noch alte Familien mit spanisch-romanischem Einschlag, Künstler ohne Zahl. Der Knabe wußte, ohne zu wissen, daß mit ihm ein wahrer Künstler auf die Welt gekommen sei. Er fühlte sich Herr seines Schicksals. Alles, was er berührte, gelang. Die Feen, die oft so merkwürdig ungerecht sind, hatten ihn, außer ihren Künstlergaben, auch mit Anmut und schön geschnittenen Zügen ausgezeichnet. Was Wunder, daß er überall Freunde erwarb. Er war immer ein treuer Freund. Immer stand er in der Mitte. Um ihn herum bildete sich jedes Spiel, jeder Ernst. Er war Dichter, und er erlebte, nach dem Wesen der Dichter, viele Jahre in jeder Stunde. Sein Reichtum war unerschöpflich. Schon damals war sein Charakter derart befestigt, daß er nur der Stimme seines Innern gehorchte. Künstler wollte er werden, aber was für einer: Maler, Dichter, Bildhauer? Die Eltern drängten ihn zur Wahl. Und es kam ihm vor, als wäre das schöne Häuserbauen ein Inbegriff aller Kunstarten. Er entschließt sich dazu, obwohl er schon damals zu den hoffnungsvollsten jungen Dichtern des fernen Westens gerechnet wurde. Er faßt seinen Beruf nicht als ein leichtes Spiel auf, gründlich läßt er sich ausbilden. Das Leben in Kalifornien ist noch ein schöner Rausch. Draußen in den fabelhaften Rotholzbaumwäldern werden die mystischen Natur-Festspiele des Bohemian-Clubs gefeiert. Nur Männer dürfen dabei sein. Jedes Jahr wird dort ein Waldfestspiel aufgeführt, keine Frau spielt mit, keine Frau schaut zu. Die Riesenbäume beleuchtet, ein Naturtheater, wie man es nirgends träumen kann. Scheffauer schreibt das Festspiel „Die Söhne Baldurs“. Wenn er später von jenen Zeiten erzählt, flackert ein seltsamer Schimmer in seinen blauen Augen auf. Wie hat er sein schönes Land geliebt! Wie heilig ist ihm noch die Erinnerung ...

Im Jahre 1904 bricht er aus. Er fühlt, er muß die Welt kennen lernen. Er geht auf Reisen, durch ganz Europa. Kommt nach England. Dort baut er keine Häuser, dort dichtet er. Er schließt Freundschaft mit Europas führenden Künstlern und Geistern. Vielleicht will er in England bleiben. England ist allem so nahe. Selbst der Weg nach Kalifornien scheint ihm dort nicht lang.

Zwei Jahre später bringt das Erdbeben San Franziskos seine Seele zum Schaudern. Er muß nach Hause. Jetzt spürt er wieder, daß er als Baumeister doch geboren ist. Vor seinem innern Auge heben sich aus den Trümmern der verschütteten Stadt die Gebäude seiner Phantasie. Und siehe, man tritt an ihn heran. Man überhäuft ihn mit Aufträgen. Er wünscht und will — und kann nicht. Das, was man von ihm fordert, lehnt er ab. Keine grauen häßlichen Spekulationshäuser wird er je bauen. Wenn er nicht das geben darf, was aus ihm herauswächst, verzichtet er lieber. Und die Menschen wollen und können nicht seine schönheitstrunkenen Visionen verstehen. Hätte man auf ihn und seine Genossen gehört, dann wäre vielleicht das heutige San Franzisko wie eine neue noch schönere Akropolis geworden.

Scheffauer verläßt zum zweiten Male seine Geburtsstadt und kehrt zurück nach Neuyork,

dann nach England, um dort zu bleiben. Er findet dort seine künftige Frau, eine junge Dichterin. Es gefällt ihm dort, er baut sein Heim, er baut seine Zukunft. Sein Ruhm ist im Aufstieg ...

Krieg 1914. Diesmal trifft das Welterdbeben sein ganzes Wesen. Er wird maßlos aufgerüttelt. Er will keine Partei nehmen, will sich nicht überreden lassen. Selber will er versuchen, in diesem unendlichen Wirrwarr sich zurechtzufinden und die Wahrheit herauszukriegen. Für ihn gibt es nicht dieses Land oder jenes, nur Recht und Ungerecht. Nur Anstand und Unanständigkeit. Er schlägt die Hände vor seine Ohren, er schließt seine Augen, will warten, will nichts sehen und hören, solange es um ihn tobt und wütet. Doch sieht, doch hört er. Und in ihm klingt eine Stimme, die alles andere übertönt: Gehe!

Mitten im Kriege bricht er ab, opfert sein junges Heim, sein sicheres Dasein, die glänzenden Angebote der Engländer. Das Blut, das er von den Vorfahren hat, fängt an, in seinen Adern zu brausen. Die innere Stimme treibt ihn nach Deutschland, dort gehört er hin mit Leib und Seele. Jetzt in der größten Schicksalsstunde Deutschlands. Hier lebt er, hier leidet er. Seine junge tapfere Frau steht ihm bei.

Und während der Krieg rast, kämpft er mit schärfsten geistigen Waffen, macht sich an die Arbeit, um der Welt, die jetzt nicht hören will, die Wahrheit zu verkünden.

Er sieht ein, daß es vor allem wichtig ist, das geistige Band zwischen den Ländern nicht abzubrechen. Er übersetzt deutsche Dichter ins Englische. Er bahnt deutschen Künstlern den Weg ins Ausland, seine Bücher über Amerika beleuchten dieses ganze Land, klären auf und vernichten falsche Auffassungen. Was ist Häuser bauen, was Bilder malen, was Gedichte schreiben im Verhältnis damit: die Wahrheit durchzuzwingen und den seelischen Verkehr unter den Menschen aufrechtzuerhalten? Es gehört nicht hierher, aufzuzählen, was Scheffauer für Deutschland, den deutschen Menschen und deutsche Kunst im Ausland geleistet hat. Heute gilt es nur zu sagen und zu zeigen: Herman George Scheffauer ist der Mann, der das Buch: „Wenn ich Deutscher wär'“ mit Ewigkeitsschrift in die Seele der Zukunft geschrieben hat.

Dafür sind wir ihm alle Dank und wieder Dank schuldig. Er aber geht seinen geraden Weg, ob dieser mit Dankesblumen oder mit Dornen und Scherben bestreut wird!

Karin Michaelis

Die deutsche Diplomatie vor dem Weltkriege

Die große Aktenveröffentlichung des auswärtigen Amtes unter dem Titel: Die diplomatischen Akten des auswärtigen Amtes 1871—1914, im Auftrage des auswärtigen Amtes herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich Thienne 1923 ff. (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W. 8) nähert sich nunmehr ihrer Vollendung. Schon liegen 33 Bände des gewaltigen Werkes vor, dicht bis an die Schwelle des Weltkrieges ragend, nur vier Bände sollen noch ausstehen. Da ist es denn wohl an der Zeit, einmal wieder in kurzen Zügen nicht den Inhalt, aber den allgemeinen Eindruck zu erörtern, den die Veröffentlichung hinterläßt.

Bei einer früheren Gelegenheit, bei Besprechung der Bände 7—12 im Juliheft 1924 des „Türmers“, hatte sich dieser Eindruck dahin festgestellt, daß der Kaiser zwar im allgemeinen ein richtiges politisches Urteil hatte, aber nicht die Fähigkeit besaß, seinen Willen auf Grund des für richtig Erkannten durchzusetzen, und im übrigen die deutsche Diplomatie besser war als ihr Ruf. Dieses Urteil muß auf Grund der späteren Aktenbände dahin erweitert werden, daß es für den Kaiser seine Bestätigung findet, daß dagegen die deutsche Diplomatie im wesentlichen versagte. Um nur die Hauptpersonen herauszunehmen: der Kaiser hat durch die Aktenveröffentlichung wesentlich gewonnen, Bülow dagegen verloren, an dem allgemeinen Urteil über

Bethmann Hollweg und Kiderlen-Wächter, über die die Geschichte so oder so den Stab gebrochen hatte, konnte auch die Aktenveröffentlichung nichts mehr ändern.

Seltsamer Treppenwitz der Weltgeschichte! Die demokratische Regierung unternahm die politisch höchst anfechtbare, wissenschaftlich ebenso dankenswerte Aktenveröffentlichung, um die monarchische Regierung ins Unrecht zu setzen, und siehe da: der Kaiser steht glänzend gerechtfertigt da! Er hat wenigstens nichts Verkehrtes gewollt. Die Veröffentlichung ist der Sendung Bileams vergleichbar, ausgeschickt zu fluchen und schließlich bestimmt zu segnen. Wer dabei die geschichtliche Rolle des Esels gespielt hat, kann unerörtert bleiben.

Der Kaiser hatte alle Anlage zu einem großen Staatsmanne. Und doch wurde er es schließlich nicht. Denn vom Staatsmanne vor allem gilt das Wort Fausts: „Im Anfang war die Tat." War in den beiden ersten Jahrzehnten der kaiserlichen Regierung die Wirklichkeit des Kaisers vielfach verdunkelt worden durch seine Reden, die in weiten Volkskreisen die alte monarchische Gesinnung mehr und mehr abblättern ließ, so hatten ja die Reden seit der trüben Daily Telegraph Geschichte von 1908 im wesentlichen aufgehört, freilich ohne daß damit der einmal angerichtete Schaden hätte wieder gut gemacht werden können. Und doch fehlte der kaiserlichen Regierung immer noch etwas. Der Kaiser stand mit seiner staatsmännischen Einsicht allein und konnte sich gegenüber der Diplomatie des auswärtigen Amtes nicht durchsetzen.

Es handelt sich dabei nicht bloß um die Unfähigkeit der deutschen Diplomaten. Auch Bismarck stand ziemlich einsam und hat meist mit Dummköpfen gewirtschaftet, bis er in seinem Sohne Herbert einen Mitarbeiter fand, der ganz in ihm aufging. Aber Bismarck setzte wenigstens seinen Willen durch. Er verlangte von seinen Botschaftern, daß sie einschwenkten wie die Unteroffiziere und hat dies, nachdem er den Grafen Arnim sich selbst zur Strafe, anderen zum abscheulichen Exempel zu Zuchthaus hatte verurteilen lassen, auch durchgesetzt. Wenn man demgegenüber beklagt hat, daß Bismarck keine Schule hinterlassen hat, so stellt man ein unmögliches Verlangen. Denn zum Staatsmanne gehört vor allem der Wille zur Tat, und ein Willensmensch kann keine Willensmenschen züchten, weil er keine anderen Willen neben sich duldet oder auch nur dulden kann.

Andererseits wurde bei der Besprechung der früheren Bände der Veröffentlichung schon darauf hingewiesen, daß die deutsche Diplomatie in den ersten Zeiten der Kaiserlichen Regierung im allgemeinen auf einer höheren Stufe stand als in den Zeiten Bismarcks, wenn auch einige unfähige Persönlichkeiten von früher, wie General von Schweinitz in St. Petersburg, Prinz Reuß in Wien und namentlich Graf Münster in Paris noch in die neue Zeit hineinragten. Aber Talente von Eulenburg in Wien, Bülow in Bukarest und später in Rom, Marschall in Konstantinopel hatte Bismarck doch nicht zur Verfügung gehabt. Solche Talente gewannen jetzt eben Entwicklungsfreiheit.

Demgegenüber bewegt sich die deutsche Diplomatie des letzten Jahrzehntes der kaiserlichen Regierung augenscheinlich wieder in stark absteigender Richtung. Freiherr von Marschall waltete allerdings bis 1912 ziemlich unumschränkt in Konstantinopel, bis er als bester Diplomat nach London versetzt wurde, aber schon nach einigen Monaten starb. Aber überall sonst fand man doch nur Nieten. Es braucht nur an einige Namen erinnert zu werden. Am schlimmsten stand es in London, wo sich Graf Wolff-Metternich, dem immer wieder die kaiserliche Unzufriedenheit eröffnet werden mußte, mehr als Vertreter englischer als deutscher Interessen fühlte. Als es dann endlich 1912 gelungen war; ihn abzuhalftern, trat nach der kurzen Zwischenherrschaft Freiherr von Marschall gar Fürst Lichnowsky an seine Stelle, das sagt alles. In St. Petersburg ließ sich Graf Pourtalès von Sasonow während des Balkankrieges so hinters Licht führen, daß er die Hinterhältigkeit der russischen Politik gar nicht bemerkte. Und dann Freiherr von Schoen in Paris, der sich in seinem Buche „Erlebtes" ebenso ein Selbstzeugnis ausgestellt hat wie Jagow, der Botschafter in Rom und Leiter des auswärtigen Amtes im Weltkriege in seinen Erinnerungen.

Aber das alles war gar nicht entscheidend. Auch Bismarck hat mit Dummköpfen gewirtschaftet und ist mit ihnen ganz gut ausgekommen. Die Diplomatie der anderen Mächte hatte der liebe Gott auch nicht mit einem viel größeren Durchschnittsmaße von Weisheit ausgestattet. Und ewig wahr bleibt das Wort des Kanzlers Oxenstierna, es sei wunderbar, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert werde. Doch es geht auch so. Immer noch besser als die russische Diplomatie, die schon seit Jahrzehnten, schon seit Gortschakow und Giers, eine charakteristische Eigentümlichkeit darin zeigte, daß jeder Botschafter seine eigene Politik trieb und sein auswärtiges Ministerium in diese hineinzuziehen suchte.

Entscheidend war doch immer die Stellung der leitenden Stelle in Berlin. Und das führt auf das Verhältnis des Kaisers zum auswärtigen Amte. Hier sind die kaiserlichen Randbemerkungen, Telegramme und Briefe von unschätzbarem Werte.

Man kann ohne Einschränkung behaupten: der Kaiser war das größte, vielleicht das einzige diplomatische Talent, das Deutschland in der Zeit nach Bismarck besessen hat. Er weiß nicht nur die politischen Vorgänge richtig zu beurteilen, sondern auch die ihnen entsprechende zutreffende Entscheidung zu fällen. Manche seiner Entscheidungen, bei denen er sich oft mit einer raschen Wendung der veränderten Sachlage anzubequemen versucht, können geradezu als genial bezeichnet werden.

Doch es handelte sich doch nicht nur um Beurteilung und höchste Entscheidung. Beides schwebt in der Luft ohne die weitere Ausführung. Und hier haben Reichskanzler wie auswärtiges Amt vollständig versagt.

Schon Bülow, so vortrefflich er als Botschafter gewesen sein mochte, stand als Leiter der auswärtigen Politik nicht vollständig auf der Höhe, sondern hat Deutschland in die Einkreisung hineingeritten. Da war es denn ein Meisterstreich des Kaisers, wie er in dem Vertrage von Björkö vom 23. und 24. Juli 1905 den Czaren einseifte und ihn zu einem Bündnisse bestimmte. Der russische Selbstherrscher hatte unterschrieben und war an den Vertrag gebunden, aber der Deutsche Kaiser bedurfte der Gegenzeichnung des Reichskanzlers. Da versagte Bülow und reichte Entlassungsgesuch ein trotz des rührenden Briefes, in dem ihm der Kaiser vorhielt, was er alles für ihn getan. Und der Grund, ob das Bündnis sich bloß auf Europa oder auch darüber hinaus erstrecken sollte, war doch wirklich nichtig genug. Das bot dann der russischen Diplomatie die Möglichkeit, sich ebenfalls dem Vertrage zu entwinden, und die Einkreisung ging weiter. Wie man den Rückversicherungsvertrag mit Rußland gegen den Willen des Kaisers hatte fallen lassen, so nahm man dem Kaiser auch die letzte Möglichkeit, den Schaden wieder gut zu machen.

Noch schlimmer wurde es in den letzten Jahren, als das Verhältnis zu England im Brennpunkte der politischen Entwicklung stand, und das üble Dreigestirn Bethmann-Hollweg, Kiderlen-Wächter und Wolff-Metternich über Deutschlands Geschicken waltete. Wichtige Anregungen des Kaisers blieben einfach als nichtssagende Randbemerkungen auf dem Papiere stehen. Der Kaiser war des Glaubens, sie würden ausgeführt und weiter verfolgt. Doch es geschah nichts. Wenn die Herausgeber hier vielfach, ihre Unparteilichkeit preisgebend, die kaiserlichen Gedanken und Anregungen als phantastisch bezeichnen, so kann ich das nicht finden. Der Kaiser sah immer den großen Zusammenhang der Dinge, und an jedes wichtige Ereignis knüpften sich gleich weitere Hoffnungen und Pläne. Inwieweit sich diese anderen Widerständen gegenüber durchführen ließen, war eine besondere Frage. Das rechtfertigte es aber noch nicht, solche Pläne einfach unter den Tisch fallen zu lassen. Wichtige Berichte und Nachrichten wurden dem Kaiser gar nicht vorgelegt, und wenn er sich über diese Behandlung mit Recht bitter beschwerte, erhielt er gar mit harmloser Unverfrorenheit vom auswärtigen Amte die Antwort, er erhalte ja die Depesche von Wolffs Bureau, da stände alles darin! Selbst die Königin Viktoria, eine parlamentarische Monarchin, hat sich einst eine solche Behandlung von ihrem Minister Lord Palmerston nicht gefallen lassen.

Gewiß, dem Kaiser ist von seinen elenden obersten Ratgebern übel mitgespielt worden. Doch



das entschuldigt ihn nicht ganz. Er sah ja, wenn nicht immer, so doch vielfach, wie man es mit ihm trieb. Warum ließ er es sich gefallen? Er sah, mit was für unfähigen Vertretern seiner Politik er es zu tun hatte, die nicht aus Böswilligkeit, sondern aus Unfähigkeit mehr dem Gegner als ihm selbst dienten. Er hat gleichwohl den Grafen Wolff-Metternich Jahr und Tag in London schalten und walten lassen und den ersten Botschaftsbeamten von Kuhlmann, den er selbst als kleinen Metternich bezeichnete, schließlich in der schwersten Krisis des Weltkrieges sogar zum Staatssekretär des auswärtigen Amtes gemacht. Die Schuld, die den Kaiser trifft, besteht darin, daß er seinen Willen nicht durchsetzte, obgleich er die Macht dazu hatte. Er hat immer geredet und getan, als ob er ein Gewaltmensch sei und jeden zerschmettere, der ihm widerstrebte, und manche Leute haben ihm das geglaubt. Tatsächlich ließ er sich, was man nicht wußte, von Reichskanzler und auswärtigem Amte auf dem Kopfe herumtanzen.

Schließlich noch ein Wort über den ersten Balkankrieg von 1912. Dieser ist allgemein als eine Niederlage der deutschen Politik aufgefaßt worden und ließ namentlich in Frankreich das Herz der Revanchepolitiker von Hoffnungen schwellen. Denn Deutschland hatte die türkischen Truppen ausgebildet und die türkischen Kanonen geliefert. Merkwürdig, wie ganz anders sich die Sache in den Akten widerspiegelt. Tatsächlich sind die Türken trotz zweifelloser militärischer Überlegenheit unterlegen, weil ihre Regierung sie verhungern ließ. Der Kaiser hatte für die Türken gar nichts mehr übrig und wünschte ihre Vertreibung aus Europa. Er fühlte nur für die Balkanstaaten und wollte sie dem russischen Einflusse entziehen und als neue Militärmacht mit dem Dreibunde verknüpfen. Dieser geniale Gedanke, der sofort an die neue Tatsache neue politische Verbindungen anknüpfte, wäre ausführbar gewesen. Leider wurde er zunichte gemacht durch die kleinliche Unfähigkeit der Wiener Politik, die Serbien den gewünschten Adriahafen versagte und darüber beinahe schon damals den Weltkrieg heraufbeschwor. Kiderlen-Wächter ließ sich gegen den ausgesprochenen Willen des Kaisers in das Schlepptau der Österreicher nehmen und vereitelte damit die kaiserlichen Pläne. So folgte der Weltkrieg aus dem Balkankrieg wie dieser aus dem türkisch-italienischen Kriege und dieser aus dem deutsch-französischen Marokkoabkommen Kiderlens von 1911. Kiderlen-Wächter hatte die ganze Sache verpfuscht, der Kaiser wollte sie wieder gut machen — und das verhinderte die deutsche Diplomatie.

Schließlich kann man den Ausdruck des Bedauerns nicht unterdrücken, daß die Herausgeber, wo es sich um den Kaiser oder um Tirpitz handelt, die Stellung unparteiischer Herausgeber vielfach verlassen und sich in eine Polemik einlassen, für die eine Aktenveröffentlichung doch nicht der Ort ist.

Prof. Dr. Conrad Bornhak

Arabesken um Königin Luise

Am 19. Juli 1810 — vor 115 Jahren — ist Königin Luise gestorben; und im letzten März waren es 150 Jahre, daß Preußens unvergessene Königin auf die Welt gekommen war. Die Zeitungen und Zeitschriften haben zu jenem Tage pietätvoll Bilder und Geschichten aus ihrem schicksalsreichen Leben aufgetischt, die nun schon wieder von den hastig gewordenen Deutschen vergessen sind. Es war ihnen eben nur eine Säkularerinnerung, die nicht haften blieb.

Preußens Luise starb an gebrochenem Herzen. Ihre Nachfolgerin lebte so im Schatten, daß die meisten im Volke heute nicht einmal ihren Namen kennen. Im allgemeinen hatten ja die Hohenzollern mit ihren zweiten Gemahlinnen weniger Glück als mit den ersten. Des Großen Kurfürsten zweite Frau war eine herzlose Stiefmutter. Friedrichs I. erste (genauer zweite) Gemahlin war stolz und gelehrt, seine letzte Gefährtin so bigott, daß sie im religiösen Wahnsinn endete und ihm, als „Weiße Frau" erscheinend, selbst den Tod beschleunigte. Seinen Sohn überlebte die etwas intrigante Sophia Dorothea, und auch Friedrich der Große starb ein Jahrzehnt

vor seiner verschmähten Elisabeth Christine. Von den Ehen seines Nachfolgers wollen wir schweigen. Dann war Luise ein Jahrzehnt Abgöttin ihres Volkes. Vierzehn Jahre nach ihrem Tode verheiratete sich der vierundfünfzigjährige König zur linken Hand mit der vierundzwanzigjährigen bildschönen und überaus zierlichen Gräfin Auguste von Harrach, die er in Teplitz kennengelernt hatte und zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhob.

Diese Ehe — so lesen wir in Vehses ungeschminkten Preußischen Hofgeschichten — machte im Anfang unglaubliche Sensation, schlug aber wohl aus; die Fürstin faßte ihre Stellung als Gehilfin des Königs auf und behauptete sich darin mit großem weiblichem Takte, so daß der gesamte Hof und das Land ihre Liebenswürdigkeit anerkennen mußte. Die neue Gemahlin — so sagt der Biograph des Königs, Bischof Eylert — war verständig und besonnen, ernst und heiter, frei von allem Eigensinn und allen üblen Launen, stets liebevoll und ruhig, wußte es in allem so zu treffen, wie es ihm recht war. Das war nicht leicht, denn wenn er auch in allen häuslichen Dingen immer ein gerechter, billiger und mäßiger Mann war, so hatte er doch auch verdrießliche Stimmungen, in welchen er, reizbar und ärgerlich, besonders da, wo er sich gehen lassen konnte, den Umgang mit ihm erschwerte. Der schönen jungen Fürstin aber gelang es in ihrer Anmut, den König aufzuheitern, und gewiß war seine mit den Jahren zunehmende Milde und Ruhe das Werk ihres wohltuenden Einflusses. Aus dieser Wechselseitigkeit entsprang immer mehr Einheit, so daß sie beide ein Herz und eine Seele wurden. Man sah sie stets zusammen; sie fuhren in einem Wagen ohne alle sonstige Begleitung, und das Berliner Publikum hatte seine Freude an dieser Zutraulichkeit. Laut hörte man im Volke: Der gute alte Herr! Die liebenswürdige Fürstin! Selbst wenn sie bei Hoffesten und bei der Anwesenheit vieler regierender Persönlichkeiten getrennt voneinander bei Tische saßen, suchten sich ihre Blicke auf und verstanden sich im gegenseitigen Vertrauen. Mehr und ganz konnten sie sich dem hingeben, wenn sie alle Jahre zusammen nach Teplitz reisten. Hier hatten sie sich kennengelernt, hier sich gefunden und verlobt. Unerschöpflich war hier die Fürstin, wo sie sich frei und ungehindert bewegte, dem Könige überraschende ländliche Freuden, wie er sie gern hatte, zu bereiten. Auch zu Hause war der König am glücklichsten unter den Seinen. Wenn er am Morgen viel gelesen, gehört und gearbeitet hatte, sah man ihm mittags das Wohlbehagen an langer Familientafel an. Mit seinen Kindern und der Fürstin fuhr er gern aus, am liebsten in einem langen Korbwagen, und verlebte in seinen Gärten und auf seinen Landgütern in abgeschiedener Gemütlichkeit glückliche Tage.

Wie die Königin Luise hat auch Preußens letzte und gleich ihr vom härtesten Leid geprüfte Königin und Kaiserin Auguste Viktoria eine Nachfolgerin bekommen: schon seit vier Jahren ist die reußische Prinzeß Hermine des letzten deutschen Kaisers in Doorn zweite Gemahlin, zuvor Witwe in den dreißiger Jahren mit fünf Kindern. Man sieht sie manchmal in entstellenden, Abbildungen und hört im Volke, soweit es dem Geschicke seines Herrscherhauses noch anhängt, etwas wie Groll auf sie, weil sie der unvergessenen Auguste Viktoria in der Ehe des Einsamen von Doorn nachfolgte. Womöglich geschah es auf der sterbenden Kaiserin ausdrücklichen Wunsch, weil sie ihren Einsamen kannte und bedauerte, für ihn fürchtete in ihrem echt mütterlichen Herzen und weil sie auch erkannt hatte, was ihm diese Nachfolgerin werden konnte...

Unsere Zeit ist so schnellebig und vergeßlich, so undankbar und amerikanisch traditionslos, daß es vielleicht doch nutzlos ist, ihren zwischen Kino und Radio verwirrten Jazzbandsinn auch nur eine halbe Stunde auf das wohltätige Luisesche Element in der Hohenzollerngeschichte gelenkt zu haben. Dennoch wag' ich's, denn ich weiß gewiß: es ist im vorsorglich mütterlichen Sinne Luisens, wenn man mit Achtung jener Frau gedenkt, die anteilnehmend und mitgerissen vom Leid und Erleben da draußen im Exil von Doorn und dennoch mitten unter uns lebt mit einem echten Frauenherzen. Ich und keiner von uns Lebenden hat jene Fürstin Liegnitz noch selbst gekannt, die einer Königin Luise Nachfolgerin im Herzen und an der Seite des Königs gewesen ist; aber viele von uns kennen die Nachfolgerin unserer Kaiserin Auguste Viktoria als eine echte Frau und Mutter voll Temperament, sich immer dem Leben tapfer entgegenzustem-

men und es zu erkennen, anstatt ihm zu fliehen. Wir kennen sie als eine seltene Frau, die in der Blüte ihrer Jahre den Mut gehabt und die Kraft aufgebracht hat, dem gestürzten Kaiser am Abend seines vereinsamten Lebens eine kameradschaftliche Gefährtin zu werden in den grauen Tagen seines Exils — die mit ihm ringt um ihn selber und ihm in ihrem starken Sinn für Wahrhaftigkeit, verbunden mit Herzenswärme, zeigt: So sieht die Welt in Wirklichkeit aus! So schreiben jene heute über dich, die dich dein Lebtag mit Schmeicheleien belogen haben! So aber dachten immer und unerschütterlich jene, deren Wahrheitsstreben man wie eine Gefahr geflissentlich von dir fernhielt.

Die Gefährtin im Leid nahm ihm Gott wie 1810 dem ängstlichen Friedrich Wilhelm III. Und wie jenem die muntere Fürstin Liegnitz gab ihm Gott eine kluge und mutige Helferin. Nun ward wohltätige Klarheit um ihn, nun ist ein stetes Geben und Nehmen unter seinem Dach. Chinesische Mauern fielen erst in der Verbannung um einen, der in seiner Freiheit und Kaiserpracht durch sechzig Jahre ewig ummauert war. Freiheit im Geiste und in Gedanken — Luisescher Segen!

Lästerzungen weigern der verdienten Frau Namen und Ehre. Wenn gute Menschen auf Erden gingen und sie trugen obendrein noch eine Krone, so wurden sie von jeher schwarzgemalt und noch im späten Angedenken geschändet. Ist's Parteiwut oder Klassenhaß? Ist's gewissenlose Klatschsucht, was die Augen blendet und die Herzen verdirbt, gute Menschen, weil sie an solcher Statt stehen, bei der Mitwelt schlecht zu machen? Ich weiß es nicht. Aber ich bewundere die Unentwegtheit im tapferen und getreuen Aushalten einer solchen seltenen Frau von Luisens Herzensart.

Am Abend vor dem verhängnisvollen Schlachttage von Jena 1806 war Preußens Königin Luise in Weimar, wohnte hundert Schritte vom Hause Goethes. Sie suchte nach Schillers Grabe und weinte um ihn. Du solltest uns leben, du Dichter der Befreiung! Die Zukunft bist du! schrie ihr Herz. Nachts mußte sie aus Weimar fliehen. Tage später stand Weimars Herzogin — auch eine tapfere Luise — (die meisten kennen nicht einmal ihren Namen) vor dem Sieger Napoleon und blieb bei allen Bitten so stolz und kühl, daß der Korse sie staunend verehrte. Sie bat ihr Land frei.

Eine tapfere kluge Frau horcht den Dichtern und Denkern Deutschlands auf die Herzen, ob sie noch glauben und hoffen und wagen wollen, daß das Land genese und das Volk wieder froh und frei werde. Sie liest von den Lippen und blickt tief in die Herzen, ob wir noch an Deutschlands Zukunft glauben. Zukunft ist selber in ihrem Herzen — deutsche Zukunft.

Paul Burg

Wer gab die Anregung zum Wartburgfest der Burschenschaft?

Gäbe es eine Geschichte der sittlichen Taten der deutschen Jugend, eine Aufzeichnung solcher Handlungen, mit denen sie die heiligste Aufgabe der Nation erfüllte: den deutschen Wesensquell aus den Tiefen der Idee lauter und klar ins Leben strömen zu lassen, ganz und vorbildlich deutsch zu sein — so müßte darin die Gründung der Burschenschaft und ihre unvergleichliche Herzenstat, das Wartburgfest am 18. Oktober 1817 mit goldenen Lettern ververzeichnet sein!

An den Geistesflammen jenes Tages sollten wir unsere Fackeln neu entzünden, wenn auf die Gefilde deutscher Freiheit, Eintracht und Frömmigkeit dunkle Schatten sinken. In der Zerrissenheit unserer Tage, da wir, politisch unfrei, uns im eigenen Lager anfallen, die Persönlichkeit im eitlen Dienst ihrer selbst, nicht aber im Dienst des Ganzen steht, da Äußerlichkeiten den Mangel an Erkenntnis der Werte und Ideen verdecken und das aufgeklärte Geschlecht die Schauer des

Irrationalen nicht mehr fühlt — ist es eine wahre Erquickung, sich einmal in die Gründungsgeschichte der Burschenschaft zu versenken und sich dem wackeren Geschlecht zuzugesellen, das fähig war, ein Luther- und Siegesfest auf der Wartburg zu feiern, ein Fest deutscher Eintracht und Frömmigkeit, deutscher Freiheit und Selbstzucht, das erste und vielleicht einzige Nationalfest der Deutschen überhaupt. Der größte Gewinn dieser lebendigen Erinnerung wird die Erkenntnis sein, daß die Begeisterung der Wartburgjugend einen ausgesprochen religiösen Zug hatte, daß das nationale Pathos mit christlichem Ethos innigst verbunden war und daß beides nur deshalb so herrlich zusammenschmelzen konnte, weil dieser akademischen Jugend sich der Gedanke der Freiheit in der metaphysischen Ausdeutung Kants, Schillers, Fichtes und Fries' zu tiefst offenbart hatte. Mit Ergriffenheit lesen wir, daß die im grüngeschmückten Wartburgsaal versammelten 600 Burschenschafter vor Beginn der Feier unaufgefordert die Hände zu stillem Gebet falteten — wie sie es im Lützowschen Freikorps vor mancher Schlacht getan haben mochten — daß Christian Eduard Dürre, der 19jährige Jenenser Bursch, darauf das Lutherlied „Ein' feste Burg“ anstimmte und nach seines Freundes Riemann Rede und Prof. Fries' Mahnwort spontan auf das Rednerpult steigt und den Segen spricht. Am Nachmittag dieses Tages begab sich die Burschenschaft zusammen mit dem Eisenacher Landsturm zum Gottesdienst in die Kirche und am 19. Oktober nach dem großen Verbrüderungskonvent nahmen fast alle Teilnehmer freiwillig das heilige Abendmahl. Stellen aus Riemanns Rede im Wartburgsaal, aus Rödigers hinreißender Ansprache beim Siegesfeuer auf dem Wartberg, aus Caroves und Buris Mahnworten gehören zum Schönsten, was in deutscher Sprache je geredet worden ist. Die Verbrennung der undeutschen Bücher auf dem Wartenberg war ein Satyrspiel, das dem erhabenen Schauspiel des eigentlichen Wartburgfestes vielleicht lebensgesetzlich folgte. Von dem, der das Fest ersonnen und vorbereitet hatte, wurde diese von Maßmann und Wesselhöft improvisierte Szene, die so viel Staub aufwirbelte, scharf verurteilt.

Es ist nicht überflüssig zu fragen, wer denn der eigentliche Anreger des Wartburgfestes gewesen sei, und die Gerechtigkeit fordert, seinen Namen der Öffentlichkeit zu nennen. Die Ehrfurcht vor der Familie und der neugeweckte Sinn für Familienkunde und Familienbiologie werden mich vor Mißverständnissen schützen, wenn ich den Nachweis zu führen versuche, der Urheber des Gedankens der Wartburgfeier sei der oben erwähnte Christian Eduard Dürre. In seiner anonymen Schrift über das Wartburgfest hat sich Maßmann dieses Verdienst allerdings zugeschrieben, der bekannte Burschenschafter U. R. Schmid sagt aber schon in seiner wiederholt aufgelegten Schrift „Das Wesen der Burschenschaft“ (Jena 1875, S. 16): „Das 300jährige Jubiläum der Wiedergeburt des Christentums brachte in Jenas edlen, der Wissenschaft obliegenden Jünglingen den Plan hervor (der durch Dürre zuerst laut wurde), dieses im Verein mit dem zum vierten Male wiederkehrenden Siegesfeste der Deutschen auf der Wartburg zu feiern, die als eine bedeutende Werkstätte der Reformation sehr gut gewählt war.“ In seinen Aufzeichnungen erzählt Chr. E. Dürre, der als sechzehnjähriger Schüler des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster ins Lützowsche Freikorps trat und als einer der vertrautesten Freunde Friedrich Ludwig Jahns bekannt ist, daß ihn Jahn Ostern 1816 zur Gründung des ersten Turnplatzes an einer deutschen Universität nach Jena delegierte, zugleich um die damals noch auf schwachen Füßen stehende Burschenschaft zu unterstützen. Dürre wanderte zu Fuß von Berlin nach Jena und kehrte in Halle bei der Burschenschaft Teutonia ein, in der er viele Freunde hatte. Ihnen machte er den Vorschlag, die Hallenser und Jenenser Burschen möchten sich einmal in Naumburg zu einem Festkommers zusammenfinden. „Die Einigung der deutschen Studentenwelt wurde meine Lieblingsidee: für ihre Verwirklichung habe ich viel gearbeitet. Das Festprogramm für den Naumburger Kommers habe ich allein gearbeitet und durchführen lassen. Von dem Turnplatze und von meinem Soldatenleben hatte ich so viel Taktik mitgebracht, daß das Zusammentreffen der beiden Burschenschaften auf dem Markt in Naumburg ganz prächtig klappte.“ Wir müssen Dürre glauben, wenn er weiter sagt; „Mit einigen Führern besprach ich

auch eine größere Zusammenkunft deutscher Burschen, und so entstand schon damals der Gedanke des späteren Wartburgfestes, ein Gedanke, den sich Maßmann angeeignet hat, ohne daß ich dagegen Einspruch erhoben." (Dr. Chr. Eduard L. Dürre, Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe, herausg. von Dr. Ernst Friedrich Dürre, Leipzig 1881, S. 189.) Ferner S. 209: „Die Wartburgsfeier, 18. Oktober 1817, kam herbei. Ich war, wenn ich auch die Briefe an die verschiedenen Universitäten Andern überließ, mit der Anordnung des Festes sehr beschäftigt. Das Programm ging großenteils aus meiner Feder hervor. Jahn nahm sehr großen Anteil an der Einigung der deutschen Studenten durch diese Feier." Die Eingabe, die von der Burschenschaft dem Prorektor der Universität Jena eingereicht wurde, um Art und Weise des geplanten Festes darzutun, ist an erster Stelle von Dürre unterzeichnet. Da Dürre zum Vorstand der Burschenschaft nicht gehörte, dennoch aber an der Leitung des Wartburgfestes beteiligt werden mußte, als der, „in dessen Kopf der Verlauf der Feier feststand", so wurde er zum Herold für das Fest bestimmt, während sein Freund Scheidler als „Burgvoigt" die Oberleitung hatte. Zum Herold qualifizierte ihn seine auffallend gute Stimme, die sich auch in dem von den Burschenschaftern Jenas gebildeten Männerquartett auszeichnete. (Diese Betätigung führte Dürre im Frommanschen Hause auch mit Goethe, der sich freudig zum Geist der Urburschenschaft bekannte, zusammen.) Dürre studierte wie Riemann in Jena Theologie, so daß er sich wohl auch innerlich berufen fühlte, vor den dank seiner Initiative auf der Wartburg zusammengeführten Burschenschaftern den Segen zu sprechen. Es ist tragisch, daß Leute dieses Gepräges der Demagogen-Verfolgung zum Opfer fallen mußten. Nach der Ermordung Kotzebues durch Sand wurde auch Dürre der Prozeß gemacht. Er mußte sein Vaterland verlassen und in Lyon als deutscher Lehrer am französischen Gymnasium sein Brot verdienen. Erst das Revolutionsjahr 1848 führte ihn nach Deutschland zurück. In Weinheim an der Bergstraße hat er noch fast drei Jahrzehnte für das deutsche Turnwesen und für Volkserziehung, für deutsche Art und Kunst in Wort und Schrift gewirkt und die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches 1871 als Erfüllung seines Jugendtraumes miterleben dürfen.

Dr. Konrad Dürre

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Das heutige Deutschland und die geistige Erneuerung

(Meine Erfahrungen auf dem Vortragsgebiet)

Gern komme ich der ehrenvollen und dankenswerten Aufforderung des Türmer-Herausgebers nach, einmal umfassend über meine Erfahrungen auf dem Vortragsgebiet zu berichten, um so mehr, als ich die Besorgnisse des neulich in diesen Blättern erschienenen Aufsatzes „Deutsche Dichternot“ (Maiheft) nur bestätigen kann.

Ich bin seit Jahren bemüht, das heutige Deutschland, dessen Blütenherrlichkeit zusammenbrach, geistig zu befruchten, ihm den Weg der Selbstbesinnung, der inneren Einkehr, der geistig-seelischen Erneuerung zu weisen, indem ich ihm in besonderen (musikalisch ausgestalteten) Weiheabenden die dem inneren Aufbau dienenden Werke unserer besten zeitgenössischen Dichter, soweit sie zum Vortrag geeignet sind, näher zu bringen suche. Ich habe mich dieser Aufgabe restlos gewidmet und darin eine eigene Kunst entwickelt, die nach Anerkennung der Presse von allerstärkster Wirkung auf die Hörer ist, indem hier die musikalische Ausmalung die Wirkung des gesprochenen Wortes auf ganz eigene Weise vertieft und dem Ganzen eine höhere Weihe gibt. Um ein Urteil Pfarrer W. Vogels im „Deutschen Tageblatt“ vom 11. März 1926 anzuführen: „Es ist nicht Oper, nicht Oratorium, nicht Melodram, sondern ein ureigen Neues, dem gewiß noch eine reiche Zukunft gehört.“

Ich war mir aber von vorherein klar darüber, daß sowohl der Inhalt der zum Vortrag gewählten Werke wie auch die Art ihrer Darbietung ein völliges Gegen-den-Strom-Schwimmen in Anbetracht des heutigen Zeitgeistes bedeutete. Denn das Merkmal unserer Zeit ist Konzentrationslosigkeit und Oberflächenkultur schlimmster Art, von der unseligen Zersplitterung und Perversität auf der einen Seite, der Gleichgültigkeit, Stumpfheit und Lauheit auf der andern Seite ganz zu schweigen.

Wie es in der Natur der Sache liegt, habe ich mich zunächst auf die vorhandenen **völkischen und vaterländischen Organisationen** zu stützen gesucht. Denn ich brauchte Gesinnungs- und Tatmenschen, und die hoffte ich hier zu finden — Menschen, die ihr Volk und Vaterland über alles lieben und bereit sind, zu seinem Besten jedes Opfer zu bringen. Zum „Deutschen Tag“ des (inzwischen aufgelösten) Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes in Koburg am 10. Oktober 1922 brachte ich erstmalig Thomas Westerichs deutsches Golgatha- und Auferstehungsdrama „Der Weiße Herzog“ zur Darbietung, das ich in der Folgezeit in den verschiedensten deutschen Städten, vom Rheinland bis Ostpreußen, vom Norden bis tief nach Süddeutschland hinein, alles in allem an die 70 Male, mit steigendem Erfolge wiederholen konnte.

In Koburg war ich mit meinem Musikbegleiter Gast des früheren Großherzogs auf Schloß Callenberg. Wir haben dort in schwerer Zeit unvergeßlich schöne Tage verlebt. Das Großherzogspaar war von großer Liebenswürdigkeit und Schlichtheit und bezeigte lebhaftes Interesse für das Werk und meine Darbietung. Einen besonders erwärmenden Eindruck auf uns machte die frühere Großherzogin als prächtige Hausfrau und Mutter ihrer Kinder — eine echt deutsche Frau aus Holstein. Daß die hohen Herrschaften jedoch sonst irgend etwas zur praktischen Förderung der guten Sache getan hätten, habe ich nie gehört, obwohl ich meinerseits versuchte, die angeknüpfte Verbindung durch den Hauslehrer des Schlosses aufrecht zu erhalten. Auch

meine andern Versuche, den Adel für meine Bestrebungen zu gewinnen, sind völlig ergebnislos verlaufen. Das hat mich in meiner ablehnenden Haltung zu Fürsten und Adel naturgemäß bestärkt und die Anschauung in mir befestigt, daß unser Adel eigentlich gar keine Ansprüche mehr auf das Adelsprädikat und besondere Vorrechte zu erheben hat, da er in geistiger Hinsicht als führend vollkommen versagte. Ich glaube, es wäre niemals zu dem Fürstenenteignungsrummel gekommen, wenn der Adel nicht eben in geistiger Hinsicht völlig versagt hätte. Man sollte gar nicht mehr so viel Wesens machen mit unsern Blutsadligen, weit wichtiger will mir erscheinen, daß wir endlich zur gebührenden Achtung und Ehrung unseres wirklichen Adels, des Geistes-Adels, unsrer besten deutschen Dichter, Denker und Künstler der Gegenwart gelangen, soweit sie dem Auferstehungsgedanken dienen.

Neben dem Schutz- und Trutzbund waren es hauptsächlich die verschiedenen Ortsgruppen der deutschvölkischen Freiheitspartei und der Deutschnationalen Volkspartei, die sich für Darbietungen des „Weißen Herzogs" praktisch einsetzten. Ich habe es an sich bedauert, daß ich mit dieser so tief ergreifenden und Alle angehenden Gestaltung des deutschen Golgatha-Schicksals fast ausschließlich auf mehr oder minder parteipolitisch abgestempelte Organisationen (der Rechtsbewegung) angewiesen war, denn dieses Werk (wie auch alle anderen Werke, mit denen ich wirke) wendet sich an das gesamte deutsche Volk, soweit es die Auferstehung und nicht den Untergang will. Aber mir blieb gar keine Wahl. An die Linksorganisationen war überhaupt nicht heranzukommen. Ich mußte denen zur Verfügung sein, die mich riefen, die bereit und fähig waren, sich durch Westerichs Werk und meine Darbietung ergreifen zu lassen. Und da mich die Parteilosen und Linksparteilichen nicht riefen, so konnte ich auch nicht zu ihnen sprechen. Es scheint heute noch unmöglich, in Sachen aufbauender deutscher Kunst zu Deutschen aller Richtungen zu sprechen. Meine Mission wird aber erst dann zu ihrer vollen Auswirkung gelangen können, wenn dieser Fall eingetreten sein wird. Wir dürften dann allerdings auf dem Wege sein, die Parteienspaltung überhaupt zu überwinden. Vorläufig sind wir noch weit davon entfernt. Was die Parteien im großen, das sind die vielen, allzuvielen Vereine und Verbände im kleinen. Der heutige Deutsche kann nur noch im Partei- oder Vereinshorizont denken und handeln. „Die uralte deutsche Splitterart wütet wieder verwüstend unter uns, sie heißt Partei. Einer trägt am Hut die rote Feder, der andere die blaue. Rot begeifert blau, und blau schilt rot. Und Deutschland verblutet! —" (Steinmüller, „Feuerrufe".) Das schlimmste aber ist, daß all jene, die dazwischen stehen, die sogenannten Parteilosen, meist völlig passiv sind und gar nichts tun zur Rettung und Förderung des Deutschtums. Sie sehen untätig zu, wie Deutschland verblutet, wie Rechts und Links sich befehden, ohne auch nur im mindesten klärend und versöhnend auf die eine oder andre Richtung einzuwirken.

Bei den Rechts-Organisationen mußte ich sehr bald erkennen, daß es ihnen weniger um die Verinnerlichung und geistige Neugeburt zu tun war, der ich mit meinen Weiheabenden doch in erster Linie die Wege bereiten wollte, als vielmehr darum, die Sache für ihre Zwecke auszunützen. Und als sie erkannten, daß dies wohl doch nicht gut möglich war, zogen sie sich bald von der Sache zurück. Ich bin überzeugt, daß die Linksbewegung es genau ebenso gemacht und sich die Sache in ihrem Sinne ausgelegt und zurechtgemacht haben würde, wenn eine Möglichkeit dazu bestanden hätte. Ich füge dies nur an, um darzutun, daß ich nicht die Absicht habe, eine Bewegung gegen die andere auszuspielen. Ich will nur den ungeheuer verhängnisvollen Tatbestand festnageln, daß man, um öffentlich wirken zu können, im heutigen Deutschland auf eine „Bewegung" angewiesen ist, und dann, nachdem man sich restlos und mit größter Selbstaufopferung der guten Sache zur Verfügung gestellt hat, durch eben diese Bewegung lahmgelegt wird.

Nun läßt sich ja wohl kaum leugnen, daß die heutige völkische und vaterländische Bewegung selber lahmgelegt ist, um nicht zu sagen: vor einem vollendeten Zusammenbruch steht, was man in diesem Umfange von der Linksbewegung noch keineswegs behaupten kann. Aber man

kann kein Mitleid mit ihren bisherigen Trägern und Führern haben, denn die Schuld tragen sie selbst. Es hat an ernsten Mahnern nicht gefehlt, ich brauche hier nur an die vorbildliche Pionierarbeit und die immer wiederkehrenden Mahnungen zur Umkehr und Einkehr zu erinnern, wie sie Friedrich Lienhard aus treusorgendem Herzen in vielen seiner Schriften und im „Türmer“ kundgegeben hat. Die warmherzigen Mahnungen und Auseinandersetzungen Lienhards mit Vertretern der beiden größten vaterländischen Verbände Stahlhelm und Jungdo z. B. habe ich mit stärkstem Anteil verfolgt und kann ihre Berechtigung und erschütternde Wahrheit aus meinen persönlichen Erfahrungen heraus nur voll und ganz bestätigen. Vaterländisch-völkische Verbände, die heute noch ihr Heil im Äußerlichen suchen, die von einem vergeistigten, verinnerlichten Deutschtum nichts wissen wollen, oder doch die praktische Mitarbeit auf diesem Gebiete mit mehr oder minder durchsichtigen Gründen ablehnen, sprechen sich selber das Todesurteil. Ist es mir doch widerfahren, daß mir ein Jungdo-Mann schrieb, die Pflege des Geistigen dürfe nicht in den Vordergrund treten, sonst bestehe die Gefahr der Verweichlichung! Als ob nicht alles Gute, Wahre und Große vom Geistigen seinen Ausgang nähme! Und wie sollte heute vaterländisch-völkische Erneuerung möglich sein, wenn nicht in erster Linie auf geistigem Wege! „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Der Geist, der die Verbände beseelt, ist maßgeblich. Wir müssen heute das Geistige pflegen mehr denn je, eben darum ist die große äußere Not über uns verhängt. Mit einer Neuauflage des wesentlich auf Rummel und äußere Umzüge eingestellten Hurra- und Partei-Patriotismus kann uns heute nicht mehr gedient sein.

1918 sind wir zusammengebrochen, weil die innere Wehr und Rüstung fehlte, wir warfen die äußere weg, weil wir die innere verloren hatten. „Nun sind wir alle, alle ausgestoßen, sie zu suchen“ („Der Weiße Herzog“), und jetzt stehen wir abermals vor einem Zusammenbruch der vaterländisch-völkischen Bewegung, weil deren Führer ihre Hauptaufgabe: der geistigen Erneuerung in ihren Reihen zum Durchbruch zu verhelfen, versäumt haben. Weil ihr der geistige Gehalt, der gemeinsame consensus, die tragende Idee, der Gedanke der durchgreifenden geistig-sittlichen Erneuerung fehlte, und weil sie diesen Gedanken nicht, oder nicht genügend gepflegt hat, darum mußte sie zusammenbrechen. Wir stehen bald vor einem Trümmerhaufen. Was sich heute Vaterländische Verbände nennt, ist eine Interessengemeinschaft auf Gegenseitigkeit, die für geistige Dinge keinen roten Heller übrig hat.

Die Werke, für die ich mich einsetze und mit denen ich zum Volke zu sprechen suche, hätten dieser Bewegung das denkbar beste Rüstzeug geliefert, wenn man sich seiner nur im rechten Geiste und ausreichenden Maße hätte bedienen wollen. Es sind außer dem „Weißen Herzog“ und neben anderen vor allem Lienhards erschütternde Tragödie des wissenschaftlichen Materialismus „Ahasver“ (im Jerusalem Christi und zu unserer Zeit spielend), ein Werk, das in der Vortragsdarbietung bei musikalischer Unterstützung bisher noch überall die tiefste Wirkung erzielt hat; ferner Eberhard Königs „Stein, 1806—13“, der unserer Zeit ein ergreifendes Spiegelbild vorhält; Adolf Bartels' Luther-Drama, das sich gleichfalls von allerstärkster Wirkung erwiesen hat, namentlich durch seine Auseinandersetzung mit kommunistischen Ideen; Thomas Westerichs tiefergreifendes Thule-Drama vom Untergang der Goten in Italien, das, ähnlich wie Königs „Dietrich von Bern“ den verlorenen Heldengeist unserer Zeit, der fast gänzlich durch den Händlergeist verdrängt wurde, wieder neu zu beleben sucht; und Paul Steinmüllers unvergleichliche, mit innerstem Herzblut geschriebene „Feuerrufe in Deutschlands Nacht“, in denen alles gesagt ist, was wir erlebt haben, noch täglich erleben, und was uns aus diesem Erleben heraus so dringend und bitter nottut. Für kommenden Winter gesellen sich an neuen Werken zu den genannten noch folgende: „Gustav Adolfs deutsche Sendung“ von Friedrich Bartels, „Paul Gerhardt“ von E. Lehn, das große nationale Epos „Bismarck“ von Gustav Frenssen, Niedlichs deutsche Jesus-Tragödie „Der Heiland“ u.a.m.

Bei meinen Bemühungen, diese Werke öffentlich darzubieten, sie sozusagen an den Mann zu bringen und in ihrer gewaltigen Segensmacht sie dem Volke zu erschließen, habe ich, im Verein



mit meinem treuen Musikbegleiter Alfred Meyer-Marko (ehedem Arno Rentsch und Ihno v. Freeden) eine Summe von Erfahrungen sammeln können, über die sich ein ganzes Buch schreiben ließe. Aber ich will es mir hier versagen, sie im einzelnen wiederzugeben, ich will nur die Quintessenz bringen. Die traurigsten Erfahrungen habe ich mit dem „Stahlhelm" gemacht. Diese Organisation will männliche Tugenden und heldische Art pflegen und schützen, das elementarste Gebot, der erste selbstverständliche Grundsatz jedes aufrechten Deutschen aber: „Ein Mann — ein Wort!" das scheint den meisten „Anhängern" dieser Organisation völlig Luft zu sein. Ich halte es nachgerade für unmöglich, auf diese Kreise wahrhaft verinnerlichend und veredelnd einwirken zu können. Was ich mit einem meiner Stein-Abende zur sogenannten Reichsgründungsfeier des Stahlhelm in K. erlebt habe, spottet jeder Beschreibung. Man hätte glauben können, es mit wilden Horden, nicht aber mit kultivierten und disziplinierten deutschen Soldaten zu tun zu haben. Alle Bemühungen der Führer, Ruhe und Ordnung herzustellen, scheiterten kläglich. Von erschütternder Ironie waren die Worte der Dichtung, die Scharnhorst zu dem kranken Stein spricht:

„Finden Sie hier denn Schlaf und Ruh?
Es geht hier verflucht geräuschvoll zu! —
(entsetzt) Ich bitt Sie, der reine Berserkerchor!"

Auch Meyer-Marko's prächtige Musik, der eine eigene Ouvertüre von hinreißender Wirkung zu Königs „Stein" geschrieben hat, ging in diesem Trubel, der sich Reichsgründungsfeier nannte, restlos unter und konnte gar nicht zur Geltung kommen. Es war ein niederschmetterndes Erlebnis für jeden halbwegs anständigen Menschen. —

April 1924 hatte der Stahlhelm in H. zwei Abende „Der Weiße Herzog" angesetzt und fest mit mir vereinbart. Plötzlich tauchte die Idee auf, einen großen Deutschen Tag in H. zu inszenieren mit großen Auf- und Umzügen als gewaltige, weithin sichtbare Kundgebung des unerschütterlichen Wehrgedankens und vorbildlicher soldatischer Disziplin, und der „Weiße Herzog" wurde sang- und klanglos von der Tagesordnung abgesetzt, ad calendas graecas verschoben. Über die getroffene Abmachung setzte man sich glatt hinweg, und alle Aufforderungen, das Versäumte nachzuholen, fruchteten nichts. Auf persönliche Vorstellung hin ließ man sich endlich herbei, die Veranstaltung als Weihnachtsfeier anzusetzen, um sie kurz darauf wieder abzusagen, mit dem Bemerken und der Begründung, die Leute hätten jetzt kein Geld mehr.

Einer der Stahlhelm-Führer, den ich hier nicht nennen will, bezeugte lebhaftes Interesse für meine Bestrebungen und versicherte wiederholt (die Briefe habe ich aufgehoben), sich mit seiner ganzen Person dafür einsetzen zu wollen, daß meine deutschen Dichter-Weiheabende in allen Stahlhelm-Gruppen Eingang finden würden. Sein ganzer Einfluß (oder guter Wille?) hat aber bis heute nicht ausgereicht, auch nur einen einzigen Abend in den nach Hunderttausenden zählenden Mitgliederkreisen zustandezubringen. Es ist, als würde diesen Kreisen geflissentlich alles ferngehalten, was auch nur von ferne geeignet sein könnte, sie zur Erkenntnis und inneren Einkehr zu bringen. Es klafft ein Riß zwischen Volk und Geistesführern, aber der Riß wird zur Kluft erweitert durch die vermeintlichen Führer, und es kann nicht eher besser werden, als bis diese abgewirtschaftet haben und das Volk sich auf seine wahren Führer besinnt und sich ihnen freiwillig unterwirft.

Mit den faden Ausreden, daß die Leute kein Geld mehr hätten für geistige Veranstaltungen, will ich mich hier nicht weiter aufhalten. Hier gilt: Wo ein Wille, ist auch ein Weg! Aber an diesem Willen fehlt es eben auf Seiten der heutigen Führer. Für tausend Nichtigkeiten und Rummel-Veranstaltungen ist immer noch Geld da. Man kommt nicht um Festnagelung der Tatsache herum, daß man die geistige Erneuerung einfach nicht will. Was gerade der Stahlhelm, der eine große und herrliche Aufgabe hatte und in mancher Hinsicht hätte führend sein können, durch seine rein äußerliche Einstellung alles versäumt und verschuldet hat, das mögen Führer und Geführte mit sich und ihrem Deutschgewissen ausmachen. Hätte sich der Stahlhelm

mehr auf seine Innenaufgaben verlegt und die künstliche Wiederaufzüchtung von Hurra-Patriotismus vermieden, ich glaube, es wäre nie ein Reichsbanner auf dem Plan erschienen, ja, ich möchte sogar behaupten, die Schaffung des Reichsbanners ist vornehmlich auf die Provozierung des Stahlhelms zurückzuführen. Der Stahlhelm ging durch seine, heute ganz und gar nicht mehr angebrachten Äußerlichkeiten mit schlechtem Beispiel voran — das Reichsbanner folgte! Der erstere hat das letztere auf dem Gewissen. Nun haben wir glücklich zwei feindliche Organisationen aus dem Wehrgedanken heraus, und das friedliebende oder laue Bürgertum kann zusehen, wie sie sich gegenseitig die Köpfe einschlagen. Daß darüber das vorerst so viel wichtigere und allein notwendige Schmieden der inneren Wehr restlos aufgegeben ist, liegt als traurige Tatsache auf der Hand für jeden, der sehen kann. Niemand fragt mehr darnach. Alles verzettelt sich und seine besten Kräfte in nicht mehr angebrachten Äußerlichkeiten, und für das Geistige bleibt keine Zeit und kein Raum mehr übrig. Und das geschieht im „Volke der Denker und Dichter", in dem Volke, das zu einer großen Mission an allen andern berufen sein soll!

Immerhin wertvoller und geistigen Bestrebungen zugänglicher als den Stahlhelm fand ich einige Ortsgruppen des Jungdo, wenn auch hier noch viel zu viel Äußerlichkeit vorherrscht und der Durchbruch ins Geistig-Kulturelle noch nicht erfolgt ist. Über die Innenarbeit des Jungdo will ich mir kein Urteil erlauben, denn ich kenne sie zu wenig, aber das tut nichts zur Sache. Wir können uns nur an das halten, was nach außen hin in die Erscheinung tritt. Und was nach außen hin geschieht in Fragen der geistigen Erneuerung, ist leider wenig. Wiederholte Versuche, die Oberleitung des Jungdo für meine Bestrebungen zu gewinnen, blieben völlig erfolglos. Vereinzelte Bruderschaften gaben Weiheabende mit tiefgreifendem Erfolge und starker Wirkung (Der Weiße Herzog, Ahasver, Stein, Feuerrufe u. a.), aber ihr Beispiel und Aufforderung an die anderen blieb ohne Nachahmung. Man war und blieb verschlossen. Und das berechtigt wohl zu dem Schlusse: Eine Organisation, die kulturell wirken will, aber für die besten deutschen Dichter der Gegenwart in ihrer wirksamsten Darbietung (und das sind nach Anerkennung der Presse die musikdramatischen Weiheabende) nichts übrig hat, oder sie doch für untergeordneter Bedeutung hält, kann nicht auf dem rechten Wege sein. Wie man wohl auch ganz allgemein schlußfolgern darf, daß ein Volk, das für seine besten Dichter und Geistesführer nichts mehr übrig hat, sie kaum beachtet, oder gar verelenden und verhungern läßt, in schlimmster Gefahr steht, sein Bestes zu verlieren. Ein Volk, das seine Dichter nicht ehrt, kann eine hohe Mission, die Gott ihm zugedacht, niemals erfüllen.

Ich kann es mir nicht versagen, hier Lienhards ernste poetische Mahnung „Deutschlands Sendung" anzumerken, die von den Führern aller Richtungen und Verbände bis heute völlig in den Wind geschlagen wurde:

„Wenn Deutschland seine Sendung vergißt,
Wenn Deutschland, nachdem es die Meere befahren,
Den Völkern nicht mehr Führer ist
Zum Innenland des Unsichtbaren,
Zu Gott und Geist —
Wenn Deutschland versäumt seine heilige Sendung
Und nicht mehr vorangeht im Drang nach Vollendung,
Wenn es vom Haß, der in Spannung hält
Die eiserne Welt,
Zu neuer Liebe den Weg nicht weist —
So wisse: dein Glück und dein Reich zerschellt!"

Es ist von besonderem Wert, zu wissen, daß diese Mahnung prophetischer Weise bereits 1911 geschrieben wurde!

Die wirtschaftliche Notlage der Gegenwart, die meist als Entschuldigungsgrund der Unter-

lassungssünden vorgebracht wird, dürfte kein Hindernis sein, sie müßte vielmehr anfeuernd wirken, der geistigen Erneuerung mit allen erreichbaren Mitteln zum Durchbruch zu verhelfen. Denn das ist der tiefere Sinn und Zweck eben dieser Not, daß wir vom Äußerlichen und Materiellen loskommen, uns geistig neu gebären, und es ist erschütternd, immer wieder erkennen zu müssen, wie weit man noch davon entfernt ist, den Sinn dieser Not begriffen zu haben. Darum kann sie auch nicht behoben werden und wird noch immer größeren Umfang annehmen. Ich habe kein Mittel gespart und mich keine Mühe verdrießen lassen, in Wort und Schrift immer wieder zu ermuntern, zu mahnen und anzufeuern. Ich habe mir von Veits vortrefflichem „Mahnwort an die vaterländische Bewegung" 1000 Sonderabdrucke bestellt, die der Türmer-Verlag in dankenswerter Unterstützung meiner Bestrebungen mir bereitwilligst lieferte, habe sie eifrigst versenden und an meinen Abenden verteilen lassen. Ich habe selbst eine Art Ergänzung zu diesem „Mahnwort" im Türmer veröffentlicht: „Erlösung? Betrachtungen eines Unparteiischen zur Hindenburgwahl." Es hat alles nichts gefruchtet. Es verblieb bei Oberflächenkultur, bei Rummel und Veräußerlichung, bei Zersetzung und Verhetzung, bei Stumpfheit und Lauheit.

Ich habe versucht, meine Betrachtungen zur Hindenburgwahl auf dem Umwege über Hindenburgs Bruder Bernhard, der selber zu den nichtbeachteten Dichtern gehört, an den Reichspräsidenten heranzubringen, in der Erwartung, daß dieser vielleicht geistig anregend und vertiefend auf die Vaterländischen Verbände einwirken könnte und würde. Aber Bernhard v. Hindenburg riet mir dringend ab und bat, den ohnehin schon schwer überlasteten Bruder nicht noch mehr zu überlasten! Er erkannte die Berechtigung und den Wert meiner Ausführungen voll an, muß sie aber anscheinend nicht für wichtig genug oder es selbst für aussichtslos gehalten haben, auf diesem Wege eine Besserung herbeizuführen.

Nachdem mit den vaterländisch-völkischen Organisationen für meine Bestrebungen praktisch nichts mehr anzufangen war, versuchte ich, nach überallhin Anregungen zur Bildung von Deutschliterarischen Vereinigungen zu geben, die sich die Pflege eines vergeistigten und im Geist gefestigten Deutschtums angelegen sein lassen sollten. Gleichzeitig war ich bemüht, durch Ausgestaltung der Deutschen Vortragsbühne mir eine eigene Organisation und Plattform zu schaffen, um möglichst neutral und losgelöst von aller parteipolitischen Abstempelung weiterhin wirken zu können. Aber auch hier sind trübe Erfahrungen zu verzeichnen. Deutschliterarische Vereinigungen kamen bis heute nicht, oder doch nicht in nennenswerter Zahl und Stärke zustande, weil die allgemeine Zersplitterung und Zersetzung sich an den meisten Orten als schon zu tief eingefressen erwies, um noch eine in sich gefestigte Organisation aufbauen zu können. Auch habe ich gefunden, daß die literarisch Interessierten meist keine Tatmenschen sind und die Tatmenschen kein Interesse haben für aufbauende deutsche Literatur. Es fehlt auch hier, was das Allerschlimmste ist, der gemeinsame Zusammenklang, den wir Deutsche allem Anschein nach nur durch die allergrößte Not erst wiedergewinnen können. Und bei den freien Abenden, die ich unter dem Namen der D. V. selbsttätig veranstaltete und die mit unendlicher Mühe vorbereitet wurden, waren die Erfahrungen bis jetzt, mit Ausnahme von Kottbus, auch keine guten.

Die schwerste Enttäuschung der letzten Zeit habe ich kürzlich in der alten gefeierten Wartburgstadt Eisenach erlebt, wie sie mir in gleichem Maße nur einmal begegnet ist, nämlich zum Thule-Abend in Westerichs Vaterstadt Hamburg, wo der Abend durch den Dichter für die Deutschvölkische Freiheitsbewegung angesetzt war und von den Mitgliedern der Ortsgruppe selber kaum einer erschienen war! In Eisenach sollte zum 30. März ds. Js. (also in der stillen Woche, wo sonst nichts „los" ist) ein Christusabend nach Steinmüllers „Jesus und sein Evangelium" mit Lichtbilder-Veranschaulichung nach Stassens „Leben Jesu" als Passionsfeier steigen. Mehr als drei Monate hindurch war dort für die Bestrebungen der D. V. die Werbetrommel gerührt worden, Dr. Krannhals, der Hauptschriftleiter der „Eisenacher Zeitung" hatte in ausgedehntester, das Maß des sonst üblichen weit überschreitender Weise für die gute Sache und für Steinmüller

geworben, sämtliche vaterländischen und religiösen (kirchlichen) Ortsverbände waren wochenlang eindringlich für die Sache bearbeitet worden — und der Erfolg? Ein leerer Saal. Kaum 12 Besucher hatten sich eingefunden! Diese Tatsache spricht Bände, sie redet eine so erschütternde Sprache, daß sich jeder weitere Kommentar erübrigt. Auch von den Konfirmanden und deren Eltern, die besonders von der Geistlichkeit zum Besuch der Veranstaltung aufgefordert worden waren, war nicht einer erschienen. Ein Geistlicher, den ich nicht nennen will, soll, wie ich nachträglich an Ort und Stelle erfuhr, erklärt haben, er habe keine Macht mehr über die Jugend, sein eigenes junges Dienstmädchen wisse nicht zu beten, und in der Kirche hätten sich die Konfirmanden, Knaben und Mädchen, gegenseitig mit Papierkügelchen beworfen. Aber von den Geistlichen selber war auch nicht einer zu dem Christusabend erschienen.

Ich kann mich nicht enthalten, den Bericht der „Eisenacher Zeitung" zu dem niederschmetternden Erlebnis dieses gescheiterten Abends hier wörtlich wiederzugeben: „Ein leeres Haus! Sollte man es überhaupt für möglich halten — ein leeres Haus?? — Kein Dutzend Personen im Saal! — Sollte man es für möglich halten in der stillen Woche — Karwoche — Passionszeit ... Die Tatsache gibt einem ein bevölkerungspsychologisches Rätsel auf. Eine Erklärung: daß der gestrige Dienstag just der 30. des Monats, daß der vergangene Sonntag Konfirmationstag war, daß Ostern endlich vor der Tür steht — die Erklärung kann nicht genügen. Bleibt noch die Frage, ob man es glauben muß, daß für diese Kunst im Volke — selbst in den gebildeten Kreisen, kein, aber auch gar kein Interesse vorhanden sein soll? Bleibt diese Frage noch? — Oder ist mit dem gestrigen Abend die Antwort gegeben? — Die Veranstaltung konnte natürlich mit Rücksicht auf die wenigen Erschienenen, die unter diesen Umständen nicht fähig gewesen wären, einen erwärmenden Eindruck zu empfangen, sowie mit Rücksicht auf die Künstler nicht stattfinden. Wenn man bedenkt, daß Gustaf Hildebrant in zahllosen deutschen Städten seine dramatischen Weiheabende vor ausverkauften Häusern abgehalten hat, so erscheint dieses Fiasko in Eisenach ungeheuerlich ..."

Ich habe aus dem erschütternden Eisenacher Erlebnis viel gelernt und meine Schlußfolgerungen gezogen. Die Verbände geben sich natürlich den Anschein, als unterstützten sie wertvolle geistige Bestrebungen, in Wirklichkeit aber denken sie gar nicht daran. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll aus dem dürren hervorgehen?! Aus sich selbst pflegt man edle Veranstaltungen, die der Verinnerlichung dienen, überhaupt nicht mehr und läßt nichts derartiges an sich herankommen, und wenn andre sie veranstalten, dann müssen sie erst recht gemieden werden, weil sie nicht von ihnen ausgehen! Armes Deutschland, was soll aus dir werden!

Wenn ich nun aus allem die Nutzanwendung ziehen soll, so muß ich sagen, ich habe die Erkenntnis gewonnen, daß unserm Volke vorläufig nicht mehr zu helfen ist. Für eine geistig-seelische Neugeburt ist es noch längst nicht reif. Zuchtmeister Gott wird es in eine noch weit härtere Schule der Not nehmen müssen, die das Gold von den Schlacken vollends scheidet. Es ist, wie Steinmüller sagt: das deutsche Volk hat seine Seele verloren. „Und Menschen und Völker, die ihre Seele verloren, müssen sterben wie Bäume, deren Wurzeln nicht mehr das Wasser trinken, das durch die dunkeln Gründe heimlich rinnt." Wie viele unseres Volkes noch als taube Blüten vom Baume des Lebens werden abfallen und sterben müssen, ich weiß es nicht, aber ich hoffe, daß der bessere Teil zur Auferstehung gelangt. Denn einmal muß und wird der Tag kommen, daß sich dies verlotterte, zersplitterte, auf grauenvollen Irr- und Abwegen taumelnde Volk wieder auf sein besseres Selbst, auf die Botschaften seiner Dichter und Geistesführer besinnt.

Kottbus, am Auferstehungstage 1926. Gustaf Hildebrant

Nachschrift. Ein Freund und Förderer meiner Bestrebungen, der Landtagsabgeordnete Friedrich Wiegershaus in Elberfeld, dem ich im übrigen zu Dank verpflichtet bin, schrieb, nachdem er diesen Aufsatz vor seiner Veröffentlichung gelesen: „Der erste Eindruck war zu

niederdrückend. Auch heute habe ich wieder den Eindruck bekommen, daß der Artikel in seiner gegenwärtigen Fassung nicht das erreicht, was Sie erreichen wollen. (Das ist schon ein Fehlschluß, denn ich will gar nichts ‚erreichen', sondern nur einen sachlichen Bericht, eine Art Abrechnung geben. Anm. des Verf.) Sie müssen neben die schlechten Erfahrungen unbedingt die guten stellen, wenn der Artikel eine anfeuernde Wirkung erzielen soll. Wo immer gute Ortsgruppenleiter tätig waren, da muß eine gute Wirkung erzielt worden sein. (Das ist auch gar nicht in Abrede gestellt!) Das muß in Ihrem Artikel hervorgehoben werden. Wenn Sie die schlechten Erfahrungen mit dem „Stahlhelm" anführen, dann müssen Sie auch die Abende erwähnen, die von der Zuhörerschaft als Weiheabende empfunden worden sind. Aus Elberfeld (vom Luther-Abend) müssen Sie doch den Eindruck mitgenommen haben, daß die Zuhörerschaft wirklich ergriffen war und daher dem Vortrag aufmerksam lauschte ...

Ich stimme Ihnen durchaus zu, daß wir versinken müssen, wenn wir nicht einen neuen Geist schaffen. Aber der neue Geist will Zeit zum Wachstum haben. Er kann nicht treibhausmäßig gezüchtet werden. Der marxistische Geist hat volle 70 Jahre gebraucht, um den hohenzollernschen Staat zu zerstören. Der aufbauende Geist wird eine bestimmte Zeit haben müssen, um das dritte Deutsche Reich von innen heraus gestalten zu können."

Darauf kann ich zunächst nur erwidern, daß die von mir hier gebrachte zusammengedrängte Niederschrift meiner Erfahrungen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Ich müßte, wie gesagt, ein ganzes Buch schreiben, wenn ich allen gerecht werden wollte. Gewiß habe ich, wie sollte dies wohl anders denkbar sein, auch viele Abende zu verzeichnen, die stärkste Erfolge und tiefste Wirkungen erzielt haben (wäre das nicht, so hätte ich längst die Segel streichen müssen, diese guten Abende entschädigten mich für die schlechten; eine Neuländerin schrieb mir einmal nach Lienhards „Ahasver", daß ihr noch in keinem Gottesdienst Christus so nahegebracht worden sei, wie durch meine Darbietung dieses Werkes), aber das schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß ich mich bisher um das Zustandekommen fast jedes einzelnen Abends unsäglich selbst bemühen mußte, ungeachtet aller großen Erfolge. Es ist keine geistige Regsamkeit, kein geistiges Entgegenkommen zu verzeichnen. Ich muß alle und jede Anregung selbst geben und immer den Aufpeitscher spielen, als seien Kunst und geistige Erneuerung Handelsartikel, die man seiner verehrlichen Kundschaft immer wieder fein höflich aufs neue anbieten müsse. Man lädt den Künstler nicht mehr ein, sondern wartet darauf, daß er sich anbiete. Und das ist auf die Dauer doch ein halt- und trostloser Zustand. Nur hin und wieder rafft sich mal einer aus sich selber auf. Mir selber wäre es weit sympathischer gewesen, da ich selbst im tiefsten Grunde positiv eingestellt bin, wenn ich meinen überwiegend negativen Ausführungen auch ein positives Gegengewicht hätte gegenüberstellen können. Aber das wäre Beschönigung und Illusionspolitik gewesen, und die halte ich heute für verwerflicher denn je. Wir müssen der Wahrheit ohne Blinzeln ins Auge sehen und sie unbeschönigt weitergeben.

Ich möchte aber diese Gelegenheit nutzen, um allen, die mir in meinem Streben in aufrichtigem Dienst der Sache behilflich waren und die Wege zu bahnen suchten, an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen. Diese selbstlosen Vorkämpfer und stillen Helfer sind die Träger unserer Zukunft. Ohne sie müßte man überhaupt an unserm Volke verzweifeln. Ihre Bemühungen tragen ihren Lohn in sich selbst. Vor Gott entscheiden nicht unsre äußeren Erfolge auf dieser Daseinsebene, sondern die Art unsres Gesamtwirkens. G. H.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Der Dichter Julius Havemann und sein Werk

(Zu seinem 60. Geburtstage am 1. Oktober 1926)

Als vor Jahresfrist Friedrich Lienhard, Havemanns einstiger Weggenosse aus seiner Berliner Zeit, seinen 60. Geburtstag beging, bekannte er in einer liebenswürdigen Plauderei, wie sich ihm etwa die Welt ansieht, wenn man sechzig Jahre alt wird: „Lebensmeisterschaft ist das Ziel des Daseins. Wobei nicht wir allein die Schmiede sind. Das Schicksal hat mitgewirkt. Wir hatten um den Sieg zu kämpfen, wir sind durch Narben geehrt und durch Niederlagen beschämt worden. Ich meine die innere Lebensmeisterschaft. Wenn dieser Planet Erde ein Prüfungsland ist, wie mir scheint, so wollen wir die Prüfung tapfer bestehen. Wenn wir hienieden eine Sendung zu erfüllen haben, so ziemt es sich doch wohl, daß man sie würdig erfülle ... Kann es einen schöneren oder edleren Stoff zur Gestaltung geben als das Leben selbst?“

Eine kurze Rückschau auf das Leben des am 1. Oktober 1866 zu Lübeck als Sohn eines angesehenen Rechtsanwalts geborenen Dichters Havemann überzeugt uns, daß auch bei ihm ein hochstrebender Sendungsgedanke und das Ziel einer abgeklärten Lebensmeisterschaft die schöpferkräftigen inneren Pole eines ganz auf freie Abenteuerlichkeit und unbekümmerten Schaffensdrang eingestellten Daseins gewesen sind. Läßt er doch den Ritter Michael (eine Hauptgestalt aus dem jüngst erschienenen Roman „Pilger durch die Nacht“) bekennen: „Ich meine, wir sollten wohl selber Schönheit und Kraft ins Leben tragen, daß neues Leben werde. Es strömt so viel in uns hinein. Wenn wir es nur willig aufnehmen, sollte es da nicht in uns Herrliches wecken können?“ Aus der Enge der lübischen Familiensippe treibt's den jungen Philologiestudenten nach Abschluß seiner in der Heimatstadt verbrachten Schuljahre zunächst in die Schwarzwaldeinsamkeit um Freiburg, bald darauf in die vier Münchner Semester mit ihren Wanderungen durch Oberitalien und Tirol und nach einem menschlich bereichernden Tübinger Militärjahr zu den Wissensschätzen der Buchhändlerstadt Leipzig. Nach einem vergeblichen Versuch zur Doktorpromotion in Rudolstadt und einem durch den Ausbruch der Cholera unterbrochenen Hamburger Aufenthalt kehrt Havemann in seine Vaterstadt zurück und stellt von diesem Wendepunkt ab sein Leben unter dem Nießbrauch eines kleinen Vermögens ganz aufs Abenteuerliche und in die Weite schweifende ein. Sein dichterisches Schaffen findet reiche Befruchtung auf Reisen nach München, Rom und Wien, bis die Zerflatterung des Vermögens ihm ein trauriges Schriftstellerelend in München auferlegt. Eine von Freundesseite vermittelte Stellung an der Berliner Universitätsbibliothek ermöglicht ihm einige Jahre beglückender Arbeit und stillernster Sammlung. Nach wechselndem Aufenthalt im Vaterhaus und in Charlottenburg — Jahre voll regster schriftstellerischer Arbeit — bringt der Weltkrieg unserm Dichter die endgültige Übersiedelung in die Vaterstadt Lübeck, wo Havemann noch heute abseits vom rauschenden Getriebe der Großstadt ein stilles, bescheidenes Poetendasein führt.

Dieses früh auf Einsamkeit und Entbehrung eingestellte, von hochstrebendem Wollen durchglühte, im äußeren Erfolg jedoch tragischerweise zumeist bitter enttäuschte Dichterleben ist immer das tapfere, ungebrochene Ringen um die Ausreifung einer echten, von reichen Idealen erfüllten Künstlerpersönlichkeit gewesen: „Tätig sein — das ist Erdenbedürfnis — darüber hinaus können wir hier nichts wünschen, als dabei unsere Richtung zu festigen. Das ist Leben. Was uns Leibliche anlangt, so verstauben wir alle irgendwo am Weg — aber wir wissen: das will unsere Erde so, die damit das Leben für alle Nachfolgenden so mannigfaltig und fördernd

macht — und unser Weg geht gewißlich weiter — nur ahnen wir nicht, wie und über welche Sterne." („Pilger durch die Nacht".) Es war ein trotzig im Abseits von der dumpfen Masse gewählter Weg, der in solcher hartnäckigen Betonung des Strengindividuellen zur bitteren Wahrheit einer wehmutumschatteten Erkenntnis führte: „Wir bekommen unsere Richtung, und die führt uns mit jedem Schritt weiter ab von allen andern — wenn wir nicht charakterlos sein wollen." So überhöre man nicht den vollklingenden, nur selten einmal von einem strahlenden Dur (wie z. B. in dem Gedicht „Zuversicht") übertönten Mollakkord in den Worten, mit denen Havemann eine gelegentliche Lebensaufzeichnung schließt: „Es war wohl auch in mir ein Zug nach dem Bräuchlichen im Leben vorhanden. Das Schicksal meinte es besser mit mir. Es zwang mich auf ungewöhnlichere Bahnen. Zu dichten und zu gestalten drängte es mich früh. Doch erst so gewann ich den wertvollen Stoff, für den die Form zu finden nun meine Aufgabe war. Der Gestaltungsdrang selbst erstarkte über den bunten Erlebnissen, die an mir so vielerlei Menschen aller Gesellschaftsklassen und jeden Schicksals nahe vorüberspülten. Durch Leben kam ich auch dahin, das Ungewöhnliche und Starke zu schätzen — im Menschen wie im Werk, wo und in welcher Form immer ich es vorfand."

Eine reiche Ernte ist es, die der nunmehr Sechzigjährige in die Lebensscheuer geborgen hat. Nicht in prunkenden Goldlettern ist Havemanns Name auf den Seiten unserer Literaturgeschichte verzeichnet, aber Heimatrecht hat er sich gesichert auf den Gefilden deutscher Dichtung. Breite Massenwirkung wird seinen zu beschaulich-innerlichem Genießen zwingenden Büchern im gegenwärtigen atemberaubenden Zeitalter des Sports und der Technik schwerlich beschieden sein. Aber denen, die lebende Früchte suchen im herbstlich prangenden Garten seines Dichtens, wird er sie in goldener Schale reichen. Nur eine ernst und besinnlich gestimmte, in stiller Muße sich versenkende Auslese deutscher Buchfreunde wird seinen Ruf vernehmen, dann sich aber auch reich belohnt finden von den Schätzen, die Havemann ihr in seinen Werken — von dem im Jahre 1910 erschienenen Erstlingsbuch, den damals gleich stark wirkenden lübischen Novellen „Perücke und Zopf" ab bis zu dem Geschenk des Sechzigjährigen an seine Freundesgemeinde, dem im Frühjahr dieses Jahres erschienenen Roman „Pilger durch die Nacht" (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) — in geiststrahlender Fülle ausbreitet.

Dem lübischen Heimatboden entwächst Havemanns erstes Buch, wenn er sich mit fleißigem Eifer in die umfassende kulturgeschichtliche Quellenarbeit für die Zeit von 1698—1796 versenkt und in jenen drei Novellen dann mit lebensvoller Gestaltungskraft und einer überaus feinen Art der Stilistik ein getreues Abbild jener Begebenheiten aus der Umwelt reichsstädtischer Patrizierherrlichkeit schafft. Danach aber erscheinen in rascher Folge diejenigen stofflich ins Weite strebenden Werke, die ihm seine bis heute ehrenvoll behauptete Stellung in der Literatur gewinnen: zunächst die großartige, in breiter und doch anschaulich verbleibender Darstellung sich entrollende Zeitdichtung der Befreiungskriege im „Ruf des Lebens" (1913), wo vor unsern rückblickenden Augen in fesselnder Lebendigkeit und Eindringlichkeit die Gesamtheit des um seine Zukunft ringenden Volkes in vielgestaltigen und doch stets sinnvoll verbundenen Bildern gezeigt wird — ein gewaltiges, wahrhaft ans Herz packendes Zeitgemälde, das jene bewegte Zeit nicht nur in ihrer wuchtigen Größe, sondern auch in all ihrer Kleinlichkeit und Verzagtheit mit unbestechlichem Blick festhält; das erschütternde Szenen (darunter als Meisterstück die in farbigster dichterischer Struktur gelungene Schilderung der Leipziger Schlacht) neben idyllischen Bildern deutscher Heimwelt aufsteigen läßt und dann wundervoll in den Worten des Vaters an seinen heimkehrenden Sohn ausklingt: „Du hast noch nicht ausgekämpft. Denn wir sind nicht reich und doch Idealisten — oder eben darum — und die, welche nur ihren Nutzen wahrnehmen, die vielen, sie werden überall gegen dich stehen. Dann heißt es vielleicht hungern, bluten — sicher aber bei der Stange bleiben. Hörst du, Franz? Und das Leben doch leben. Du hast ja deine Heimat im Herzen." — „Die hab' ich!" erwiderte der Sohn dankbar, des Alten Hand fassend, „Ihren Geist möchte ich den vielen bringen. Das ist meine Aufgabe."



Reigen — Walter Ditz

(Mit Genehmigung des Nachlaßverwalters Hans J. Petry in München)

Der zweite Gipfelpunkt in Havemanns dichterischem Werdegange ist sein in trunkenem Farbenreichtum schwelgender, gedanklich und gefühlhaft tiefschöpfende Renaissanceroman „Schönheit" (1914), der an dem Helden Tizian das Problem der Tragik des einsamen großen Künstlers herausgestaltet. Im Jahre 1919 folgt als nächste Gipfelleistung der von der Sonne Raabeschen Humors und Jean Paulscher gütevoller Milde übergoldete Gegenwartsroman in historischem Gewande „Die Göttin der Vernunft", bis dann Havemanns Geburtstagsgabe, der schon genannte Roman „Pilger durch die Nacht" diesem Schaffen einen krönenden, wenngleich hoffentlich noch nicht endgültigen Abschluß gibt. Wieder ist es ein umfangreiches historisches Zeitgemälde, das Havemann in diesem Roman als Frucht dreijähriger künstlerischer Arbeit mit schilderungskräftiger Einfühlungsgabe und staunenswerter Beherrschung des schier erdrückend inhaltreichen Stoffgebiets dichterisch festzuhalten sucht. Diesmal sind's die schlimmen, länderverheerenden Zeitläufte des Deutschen Reiches in jenem Jahrzehnt vom schmalkaldischen Krieg bis zum Regensburger Reichstage, zu denen hin uns Havemann in dieser Gipfelleistung seines literarischen Schaffens ein sicherer und kenntnisreicher Führer ist. In unverfälschter Wirklichkeitstreue überblicken wir diesen Tummelplatz mittelalterlichen Lebens und die blutüberströmten Gefilde seiner Geschichte und schauen ein bis in die letzten Einzelheiten verfolgtes farbenbuntes Kulturbild jener wildbewegten Zeit. Bald läßt sich der Dichter in diesem Buche mit einem neckischen Auflachen oder einem kräftigen Spott, bald in bekenntnisreichen Gesprächen der Menschen jener Zeit — erinnert sei an die herrliche, gedankentiefe Rede des Burgherrn auf Raueneck — mit einem Hineinsinnen in tiefste Fragen der Menschheit und der Nation vernehmen. In diesen Gesprächen der Fürsten, Ritter und Bürger läßt der Dichter den Goldschatz der Weisheit eines vielerfahrenen, tiefschauenden Lebens aufleuchten. Unter der Fülle der Gestalten ist Markgraf Albrecht von Bayreuth-Kulmbach der eigentliche Held des Buches. Er ist es, der in jenen furchtbaren Reichswirren auf seinen wilden Zügen das deutsche Land von der Elbe bis zum Rhein verwüstet, sein Leben aber im Trug der Zeit zwischen Ideal und Wirklichkeit zerreibt. Sein Gegenbild ist der junge Ritter Michael von Raueneck. Dieser sehnt sich aus der Sinnlosigkeit im Streitgetümmel jenes Zeitalters in die Einsamkeit und Stille seiner geistigen Welt in der väterlichen Burg. In dem von Strömungen und Gegenströmungen verschiedenster Interessen durchwühlten Deutschland empfindet der junge Ritter dies als die ihm vom Schicksal bestimmte Aufgabe: „Wo immer junge Seelen sich durstig nach neuem Leben auftaten — überall wo sie in innere Not gerieten, da Labung und Sicherheit bringen zu können; war das nicht jeden Strebens wert? Kein totes Wissen von gestern — neues junges Leben!"

Diese schwerträchtigen Werke sind umrankt von einem Kranz kleinerer Blüten vom Schaffensbaum unseres Dichters: die Feiertagsschweigen atmenden, feindurchseelten, in schimmernder Sprachkunst geschriebenen vier Novellen der „Stimmen der Stille" (1923), die Novellensammlung „Am Brunnen" (mit der duftigen und durchsonnten Titelerzählung) und das trauliche Dorf- und Kleinstadtbuch „Eigene Leute" (1912), die zuerst im „Türmer" veröffentlichte, wieder dem Lübecker Heimatboden entwachsene Overbeck-Novelle (1924), das reizvolle, der Jugend zugedachte Heftchen „Drei Märchen" (1922) und schließlich neben den dramatischen Werken (der Komödie „Schelmuffsky", den Dramen „Normannen", „Marx Meyer" und „Merlin"), die im Jahre 1917 mit geldlicher Unterstützung des Lübecker Senats herausgegebenen „Gedichte": eine heimatlicher oder ferner Landschaft abgelauschte, stimmungsdurchsättigte, von allen Gefühlsregungen durchbebte Lyrik, die bald in qualvollem Aufschrei verhallt, bald von ruhig-heiterem Glücke sonnenfroh plaudert und eine aus einem vielerfahrenen, schicksalsdurchwuchteten Leben geschmiedete Spruchweisheit spendet.

„Ist der Frühling wirklich schöner als der Herbst? Er hat zwar seine Blüten und Blumen, aber der Herbst hat seine Früchte. Und ein blauer Herbsthimmel ist wahrlich auch reizvoll, wenn der Wanderer in reiner Luft über die farbige Landschaft schaut. Der Herbst ist des Frühlings Erfüllung. Und die ganz feine Wehmut der Rückschau ist nicht mächtig genug, um das ebenso

feine und stille Glück ruhiger Geklärtheit zu verdrängen" — so wünschen wir mit den Worten seines einstigen Weggenossen Lienhard auch dem immer etwas herbstlich überschimmerten Julius Havemann eine schöne Feier seines 60. Geburtstages. Möge er, ermuntert von einer immer wachsenden Gefolgsschar, Kraft und Mut behalten, im Reiche des Geistes die ihm gemäße Aufgabe würdig zu vollenden! Dr. Paul Bülow

Künstlerische Erziehung auf den höheren Schulen

Seit der Wende des Jahrhunderts werden wir von einer Flut von Büchern, Broschüren, Programmabhandlungen und Zeitungsartikeln überschwemmt, in denen die künstlerische Erziehung auf der Schule, besonders auf der höheren, gefordert wird. Man betont, die Schule habe die Pflicht der harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte, habe aber bisher einseitig die intellektuelle Bildung, die Ausbildung der Verstandeskräfte bevorzugt. Die moralische Bildung, die Ausbildung der Willenskräfte, vornehmlich aber die Bildung der Gefühlskräfte, die künstlerische Erziehung, seien viel zu kurz gekommen. Das gelte ganz besonders für die darstellenden Künste: Malerei, Bildhauer- und Baukunst. Diese Schuld müsse wieder gut gemacht werden. Und nun regnet es Vorschläge, wie das Versäumte nachgeholt werden könnte.

Aber, wie es oft zu geschehen pflegt, wenn ein an sich richtiger und lange Zeit zurückgehaltener Gedanke mit elementarer Gewalt sich Bahn bricht, so schießt man mit den Forderungen zuweilen arg über das Ziel. Hier verlangt einer: zeigt nur Originale, beileibe keine Reproduktionen, als ob bei der großen Seltenheit von Originalen sich Kunsterziehung dann überhaupt noch lohnte! Dort fordert ein anderer: zeigt Kunstwerke, aber sagt kein erklärendes Wort, als ob die Schüler bei der bisherigen starken Vernachlässigung der Kunstpflege auf den Schulen imstande wären, Kunstwerke ohne Anleitung genießen zu können! Wieder andere preisen das Zeitalter der Kunst gekommen, das der Wissenschaft überwunden. Kunst statt Wissenschaft ist ihre Losung. Die letzteren verfallen also in den entgegengesetzten Fehler, den man früher beging, als man alles Heil in der Wissenschaft erblickte, die Kunst aber in die Ecke verwies.

Allein, trotz aller Übertreibung bleibt der Grundgedanke doch richtig: die künstlerische Erziehung, d. h. die Bildung der Gefühlskräfte, muß — zugleich als heilsames Korrektiv gegen die einseitige Bevorzugung der intellektuellen Bildung — gleichberechtigt neben die Verstandes- und Willensbildung treten.

An der Hochflut der Literatur über diese Frage gemessen, müßten wir heute eine ideale Kunstpflege auf den Schulen haben. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Es ist wohl besser gegen früher geworden, aber von einer gründlichen Schulung des Kunstsinns, namentlich in den darstellenden Künsten, sind wir auch heute noch entfernt.

Durch die Schulreform, die allenthalben auf dem Marsche ist, ist nun auch die Frage der künstlerischen Erziehung erneut in den Vordergrund getreten. Hat doch auch die Reichsschulkonferenz sie in den Bereich ihrer Verhandlungen einbezogen. So erscheint ein Beitrag zur Lösung dieses wichtigen Problems zeitgemäß.

Was kann und muß auf den höheren Schulen hinsichtlich der Kunstpflege geschehen? Ich beschränke mich mit meinen Ausführungen auf die darstellende Kunst.

Zunächst eine Vorfrage: was versteht man unter Kunstsinn?

Ich verstehe unter Kunstsinn eine jedem normalen Menschen angeborene Anlage zur Kunst. Diese Anlage muß, soll sie nicht verkümmern, wie jeder Organismus gepflegt, geübt und entwickelt werden. Geschieht das, so gelangt der Mensch allmählich zu der Fähigkeit, Kunstwerke genießen zu können, also zum Kunstgenuß. Kunstgenuß bedeutet die erste Stufe des Kunstverständnisses. Und bis zu dieser ersten Stufe können alle normalen Schüler emporgeführt werden.

Aber Kunstverständnis ist noch mehr. Über die erste Stufe hinaus bedeutet es weiter die Fähigkeit, über Kunst und Kunstwerke ein begründetes Urteil zu haben. Die zweite Stufe des Kunstverständnisses ist also Kunsturteil.

Im höchsten Sinne des Wortes ist Kunstverständnis endlich der Ausdruck eines ganz persönlichen inneren gefühlsmäßigen Verhältnisses einzelner künstlerisch begabter Menschen zur Kunst und ihren Werken.

Dieser Auffassung steht eine andere gegenüber. Viele meinen, die natürliche, der Entwicklung zum Kunstverständnis fähige Anlage, also Kunstsinn, finde sich nur bei einer ganz beschränkten Zahl von Menschen, sei also sozusagen das Privileg einzelner Begnadeter.

Dieser Ansicht vermag ich mich nicht anzuschließen. Die Erfahrung lehrt, daß die Schüler, soweit sie normal begabt sind, bei rechter Unterweisung allesamt zum Genusse und zum Verständnis der Werke der redenden Kunst, also unserer wie auch der fremdländischen Literatur geführt werden können, wenn natürlich auch das Verständnis je nach Anlage und Begabung graduell verschieden sein wird. Aber, um nur ein Beispiel anzuführen: den Schüler möchte ich sehen, dem nicht Homer und Goethe, wenn der Unterricht nur mit Lust und Liebe erteilt wird, zum bleibenden Erlebnis würden.

Sollte nun das Seelenleben des Menschen so merkwürdig eingerichtet sein, daß in ihm zwar eine allen normalen Menschen eigene, der Entwicklung zum Verständnis der Werke in der redenden Kunst fähige Veranlagung vorhanden ist, eine gleiche Anlage aber hinsichtlich der darstellenden Kunst fehlt? Unmöglich! Freilich scheint diese Auffassung durch die Tatsache gestützt zu werden, daß Verständnis für die Werke der darstellenden Künste verhältnismäßig selten zu finden ist. Dieser Mangel erklärt sich aber ganz natürlich daraus, daß für die Pflege dieses Kunstsinnes bisher noch wenig geschehen ist. Da hat das eintreten müssen, von dem ich oben sprach: die natürliche Anlage ist mangels Übung und Pflege bei vielen verkümmert.

Was heißt nun Pflege des Kunstsinnes auf der Schule? Nicht mehr und nicht weniger als die Schüler zum Sehen zu erziehen.

Sehen lernen ist aber nicht leicht. Schulze-Naumburg, zweifellos ein verdienstvoller Vorkämpfer für Verbreitung künstlerischer Bildung, sagt in seiner „Häuslichen Kunstpflege", das Auge sei für den Durchschnittsmenschen nur noch ein Organ zur geistigen Vermittlung von Gedrucktem und zur Verhütung des Anstoßens an Laternenpfähle auf den Straßen. Ist dies auch übertrieben, so ist es doch um das Sehen im allgemeinen wirklich schlecht bestellt. Man frage doch einen Bekannten, der täglich an einem bestimmten, auffälligen Gegenstande, einem Hause oder einem Denkmal, vorübergehen muß, wie der betreffende Gegenstand im einzelnen aussieht. Nur in den seltensten Fällen wird man eine genaue Beschreibung erhalten. Geben wir uns einmal Rechenschaft darüber, von welcher Farbe Augen und Haare selbst uns nahestehender Menschen sind, welches Kleid Frau X. gestern abend im Theater trug, ob der nun schon drei Wochen bei uns beschäftigte Amtsgenosse ein Augenglas trägt. Wie oft werden wir die Antwort in ein „ich glaube" kleiden müssen. Sehr bezeichnend ist auch das Beispiel, das dem der Lektüre warm zu empfehlenden Aufsatze Ludwig Volkmanns „Die Erziehung zum Sehen" entnommen ist: „Da steht ein polierter Tisch. Wie sieht er aus? Nun, wie soll er aussehen? Braun! Und man übersieht den glänzenden Reflex vom Fenster, der die spiegelnde Platte weiß, ausgesprochen bläulichweiß erglänzen läßt."

Also sehen, wirklich sehen können, ist gar nicht leicht, es muß ebenso gelernt werden wie das Denken. Und weil es eine alte Wahrheit ist, daß Hans nicht mehr lernt, was Hänschen nicht gelernt hat, so muß mit dem Sehenlernen so früh wie möglich begonnen werden.

Woran sollen nun die Schüler das Sehen lernen? An der Natur und der Kunst oder konkreter gesprochen: Die Naturerscheinungen und die Kunstwerke sind die Übungsobjekte. Da nun alle Kunst von der Natur ausgeht, die Natur die notwendige Vorbedingung alles Kunstschaffens ist, so muß naturgemäß in den ersten Jahren des Unterrichts die Betrachtung

der Natur im Vordergrund stehen. Aber die Betrachtung des Kunstwerkes ist nicht grundsätzlich auszuschließen, denn sie ist eine Kontrolle, wieweit man es im Beobachten der Natur gebracht hat. In den späteren Jahren ist die Betrachtung von Kunstwerken die Hauptsache. Hier aber darf umgekehrt die Naturbetrachtung nicht ausgeschlossen werden. Denn das Zurückgreifen auf die Natur wird die Schüler immer wieder davon überzeugen, daß diese der unerschöpfliche Born für den Künstler ist, und wird den Kunstgenuß steigern und vertiefen.

Was die Pflege des Natursinns betrifft, so müssen die Schüler soweit erzogen werden, daß sie einen Gegenstand in der Natur sehen, wie er wirklich ausschaut. Sodann aber muß ihr Augenmerk auch darauf gerichtet werden, daß ein Gegenstand an verschiedenen Tagesstunden je nach der Beleuchtung anders aussehen kann, also muß auch auf Licht und Schatten, Farbe, Reflexe und Bewegungen eingegangen werden.

Der Pflege des Natursinns dienen von den lehrplanmäßigen Fächern besonders die Naturbeschreibung, die Geographie und der Zeichenunterricht. Der Unterricht in diesen Fächern sollte möglichst oft im Freien erteilt werden. Auch Exkursionen in die Natur sind von hohem Werte. Die gemachten Beobachtungen lasse man nachzeichnen, denn Zeichnen ist die beste Kontrolle für das Beobachten.

Die Methode bei solchen Sehübungen ist natürlich die induktive. Die Frage: Was siehst du? muß immer wiederkehren. Denn die Selbsttätigkeit des Schülers beim Sehenlernen ist genau so nötig wie beim Denkenlernen.

Was die Beobachtung von Kunstwerken anbelangt, so ist folgendes zu beachten: Man führe dem Schüler, wenn künstlerische Betrachtungen angestellt werden sollen, nur anerkannte Kunstwerke vor. Dieser Grundsatz von Anfang an ins Auge gefaßt und ständig beibehalten, wird bei den Schülern einen guten Geschmack vorbereiten.

Weiter wird man, wo angängig, Originale heranziehen. Freilich wird das nur in seltenen Fällen möglich sein. Dann müssen eben gute Reproduktionen an die Stelle treten, wie sie ja jetzt in großer Zahl vorhanden sind. Doch stehen in einer Klasse von Kunstwerken der bildenden Kunst in der Regel viel mehr Originale zur Verfügung, als man bei oberflächlicher Betrachtung denkt, nämlich in der Architektur. Gerade kleine Städte, die arm zu sein pflegen an Originalen der Plastik und Malerei, pflegen reich zu sein an solchen der Baukunst: Alte Brücken, Häuser, Türme, Schlösser, Burgen, Kirchen können zur künstlerischen Unterweisung heran gezogen werden.

Solcher Unterweisung können alle Lehrfächer dienen, keines aber mehr als das Zeichnen, denn Zeichnen ist elementarer Kunstunterricht. Ja man darf behaupten: restlos genießen kann ein Kunstwerk nur der, der zeichnen kann. Bei der so hervorragenden Bedeutung dieses Unterrichtsfaches ist es erfreulich, sagen zu dürfen, daß der Zeichenunterricht heute größtenteils gut erteilt wird, jedenfalls viel besser als noch vor 20 Jahren. Es bleibt aber zu wünschen, daß sich auch Studienräte, die die Fähigkeiten dazu besitzen, mehr wie bisher dazu entschließen, eine Fakultät im Zeichnen zu erwerben. Auch muß gefordert werden, daß der Zeichenunterricht gleich in Sexta beginnt und als verbindliches Lehrfach bis in die obersten Klassen durchgeführt wird. Zu begrüßen ist auch die jetzt eingeführte Bewertung der Zeichenzensur.

Was die übrigen Unterrichtsfächer anbelangt, so werden auf der Unterstufe vor allen Dingen drei Gebiete Berücksichtigung finden müssen: Biblische Geschichte, Heimat, Heldentum. Demnach sind Religion, Deutsch, Erdkunde und Geschichte für die künstlerische Erziehung heranzuziehen. Daß es sich auf dieser Stufe immer um die Erfassung des Gegenständlichen handeln kann, daß Beschreibung des Kunstwerkes hier nichts anderes wie Anschauungsunterricht ist, ist selbstverständlich. Auf dieser Stufe wird das Kunstwerk nur latent und in sehr bescheidenem Maße wirken, indem es künstlerischen Geschmack anbahnen hilft.

Auf der Mittelstufe handelt es sich um dieselben Gebiete, nur kann hier schon künstlerische Unterweisung allereinfachster Art einsetzen.

Auf der Oberstufe hat in erster Linie der Geschichtsunterricht — auf dem Gymnasium außerdem der altsprachliche Lektürenunterricht — die Aufgabe der künstlerischen Unterweisung zu erfüllen. In der Geschichte wird man auch um einen systematischen Unterricht nicht ganz herumkommen.

Die Methode ist dieselbe wie bei der Betrachtung der Natur. Was siehst du? muß hier wie dort die immer wiederkehrende Frage sein.

Aber selbstverständlich kann die beste Methode nichts schaffen, wenn die rechten Lehrer fehlen. Daß es der guten Kunstlehrer noch nicht genug gibt, dafür finde ich drei Gründe. Zunächst sind wir Älteren alle noch zu einer Zeit groß geworden, wo Pflege des Sinnes für bildende Kunst auf der Schule ein beinahe unbekanntes Wort war. Und was man in der Jugend nicht gelernt hat, lernt man später nur langsam, schwer und unvollkommen. Auch war der damalige Zeichenunterricht noch höchst minderwertig. Die Methode tötete den Geist, erstickte die Freude an der Natur und war nicht imstande, Lust und Liebe zur Kunst zu erwecken. Endlich erscheint mir auch die Art, wie auf den Hochschulen bei kunstgeschichtlichen Vorlesungen bisweilen verfahren wird, nicht geeignet, solche Lust und Liebe zu erwecken. Oft spielen selbst in Vorlesungen für die Hörer aller Fakultäten, in denen die Besprechung anerkannter Kunstwerke doch die Hauptsache sein sollte, Literatur- und Quellenangaben, Konjekturen und Hypothesen eine unverhältnismäßig große Rolle. Übungen zur Einführung in das Verständnis der Kunstwerke sollten überall in reichlichem Maße stattfinden.

Aber der Sinn für die bildenden Künste kann auch außerhalb des Unterrichts gepflegt werden. Hier kommen in erster Linie Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung in Betracht. Man benutze weiter Werke der bildenden Kunst zu Prämienzwecken. Man prämiiere auch gute Zeichner, nicht nur gute Lateiner! Man mache Gönner der Anstalt, wenn sie Geschenke machen wollen, auf Werke der bildenden Kunst aufmerksam. Endlich reihe man solche Werke auch in Sammlungen der Schülerbibliothek ein.

Nicht zuletzt gehört aber auch zur Pflege des Kunstsinns der Schmuck der Schule. Man baue also schon äußerlich die Schulen als architektonische Kunstwerke mit hellen, luftigen Korridoren, schmücke sie mit Bildern und Büsten und stelle an die Fenster Blumen. Auf die Wichtigkeit dieses Punktes hat auf dem Kunsterziehungstage in Dresden Cornelius besonders hingewiesen. Er sagte damals: „Das Kind soll durch Architektur und Wandschmuck dahin geleitet werden, daß sein Auge verwöhnt und dahin gebildet werde, daß es auch außerhalb der Schule sich nach künstlerischer Befriedigung sehnt. Indem wir solche stille, unbewußte Wirkung der Kunstwerke in der Schule anstreben, sorgen wir am besten für die künstlerische Erziehung."

Dr. Joh. Rammelt, Staatsminister a. D.

Walter Ditz †

Die Malerei des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts ist in einer Entwicklung begriffen, die einen revolutionären Charakter in sich trägt. Der oft verhöhnte Stil der achtziger Jahre bedeutete in jeder Kunstdisziplin eine Verflachung des künstlerischen Schaffens, ein Einschläfern drängender Gestaltungskraft, ein Unvermögen, gewonnene Ziele in einer aufsteigenden Entwicklung zu erhöhen. Dieser Zustand war in der Malerei bei weitem nicht neu. Wir können eine Parallele ziehen zum 15. Jahrhundert. Die Kunst des Meisters des Paradiesgärtleins, des Meisters der Madonna mit der Bohnenblüte hatte sich in der Detaillierung des Delikaten verausgabt, Inhalt und Form verweichlicht und versüßlicht. Auf ein derartiges Auseinanderfließen und Verlieren in der Malerei mußte eine Reaktion geboren werden. Sie fand ihren Schöpfer in der wuchtigen Person des Bildhauer-Malers Hans Multscher, der in seinen Tafelbildern bewußt das Markante und Scharfe bis zur Groteske hervorhob.

Dieselbe Erscheinung — wenn auch in ganz unvergleichlichen Werten — trat um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts zutage. Die Ausläufer der impressionistischen Kunst, die Wesenlosigkeit des Jugendstiles mußten einer sich vorläufig im Extremum ihres Grundgedankens bewegenden neuen Kunst Platz machen, der wir den dehnbaren Begriff „Expressionismus" beilegten. In seiner Naturnotwendigkeit faßte er bewußt und zielsicher Fuß, der Empfänglichkeit des menschlichen Gemüts weit vorauseilend. Heute stehen wir vor einer Tatsache, deren Beurteilung uns schwer, ja fast unmöglich erscheint. Zu schnell kam das Neue — und dann leben wir ja inmitten einer Entwicklung, so daß uns der Abstand für eine Kritikfähigkeit fehlt.

Wir können nur forschen und versuchen, aus dem Alten das Neue zu begreifen. Als Revolution ist uns das Eintreten des Expressionismus erschienen. Eine jede solche Umwälzung aber fällt nicht vom Himmel, sondern hat in einer verborgenen Evolution verschiedene Entwicklungsstadien hinter sich. Fritz Burger hat in seinem Handbuch ausgehend von dem ad quem die Quellen aller möglichen Einflüsse genau untersucht und so ein a quo gefunden, das bei Rembrandt und Greco liegt. Diese Linie der Entwicklung ist natürlich keine konkret faßbare. Was einen in Versuchung bringt, diese Beziehungen zu konstruieren, ist lediglich eine Gemeinsamkeit, die sich in der Gedanklichkeit der Künstler feststellen läßt. Bei ihnen tritt zugunsten des Seelenhaften, des Mystischen das Formale vollkommen in den Hintergrund. Die Durchdringung des Stoffes bedeutet mehr als das optische Erlebnis.

Der Künstler, bei dem diese Einstellung zum Prinzip seines Schaffens wurde, war Hans von Marées. Seine traumverlorenen, sehnsuchtserfüllten und geweihten Gemälde, die in einem feierlichen Saal in der Staatsgalerie in München einen Wallfahrtsort bilden, sie sind der eigentliche Ausgang, der segensreiche Quell für die expressionistische Kunst geworden. Umfaßt man den Expressionismus in so weiten Grenzen, daß man die Ekstase, das Gefühlsmäßige, Vergeistigte, Gottdurchglühte als seine Sendung kennzeichnet, so gewinnt man den Weg zur rechten Erkenntnis und zum ergreifenden Erlebnis von Walter Diß. Ihm war die künstlerische Bewältigung des gedanklichen Stoffes Marées' die Erfüllung seiner gesteigerten Sehnsucht. Man kann ihn Marées Schüler heißen, obgleich Diß mit Marées nie in persönlicher Beziehung gestanden hat.

Im Münchner Glaspalast hängt das Werk des jungen Meisters. Seine Gestaltung ist übermenschliche Wucht und Kraft, troß allen Einflusses Marées' durchaus eigen. Überzeugend und eindrucksvoll weiß er in der seltsamen, verschwommenen Technik zu fesseln. Keine Kontur hemmt den Blick, der getragen auf einer meisterhaften Luftperspektive in der Tiefe des Bildes versinkt, gleichsam hinübergeleitet in die reiche Gedankenwelt des Künstlers. Diß ist ein Meister der Farbe, ein Meister der Bewegung. Im Mittelpunkt seines Gemäldes steht der Mensch. Er malt Frauen von stiller Größe, Männer von strotzender Kraft in einer meisterhaften Verquickung von Zuständlichkeit und Bewegung. Aus jedem einzelnen Gemälde aber spricht zu dem Beschauer die gleiche starke Seele, die unermüdliche Schaffensfreude des nach Erfüllung ringenden Künstlers.

Mitten in seiner schöpferischen Schaffenskraft ereilte Walter Diß eine tückische Krankheit. Einer Lungenentzündung ist er im August 1925 erlegen. — Am 29. Februar 1888 in Chodau im Egerland geboren, verlebte Diß seine Jugend in der schönen alten Stadt Elbogen, deren romantischer Charakter in dem Knaben die Phantasie befruchtete und entscheidende Anregungen für sein schlummerndes Künstlertum gab. Mit sehr frühem Alter bezog er die Kunstgewerbeschule in Prag, die damals unter starkem Einfluß des Wiener Kunstlebens stand. Die Anregungen, die Diß hier erfuhr, und die Stadt Prag förderten die Entwicklung des jungen Künstlers in eine gemütvolle Welt des Erlebens. Seine künstlerische Reife jedoch erreichte Walter Diß in München. Als ein Zwanzigjähriger tauchte er unter in dem flutenden Leben der Kunststadt. Geleitet von Professor Carl von Marr entwickelte sich Diß schnell in seiner künstlerischen Eigenart, die nur allzu bald in der Öffentlichkeit Anklang fand. Kein festes Ziel vor den Augen, malte er fleißig,

illustrierte und beschäftigte sich besonders gern mit den Wiedergaben von Trachten und Bauernhäusern seines Heimatlandes. Kurz vor dem Kriege wurden die Werke Hans von Marées' in die Pinakothek gebracht. Angesichts dieser Kunst erwachte in Ditz ein neues Streben, ein Verfolgen eines neuen hohen Zieles. Von hier ab hatte sein Schaffen eine Richtung. Monumentalwerke voll seelenvoller Gestaltungskraft und märchenhafter Farbenpracht entstanden unter seiner Hand, die das Werk Marées' fortsetzten und den jungen Maler auf eine Höhe anerkannten Künstlertums trugen. Heute beklagen wir seinen viel zu frühen Tod, der Deutschböhmen seines größten Künstlers der Jetztzeit beraubte. Dr. Hans Krey

Siegmund v. Hauseggers kulturelle Sendung

Es ist bei einer Erscheinung, die in Bestand oder Bewegung einer Kultur eine führende Rolle zu spielen vermag, stets wichtiger, daß diese Persönlichkeit ihre Zeit beherrsche, als daß sie von ihrer Zeit beherrscht werde. Zum mindesten wird aus den Wirkungen ihres Wesens hervorgehen, daß sie über der Zeit steht, — sie wird sich nie von ihr treiben lassen, sie wird nie in ihr aufgehen. Und wichtiger denn je erscheint die Haltung und Stellung einer solchen Persönlichkeit in einer Epoche, die den Begriff der Kultur (seinem innersten Verstande nach) immer mehr zu einem fratzenhaften Zerrbilde herabwürdigt.

In solchem Sinne hat Siegmund von Hausegger im Musikleben dieser Epoche eine kulturelle Aufgabe zu erfüllen. Ein Künstler, der — selbstverständlich — die Musik unantastbar beherrscht; ein Künstler, der mit an der Spitze des Fortschritts um die Jahrhundertwende stand, der alle Phasen der Bewegung der musikalischen Formen und Technik im letzten Vierteljahrhundert teilnahmsvoll miterlebte, und der nicht aus Überalterung heute nicht mehr auf dem linken Flügel steht, sondern weil seine tiefe Erfahrung ihn in der Erkenntnis befestigt hat, die mit vollkommener Sicherheit weiß, wo die Kunst aufhört und der Dilettantismus — oder gar: der Schwindel — anfängt. Der Begriff des „Fortschritts" wird ja seit etwa einem Jahrzehnt in steigendem Maße kolportiert; es gibt heute schon eine beträchtliche Anzahl von Fortschrittlern, die geradezu als Philister ihrer Bewegung anzusehen sind. Aber man höre doch, was sie zu sagen wissen: es ist mehr oder weniger geistreiche Ästhetelei um Fragen, die mit Ästhetik ganz gewiß nicht zu lösen sind. Mit solcher Spielerei des Fortschritts hat Hausegger nie etwas zu tun gehabt, — und dennoch gab es etwa in den Jahren vor dem Kriege in Berlin keinen Dirigenten, der so wie Hausegger neue Tonkünstler gefördert hätte; und noch heute in den Programmen des Konzertvereins in München stehen neben den großen Meistern die Besten der Gegenwart. Ein Künstler mit Kulturbewußtsein theoretisiert nicht, er steht nicht bei einer Partei; sondern er ist universell über den Parteien, er scheidet das Echte vom Unechten.

Diesen einzigen Standpunkt hat Hausegger sein Leben lang vertreten, in allem Wirken für die Musik. Für die Musik, — und auch das gehört in diesen Zusammenhang: daß Hausegger einer von den heute so seltenen Künstlern ist, die — wie alle Großen früherer Zeiten — bedingungslos für ihre Kunst leben, nicht in erster Linie von ihr. Es ist Hausegger nie um etwas anderes zu tun gewesen, als um die Sache der Kunst, für die sein Leben schicksalmäßig bestimmt ward.

Ein kurzer Rückblick: wer heute noch ernstlich mit dem Wesen der Musik sich beschäftigt, kann nicht Friedrich von Hausegger, den Grazer Musikästhetiker, umgehen. Er hat seinen Sohn Siegmund früh mit den Gesetzen der Tonkunst vertraut gemacht, er hat ihm früh die großen Zusammenhänge der künstlerischen Bewegungen, die kulturellen Stufen erschlossen, er hat ihn früh in das Musikleben entlassen, in dem Siegmund von Hausegger bald ein Eigener wurde; eine Aufsehen machende Erscheinung, die mit persönlicher Artung energisch hervortrat: als

Komponist symphonischer Dichtungen, als Dirigent zuerst in Graz, dann in München. Seine symphonischen Jugendwerke: „Dionysische Phantasie“, „Barbarossa“ und „Wieland der Schmied“, in denen er als Musiker seine Herkunft von Liszt bezeugt, sind in ihrem inneren Gehalt doch weit mehr als die Programm-Musik, in der Liszts mehr oder weniger begabte Nachahmer ihr Mißverstehen des Begriffes „symphonische Dichtung“ offenbaren. In Hauseggers Musik handelt es sich von allem Anfang an um die musikalische Erfüllung dichterischer Symbole, — in jenem Sinne, in dem auch Robert Schumann seinen Werken häufig poetische Bezeichnungen für den in ihnen verborgenen Gehalt gab. Im Gegensatz zu den reinen Schilderern, die in der Programm-Musik ein Mittel zum Zweck sahen, ging Hausegger durchaus den Weg, den Liszt gewiesen hatte, zu dem gleichen Ziele, wie es Richard Strauß erreichte: den Weg der musikalischen Ausdeutung eines symbolhaften dichterischen Gedankens. So daß seine Tondichtung „Barbarossa“ auch heute unverändert als eine kühne, machtvolle musikalische Gestaltung einer der tiefst im deutschen Wesen wurzelnden Heldenlegenden Geltung hat.

Der Dirigent Hausegger nahm von München über Frankfurt a. M., nochmals München, Berlin, Hamburg seinen Weg endgültig nach München. Daneben haben ihn zahllose Gastspiele mit fast allen deutschen und vielen europäischen Musikstädten in Berührung gebracht. Und als Dirigent erfüllt er nun ganz beispielhaft, weithin wirkend, ganz kompromißlos seine Aufgabe, ein Einzelner unter den wenigen Führern der Musik. Sein Weg war nicht leicht, und er war nicht von schreienden Triumphen allein erfüllt; er war frei von Reklame. Niemals hat Hausegger das Pultvirtuosentum vertreten, niemals wird er es können. Mit energischen, oft eckigen, jeder Pose abholden Bewegungen zeigt er dem Orchester die Linien der Musik auf, völlig beschäftigt mit der Herausarbeitung der Idee des Werkes, mit der Verdeutlichung seiner inneren Geste. Er dirigiert nicht auf dynamische Wirkungen hin, wie es der Pultvirtuose so leicht vermag, sondern es kommt ihm allein auf die agogische Bewegung an. Nur was aus dem Gemütswert einer Melodie, eines Themas, aus der rhythmischen Haltung eines Satzes sich entwickelt, ist wichtig; alles andere ist Folge davon, — also auch vor allem die Wirkung. Die Kunst der Interpretation ist größer als die der Direktion, was freilich zur Voraussetzung hat, daß die Musiker intelligent genug seien, hinter den Bewegungen des Stabes die geistige Bewegung seines Führers zu sehen und zu erfassen. Und in diesem Punkte gab es manche Konflikte: Hausegger hat vor keinem Orchester Zugeständnisse an Bequemlichkeit, Tradition, Publikumsinstinkt usf. gemacht. Restlos aber wird jegliche Masse von Musikern — und davon sind die besten Orchester nicht auszuschließen — nur dem Künstler zustimmen, der sich irgendwann einmal auf Zugeständnisse einläßt. Ein Beispiel: Hausegger hat fünf oder sechs Jahre lang in Berlin mit herrlichem Idealismus dem damals noch sehr in den Anfängen steckenden Blüthner-Orchester vorgestanden und ihm zu Triumphen verholfen, die nur mit so sachlicher Hingebung des Dirigenten überhaupt erreichbar waren. Als Hausegger später Berlin verlassen hatte, ist ihm dort niemals mehr ein ständiger Wirkungskreis geboten worden, — er ist viel zu unbequem für den Berliner Betrieb und so gar nicht sensationell, er braucht Proben statt Reklame, er braucht volle allgemeine Hingebung an die Kunst statt sentimentaler Apotheose, er stellt sich hinter, nicht vor das Werk. Und diese grundsätzlich sachliche, innerliche, vertiefte Einstellung zum künstlerischen Berufe und zur Kunst läßt sich kaum noch in Einklang mit der heute gültigen Art des „weltstädtischen Musikbetriebs“ bringen; denn diese Einstellung setzt eine Fähigkeit des menschlichen Wesens voraus, für die in jenem Betrieb gar zu wenig Raum noch ist: die Fähigkeit der Empfindung, des innersten Erlebens und Miterlebens.

Dem freilich, der noch mit unverbildetem Ohre zu hören, der Musik zu erleben vermag, wird ein Hausegger-Konzert stets als eine Feier besonderer Art im Gedächtnis bleiben. Seine Beethoven-, Bruckner-, Brahms-, Liszt-, Strauß-Interpretationen vor allem sind charakteristisch für seine innere Haltung; sie sind von einem ganz auf das Heroische, Männliche, Kühne und (bei Bruckner) Weihevolle, Unirdische gerichteten Wesen erfüllt, sie sind Erhebungen einer der

kraftvollsten Lebenserfüllung wie der innersten Andacht vor der überirdischen Offenbarung des Genies fähigen Seele.

Und wie in diesen Interpretationen, so spricht auch in seinen letzten größeren Werken — in der „Natur-Symphonie“ und in den Variationen über ein Kinderlied: „Aufklänge“ — Hausegger sein dem Treiben der Gegenwart tief abgewendetes Wesen deutlich aus. Es gibt wenig in der neueren Musik, was an Fülle der Beziehungen zu den geheimnisvollen Offenbarungen der Natur der großen Symphonie Hauseggers an die Seite gestellt werden kann; es gibt seit Bruckner wenige Adagio-Sätze, in denen — wie hier — Visionen aus dem Erleben der Natur großartige musikalische Gestalt gewannen, Tonsymbole von unmittelbar zwingender Gewalt. Und wie könnte des Tondichters Lebenssinn sich machtvoller dartun, als in der feierlich erregten Anrufung in Goethes Proömion am Schlusse der Symphonie! Noch vielfach ist diese Verbundenheit mit der Natur innerstes Teil von Hauseggers Musik, in zahlreichen, leider nur zu wenig bekannten Liedern, deren Lyrik den Melodiker Hausegger wiederum fern von einer Musik zeigt, die deshalb modern genannt wird, weil sie unter allen Umständen die reine, sangbare Melodie verpönt. Ja, auch in den Variationen der „Aufklänge“ lebt die Liebe zur Natur, in einer Art von sonniger Nachdenklichkeit, die etwas vom Charakter der „Pastorale“ hat, in einem so warm spürbaren Sinn für ruhevolle Schönheit.

So ist Siegmund von Hausegger auf der Höhe eines stillen, energischen, fruchtbaren Lebens, als Dirigent und als schaffender Musiker. Aber er hat auch, wenn es sein mußte oder wenn ihn besondere Gelegenheiten dazu trieben, in Aufsätzen oder kurzen Antworten auf Rundfragen, in kleinen Polemiken öffentlich zu vielen bewegenden Fragen des heutigen Musiklebens Stellung genommen (in den „Betrachtungen zur Kunst“, die, wie auch eine liebevolle kleine Monographie Alexander Ritters, in der von Artur Seidl herausgegebenen Reihe „Die Musik“, Verlag Seemann Nachf., Leipzig, gesammelt erschienen sind). Leichter erkennbar noch, als durch seine Kunst allein, wird dem Nichtmusiker in diesem Bande die Persönlichkeit Hauseggers. Ein Künstler, der über den Parteien steht, der über den gegenwärtigen Zustand der Kunst hinausblickt, der mit vollem Bewußtsein der Verantwortung in der Erkenntnis und Beherrschung der großen Meister wurzelt, legt darin Zeugnis von seinen Erkenntnissen ab, gibt viele praktische Hinweise zur Besserung schlechter Verhältnisse im Musikleben und polemisiert gelegentlich gegen falsche Begriffe, gegen einseitige kunstfremde Bestrebungen, wie sie seit rund zwei Jahrzehnten an der Tagesordnung sind. Auch aus diesem inhaltreichen Bande also gewinnt man die beruhigende Überzeugung, daß Hausegger, der seit ein paar Jahren als Präsident der Akademie für Tonkunst und Dirigent der Konzertvereins-Konzerte in München lebt, in einer vollkommen geschlossenen Form sein Leben für die Kunst einsetzt, so daß hier wie bei allen wahrhaften Kulturpersönlichkeiten Leben und Werk ein Einziges sind, — in einem viel höheren Grade vielleicht, als es heute in der Verworrenheit des zivilisatorischen Zweckdaseins erkennbar ist. Um so gewichtiger aber für eine Jugend, die bereit ist, an einer Zukunft mitzuarbeiten, in der die Kunst wieder zu ihrem wahren Leben und ihren tiefsten Bestimmungen berufen sein mag.

Hans Teßmer

Zu unserer Musikbeilage

Wir veröffentlichen in diesem Heft ein Lied des nun 50jährigen Komponisten Georg Vollerthun, dessen Musikdrama „Island Saga“ wir bereits früher gewürdigt haben. Über sein Gesamtschaffen werden wir gelegentlich einen Aufsatz bringen.

Türmers Tagebuch

Peinliche Erkenntnis · Der Minderheitenkongreß · Eupen-Malmedy · Primo de Rivera · Briand · Deutschland im Völkerbund · Der enttäuschte Imperialismus · Amerikas Nibelungenhort · Die Schuldlüge · Der kluge Abbé

Auf den Schlachtfeldern wimmelte es auch diesen Sommer von Schlachtenbummlern. Schiffsladungsweise schleppte sie Cook heran von den schaulüsternen Gestaden Alt- und Neuenglands. Man muß sie doch gesehen haben; diese Granattrichter, die zerschossenen Tanks, die rostigen Verhaue, die eingestürzten Unterstände, die Massengräber, die ausgebrannten Trümmer der Dörfer und Stadtviertel.

Allein was da noch gezeigt wird, ist bloße Kulisse. Es könnte längst fort sein, wenn es nicht so einträglich wäre, alles liegen zu lassen. Die wirklichen Dauerspuren des furchtbaren Weltbebens trifft man heute da, wo nie eine Bombe platzte: in den Volksständen und Volkswirtschaften der Kampfstaaten. Der Krieg wurde am verderblichsten, als er wie ein scheues Pferd nach hinten ausschlug.

Wilson wollte heilen. Allein mit schönen Grundsätzen wollte er es. Seine Assoziierten hatten aber gerade damit wenig im Sinne. Sie wußten jedoch, wie empfindlich er war. Verprellt durfte er nicht werden. So nahm man zwar seine Grundsätze an, sorgte indes dafür, daß sie wie vergällter Spiritus nur noch für Leuchtzwecke brauchbar blieben.

Versailles schrieb und sprach: Vae victis. Wilson predigte Weltfrieden und Menschheitsbeglückung. Grell stießen sich die Gegensätze. Gleichwohl fügte man die lichten Träume des Ormuzd mit der finsteren Rachetat Ahrimans in dasselbe Aktenstück zusammen. Zugleich sprach man es heilig; ohne erst die beiden Wunder und die hundertjährige Bewährungsfrist abzuwarten, die der vorsichtige kirchliche Brauch für Heiligsprechungen ausbedingt. Wie der eine wurde geredet indes wie der andere gehandelt; diese doppelte Buchführung hieß dann der Geist von Genf.

Damit schien alles aufs beste bestellt. Deutschland konnte geschunden werden, Deutschland mußte zahlen auf Kind und Kindeskind.

Da kam etwas Merkwürdiges zum Vorschein. Wir wurden zwar ärmer durch die Lasten, wie es ja deren weiser Daseinszweck ist. Allein die Tributherren wurden davon nicht reicher, sondern verarmten gleichfalls. Es ging ihnen wie dem Kohlenmunkpeter in Hauffs sinnreichem Märchen vom kalten Herzen. Der hatte sich beim Glasmännlein, dem gutherzigen Waldgeistchen ausgemacht, daß er immer ebensoviel Taler in der Tasche haben solle, wie der dicke Ezechiel. Darauf knöchelte er mit diesem, warf Pasch auf Pasch und nahm ihm alles ab. Allein sowie des Verlierers letzter Einsatz verspielt war, hatte der Gewinner plötzlich auch nichts mehr.

An den Schatzhauser glaubt man schon lange nicht mehr. Aber durch derlei verliert man auch immer mehr den Glauben an jene Staatsmänner, die in Versailles ihr Unwesen trieben. Es sind elende Volkswirte gewesen. Sie haben natürliche Zu-

sammenhänge stümperhaft zerrissen, acht neue Zollgebiete geschaffen und neun Währungen. Irrsinnige Wiedergutmachungen glaubten sie aufwuchten zu können, ohne den Weitblick, daß Deutschland nur dann zahlen kann, wenn es verfünffachte Ausfuhr schafft, dadurch aber gerade die am meisten schädigt, denen es zahlen soll.

So ist man irre geworden an dem Geist von Versailles. Nicht aus seelischer Reue, sondern aus wirtschaftlichem Ärger. Man schämt sich schwerlich der verrückten Nichtswürdigkeit, aber daß man sich ins eigene Fleisch geschnitten, das tut weh.

Selbst auf dieser Erkenntnisstufe ist man noch nicht einmal allenthalben. Es gehören Einsichten dazu, und keineswegs allerwärts in den parlamentarischen Regierungen sind wirklich gerade die Klugen am Ruder. Meist vielmehr die Lauten der unbelehrbaren Leidenschaft. In Frankreich kam sogar Poincaré wieder auf, und der tönende Pazifist Herriot trat unbekümmert in das Kabinett des verderblichen Kriegsmachers.

Der Völkerbundstagung ging ein Minderheitenkongreß vorauf. Er führte herzbewegend vor, wie deutsches Naturrecht immer noch in der Welt mißhandelt wird. Nicht weniger als 35 Gruppen von ihrem Volkstum durch Versailler Weisheit Abgesplitterter hatten Vertreter geschickt. Darunter 19 deutsche aus lauter Staaten, wo man ihnen Muttersprache und Mutterkultur weigert. Es waren noch nicht einmal alle. Vielleicht werden nächstes Jahr auch die Elsässer da sein. Es fehlten ferner aus Furcht vor faschistischer Mißhandlung die Südtiroler, denen Mussolini jetzt sogar die deutschen Namen nehmen will. Als ob Joseph Müller aus Bozen kein deutscher Müller bliebe, auch wenn ihn die „Signoria“ von „Bolzano“ als einen Giuseppe Molinari führt. Es sei ein Akt echt italienischen Geistes, rühmt die Presse. Man müßte daraus folgern, daß es nichts italienischeres gibt als den Wortbruch.

Belgien hat Eupen und Malmedy niemals begehrt. Clemenceau drängte auf. Teils weil seine Lustquälerei uns gar nicht genug Stücke aus dem Leibe reißen konnte, noch mehr aber, weil fester als gleicher Haß gemeinsame Schuld verkettet.

Verständige Belgier möchten den zweifelhaften Gewinn gerne wieder umsetzen. Fünf Minister waren zur Rückgabe bereit, Deutschland brauchte nur 150 Millionen zu spenden als Heilmittel für die in den französischen Fall verstrickte Währung. Da klemmte der Pariser Chauvinistenteufel den Schwanz zwischen das werdende Abkommen. Vandervelde ist Sozialist. Auf internationalen Kongressen hört man seine erbaulichen Töne über Weltfriedfertigkeit und Selbstbestimmung bis zum Feuerländer. Von der des Eupeners will er jedoch gar nichts wissen. Schroff lehnte er ab; wurde sogar grob. Deutschland habe Hintergedanken; es wolle den Versailler Vertrag zerstören. Darum gerade nicht. Erinnert dieser pazifistische Zionswächter der fürchterlichsten Gewalttat nicht an jenes Kätzchen, das seinen Schwanz fangen will und sich daher selber im Kreis herumjagt?

Als der sogenannte Frieden geschlossen war, da fragte ein Kind seine Mutter: „Nicht wahr, jetzt gelten die zehn Gebote wieder?“ Die Kleine irrte sich, denn Versailles war ja nur ein weiteres Moratorium der christlichen Moral. Allein alles in der Welt gilt lediglich rebus sic stantibus. Jeder Vertrag — und ein Gewaltfrieden erst recht — ist nur eine Hallig im brausenden Meere der Zeit. Jahr für Jahr bröckeln ein paar Schuhbreiten Erde ab, bis eine Sturmflut einmal den Rest mit sich fortreißt.

Spanien hat sich im Kriege anständig benommen, wie wenige Neutralstaaten. Allen Verbandslockungen widerstand es mannhaft. Seine Gegenwart ist freilich nur noch ein Trümmerstück stolzer Vergangenheit. Und trotzdem — oder sage ich besser: deshalb? — hegt es imperialistische Triebe. Der marokkanische Erfolg, obwohl er ohne Frankreich undenkbar war, hat sie auch noch gestachelt. Primo de Rivera muß als Innendiktator ein Außenerfolgjäger sein; er stürzt, sobald er nicht mehr durch Leistung blendet.

Aber im schwebenden Falle ist auch er nur der Diktierte Mussolinis. Hinter seinem spanischen Stolze hetzt dessen Italianità. Rom war es, das den neuen Gedanken von dem lateinischen Bunde ersann, der Italien zusammenfassen sollte mit Spanien und dem kreolischen Südamerika. Das war wieder ein Bereich, in dem die Sonne nicht unterging. Die südliche Einbildungskraft erhitzte sich an dem Gedanken. Man sprach schon von einer Teilung der Welt; im Norden die Germanen, unten die ahnenbewußte Herrschaft romanischen Blutes.

Wo aber bleibt Frankreich? Es ist kaltgestellt und zwar mit Bedacht. Die spanisch-amerikanischen Mittelmeerverträge sollen die Afrikafrage lösen. Spanien Tanger verschaffen und Italien Tunis. Das geht nicht mit, nur gegen die lateinische Schwester von der Seine.

Mussolini drängt und Rivera muß wollen, will er nicht Erlebnisse haben wie Kollege Pangalos. Bereits sind die Artillerieoffiziere zu der bösen alten Gepflogenheit des Pronunziamentos zurückgekehrt. Der Diktator setzte sich allerdings noch einmal durch. Allein dafür scheint sein Verhältnis zum König gestört zu sein. Alfonso, der an demselben Tage Mensch und Herrscher wurde, ist kein Merowinger, der sich vom Hausmeier regieren, schließlich scheren und ins Kloster stecken läßt.

Zunächst ist der Tangeranschlag einmal mißglückt. Ob es Rivera aber wirklich ernst ist mit der völligen Räumung Marokkos, die der Außenminister Yanguas als ein atemversetzendes Ereignis androhte? Das spanische Volk würde erleichtert aufatmen. Es hat Jahrhunderte hindurch in die Wüstenstriche seiner Presidios Blut über Blut und Geld über Geld gesät. Aber einen Verzicht auf Imperialismus soll man darin nicht erblicken, noch weniger ein Bekenntnis auf den Satz: „Marokko den Marokkanern." Zunächst ist es eine Drohung; würde sie wahr, dann wär's ein Umkehren zu größerem Anlauf. Kein Diktator kann anders. Das ist's, was ihn vom Monarchen unterscheidet. Dieser hat das Vorrecht der Friedfertigkeit. Ich meine den echten, gefesteten, angestammten. Die Napoleone waren nur Monarchen auf Widerruf; Diktatoren mit einer Krone als Amtszeichen.

Frankreich hat zu alledem die Ohren gespitzt. Ihm kam manches spanisch, noch mehr aber italienisch vor. Es ist recht argwöhnisch geworden.

Das bedeutet eine gewisse Ablenkung seiner fixen Ideen von uns, an denen sie so nervenleidend hafteten. Aber der logische Schluß wird immer noch nicht gezogen. Wenn der alte Verbündete sich ins Feindliche umstellt, dann sucht man ein Auskommen mit dem alten Feinde. Der Amtsgeist gegen uns steht nach wie vor im Zeichen Fochs. Nicht nur in Sachen Eupen-Malmedys. Erst dieser Tage hat man mit der Staaten-Halbwelt Osteuropas einen Wehrpakt gegen uns geschlossen. Briand hat sich inzwischen geäußert, Rückwirkungen seien wegen der öffentlichen Meinung

untunlich. Damit bestätigt sich aber nur, was das vorige Tagebuch von ihm schrieb. Die öffentliche Meinung ist heutzutage das, was die Eingeweide der Opfertiere im Altertum waren. Die Zeichendeuter lesen nie etwas anderes heraus, als was ihnen paßt. Auch einen internationalen und entmilitarisierten Rhein hat er entdeckt; aber nur dort, wo er deutsch ist. Dafür hieß er uns in Genf feurig willkommen. Mit völlig leeren Gebehänden dreihundert Pontifikalmessen singen zu lassen, das macht ihm gar nichts aus. „Die Gewehre werden zurückgestellt, die Mitrailleusen, die Kanonen", rief er begeistert aus.

Wo denn? Im Abrüstungsausschuß etwa? Die dortige Posse könnte sich freilich ja auch gegen Italien spitzen. Allein die gleichzeitige Abrüstungsnote an uns; zeigte sie nicht, daß Locarno keineswegs als Zeitenwende gedacht war?

Jene Genfer Schamlosigkeit wurde freilich auch von den Amerikanern als Hohn empfunden. Coolidge soll entschlossen sein, den beschleunigten Bau einer ungeheuren Luft-, Tauch- und Kreuzerflotte einzuleiten. Will er die Abrüstung durch Rüstung erzwingen, den Völkerkrieg drohen zum Besten des Völkerfriedens? Das wäre ein interessanter Schulfall, wie um der Grundsätze willen gegen diese Grundsätze gehandelt wird. Ich vermute allerdings mehr Drohung als Vorsatz. Aber vielleicht geht jetzt da drüben die neue Einsicht auf, die früher für Yankeeköpfe unfaßbar war, daß Deutschland immer rüsten mußte, weil Frankreich nie abrüsten wollte. Wir waren ja, wie Bismarck sagte, ein saturierter Staat. Ein solcher trägt die schimmernde Wehr nicht aus Freude am Dessauer Marsch und der Potsdamer Wachtparade, sondern weil er einen verdächtigen Nachbar hat.

Die wollechten Dauerfriedler meinen freilich heute noch, es ginge anders. Sie erlassen einfach ein Weltmanifest gegen die allgemeine Waffenpflicht. Sie sei die Mutter alles Übels. Denn die stehenden Heere mit ihren Berufsoffizieren bildeten eine stete Kriegsgefahr, und der Training zum Töten entwürdige den Bürger. Der Völkerbund sollte also reinen Tisch machen mit dieser kulturmordenden Einrichtung. Auch zwei deutsche Generäle haben unterzeichnet: v. Deimling und v. Schönaich.

Der Satz ist falsch. Gerade weil das ganze Volk leidet an Feldzug und Schlacht, gerade dies wirkt als Friedensbürgschaft. Das Risiko wird zu groß. Der Dreißigjährige, der Siebenjährige, der Spanische Erbfolgekrieg, die längsten und blutigsten, die wir hatten, sie waren Kabinettskriege und wurden mit lauter Soldtruppen gefochten. Das geschichtslose Deuten des Pazifismus zeigt sich auch in der unmündigen Annahme, in Genf ließe sich so etwas beschließen, und wenn dies geschähe, dann würde es getan. Das wäre kein Ende der Wehrpflicht, wohl aber ein Ende des Völkerbundes.

Nun sind wir drin. Man rauschte Beifall bei unsrer einstimmigen Aufnahme. Die große Fontäne sprang, und beim Frühstück stießen Stresemann und Briand miteinander an. Gibt es einen besseren Beweis, daß alles fließt? Erst sieben Jahre ist es her, da schrieb Clemenceau im Namen aller Verbündeten, „die freien Völker der Erde lehnten die Gemeinschaft mit jenen ab, die ihnen so schnödes Unrecht angetan"? Am achten September sind sie umgefallen: alle sechsundzwanzig auf einmal.

Weshalb traten wir ein? Um unsre Sache besser führen zu können. Wir können

dies nüchtern zugestehen. Andere Gründe hatte keiner, als er beitrat. Brächten wir höhere, idealistischere vor, sie würden es uns so wenig glauben, wie wir ihnen ihren Klingklang.

Frankreich wollte unsren Beitritt, wollte ihn aber auch wieder nicht. Während Briand sehr beflissen tat, versuchten Freunde von ihm die Schienen zu lockern auf der Bahnstrecke Berlin—Genf. Ganz richtig erkannte der „Temps", daß der Völkerbund mit unsrem Hinzukommen ein ganz anderer geworden ist. Er hat aufgehört, eine Rückversicherungs-G. m. b. H. von Versailles zu sein. Die Rhein- wie die Saarfrage, die Wehrkontrolle und wie es denn eigentlich mit den Mandaten werden soll — dies alles kommt ins Gleiten und dadurch der ganze Bau des Gewaltfriedens selber. Wenn es ihnen das Eupener Abkommen aufzuschieben gelang, aufgehoben ist es nicht.

Im März ist alles noch an Ränken gescheitert. Auch diesmal traten sie zutage, aber sie versagten.

Die spanische Schwierigkeit hob sich selber auf. Rivera handelte dumm, weil er gar zu klug sein wollte. Wenn man gestern den Ratssitz für eine Weltgeltungsfrage spanischen Stolzes erklärte, kann man nicht heute ihn zum Tausch anbieten gegen Tanger. Wer so handelt, kommt mit dem einen um das andere und tritt aus.

Für den polnischen Anspruch schuf man ein echt völkerbündlerisches Behufssystem. Es wurde eine neue Sonderklasse von Ratssitzen eingerichtet, die „semipermanenten", wie unsre Fremdwörtler sagen. Dadurch wird die Sache verzwickt. Denn fortan gibt es also neben den ständig-ständigen und ständig-nichtständigen Oberstaaten auch nichtständig-ständige, die man, da es auf dasselbe hinausläuft, ebenso gut nichtständig-nichtständige nennen könnte, am besten aber halbständige nennt. Um den „legitimen" Anspruch der moralisch und kulturell so bedeutsamen Polenrepublik durchzusetzen, wurde leider derart geränkelt und gekniffelt, daß auch eine Wesensuntersuchung über anständig und unanständig recht wohl am Platze gewesen wäre.

Das war Briands Mache. Von solchen Bünden prägte Talleyrand das Wort, in ihnen herrsche das Verhältnis von Mensch und Pferd. Jeder wollte Reiter sein, keiner gerittener. Der Franzose möchte im Sattel bleiben wie bisher, braucht aber fortan einen Stallknecht, der den störrig werdenden Wallach beim Aufsitzen am Halfter hält.

Auch wir wollen jetzt reiten, uns durchsetzen. Freilich würde wenig frommen, wollten wir gegen den imperialistischen Geist, den wir noch allenthalben verspüren, angehen mit deutschem Trotz. Geschmeidig müssen wir sein und jene Fähigkeit üben, die Entwicklungen vorauswittert, um sie sofort auszukaufen für unsren Wiederaufbau als Volk, Staat und Großmacht.

Wie gesagt: Europa liegt in Trümmern. Mehr durch den Gewaltfrieden als den Krieg. Der Imperialismus — man darf sich hier schon derb ausdrücken — ist der Ochse, der herumwütete, jetzt aber vorm Berge steht. Noch brüllt er und will hinüber, aber die Zeit ist nahe, da er ratlos umkehrt.

Noch in Napoleons Tagen konnte man reich werden durch Raub am Nachbarstaat. Denn noch lebte jede Volkswirtschaft aus sich und kam in sich aus.

Heute haben Handel und Erzeugerfleiß die Menschheit derart aufeinander eingewirtschaftet, daß jedes Kulturvolk mit dem anderen gedeiht, mit dem anderen darbt. Was früher im einzelnen Lande vom Verhältnis der Stände zueinander galt, das hat sich jetzt auf den ganzen Erdkreis erweitert. „Hat der Bauer Geld, dann hat's die ganze Welt", so sagte man einst, verstand darunter jedoch nur die ganz kleine Welt irgendeines deutschen Landstrichs. In unsrem zwanzigsten Jahrhundert kann wirklich Europa nur Geld verdienen, wenn Deutschland und die Welt, die große, wenn Europa Geld hat.

Irre ich nicht? Ist nicht Europa verarmt, derweil Amerika im glitzernden Überfluß schwimmt? Aber es fühlt sich dabei wie König Midas, dem alles zu Gold wurde, was er anrührte, und dem daher der Hungertod drohte.

Inflation und Dawesplan reißen die ganze Weltwirtschaft aus den Fugen. Der amerikanische Reparationsagent hat uns daher schon die beiden nächsten Jahrestribute um 200 Millionen gekürzt. Deutschen Dankes bedarf es nicht. Man tut nicht uns, sondern sich einen Gefallen, schenkt nur aus Eigensucht.

Amerika will sogar noch weitergehen. Der Gedanke zieht Kreise, daß man die Schulden des Verbandes vergeben solle, wofern dieser seinen Schuldigern vergebe. Im Gegensatz zu dem bereits erwähnten Barnes spricht Newton Baker freilich nur von dem Erlaß eines Teiles der deutschen Wiedergutmachungen. „Eines Teiles bloß? Nein, die ganzen müssen es sein!" hallt es sofort zurück. Nicht aus deutschem Munde. Vielmehr ist's der „Figaro". Abermals nicht aus Liebe zu uns, sondern damit die Weltwirtschaft, die seit zwölf Jahren Kopf stehe, endlich wieder auf ihre gesunden Füße gestellt werde.

Ist's nicht, als ob der gewaltige, tiefsinnige Mythus vom Nibelungenhort sich vor unsren Augen ins Neuzeitliche umkleide? Durch Blut erworben, bringt er Unheil dem Besitzer, bis er von diesem wieder abgetan, versenkt wird in die Fluten des Rheines.

Noch gärt der Gedanke dieser Rückgabe, noch gewann er nicht Form, und bei denen drüben streitet einstweilen der weitsichtigere Schenker um den Sieg mit dem Pfennigfuchser. Allein das Steinchen rollt, das Lawinen zu schaffen vermag, und mir schwant, daß wir die Kriegsschulden eher los werden als den Versailler Artikel von der Kriegsschuld.

Denn Diplomaten haben ihre eigene Sittlichkeit. Ihnen ist es selten unehrenhaft, Bubenstücke zu begehen, stets aber, sich dazu zu bekennen. Sie werden höchstens — ich deutete es schon einmal an — den verleumderischen Vorwurf still unter den Tisch fallen lassen, wie der Falschspieler, wenn er sich entdeckt sieht, seine gezinkte Karte; allein widerrufen werden sie nicht. Unsre Aufnahme in den Völkerbund ist ja schon solch ein verstohlen Beseitigen.

Fortan bemakelt der Paragraph nicht mehr uns, sondern jene, die ihn machten. Der Berner Weltkirchenausschuß hat ausdrücklich erklärt, „daß jedes erzwungene Bekenntnis, wo immer es auch abgelegt sein möge, moralisch wert- und religiös kraftlos ist". Der alte Gottesleugner und Gewaltanbeter Clemenceau mag diesen Beschluß verlachen, das stößt ihn nicht um. Aber der fromme Lloyd George, der noch heute bei den Campbell-Baptisten, wenn der Geist über ihn kommt, zu pre-

digen anhebt, müssen dem die gleichzeitigen Vorfälle von Genf und Bern nicht wie zwei Ohrfeigen sein: die eine gewischt dem schlechten Staatsmann, die andere dem schlechten Christen?

Wohin wir blicken, sehen wir jetzt die ungeheure Macht wirtschaftlicher Verhältnisse. Sie haben schon oft verhetzend, entzweiend, kriegmachend gewirkt. Diesmal versteifen sie sich auf das Gegenteil. Sie reden gebieterisch zu, doch endlich den Kriegshaß zu löschen und gemeinsam Hand anzulegen zur Abhilfe der gemeinsamen Kriegsschäden.

Die deutschen Schwerindustriellen standen vor dem Zusammenbruch in dem Rufe annexionistischer Lüsternheit, und nach ihm hatte Poincaré seine festeste Gefolgschaft an dem comité des forges. Nun finden sich beide zu einem Riesenkartell zusammen. Indem sie den Wettbewerb ausschließen, hoffen sie die französische Währungsnot ebenso zu heben wie die deutsche Arbeitslosigkeit. Der Schritt ist bedeutsam als der erste zu einer europäischen Zollunion.

Die Geschäftsmänner sind doch immer diejenigen, die am raschesten umlernen. Mit ihrer Vorurteilslosigkeit ist am besten fertig zu werden. Auch mit Diplomaten läßt sich handeln, wofern sie nicht geschobene Parteileute sind, wie in parlamentarischen Staaten fast immer. Denn die Partei ist meistens der Tattersall der Prinzipienreiter. Je weiter nach den Flügeln, desto mehr. Der Reichsverband der deutschen Industrie hat auf seiner Dresdener Tagung durch die bedeutsame Rede Silverbergs die Arbeitnehmer zu friedlicher Zusammenarbeit mit den Arbeitgebern eingeladen. Er wollte auch ein innenpolitisches Gegenstück zum Eisenkartell. Der „Vorwärts" lehnte ab. Er erklärte es für abgeschmackt, vom Arbeiter den Verzicht auf den Klassenkampf zu fordern. Die Sozialdemokratie kann eben immer noch nicht vom Marxismus los, dieser verderblichsten Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts. Es fehlt der Führer, der den Bruch mit der verneinenden Vergangenheit vollzieht und die Massen fortreißt zu kraftvoller Bejahung. Ein Führer, wie es auch der Abbé Sièyes war, der, als die Jakobiner sich auf unfruchtbare Grundsätze versteiften, ihnen das Wort zurief, das an der Wand jedes Amtszimmers und jedes Parlamentes stehen sollte: „Les principes sont bons pour l'école, les états se gouvernent selon leurs intérêts."

F. H.

(Abgeschlossen am 18. September)

Auf der Warte

Professor Barnes über die Kriegsschuld

Der in letzter Zeit infolge seiner in verschiedenen deutschen Städten gehaltenen politisch bedeutsamen Reden bekannt gewordene amerikanische Geschichtsprofessor H. E. Barnes hat vor ein paar Monaten in einem umfangreichen Buche die Frage der Schuld am Weltkriege sorgfältig untersucht, wobei er im Eingange seiner Ausführungen bekennt, daß auch er einst ein Opfer der deutschfeindlichen Kriegspropaganda gewesen sei. (The Genesis of the World War. An Introduction to the Problem of War Guilt. By Harry Elmer Barnes, New York, Alfred A. Knopf 1926, 4 Dollar.) Als aber dann die Dokumente, soweit sie veröffentlicht wurden, auf die diplomatische Krisis von 1914 neues Licht warfen, fühlte er sich als Historiker verpflichtet, seine Stimme gegen die zahllosen wahnwitzigen Widersinnigkeiten zu erheben, die jetzt die internationale Lage vergiften und jedes Bestreben, die Wahrheit aufzudecken, unmöglich zu machen drohen.

Das Werk ist weniger für den Fachmann als für die Masse urteilsfähiger Leser bestimmt, ohne daß die Gründlichkeit der Forschung Einbuße erleidet. Jedes der sorgfältig untersuchten Dokumente dient als Vehikel, ein Lügengebilde umzustürzen, das so fest wie die Pyramiden zu stehen schien. Daß Professor Barnes uns aber auch einen Blick in die Quellen vergönnt, in denen sich der Vorkriegszustand spiegelt, sei ihm besonders gedankt. Dabei kommt er zur Überzeugung, daß nicht lediglich eine verfehlte Diplomatie für den Ausbruch des Weltkriegs verantwortlich zu machen ist. In einem einleitenden Kapitel gibt er eine geschickte Charakteristik der in der Gesellschaft der Völker wesentlich tätigen Kräfte, die sie in fortwährender Hochspannung halten und, wenn nicht überwacht, jeden Augenblick einen Krieg hervorrufen können. Diese Kräfte bezeichnet er als biologische, psychologische, soziologische, wirtschaftliche und politische, mit denen zu rechnen sei. Aber freilich war für den unmittelbaren Anlaß des Krieges böser Wille und Unfähigkeit jener Männer verantwortlich, denen Geburt oder blindes Vertrauen ihres Volkes ihre Bestallung verschafft hatten. Das nächste Ziel seiner Untersuchung ist es, klarzustellen, in welchem Geiste sich die verschiedenen Fürsten und ihre Minister zu der von innen heraus zur Explosion drängenden Lage der Dinge verhielten, und wie es kam, daß in einem bestimmten Augenblick die Lunte losging, die den unseligsten aller Kriege entfesselte. Darauf gibt Prof. Barnes eine Antwort, die das Urteil der Entente von 1914 und 1918 mit all seinen verhängnisvollen Folgen endgültig aufhebt. Er spricht seine freudige Genugtuung aus, daß unter den maßgebenden Historikern, nicht nur Amerikas, heute sehr, sehr viele bereit sind, den morschen Urteilsspruch zu revidieren. Er will übrigens nichts von einer Aufteilung der Schuld unter die verschiedenen Völker wissen; macht vielmehr in erster Linie die russische und die französische Politik Poincarés und Iswolskis verantwortlich, die seit Januar 1912 miteinander einig waren. Er stützt sich dabei vornehmlich auf die veröffentlichten russischen Dokumente, aus denen erhellt, daß im Falle des Sieges Rußland den Bosporus und die Dardanellen, Frankreich aber Elsaß-Lothringen erhalten, ferner daß Wirrungen auf dem Balkan zur Entzündung der Kriegsfackel angestiftet werden sollten. Dazu kam, daß immer und immer wieder der überall geglaubte Vorwurf gegen den säbelrasselnden Kaiser Wilhelm erhoben wurde, er habe es sich in den Kopf gesetzt, „die Welt zu erobern“ (!). Ganz abgesehen von der Ungereimtheit eines derartigen Gedankens hätte kühle Überlegung sich doch sagen müssen, daß wer einem solchen Hirngespinst nachhängt, unmöglich ohne Unterlaß habe alle Welt vor den Kopf stoßen können. Aber freilich galt leider der unberechenbare Kaiser als „der tolle Hund Europas“. Im folgenden beleuchtet Professor Barnes eingehend den Ausbruch der Katastrophe durch die Ermordung des öster-

reichischen Thronerben in Serajewo am 28. Juni 1914. Damals mußte Serbien auf Befehl Frankreichs und Rußlands die Miene der Unschuld aufsetzen, obwohl der Meuchelmord doch durch die serbische Kriegspartei offenkundig vorbereitet war. Grotesk mußte daher die Haltung Serbiens, das einem „wohlerzogenen Sonntagsschulbübchen" glich, dem österreichischen Nachbar vorkommen, so daß wir heute den Ton des österreichischen Ultimatums an Serbien als durchaus maßvoll und gerechtfertigt empfinden. Denn drei Stunden vor der unterwürfigen Antwort auf dieses Ultimatum ordnete die serbische Regierung die Mobilisierung an; das gleiche tat auf Anordnung Sassonows Rußland. In dramatisch zugespitzter Darstellung behandelt Barnes dann die Rollen, die Deutschland, Rußland und Frankreich in den gewitterschweren Julitagen gespielt haben. Besonders eingehend beschäftigt er sich dabei mit Kaiser Wilhelm, der begreiflicherweise verpflichtet und gewillt war, dem Bundesgenossen in seiner Strafexpedition beizustehen, der aber, als sich der Himmel auf allen Seiten verdüsterte, alles tat, um den Frieden zu erhalten, der sogar de- und wehmütige Briefe an seinen russischen Freund Nicky, ja an den Präsidenten Wilson schrieb und ihn förmlich um seine Vermittelung anflehte. Hätte der Kaiser wirklich einen Krieg gewünscht, so hätten doch damals die herrlichsten deutschen Schiffe nicht auf allen Meeren umherfahren und in den entlegensten Häfen des später feindlichen Auslands vor Anker liegen können.

In hohem Grade interessant ist ferner die Kritik, die der Verfasser an der stark angefeindeten Politik des damaligen englischen Ministers des Auswärtigen, Sir Edward Grey, in vorsichtiger Abwägung aller entscheidenden Faktoren ausübt. Er glaubt, daß Grey, der noch im Juli Hand in Hand mit Deutschland für Aufrechthaltung des Friedens zu wirken bestrebt war, plötzlich aber, ohne sich der Tragweite seiner Inkonsequenz bewußt zu sein, Rußland bei seiner Mobilisation ermutigte, das „Opfer eines selbst geschaffenen Dilemmas" wurde. So wird denn nach der Ansicht von Professor Barnes Sir Edward Grey in den Annalen der Geschichte als recht mittelmäßiger Staatsmann weiterleben. Jedenfalls war es seine Schuld, daß nach einem Worte Lord Loreburns „England bei einem russischen Streite in den Krieg eintrat, weil es im Geheimen (in the dark) an Frankreich gebunden war". Die Wendung „in the dark" bezieht sich natürlich auf das private Abkommen Greys mit dem französischen Kriegsschürer Poincaré.

Vielleicht sagt uns Deutschen das ebenso klar als spannend geschriebene Buch des amerikanischen Gelehrten nicht allzu viel Neues; aber da voraussichtlich seine taktvolle Darstellung durch bisher noch nicht veröffentlichte Dokumente kaum irgendwie modifiziert wird — das Gegenteil dürfte der Fall sein —, so wird Mr. Barnes der Ruhm zuteil, als erster Amerikaner von Rang und Bedeutung einen Berg von Lügen und falschen Anschuldigungen beseitigt zu haben. Auch spricht er die Hoffnung aus, es möge in absehbarer Zeit gelingen, eine internationale Vereinigung ins Leben zu rufen, die, nicht durch Zufall oder Leidenschaft beeinflußt, das Ziel verfolge, geschehenes Unrecht wiedergutzumachen, d. h. also doch wohl eine Revision des Versailler Vertrags in die Wege zu leiten.

Prof. Dr. Otto Francke (Weimar)

Die Tagespresse in den Vereinigten Staaten von Amerika

Was ist eine Zeitung? Darauf antwortete einmal der amerikanische Journalist Dana von der „New York Sun": „Ein Geschäft, um weißes Papier für 2 Cents das Pfund zu kaufen und für 10 Cents das Pfund zu verkaufen." In den Vereinigten Staaten ist die Zeitung ein Geschäft und wird ausschließlich nach geschäftlichen Gesichtspunkten betrieben. Parteipolitische Rücksichten, persönliche Einflüsse und vor allem großkapitalistische Interessen spielen mit hinein, aber ausschlaggebend ist das Geschäft.

In seiner „Studie über den Journalismus" unter dem Titel „Der Sündenlohn" (übersetzt nach dem Amerikanischen „The Brass Check" von Professor Dr. J. Singer; Leipzig, Verlag Der neue Geist Dr. Peter Reinhold, gegen-

wärtig Reichsfinanzminister, 300 S.) bestätigt diese Auffassung vom sozialistischen Standpunkt aus Upton Sinclair mit den Worten: „Unsere Zeitungen vertreten nicht öffentliche, sondern private Interessen, nicht die Menschheit, sondern das Eigentum ... Der amerikanische Journalismus dient den Reichen und tritt die Armen mit Füßen." Abgesehen von den Ausnahmen nehmen die amerikanischen Zeitungen auf Millionäre jegliche Rücksicht und behandeln sie ähnlich wie einst konservative Blätter in Deutschland fürstliche Persönlichkeiten. In vielen, auch großen Zeitungen herrscht der Zeitungsbesitzer wie ein Pascha. Er verlangt von den Schriftleitern, daß sie seine persönlichen und geschäftlichen Interessen jederzeit voranstellen, seine Freunde, Geschäftsgenossen, Anzeigenvermittler usw. herausstreichen und nicht zuletzt alles unterdrücken, was ihnen unbequem sein könnte. Nicht selten verbietet er ihnen die Namen bestimmter Persönlichkeiten zu erwähnen oder gewisse Reden und Verhandlungen zu bringen. Von dem Zeitungskönig Hearst behauptet Sinclair, daß er seine Zeitungen jahrelang nötigte, Krieg gegen Mexiko zu fordern, weil er weite Landstrecken in Mexiko besaß, deren Wert im Falle der Annexion Mexikos um ein Vielfaches erhöht worden wäre.

Die „Associated Press" versorgte 1914 rund 900 Tageszeitungen in den Vereinigten Staaten mit Drahtnachrichten, die nach „Pearsons Magazine" vom April 1914 täglich in etwa 15 Millionen Zeitungsnummern verbreitet wurden. Die „Associated Press" ist eine Vereinigung auf Gegenseitigkeit und in ihrem Verwaltungsrat überwiegen die großstädtischen Zeitungen. Diese Vereinigung wirkt täglich auf Millionen Gehirne, vereinheitlicht sie zu einer öffentlichen Meinung, besitzt sozusagen das Monopol der Fabrikation der öffentlichen Meinung und handhabt eine große Macht.

Ungeschminkt und getreu bringt die Tagespresse in den Vereinigten Staaten die öffentliche Meinung **nicht** zum Ausdruck. Bei den Wahlen wurden sehr häufig die von den Tagesblättern empfohlenen Bewerber nicht gewählt. Die wahlberechtigten Kreise sind mißtrauisch geworden. So siegte bei den Wahlen von 1912 der inzwischen verstorbene unabhängige Senator Lafolette, obwohl er von der Tagespresse aufs erbittertste angegriffen worden war. Er hatte es einmal gewagt, die Beherrschung der Zeitungen durch die großen Anzeigenvermittler zu beklagen. Jahrelang wurden seine Reden totgeschwiegen, auch von der „Associated Press", die sogar eine seiner Reden fälschte, um ihn als Hochverräter erscheinen zu lassen. (Sinclair S. 258.)

Das Verschweigen alles dessen, was unbequem oder mißfällig ist, auch auf politischem Gebiete, wird in den Vereinigten Staaten von den Zeitungen mehr als anderwärts geübt. Noch immer stehen drüben große Tageszeitungen unter englischem oder französischem Einfluß und unterdrücken selbst **Tatsachen**, soweit sie für das **gute Recht der deutschen Sache** sprechen. Als Mitte April 1923 der durchaus nicht deutschfreundliche Admiral Sims die Rechtmäßigkeit, ja die Ehrlichkeit des deutschen Unterseehandelskrieges anerkannte und die Preßberichte über schreckliche deutsche Grausamkeiten als Ausflüsse einer unzulässigen Propaganda brandmarkte, ging die große Presse darüber mit Stillschweigen hinweg.

Sinclairs Buch ist die rhapsodische Ich-Erzählung eines nationalen Sozialdemokraten und fesselt trotz mancher Übertreibungen. Vorerst hat die sozialistische Presse in den Vereinigten Staaten keine Bedeutung. Durchschnittlich widmen die Zeitungen den Arbeiterfragen nur wenig Raum, und selbst ihr politischer Teil wird oft überflügelt von den Berichten über Sport, Mode, Ehescheidungen, Kinder usw.

Als Schriftsteller hatte Sinclair große Erfolge. In seinem „Sumpf" enthüllte er nach Art Zolas die Übelstände der Schlachthausindustrie von Chicago und wurde durch das Buch ein berühmter Mann, obwohl die ganze Presse entweder abfällig darüber urteilte oder nichts darüber berichtete. Einige seiner Bücher, wie „König Kohle", „Hundert Prozent", fanden im britischen Reich, in Skandinavien und selbst in Deutschland größeren Absatz als daheim. Sein Buch über die nordamerikanische Tagespresse enthält bei aller Einseitigkeit eine ganze Reihe tatsächlicher Angaben von Wert

und Wahrheit und gestattet manchen Einblick in das Wirken des Hauptorgans der öffentlichen Meinung. Paul Dehn

Ein Engländer über den Kolonienraub

Doktor Schnees Buch über „Deutsche Kolonisation in der Vergangenheit und Zukunft“ ist vor kurzem in einer englischen Übersetzung erschienen, die von einer sehr bedeutenden Einführung des Engländers W. H. Dawson begleitet ist. Eine Besprechung „dieser Bloßstellung einer der schändlichsten Taten im Versailler Frieden“ in dem liberalen „Manch. Guardian“ ist jedem Deutschen wichtig, der Deutschlands Kolonisationsarbeit durch die ungeheuerlichsten Lügen verunglimpft sah. Der Rezensent sagt: „Die Wegnahme und Verteilung der deutschen Kolonien ragt über die andern Mißgriffe Versailles weit hinaus in Torheit, Hinterlist und Heuchelei. Torheit, weil kein politischer Mensch glauben kann, daß sich Deutschland auf ewig seinen Zugang zu den Rohmaterialien Afrikas, den andere Länder mit kleinerer Bevölkerung und geringeren Bedürfnissen monopolisieren, nehmen läßt. Hinterlist, weil ein Bruch der Wilsonschen ‚Vierzehn Punkte‘, die man Deutschland als Unterwerfungsbedingung angeboten hatte, dadurch herbeigeführt wurde. Heuchelei, weil man vorgab, man wolle die Eingeborenen aus der deutschen Barbarei retten und als ‚heiliges Pfand der Zivilisation‘ betrachten.“

Über die Verunglimpfung unseres guten Rufes als Kolonisatoren sagt dieser freimütige Engländer: „Um die vorher beschlossene Beraubung zu rechtfertigen, wurde ein Netz von Beschuldigungen kolonialer Grausamkeit und Unfähigkeit gewoben, indem man die schlimmsten Anschuldigungen deutscher (!) und anderer Kritiker gegen die Kolonialverwaltung als bewiesen annahm, ohne zu erwähnen, daß viele sich als unwahr erwiesen hatten oder, wenn wahr, exemplarisch bestraft worden waren. Der Gebrauch ... dieser Kriegspropaganda in Versailles war eine Niedertracht.“ Weiterhin gibt er der Ansicht Raum, daß „das Festhalten an diesen früher deutschen Kolonien eine große Gefahr für die zukünftigen guten Beziehungen mit Deutschland bedeute, da die meisten unserem schon übermäßig angeschwollenen Kolonialreich zugefallen sind. Man sollte, aus Klugheit und Vernunft, diese oder andere Kolonien an Deutschland zurückgeben.“ Dr. Dawson schlägt vor, „daß man sich mit Brasilien daraufhin einigen solle, in diesem Riesenland, das schwach bevölkert ist, einen unabhängigen deutschen Staat zu bilden“. Er meint, „dies könne geschehen, ohne den Zorn Monroes heraufzubeschwören“. L. M. S.

Aus dem Tagebuch des britischen Gesandten

Die „Morning Post“ veröffentlichte das Kriegstagebuch Lord Berties, der von 1905 bis 1918 britischer Gesandter in Paris war. Gleich im ersten Auszug sagt der diplomatische Vertreter Englands Dinge, die so wichtig für Deutschland sind, daß sie allgemein bekannt werden müssen. Er drückt seinen Zorn darüber aus, daß die russische Regierung „Europa in einen Krieg stürze, um sich zum Beschützer Serbiens aufzuwerfen“. Er fährt wörtlich fort:

„Wenn die österreichische Regierung keine Beweise von der Mitschuld der serbischen Beamten an der Verschwörung gegen den Erzherzog gehabt hätte, hätte sie der serbischen Regierung nicht die scharfe Note schicken können. Rußland spielt sich als Beschützer Serbiens auf; mit welchem Recht außer dem veralteten Anspruch, die Beschützerin aller Slaven zu sein? Welcher Unsinn! Und es wird, wenn es bei seiner jetzigen Haltung beharrt, erwarten, daß es von Frankreich und England mit den Waffen unterstützt wird. Die öffentliche Meinung in England würde eine solche Politik nie billigen, aber unglücklicherweise könnten wir in einen Krieg verwickelt werden durch französische Niederlagen und die „Notwendigkeit, die Vernichtung Frankreichs zu verhindern“.

Zwei Tage später drückt Lord Bertie seine Entrüstung über die russische diplomatische Aktion in Paris aus. Er schreibt: „Iswolsky sagte Granville, der Krieg sei unvermeidlich, und zwar durch die Schuld Englands, das seine

Solidarität mit Frankreich und Rußland, oder vielmehr mit Rußland, nicht bekanntgegeben habe ... Er wird viel Unheil anrichten, indem er den Kriegsgeist hier ermutigt."

Der ruhig urteilende „Manch. Guardian" fügt hinzu, daß diese Dinge schon öfter gesagt wurden. Aber nur von einer kleinen Zahl von Leuten, die die Lage der Dinge in Europa bei Ausbruch des Krieges anders auffaßten als die Majorität. Was ihnen ein neues Interesse gibt, ist die Tatsache, daß ein Gesandter, der sich im Kernpunkt der englisch-französischen Entente eine Woche vor Ausbruch des Krieges befand, sie seinem Geheimtagebuch anvertraute. L. M. S.

Deutsches Volkstum bedroht

Das Buch Max Worgitzki, Ostpreußen, Selbstbestimmungsrecht oder Gewalt (Berlin, Deutsche Rundschau, G. m. b. H.) enthält auf der Umschlagseite ein grauenerregendes Bild: Man erblickt ein gefesseltes, nacktes deutsches Weib, in dessen Hals und Glieder ein schrecklich mißgestaltetes Ungeheuer seine Zähne und Krallen vampyrartig einschlägt. Das Weib ist Ostpreußen, der Vampyr das „heldenhafte" Polen! Noch bezeichnender ist das Innenbild: Das kleine Ostpreußen wird von Polen und Litauen gierig umklammert, wie eine Insel vom Meer! Beide Bilder sind sehr wahr empfunden. Es geht hier auf Leben und Tod gegen eins der schönsten, wichtigsten, wertvollsten deutschen Länder. Das schreckliche, aller politischen Vernunft und sittlichen Gerechtigkeit Hohn sprechende Verbrechen, das die Entente unter hilfreicher Unterstützung „deutscher" Revolutionsmänner Deutschland antat, indem sie Deutschland zerriß und Ostpreußen durch den „polnischen Korridor" vom Deutschen Reich trennte, kann gar nicht besser und deutlicher zur Anschauung gebracht werden. Dieses Büchlein müßte zu vielen hundertmillionen Exemplaren auf deutsche Reichskosten durch Europa und Amerika verbreitet werden. Es würden diese Kosten unendlich sittlicher wirken als die aller wahren Sittlichkeit hohnsprechende schrankenlose Erwerbslosenunterstützung. Wie viele Deutschen im Reich, vor allem im Reichstage, haben wohl eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von der Bedeutung des „Polnischen Korridors"? Von Litauen, das uns das Memelland raubt? Unermeßlicher Grimm erfüllt den denkenden Leser, wenn er an den „Deutschen" Reichstag und seine „vaterländische" Schwatztätigkeit denkt, derweil hier ein Kleinod Deutschlands langsam aber sicher dem Reich gestohlen und geraubt wird. Das Büchlein ist mit Herzblut geschrieben. Man lese es mit klarem Blick, aber glühendem Herzen! — Erwin Stein, Das Buch der Stadt Beuthen O.-S. und Umgebung (Berlin, Deutscher Kommunalverlag). Deutsche Männer treten hier voll Sorge und doch glühender Begeisterung ein für eine wichtige deutsche Stadt und deren hohe blühende Kultur. Stadt und Umgebung sind sinnwidrig durch das Genfer Diktat zerrissen und dem Untergang geweiht, wenn sich das deutsche Volk nicht kümmert um die drohende Gefahr. — Emil Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde (Leipzig, Quelle & Meyer 1926). Götterdämmerung droht auch dem Lande unserer sudetendeutschen Brüder und Schwestern! Welch herrliches Land ist hier in größter Gefahr! Der Tscheche, der niedrigste unter allen Slaven, will es uns entreißen und mit seiner Unkultur erfüllen. Eine Welt von Eigenart, Schönheit, Seele und Gemüt lebt in diesem uralten, kerndeutschen Lande der Markomannen, und diese Welt soll den avarischen Tschechen, den mongoliden Barbaren ausgeliefert werden? Deutsche, leset dies Buch und ihr erkennet, was euch droht, wenn auch dieses Bollwerk verloren geht! — Denn ein Bollwerk ist Deutschböhmen, Mähren und österreichisch Schlesien auch heut noch. Voll ungebrochener germanischer Urkraft. Es hat Gregor Mendel und Karl Anton Postl (Charles Sealsfield) hervorgebracht, auch den ersten Erfinder des Blitzableiters und den „Philosophus Teutonicus": Jakob Böhme; denn er stammt aus Böhmen. Werden die Sudetendeutschen durch Tschechen verdrängt, dann kommt Sachsen und Schlesien an die Reihe! Dr. A. Seeliger

Hellaufschule

Das Jahrhundert des Kindes oder eine schlichte Kindlichkeit ist noch ferne. Ja, solange die Weihnachtskerzen brennen, da beugt sich alles der Kindesseele als der Knospe der Gottessohnschaft, und ihrer schimmernden Hoheit weihn wir uns zum Dienst. Doch mit dem Glanz des Lichterbaums verliert sich das willige Offensein für den heiligen Geist des Weihnachtsmysteriums, und vom innigsten Krippenspiel bleibt nur gefälliger Nachhall. Wie ließe sich auch sonst die landläufige Gleichgültigkeit gegenüber den Fragen der Erziehung erklären, sowie die Tatsache, daß die Pädagogik als Wissenschaft in weiten Kreisen nicht für voll genommen wird? Und wie kämen sonst die erschütternden Tragödien in den Aktenbündeln unserer Jugendgerichtshöfe zur Welt?... Es stört die Musik der allgemeinen Zufriedenheit durchaus nicht, wenn unsere Schule das Kind von der Natur und ihren formenden Kräften wegreißt, um es — zum Auftakt einer papiernen Kulturhymne — an das Lehrbuch zu ketten. Es ist, als hätte Pestalozzi, dieses Genie des Herzens, nie gelebt.

Und dennoch heißt's zuversichtlich bleiben und morgengläubig. Die Irrtümer, mögen sie noch so vollblütig scheinen, sind doch nur geboren, um sich totzulaufen und auf ihrem Gang die Trommel für die Wahrheit zu rühren. Und einmal muß sie doch hindurchblitzen durch alles Bureaukraten- und Präzeptorengewölk: die reine, gütige Sonne von Stanz. Und so reißt sich einer um den andern aus den Fesseln der alten Schule los, nachdem er deren Verfänglichkeiten in sich selbst überwunden, opfert seine wohlerworbenen Rechte als Bildungsbeamter (die Wortprägung kennzeichnet übrigens unser Zeitalter schärfer als der Begriff Mechanisierung!) und gründet eine Lebensstätte der Jugend, die, wenn sie Schule genannt wird, mit ihren staatlich sanktionierten Geschwistern lediglich den Namen teilt. Und das hat nun auch der Schwabe Friedrich Schöll getan, der tapfere Bauernhochschulführer und Mitschöpfer der machtvoll aufstrebenden Hellauf-Bewegung, die sich einsetzt für Gesundung des deutschen Wesens und für Gestaltung des deutschen Lebens aus seinem letzten Grunde.

„Sonnenheim" — wie er seine Hellaufschule getauft hat — liegt auf dem Vogelhof in der schwäbischen Alb, eine Stunde von Rechtenstein ab, das an die Bahnlinie Ulm—Sigmaringen angeschlossen. Der „ewige" Wald als der deutsche Lebenskreis umfriedigt die Siedlung. Die blauen Wasser der Donau sind nahe. Alpenmajestät grenzt den Blick nach Süden, und die erwählte Lage in höchster Höhe des Gebirges ist wie geschaffen, die Zahl der Rotblutzellen im Menschen zu mehren. Was sich, zumeist unter den Schwingen des Wandervogels, an neuer Schule da und dort hervorgewagt, das findet sich auf dem Vogelhof wie in einem Brennpunkt vereinigt: Körperzucht in Luft, Licht und Wasser, unentweihte fleischlose Kost, Ausschluß aller Modegifte und Modetorheiten, Unterricht möglichst „unter des Himmels Angesicht", das Erlebnis als Fundament aller Emporbildung, Wechsel zwischen Geistestätigkeit, Handwerkerei und Landarbeit, die Schule als Familie und Tatgemeinde, Betonung der Freude als der „Mutter aller Tugenden" und was der erlösenden Lichtstrahlen mehr sind. Und dies ist das Besondere, Überragende in der Hellauf-Erziehung: alle Erneuerung quillt aus der Erkenntnis von der dreifachen Offenbarung des Lebens als Ich, Volk und Kosmos. Diese Dreiheit soll dem Menschen, nach dem Grundsatz der geistigen Entwickelung, aus dem Unbewußten ins Bewußte aufsteigen. Seelisch ausgedrückt: der Mensch soll Träger sein dem Icherlebnis, das sich verklärt in Reinheit; dem Gemeinschaftserlebnis, das sich auswirkt als Liebe; dem Gotteserlebnis, das aufblüht als künstlerisch-schöpferische Lebensführung. Und gewährleistet wird solche Entfaltung durch den gesetzmäßig-adligen Aufbau aller Ordnungen und Befugnisse. Über die prächtige und selbständige Art, mit der die einzelnen Forderungen aus dieser Zielsetzung abgeleitet werden, ist in Schölls Programmschrift nachzulesen; sie ist als eine zweite „Vorstellung an Menschenfreunde" zu werten und als Grundlage einer höheren deutschen

Schule — der Sehnsucht aller nordisch bestimmten und in ihrem Volkstum verwurzelten Deutschen. Gerade die Besten müssen's bitter empfinden, daß ihnen eine Schule versagt ist, welche der einheitlichen Gestaltung deutschen Geistes, deutschen Wollens und deutscher Kraft dient. Niemand kann Gott zum Vater haben, der sein Volk nicht zur Mutter hat. Darum macht „Sonnenheim" seine Tore weit für die deutsche Kunst, vor allem für die Musik als den erhabensten Ausdruck des Tempeldienstes der deutschen Seele; für unsere Dichter und Denker als unsere angestammten Propheten; für die deutschen Märchen und Mythen als die Veranschaulichung ewiger Wahrheiten; für die Zeugnisse arischer Geisteshaltung, zu deren leuchtendsten die reine, unverfälschte Botschaft des Bauhandwerkers von Nazareth gehört.

Der Schulbetrieb ist — auch hier die Überwindung angeblich unfehlbarer Dogmen und Formeln! — in vier Stufen gegliedert, wie sie dem natürlichen Wachstum des Menschen entsprechen: die Spielstufe vom 5. bis 7. Lebensjahr, die Beobachtungsstufe vom 8. bis 12. Lebensjahr, die Ordnungsstufe vom 13. bis 16. Lebensjahr und die Gestaltungsstufe vom 17. bis 18. Lebensjahr — welche Einteilung selbstverständlich nur das jeweils Wesentliche betont und von der Ausschließlichkeit der bekannten Herbartschen Stufen nichts wissen will. Von der Oberstufe wird der Übergang zur Universität angestrebt, so daß die höhere deutsche Schule — wie herb und peinlich, daß dies hervorzukehren notwendig ist! — gegenüber der humanistischen und realistischen nicht Stiefkind bleibt.

Welchen aufrechten Deutschen drängte es nicht, zu alledem ja und amen zu sagen? Wen könnte die Klarheit und Schlüssigkeit der Schöllschen Gedanken nicht freudig bewegen? Bezeichnend für das seelische Gefüge des Meisters ist der Richtsatz, unter den er sich stellt: „Wir lassen alles wachsen; ist das Werk aus Gott, so wird es gedeihen, ist es unrein oder fehlerhaft, so wird es im Wind zerflattern" — wie überhaupt das Frommsein den Grundstock, die Herzmitte seiner Persönlichkeit abgibt.

Noch ein paar Striche zum Umriß: die Hellaufschule ist nicht katholisch und nicht protestantisch, weil Christus weder das eine noch das andre war, ist und sein wird. Aber sie ist evangelisch im Sinne eines Marcion oder Lagarde, sie ehrt gleichermaßen Bruckner wie Bach, Luther wie Franz von Assisi, und läßt neben Paul-Gerhardt-Strophen auch Marienlieder aufklingen. Strafen kennt sie nicht, weil sie innerhalb der Gemeinschaft für die Ausprägung der Eigenart wirbt und dabei die gegenseitige Hilfe als wichtiges Mittel verwertet. Unterricht in Fremdsprachen wird vor dem 13. Jahr nicht erteilt, denn der Mensch soll erst gehen lernen, bevor man ihn reiten lehrt. Die Kunst des freien Vortrags wird fleißig geübt, dazu Stimmbildung und Pflege des Atmens. Mädchen werden auch in der Herstellung von künstlerischem Gewand und Schmuck unterwiesen. Für die Patenschaft sind angerufen: die Stein-Fichte-Schule von Langermann, die Schule von Berthold Otto, die Nationalschule von Kapff und das „Evangelium der natürlichen Erziehung" von Ewald Haufe.

Anmeldungen kommen zunächst nur für zehn- bis elfjährige und für sechs- bis siebenjährige Kinder in Betracht. Die täglichen Kosten, einschließlich Schulgeld, belaufen sich auf etwa zwei Mark, was auch dem mittleren Bürger erschwinglich sein dürfte, zumal die Ferien nicht angerechnet werden. Ärztliche Beratung steht jederzeit zur Verfügung. Alle Anfragen sind an Friedrich Schöll, Vogelhof, Post Hayingen (Württ.), zu richten.

Ernst Hauck

Der handschriftliche und der Maschinenbrief

Von der fortschreitenden Mechanisierung des Lebens ist auch der Brief nicht verschont geblieben. Daß man, der Zeitersparnis und Lesbarkeit halber, den Geschäftsbrief mit der Schreibmaschine herstellt, ist natürlich; aber den Privatbrief, dies Zeugnis persönlichsten Lebens, diese Urkunde innersten Fühlens und Denkens — wem schiene dies nicht unverständlich? Diktiert man ihn, so hindert

der fremde Zeuge, daß man sich ungezwungen ausspricht; schreibt man ihn selbst auf der Maschine — wer will behaupten, daß ein solcher Brief an Wärme und Innigkeit auch nur von fern dem handschriftlichen nahekäme?

Durch die Umsetzung in die Maschine geht das Beste verloren: die Seele. Mit der Handschrift, und sei sie noch so verschnörkelt und eigenwillig, schwand auch der feinste Reiz und Zauber des Briefes. Gewiß macht das Lesen einer ausgeprägten Handschrift Umstände; gewiß erfordert es mehr Zeit — mehr Vertiefung; aber der Ertrag lohnt auch die aufgewandte Mühe. Durch die Leistung der Maschine, vom Papier an bis zu den gleichmäßigen Zeilen und Buchstaben, bekommen wir eine Fabrikware, die für die Masse bestimmt ist, in die Hand: alles Persönliche ist beseitigt. Das eigne Briefpapier, verschieden nach Stand und Geschmack des Absenders, seine Handschrift — sie übermittelt uns einen Hauch seines Wesens. Sie bringt uns den entfernten nahe. Wer könnte ohne Ergriffenheit und Rührung alte Familienbriefe nach Jahrzehnten lesen — von den geweihten Briefen aus dem Kreise großer Persönlichkeiten zu schweigen? In dem, was die Hand niederschrieb — allein, ohne Zeugen — in der Sorgfalt, der Hast, der Flüchtigkeit, dem Ausdruck, der Schrift, den Absätzen, der Interpunktion verrät sich die Denkart und Stimmung des Verfassers, seine Freude, sein Schmerz in unvergleichlicher Weise. Wer könnte sich Liebesbriefe mit der Maschine geschrieben denken? Und was von den Zeugnissen der Liebe gilt, gilt nicht minder von allen anderen Zeugnissen inneren Lebens. Es widerstreitet dem Geschmack, sie mit mechanischen Mitteln herzustellen.

Aber man tut es doch? — Nun, dies beweist nur, wie weit die Verödung und Entseelung des zivilisierten Menschen schon vorgeschritten ist. Mit der eignen Handschrift, mit der Einfühlung in die Handschrift eines befreundeten und geliebten Menschen, so absonderlich sie sein mag, gibt er das Beste auf, was seine Vorfahren besaßen: die eigne Persönlichkeit und die Vertiefung in eine andere. Er nimmt sich nicht mehr die Zeit dazu, Briefe im stillen zu schreiben und im stillen zu lesen — als die köstlichsten Zeugnisse geistigen und seelischen Lebens, das Verständnis sucht, das sich einem einzigen offenbaren und mitteilen will; er ist zu zerstreut und oberflächlich dazu: so geht die Zeit über ihn hinweg. Kein Wunder, daß die Geheimnisse der Kunst, der Religion sich niemand mehr entschleiern: denn den Menschen des Alltags, die nicht im Gespräch, im Brief um das Tiefste ringen, denen bleiben die Offenbarungen der Tiefe auf immer verschlossen; denen ertönt kein Sängermund, denen leuchtet kein himmlisches Gesicht.

Das Geschlecht von heut ist gottlos; deshalb vernichtet die Maschine den Menschen, der es nicht lernt, sich zu ihrem Herrn, sich von ihr unabhängig zu machen. Dr. Ernst Wachler

Lebendiger Zettelkasten

Man trifft in diesen Tagen sehr häufig Menschen, die mit einer Sicherheit über neuzeitliche und vergangene Strömungen und Probleme reden, daß man, vor lauter Staunen, Ohren und Maul aufreißt. Diese Leute wissen einfach alles: Politik, Kunst, Philosophie usw. Sie haben fast jedes Buch gelesen, jedes Theaterstück gesehen. Und immer gebärden sie sich kritisch. Fragt man dann tiefer, geht man auf Einzelheiten ein: ja, dann versagen sie. Wie kommt das? Ganz einfach: Diese Menschen haben das gelesen, was andere Köpfe über geistige Strömungen und Ereignisse schrieben. Lasen das in Essaybüchern, in Zeitschriftenabhandlungen und Zeitungsausschnitten. Aber die eigentlichen Werke, nein, die studierten sie nicht; konnten sie auch nicht studieren; denn dazu haben sie weder Geduld, noch Zeit, noch Urteilskraft. Sie wurden zum lebendigen Zettelkasten. Das ist ihre ganze Wissenschaft. Und mit diesem faulen Zauber gehen sie hausieren. Wie Fliegendütenhändler sind sie, in der heutigen Gesellschaft. Die von der Oberfläche lassen sich blenden und kriechen bewundernd auf den Leim. — Die Zettelkastengestalten sind die Bildungsphilister, die an jeder Pfütze sitzen und ihren zusammengelesenen Papiersack auspacken. — Man fragt sich oft: Was hätten diese Leute tun können, wenn sie die Zeit, in der sie Bildungströdel

sammelten, nützlich verwandt hätten? — Hätten sie doch ein ewiges Gedicht von Goethe oder Claudius in ihr Herz geschrieben und hätten es, allein, im Wald oder unterm Sternenhimmel, vor sich hergesagt. Wäre das nicht ein Glück, ein tiefmenschliches Versenken gewesen? Ein kleiner Höhenflug der Seele? — Aber, mein Gott, was ist ihnen denn Seele? — Eine Art Krähwinkelei. Sie sind ja für den „Intellekt". O, diese Bildungskellner!

M. Jungnickel

Potsdam und Weimar

Wie sich um die vorletzte Jahrhundertwende aus der geistigen eine politische Wiedergeburt Deutschlands vorbereitete, so hat sich jetzt aus der politischen eine geistige Wiedergeburt vorzubereiten", schreibt ein Deutscher von 1890. „Der geistigen Neugeburt unseres Vaterlandes, wenn es zu einer solchen kommen soll, muß dessen politische Neugeburt vorausgehen. Äußerlich hat diese zwar um 1870 stattgefunden, innerlich bleibt sie noch zu fordern", heißt es dort an anderer Stelle.

Wir ahnen heut mehr und mehr, daß die politische wie geistige Neugeburt unseres Deutschtums Hand in Hand geht und eins nicht ohne das andere vor sich gehen kann. Beileibe nicht soll Politik und Geistesleben in dem Sinne eine Einheit werden wie in Sowjet-Rußland, wo Staat und Partei einander decken und alle geistigen Einflüsse unter staatlichem Einfluß stehen.

Die deutsche Sehnsucht nach einer Verinnerlichung und geistigen Vermählung von Potsdam und Weimar lebte mehr oder weniger ausdrucksvoll auch schon in den Tagen der Verfassung gebenden Nationalversammlung, in den Kämpfen der neuen Männer der Revolution von 1918. Daß sie nach Weimar gingen, war an sich schon ein Zeichen rührender Anlehnung an den Großen von Weimar und trotziger, fast widerwilliger Ablehnung des Großen von Potsdam. Unvergessen sei, daß Lienhard schon Jahrzehnte voraus in neuen Klängen das Lied von einer deutschen Reichsbeseelung sang und dem deutschen Volke den Weg nach Weimar wies.

Denn tief innerlich lebte schon eben jene deutsche Einheitssehnsucht nach innerer Verbindung von Potsdam und Weimar. Politik und Geistesleben suchten auch in den Tagen der ersten Nationalversammlung schon irgendwie einen gemeinsamen Ausdruck im Geist der neuen Zeit. Demokratisierung des gesamten Volkslebens war die Parole und die Verfassung ihr entsprechender Ausdruck.

Welche Bewegungen aber ließen im Ich des deutschen Volkskörpers diese Sehnsucht reifen? Wie sind die Geisteswellen hier zu beurteilen?

Sicher ist, daß wir an der Schwelle eines neuen Zeitalters stehen und der deutsche Mensch national und sozial, religiös und politisch eine neue Geisteshaltung einnimmt. Das preußische Beamtentum der Hohenzollernmonarchie, der Militarismus und Bürokratismus in Staat und Kirche hat sich heiß gelaufen und bedarf nach dem Chaos des Kriegsendes einer neuen geistigen Grundlage. In der Politik hat der Parlamentarismus auf allen Linien Bankrott gemacht und weiß sich nicht zu helfen. In der Wissenschaft ist der Intellektualismus am Ende, und schöpferische Geisteswerte steigen aus lebendigen Tiefen deutschen Gemütes auf. Politik und Geistesleben sind mehr denn je einander nähergerückt in der Sehnsucht nach schöpferischen Urtiefen. Der deutsche Mensch hat seine Schichten und Hüllen als nationales und soziales, als politisches und religiöses Wesen abgeworfen oder ist sich ihrer bewußt geworden. Er weiß mehr denn je, daß hinter dem Gelehrten und Politiker, hinter dem Sozialisten und Kirchenmann noch ein allen gemeinsames Leben lebt: deutsches Menschentum, und dieses just ringt nach schöpferischer Betätigung und Ausdrucksgestaltung in der Gesamthaltung des deutschen Geisteslebens, und alle Politik soll schöpferische Geistesentfaltung werden in deutscher Echtheit und Ursprünglichkeit.

Seit 1870 erst sprechen wir von Deutschland, auch da nur vom äußerlich geeinten Deutschland. Bisher stand Preußen stark im Vordergrunde, bestimmte alle Farbengebung in der deutschen Politik, und just um die innere Einheit des preußischen und deutschen Elementes geht es, wenn wir die Sehnsucht der

Zeit in „Potsdam und Weimar“ anklingen lassen. „Preußen muß germanisiert werden“, hat schon Bismarck gesagt. Gewiß wird bei der Weiterentwicklung des künftigen Deutschland, mag sie laufen wie sie will, Preußen den Rahmen abgeben müssen. Doch wird er weiter gefaßt werden müssen, als er bisher militaristisch und bürokratisch war. Mehr geistige Beweglichkeit und mehr Weite des Geistes wird nottun. Goethe muß auch im preußischen Osten Einzug halten, und Weimar, das Herz Deutschlands, nicht nur gedanklich Verehrung finden, sondern eine geistige Vermählung bedeuten von preußischer und deutscher Art. Das gesunde und kraftvoll starke Pflichtbewußtsein des Kantschen Imperativs — wahrhaftig, das wollen wir beileibe nicht missen. Das gerade brauchen wir heute mehr denn je, und doch darf es nicht in schulmeisterlicher Bevormundung und in ethischer Gesinnungsschnüffelei und pietistischer Engherzigkeit sich auswirken. In individueller Freiheit, nicht ohne die alte deutsche Gewissensgebundenheit soll deutsches Geistesleben sich entfalten dürfen. Das deutsche Volk insgesamt darf sich jener tiefen Lüge im Wesen des Philistertums keinesfalls schuldig machen, daß es das Genie öffentlich ehrt und heimlich haßt.

Politik als schöpferische Geistesentfaltung und Ausdrucksgestaltung deutscher Wesensechtheit kann nicht nur Demokratisierung sein — muß auch Aristokratisierung sein. Beide, Volk und Führer müssen sich in organischer Geistesgemeinschaft wesenhaft einen. Vertrauen ist alles. Liebe in heiliger Lebenshingabe ans Ganze.

Darum ist deutsche Wesensart heut mehr als sonst innerlich aufgewühlt, in chaotische Unruhe und religiöse Not gestürzt, denn die geistige Vermählung von „Potsdam“ und „Weimar“, jene neue deutsche Geisteseinheit, ist nur denkbar aus deutschen religiösen Urtiefen in christlicher Religion, nicht katholischer, auch nicht evangelischer Färbung allein. Wir glauben zuversichtlich, daß über den konfessionellen Rahmen hinaus preußisch-deutsche Eigenart eins werden kann in anbetender Innerlichkeit und germanischer Gefolgschaft und Mannentreue in der Nachfolge des Christus. Siehe das herrliche deutsche Lied vom Heliand! Das Kultisch-Gemüthafte der katholischen Kirche und das lehrhaft Verstandesmäßige evangelischen Kirchenlebens werden irgendwie sich ergänzen und finden müssen in einer höheren Einheit.

„Potsdam und Weimar“ werden jene helldunkle Zwiespaltigkeit und Zerrissenheit der grüblerischen deutschen Seele überbrücken in einem neuen grundlegenden Erlebnis von Gesetz und Gnade. Karl Partecke

Chesterton über Shaw

Es ist bezeichnend, daß Englands repräsentative Geister meist oder sehr oft aus irischem Blute stammen: Swift, Wilde, Shaw, Chesterton bezeichnen eine Entwicklung „englischer“ Selbstkritik aus irischem Munde. Diese Geister haben nichts mit der irischen Nationalitätsfrage zu tun: dazu sind sie viel zu überspitzt. Aber sie halten das in seiner Selbstlobpreisung und Machtvergötzung sich überschlagende England in Unruhe, sie halten ihm sein Bild vor.

Dabei sind diese kritischen Irländer durchaus nicht einheitlich in ihrer Art. Heute wird die Doppelheit irischen Geistes am schlagendsten dargetan durch die beiden schon ergrauten, gemeinsam ergrauten, Iren Bernard Shaw und G. K. Chesterton. Shaw ist „Puritaner“, Protestant radikalster Observanz und seiner wesentlichen Artung nach Rationalist, Fortschrittler, mehr witzig als humorvoll. Chesterton ist Katholik, Humorist, Konservativ — und dabei doch republikanisch, antiaristokratisch, vor allem anti-mammonistisch ... (Das will in Britannien etwas heißen!)

Shaw ist bei uns — wie in Amerika — Trumpf auf dem Theater geworden. Kein Wunder: er ist Fortschrittler. Wenigstens gewesen. Denn in seinen letzten Stücken hat sich sein Fortschritt überschlagen und ist in eine Art mystischen Skeptizismus umgeschlagen — aus dem freilich der alte Aufklärungsgeist noch blitzt ... Chesterton ist in England sehr angesehen. Er ist mit Shaw befreundet seit langer

Zeit, und man kann sich denken, daß ein Buch, das er über den weltberühmten Kollegen verfaßt, des Salzes voll ist. (Die Übersetzung erschien im Phnidon-Verlag in Wien.) Ein repräsentatives Buch für das heutige England, für das Angelsachsentum in der Welt.

Man muß sagen, daß es auf den Deutschen einen reichlich „alten", d. h. überreifen Eindruck macht: ein Buch der sterbenden Zivilisation des Westens. Eben deshalb ist es ja so geistreich, so blitzend in dem irisch-paradoxen Stil des modernen England. Es bemüht sich, beinahe krampfhaft, optimistisch zu sein und das Leben Shakespeares in dieses Jahrhundert hinüberzuretten. Ja, es wird allen Ernstes — bei sehr, sehr viel kluger Kritik an Shaw — behauptet, Shaw habe in shakespearischer Weise wieder das ganze Leben in das Drama hineingeleitet! Chesterton meint wohl: den ganzen Unrat einer entlebten Zivilisation ... Bei sehr viel kluger Kritik an Shaw: denn Chesterton hat eben selber noch Leben vom Leben Shakespeares in sich. Sonst könnte er nicht so klar über Humorlosigkeit, Entwurzelung, Entnationalisierung und lächerlichen Fortschrittsdünkel reden. Von Shaw sagt er: „Es ist nichts Gotisches in seiner wirklichen Begabung; er könnte keine mittelalterliche Kathedrale bauen, in der Lachen und Schrecken im Steine miteinander verflochten sind, verschmolzen durch geheimnisvolle Kraft. Er kann auf dem Wege der Unterhaltung eine chinesische Pagode bauen; aber wenn er ernst ist, nur einen römischen Tempel ..." Nun — wir möchten dieses „Römische" in G. Bernard Shaw nicht überschätzen! Da sah Goethes Römertum denn doch anders aus. Diese „sozialistische" Republikanertugend hat leicht etwas Lächerliches in ihrer Kritik der „Romantik" ... Das erkennt Chesterton wohl auch, aber die Verehrung für den großen, geachteten, menschlich geschätzten Freund läßt es nur zwischen den Zeilen anklingen.

Es ist nun merkwürdig anzusehen, wie ein so kluger und weiter Geist wie dieser Shaw-Kritiker um die letzten Entscheidungen herumgeht und sich bei ihrer Erörterung gern in paradoxen Spielereien verliert. So sagt er von der Rassenlehre: „Nun ist die moderne Rassenlehre gewiß ein Stück dummen Materialismus" (— man findet wenigstens diesen Ausdruck in der Übersetzung —). „Natürlich steckt etwas Tatsächliches in jeder Rasse ..." Wenn er nun ein paar Seiten früher eine Kritik der englischen Aristokratie gibt — wie folgt —, so ist das, zusammengehalten, halt paradox ... Er sagt nämlich: „Romane und Zeitungen sprechen noch immer von der englischen Aristokratie, die mit Wilhelm dem Eroberer herüberkam. Nur ein kleiner Teil unserer machthabenden Oligarchie ist so alt wie die Reformation; und keiner von ihnen kann mit Wilhelm dem Eroberer herüber. Einige von den älteren englischen Grundbesitzern kamen mit Wilhelm von Oranien herüber; der Rest kam durch gewöhnliche ausländische Einwanderung ..."

Nun — wer diese „gewöhnliche ausländische Einwanderung", diese mit Adelsprädikaten versehene englische Geldherrenschicht ist, das hat eine jüngst herausgegebene Erforschung englischer „Adels"namen ergeben: diese „Rasse" entstammt meistens dem deutschen und osteuropäischen Ghetto ...

Ein reichlich komisches, unfreiwilliges Paradoxon des Shaw-Interpreten Chesterton sei hier noch erwähnt, weil es uns Deutsche angeht. Er sagt von Shaws Idealen, sie seien „streng, hygienisch und, man könnte sogar sagen, altjüngferlich ..." Auf der nächsten Seite fährt er in dem Gedanken fort: „Er malt das Leben in den schwärzesten Farben und sagt dann dem ungeborenen Kinde, daß es den Sprung im Finstern wagen soll. Das ist heroisch; und für mein Gefühl zumindest schaut Schopenhauer wie ein Zwerg aus neben diesem seinem Schüler ..."

Nun — für unser Gefühl ist das ein schlechter irischer, nein, man muß schon sagen: englischer Witz ... Aber vielleicht wird der Eindruck dieses an sich recht geistvollen Autors durch ein anderes Zitat besser abgeschlossen, das sowohl Shaw als auch unserem Nietzsche gerechter wird als das oben zitierte Urteil unserem Schopenhauer. Shaw hat nämlich, mißverstehend wie die meisten Nichtdeutschen, von Nietzsche her sich eine Lehre vom physischen Übermenschen zurechtgemacht. Chesterton seinerseits hat natürlich vom dionysischen Cha-

rakter der Philosophie Nietzsches keinen Begriff. Aber er meint doch etwas Richtiges, wenn er sagt: „Nietzsche hätte wirklich manch Gutes tun können, wenn er Bernard Shaw gelehrt hätte, das Schwert zu ziehen, Wein zu trinken oder auch nur zu tanzen ...“

Doch davon war und ist der moderne „Sozialist“ und Tugendmann aus Yorkshire — obgleich irischen Blutes — weit entfernt. Seine blasse Skepsis und sein erdachter Optimismus werden Europa keinen Weg aus dem intellektualistischen Chaos weisen! Curt Hotzel

Gesellschaft für das Süddeutsche Theater

Diese jüngst in München gegründete Vereinigung hat sich die Erforschung, Würdigung und Förderung des süddeutschen Theaters aus Vergangenheit und Gegenwart, und seiner Auswirkungen zum Ziel gesetzt, wie sie in der volkstümlichen mimischen, rhythmischen und sprachlichen (auch liedmäßigen) Beredsamkeit unseres großen süddeutschen Sprachgebiets in Erscheinung traten und in der Gegenwart sich offenbaren. Im süddeutschen Sprachgebiet sind eingeschlossen die Stämme der Alemannen, Franken, Hessen, Schwaben, Bayern von den lothringischen Moselufern und den Kämmen der Vogesen bis zu den Siebenbürger Deutschen, von der alemannischen Schweiz und Südtirol bis zu den Sudetendeutschen. Hauptgegenstand der Interessen der Gesellschaft sollen sein: 1. Die Liebhaberbühne, das eigentliche Volkstheater, 2. das berufsmäßige Theater, 3. Marionettentheater und Schattenspiele, 4. mimische Betätigungen. Neben der Forschung aus Schrift und Bild sollen Exkursionen zu Stätten alter Theaterkultur führen. Als Arbeitszentren sind geplant oder schon gebildet: Budapest, Wien, Graz, Salzburg, Klagenfurt, Innsbruck, Zürich, Basel, Freiburg, Karlsruhe, Stuttgart, Darmstadt, Frankfurt a. M., Nürnberg, Würzburg, Bayreuth. Aus genannten Städten haben führende Männer des Staats, der Wissenschaft und Kunst sich zur Verfügung gestellt.

Nach langen vorbereitenden Arbeiten vollzog die Gesellschaft für das süddeutsche Theater in Gegenwart der staatlichen und städtischen Behörden und zahlreichen Ehrengästen aus fernen deutschen Gauen in München ihren feierlichen Gründungsakt. Zum 1. Vorsitzenden wurde Dr. Philipp M. Halm, Direktor des Bayerischen Nationalmuseums, gewählt, als dessen Stellvertreter Universitätsprofessor Dr. Artur Kutscher, der Anreger und Schöpfer dieser Gründung, während unseren deutschen Brüdern in Wien die Wahl des 2. Vorsitzenden überlassen wurde, gleichsam als äußeres Zeichen stammesmäßigen Verbundenseins. Als erste der geplanten Publikationen sollen die „Dekorationen zur ersten Aufführung der Zauberflöte in München 1793 von Joseph Quaglio“ im Laufe des Sommers erscheinen. Ferner wurde zunächst die Herausgabe eines periodisch erscheinenden Korrespondenzblattes beschlossen, aus dem sich wohl bald eine Zeitschrift und später ein Jahrbuch entwickeln werden. Als Ort der nächsten Tagung wurde einstimmig Salzburg gewählt.

Den Höhepunkt der durch Beethoven und Händel stimmungsgebend eingerahmten Feier bildete die Festrede des Professors Czaki aus Hermannstadt in Siebenbürgen. Hier erzählte ein deutscher Stammesbruder von der deutschen Volksseele im bedrohten Gebiet, vom verschütteten Volkstum in der Gegend von Czernowitz, aber auch von dem aufrechten Schwabenstamm im Banat und den 250 000 Deutschen in Siebenbürgen, die erst recht in der Not festhalten an Sprache und Sitte der Väter, von denen gerade die Siebenbürger eine fränkische Mundart sprechen, wie sie etwa in der Eifel, in Lothringen oder Luxemburg zu hören ist. Die prachtvolle Rede, eigentlich eine von tiefen Gedanken getragene Plauderei, ward ein ergreifendes Bekenntnis zum großen deutschen Gesamtvolkstum und klang in die mahnenden und hoffnungsweckenden Worte aus: „Wir fühlen uns als geistige Bürger Ihres Deutschen Reichs“.

Ihre Krönung erhielt die erste Tagung der jungen Gesellschaft durch eine Fahrt in den Chiemgau nach Marquartstein, wo alte

Volksbräuche, volkstümliches Heimattheater und Nationaltänze und sogenannte Wildgesänge aus der Ahnen-Zeit sich am echtesten erhalten haben. Eine Aufführung der „Wirtszenzl von Aschau" des bayerischen Heimatdichters Alois Bach aus Rosenheim führt in den Kreis volksmäßigen Gestaltungstriebs aus unverfälschter Naivität der Betrachtung. Was in dieser ausgezeichneten, echten volkstheatralischen Aufführung besonders hervortrat, war der heilige Ernst und die helle Freude, mit der diese Gebirgler, die am Werktag um ihre Scholle fronen und schaffen, an diesem Feiertag vor den Augen der Gäste aus Ost, Süd und West der deutschen Stammesgemeinschaften an ihre Aufgabe traten. Anschließend erstanden alte Nationaltänze mit Wildgesängen, aus denen sich ein starkes, ursprüngliches Naturgefühl, gesunde Kraft und angeborene Anmut im körperlichen Ausdruck offenbarten. Hier zeigte sich, daß nicht nur das Theater, sondern auch der rhythmische Tanz eine Angelegenheit des Blutes ist. Wer diese prächtigen Burschen und Dirndeln mit den alten, unverfälschten Namen Hiasei, Urschei, Zenzl in Bewegung sah, wie sie sich lockten, umschlangen oder trennten, wirbelten und neigten, wie Leidenschaft und Grazie sich paarten, dem ward hier der gesunde Sinn eines trotz aller zivilisatorischer Beglückungen unserer Zeit noch immer deutsch gebliebenen Volksstammes klar. So umfing uns hier in Klang und Rhythmus und nicht zuletzt durch das Auge aus der alten, farbigen Nationaltracht im „Inntäler", im „Steyrer", „Schlehinger", im „Watschenplattler" u. a. Tänzen, begleitet von der Klampen, der Harmonika oder der Gitarre, Volkskunst als Sinnbild festen Verwurzeltseins im Heimatboden und gesunden Wachstum, als Ausdruck und Wille und als Bekenntnis zur Sitte der Väter.

Und spontan aus der heimelnden Stimmung heraus grüßten Gäste aus fernen Gauen, auch aus der stammverwandten Schweiz, in herzlichen Improvisationen unser Bayernvolk, denn

„Wir sind eines Blutes, eines Stammes,
Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen."

Dr. Eduard Scharrer

Kanalbezwinger

Wir begreifen es ja und gönnen dem deutschen Volk und den Kölnern von Herzen ihre Freude an Vierkötter. Aber — —

Aber wir rücken nun denn doch allenthalben in die Linie des Amerikanismus ein. Drüben Gertrud Ederle, hüben Ernst Vierkötter (und neuestens ein Franzose). Das sogenannte „Volk der Dichter und Denker", das noch vor 120 Jahren Klopstocks Begräbnis und vor 60 Jahren Schillers Geburtstag wie fürstliche Ereignisse festlich beging, feiert nun in einem unerhörten Übermaß Boxer und Schwimmer. Verherrlichung der Muskel-Leistung. Standpunkt des Gladiatoren-Zeitalters. Sensation — und im Hintergrunde der Manager, der Totalisator, das Geld!

„Köln, die Vaterstadt des Kanalbezwingers in Rekordzeit, bereitete ihrem schnell weltberühmt gewordenen Sohn Ernst Vierkötter am Samstag nachmittag einen großartigen Empfang. Vierkötter kam mit einem Hansa-Flugzeug von Berlin in Köln an und wurde zum Bahnhof gebracht, wo ihn eine mit 25000 Köpfen nicht zu hoch geschätzte Menschenmenge erwartete und stürmisch begrüßte. Vierkötter trug noch den Loorbeerkranz, den ihm der Kreis I Berlin des Deutschen Schwimmverbandes gewidmet hatte. Vom Bahnhof aus ging es im Triumphzug durch die größtenteils beflaggten Straßen zum Gürzenich, wo die Stadt Köln einen würdigen Empfang vorbereitet hatte. Stadtrat Schwering hieß den Kanalbezwinger nach einigen Kinderchor- und Orgelvorträgen willkommen, beglückwünschte ihn im Namen des verhinderten Oberbürgermeisters Dr. Adenauer zu seiner glänzenden Leistung und überreichte ihm die Silberplakette und den Ehrenkranz der Stadt Köln. Im Namen der Sportverbände, besonders der Schwimmer sprach der erste Vorsitzende des Deutschen Schwimmverbandes, Dr. Geisow-Frankfurt a. M. Am Schluß dieser Ansprache stimmte die anwesende große Zuhörermenge spontan das Deutschlandlied an. Ein Kinderchor ‚Was ist des Deutschen Vaterland' beschloß die würdige Feier. Tausende bildeten Spa-

lier in den Straßen und begleiteten den Kanalbezwinger bis zu seiner Wohnung" ... usw.

Wir vermissen nur noch das Geläute sämtlicher Glocken ...

Gertrud Ederle soll bereits von all den Ehrungen und Tumulten einen Nervenzusammenbruch erlitten haben. Wir versklavten und fronenden Deutschen, die wir auf nichts mehr stolz sein können, „führen" nun einstweilen (auch dies ist überholt!) auf dem Gebiete solcher Muskel-Leistungen und huldigen unsren „großen Meistern".

Wie gesagt: ein in gewissem Sinne begreiflicher, aber wahrhaft kläglicher Ersatz!

Aufgaben der Zeitung

Der „Zeitungsverlag", das Organ des Vereins deutscher Zeitungsverleger, beleuchtet in Nr. 24 in einem beachtenswerten Aufsatz über „die Ethik der Nachricht" mit erfreulicher Deutlichkeit die Sucht gewisser Blätter, „bunt sensationell gefärbte Nachrichten, Schrecken und Ekel erregende Vorkommnisse in breiter Behaglichkeit vor der Öffentlichkeit abzuhandeln" und tritt damit mannhaft ein für alle Zeitungen, die sich ihrer ethischen und ästhetischen Verantwortung ihrem Leserkreis gegenüber bewußt sind. Es heißt u. a.:

„Neben mir liegt ein kleines Blatt, in dem unter den Nachrichten aus aller Welt sich hintereinander folgende vier Überschriften befinden: „Ein hundertfacher Raubmörder". „Ein grauenhafter Brudermord". „Eine blutige Liebestragödie". „Sich selbst verbrannt". Würde ein Mensch von einigem Empfinden einer solchen Tat als Zuschauer beiwohnen, wenn ihm dazu Gelegenheit gegeben wäre? Niemals! Aber durch die schlechte Erziehung, die er durch gewisse Zeitungen jahrelang genossen hat, wird er zu der irrigen Ansicht gedrängt, daß solche Scheußlichkeiten „interessant" seien. Und er, der keinen faulen Apfel berühren würde, schlingt diese abscheuliche geistige Kost mit Gier hinunter. Hier müßte sich die Presse besser auf ihre erzieherische Aufgabe besinnen. In sittlicher Beziehung verderblich wirken die breiten Schilderungen von Morden, sexuellen Verirrungen, anrüchigen Prozessen, zweideutigen Familiengeschichten, überhaupt von allem, das ein anständiger Mensch in guter Gesellschaft nicht erwähnt. Es nützt dem Leser nicht, wenn er nur die Tatsache von einem „grausigen Familienereignis" liest, in dem Messer, Revolver oder Gift die Hauptrolle spielen. Er wird dadurch nicht einmal abgeschreckt, höchstens erschreckt. Er kann aus dem bloßen Fall nicht für ihn nützliche Schlüsse ziehen, sie wecken in ihm nicht den Wunsch, selbst besser, vorsichtiger zu werden. Wohl aber wird die Mitteilung von der Bestrafung einer Untat immer erzieherisch wirken, und wenn die Nachricht Tat und Strafe in ein paar kurzen Sätzen vereint, wird das Grausige des Geschehnisses zurücktreten hinter dem starken Eindruck, den die harte Strafe hinterläßt. Und so ähnlich verhält es sich bei den übrigen, eben gebrandmarkten Mitteilungen.

Man mache nur einmal den Versuch, wenn er auch zunächst schwer fällt, den Text in der hier angedeuteten Richtung rein zu halten, und man wird erstaunt sein, welche Fülle sauberer Nachrichten immer noch übrig bleibt. In dieser Beziehung wird über kurz oder lang ein gründlicher Reinigungsprozeß eintreten müssen."

NB. Dasselbe gilt von allem, was überhaupt nach Sensation schmeckt. Ein Diebstahl macht heute berühmter als eine gute Tat, die gemeinhin unterschlagen wird oder sich im stillen hält. So gibt die Zeitung ein einseitiges Weltbild.

D. T.

Klärung in der Jugendbewegung

Seit einem Vierteljahrhundert zieht der Wandervogel durch das deutsche Land; viele tausend Jungen und Mädchen haben in tiefster Seele die Lebensgesetze ihres Volkes erlebt, wie sie mit hellen Liedern auf den Lippen durch den Frühlingswald oder die sommerblühende Heide wanderten. Das Wandervogelerlebnis war mehr als bloße Romantik, es hatte die Jugend aus der Unkultur, aus dem Maschinenbetrieb der modernen Zivilisation wieder zu den Quellen ihres Wesens geführt. Das bedeutet mehr als das bloße Aufbäumen der Jugend gegen das Alter, mehr als eine „Revolution gegen

Schule und Elternhaus": **hier versuchte erstmalig die Jugend die Fremdideen wieder abzuschütteln**, die ihres Volkes Seele verwirrt, seine Kultur umgebogen und sein inneres Wachstum gefährdet haben.

Tausende kamen zur Jugendbewegung, die immer weitere Kreise zog und traten dann mit dem heißen Willen ins Leben, nun eine ganze Welt neu zu schaffen, ihr Leben in Wahrheit, Reinheit und Selbstverantwortung zu führen. Die Jungen, die unter Karl Fischer hinauszogen, sind schon lange alt geworden, sie alle könnten an führenden Stellen im Volke stehen, aber — noch nicht **spüren wir den neuen Geist.** Der Materialismus tobt sich weiter aus; die Wissenschaft hat sich in Spezialistentum verrannt und den **Blick für die Ganzheit des Lebens verloren**; die „Kunst" bringt alljährlich nur neue Mode-„ismen"; ein offner Blick in das Elend der Zeit, das hinter Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsnot liegt, in das Chaos des geistigen Lebens, könnte trostlos stimmen. Alle die Tausende, die mit heißen Herzen eine neue Welt schaffen wollten, die schön und echt gewachsen wie ein Waldbaum oder ein gotischer Dom sein sollte, alle diese zukunftsgläubigen Jungen, sie sind verschollen. Die einen gaben den Kampf bald auf und wurden Philister, weil die alte Welt ihnen doch zu mächtig schien, andere verrannten sich engstirnig in Teilreformen, als ob mit Pflanzenessen, Alkoholmeiden oder Nacktbaden das Reich neu gebaut werden könne, andere wollten ewig jung, ewig „Bub" und „Mädel" bleiben und dachten nicht, daß nur starke Männer und bewußte Frauen die Zeit gestalten können. **Die besten aber deckt vlämische Erde bei Langemark ...** Die Jugendbewegung der Nachkriegszeit bot das traurige Bild gänzlicher Verwirrung und Ratlosigkeit.

Und dennoch, welche Aussichten eröffnen sich für die Zukunft des deutschen Volkes, wenn die Jugend den einmal beschrittenen Weg folgerichtig zu Ende gehen würde!

Schon mehren sich die Zeichen, daß die Jugend ihre eigentliche Aufgabe erkennt, sich einzugliedern in das Ganze unsres weltgeborenen deutschen Wesens und wahre Gemeinschaftskultur zu schaffen; dies mag uns hoffnungsvoll stimmen. Die Scharen der Jugend beginnen sich neu zu ordnen. Während man bei einem Teil der Jugend noch immer fürchtet, Wesentliches aufzugeben, wenn man sich einer Gesamtheit einordnet, während man hier noch persönliche Reformen betreibt und im übrigen alles wachsen läßt, was will, ob es nun gesund oder krankhaft ist, so hat doch ein anderer Teil der Jugend erkannt, daß **Führung** nottut. Diese Jugend hat sich in den festgegliederten Bünden gesammelt, die fast einen straffsorganisierten Staat im kleinen darstellen, ganz im Gegensatz zum alten Wandervogel, der nur eine Erlebnisgemeinschaft sein wollte. Man hat gelernt, daß es notwendig ist, sein Ich in der Gesamtheit aufgehen zu lassen, wenn diese leben soll. Dieser Teil der Jugend ist es auch, der zum nordischen Gedanken fand, weil er **bewußt** zu den Quellen des Wesens seines Volkes zurückkehrte, um dort die Lebensgesetze zu suchen. Er wirft alle Fremdideen von sich, will **bewußt** ein deutsches Leben führen und beginnt so auf dem Wege weiterzuschreiten, den der alte Wandervogel unbewußt beschritten und dann wieder verloren hatte. Erkannte der alte Wandervogel nur die Persönlichkeit des einzelnen an, so bekennt sich die bündische Jugend zur Führerpersönlichkeit, der sie voller Achtung folgt, weil sie weiß, daß der Führer, den anderen voraus, tiefer in die Gesetze des Lebens schaut. Am klarsten gehen vielleicht die „**Adler und Falken**, Deutsche Jugendwanderer", diesen Weg; ihnen ward allerdings auch eine ungewöhnliche Führerpersönlichkeit in dem märkischen Dichter **Wilhelm Kotzde** gegeben. Aber auch andere Bünde bewegen sich in dieser Richtung.

Hans Thoma sagte einmal: alle Kunst beginne im Unbewußten, trete dann in die Zeit des Bewußten und müsse hier so klar und fest werden, daß sie endlich im Unbewußten ganz sicher und aus ihrer eigenen Art erwachse. Diesen Weg aus dem Unbewußten ins Bewußte ist die Jugend nun gegangen. Die ganze Lebensgestaltung der neuen Jugendbewegung zeugt davon. Es werden Grenzlandfahrten zu den Deutschen ins Ausland unter-

nommen, die bewußt politisch vorbereitet werden, die Jugend will arbeiten, sie sammelt sich zu freiwilligem Arbeitsdienst auf der Scholle in den Artmannschaften, die nun schon zwei Jahre an Stelle polnischer Landarbeiter auf Großgütern schaffen. Die Älteren sammeln sich zu bewußter Kulturarbeit und schaffen sich Arbeitsämter für bildende Kunst, Tanz und Spiel, Volkskunde, Rassenkunde und Vorgeschichte, Deutsches Schrifttum, Geschichte, Musik, Lebenserneuerung usw. Die Jugendbewegung fühlt sich bei allen diesen Dingen nicht mehr nur dem eigenen Ich, sondern dem Volke verantwortlich und ist dabei, sich für die Führung vorzubereiten und zu schulen, die sie einmal im Volke übernehmen muß. Sie will an einem neuen Deutschland bauen. Am deutlichsten zeigt sich die Klärung der Jugendbewegung in der Gründung eines neuen Nachrichtenblattes, das sich bezeichnenderweise „Die Kommenden" nennt. (Erscheint wöchentlich in Freiburg i. Br. und kostet monatlich 1 *M*.) Während die alte bekannte Zeitung der Jugendbewegung, der Zwiespruch, der individualistischen Jugendbewegung dienen will, sammelt sich um das neue Nachrichtenblatt die neue bewußte Jugendbewegung, die bündische Jugend.

Hier wächst „das ruhige und ritterliche Geschlecht der Zukunft", das Lienhard erhofft. Möge es ihm gelingen, das neue, beseelte Reich zu bauen! **Hans Teichmann**

An die Leser!

Friedrich Lienhards neuer Roman „Meisters Vermächtnis"

beginnt in diesem Heft zu erscheinen und wird sich durch den ganzen Jahrgang ziehen. Wir drucken für die neu eingetretenen Bezieher an dieser Stelle noch einmal des Verfassers Vorwort ab: „In diesem Roman pulsieren unmittelbare Sorgen und Fragen der Gegenwart, wenn auch ins zeitlose Poesieland erhoben. Man wird die Symbolik oder Allegorie darin nicht überhören; aber die Bezeichnung allegorischer Roman würde das Wesen des Buches nicht erschöpfen. Der Verfasser knüpft an ein bedeutsames Werk und Motiv des alternden Goethe an: Nachkommen Wilhelm Meisters führen die Handlung; sie dreht sich um jenes geheimnisvolle Kästchen und den dazu gehörigen Schlüssel, der in Meisters ‚Wanderjahren' abgebildet ist. Beides, Kästchen und Schlüssel, ist ererbter Besitz der Familie. Zugleich aber spielt in diesen Bezirk ‚Weimar' ein Hauptmotiv aus dem Bezirk ‚Potsdam' herein: Geheimrat Dr. Johann Wolfgang Meister war Leibarzt bei dem jetzt verbannten Monarchen. Der Gedanke der etwa wieder möglichen Macht von außen tritt mit dem Gedanken der von innen wirkenden Kraft in Wettbewerb. Die Lösung versucht der Verfasser weder von links noch von rechts, sondern aus dem Herzen heraus, wie er sein vorausgehendes Buch — ‚Unter dem Rosenkreuz' — mit den Worten beschlossen hat, in die im vorigen Jahr sein Wartburg-Festvortrag ausklang:
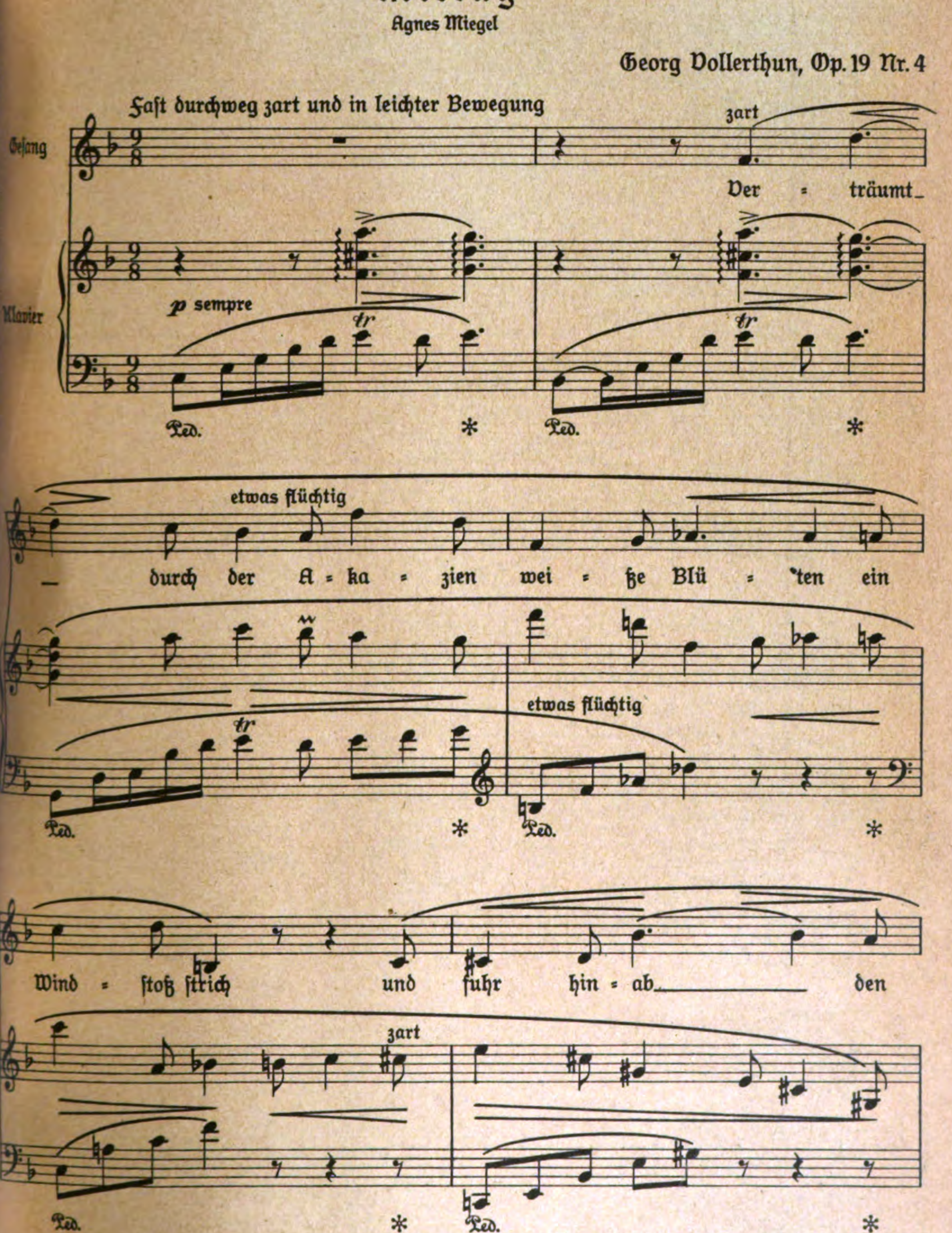
Die besten des künft'gen Geschlechts
Wirken in wuchtigen Werken
Nicht nach links oder rechts,
Sondern sie stärken,
Was wir nun brauchen — fest wie Erz:
Das deutsche Herz."

Herausgeber: **Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard.** Verantwortlicher Hauptschriftleiter: **Dr. Konrad Dürre.** Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten **An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4.** Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir **Rückporto** beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer Stuttgart
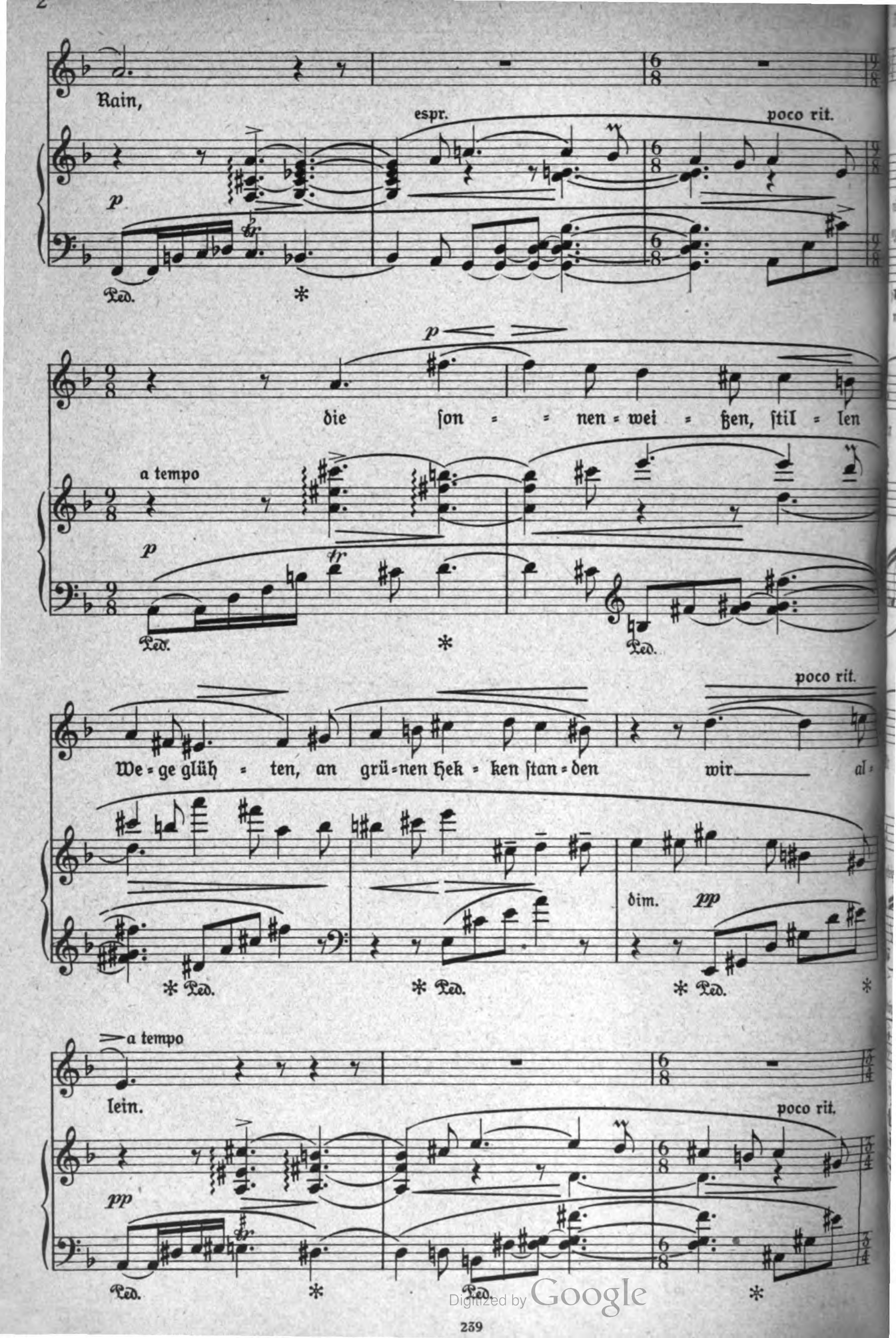
Mittag

Agnes Miegel
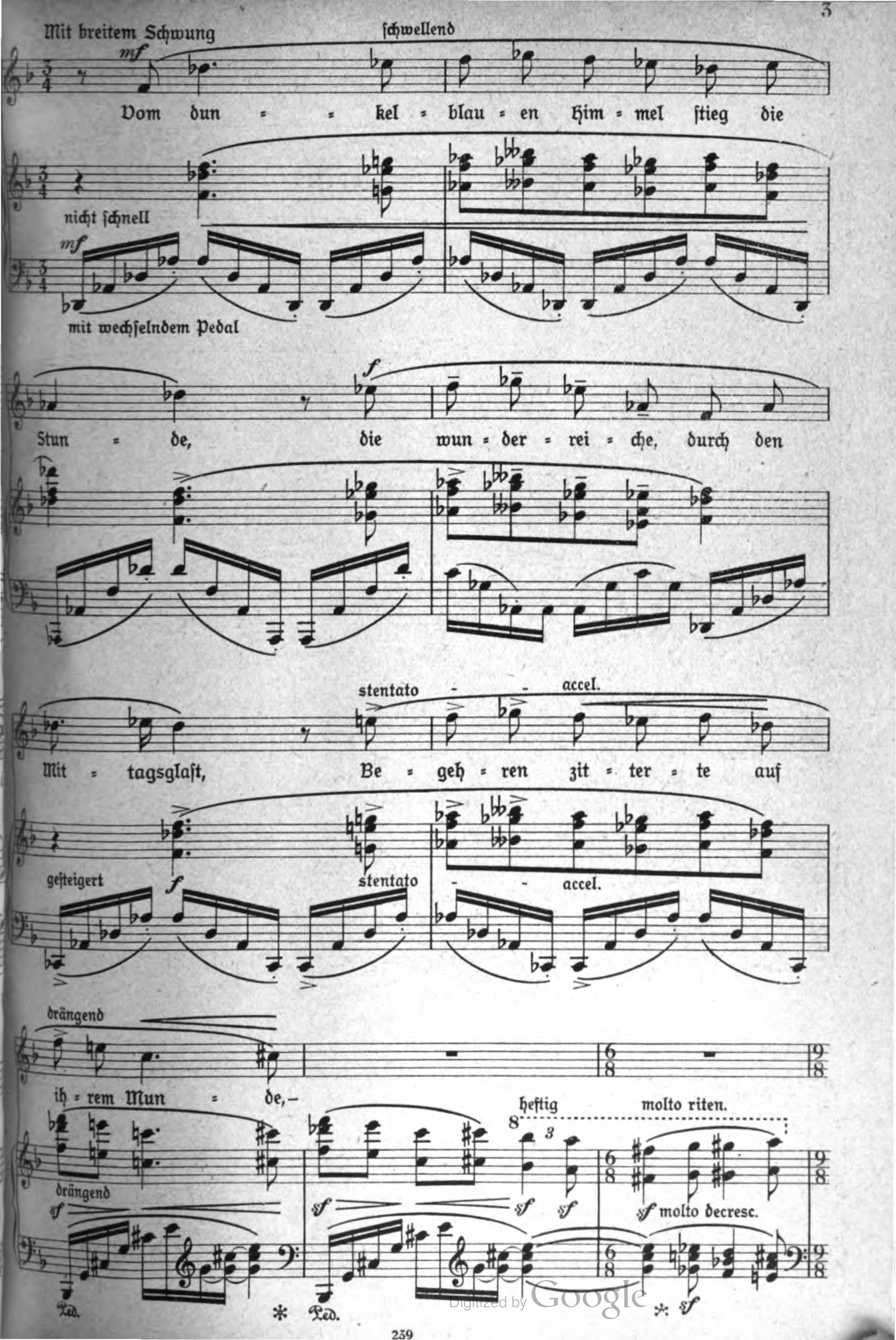
Georg Vollerthun, Op. 19 Nr. 4
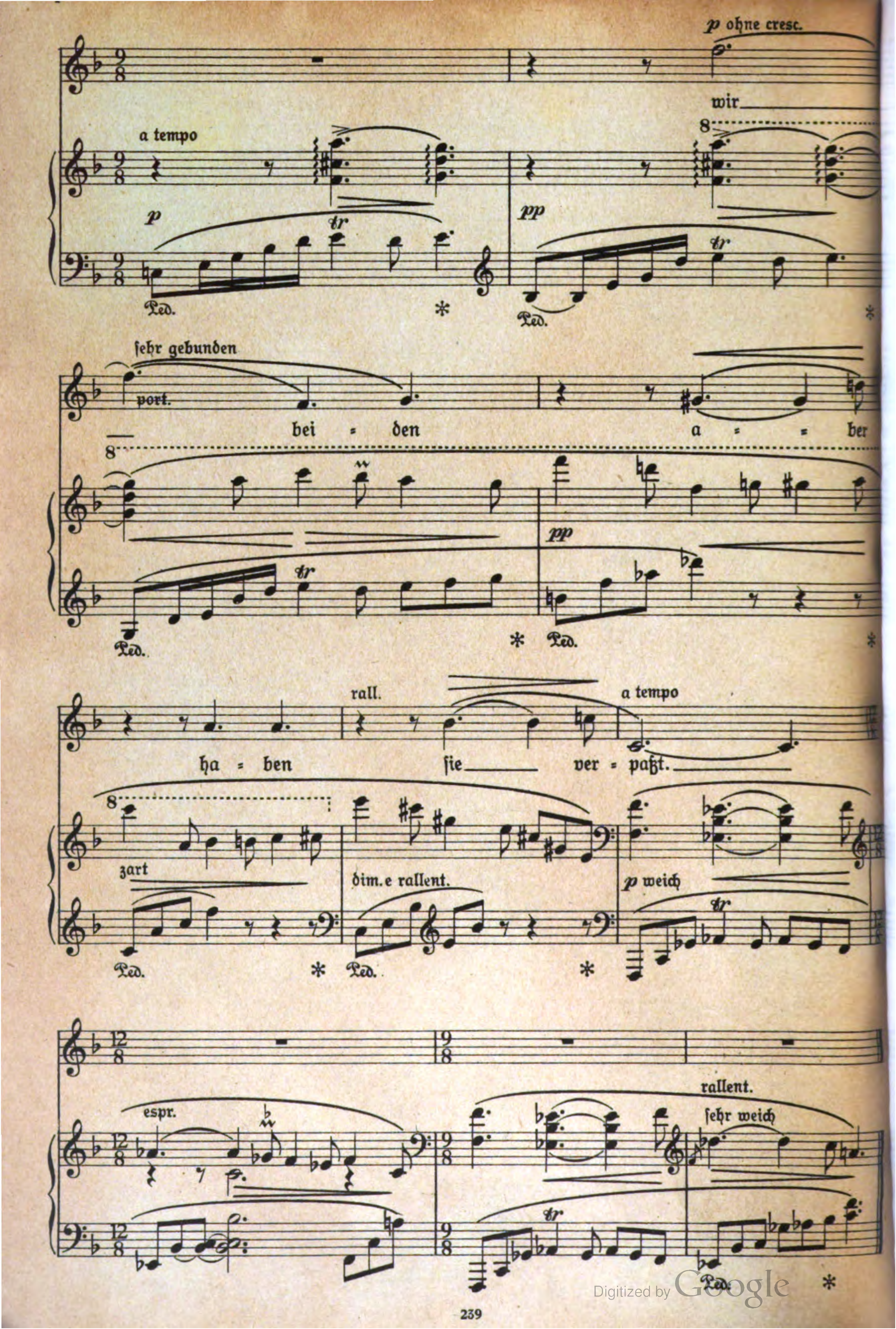


Mit Genehmigung des Verlages Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig aus dem 2. Agnes Miegel-Liederkreis.



Rain,
espr.
poco rit.
p
Ped.
die son = = nen = wei = ßen, stil = len
a tempo
We = ge glüh = ten, an grü = nen Hek = ken stan = den wir al =
poco rit.
dim.
pp
a tempo
lein.
pp
poco rit.


Mit breitem Schwung
mf
schwellend
Vom dun = = kel = blau = en Him = mel stieg die
nicht schnell
mf
mit wechselndem Pedal
f
Stun = de, die wun = der = rei = che, durch den
stentato - - accel.
Mit = tagsglast, Be = geh = ren zit = ter = te auf
gesteigert
f
stentato - - accel.
drängend
ih = rem Mun = de, –
heftig
molto riten.
drängend
sf
sf
sf
sf
sf molto decresc.
Ped.
*
Ped.
*
sf


p ohne cresc.
wir
a tempo
p
tr
pp
Ped.
sehr gebunden
port.
bei - den
a - - der
pp
ha - ben
sie
ver - paßt.
rall.
a tempo
zart
dim. e rallent.
p weich
espr.
rallent.
sehr weich



Der Tod im Gebirge — W. Preetorius



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. | November 1926 | Heft 2

*Das Sterben ist erhaben;
hinter schwarzen Vorhängen tut der
einsame Tod das stille Wunder und
arbeitet für die andre Welt; und
die Sterblichen stehen da mit nassen,
aber stumpfen Augen neben der
überirdischen Szene . . .*

Jean Paul
(Schulmeisterlein Wuz)

Das lebendige Volk

Von Karl Wizenmann

„Nur die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott." Diese unbedingte Zuversicht des Alten Testamentes ist es gewesen, welche Israel zum Volk Gottes machte. Ihre Weisen und Einfältigen wußten es gut: Es ist ein Gott. Und diese Gewißheit übertrug sich auch auf die Masse des Volkes, machte es sieghaft und stark und ließ es am Leben, selbst in verzweifelter Lage. Nicht als ob in Israel alle Menschen ihren Gott gefunden hätten, als ob die Mehrheit den Gott gefälligen Weg beschritten hätten und mit starker Glaubenskraft die Hemmungen des Lebens überwanden — nein, zu allen Zeiten waren es immer nur wenige Menschen unter einem Volk, die Heilige des Herrn waren. Das Entscheidende liegt darin, wem das Volk gehorcht und auf wessen Stimme es hört. Damals hörte die Mehrheit auf die Stimmen der Weisen und Einfältigen, und die andern galten für Toren. Das ließ Israel überdauern, während viele Völker zu jener Zeit untergingen und spurlos verschwanden. Auch ist die Rettung eines Volkes nicht abhängig vom Heilszustand der Masse und Mehrheit: Sodom und Gomorrha wäre durch fünf Gerechte gerettet worden; denn um ihretwillen hätte Gott das Strafgericht nicht verhängt. Fünf Gerechte oder zehn — und ein Volk lebt!

Wenn in alten Zeiten ein Volk unterging, so war es, weil mit der Ehrfurcht zuvor auch seine Götter gestorben waren, weil es seine Götter sterben ließ. Wohl ist Gott unsterblich; aber er ist tot für den Ehrfurchtslosen. So starben einst auch die Götter für die Menschen, starben mit ihren letzten Gläubigen. Wo aber der Glaube und damit die Ehrfurcht fehlt, da löst sich jede Gemeinschaft auf.

Wenn so schon der Glaube an Götter gemeinschaftserhaltende Kraft hat — wieviel mehr ist es so, wenn zu der Ehrfurcht das kindliche Vertrauen zum Allmächtigen und Allgütigen kommt, zu jenem Gott der Götter, der seine Verheißung an Abraham auch erfüllen kann, wenn die Gläubigen fehlen würden, weil er selbst aus den Steinen Kinder zu einem neuen, gläubigen Geschlecht erwecken kann!

In einer Zeit, da alles wankt und fällt, da der Glaube schwach wird und der Gläubige selten, da alle Gemeinschaft sich auflöst und das Vertrauen fehlt — da brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn viele Menschen in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott. Darin liegt ja die Ursache aller Not.

Aber in den Herzen der Ungläubigen lebt dennoch die leise Furcht und die Angst, daß ein Gott sein könnte, daß vielleicht nur die Welt gottlos sein könnte. Die Toren wissen es gut und leben darum unter dem bangen Druck: Es ist kein Gott, weil ich gottlos bin, und mein Unglaube zeugt von meiner Gottlosigkeit.

So schweigen sie auch in der Öffentlichkeit, und nur in ihrem Herzen sprechen sie: Es ist kein Gott. So tief wurzelt eben der Glaube an Gott in unserem Wesen, daß wir es öffentlich nicht zugeben, zu den Gottlosen zu gehören. Gar leicht aber könnte ein anderer aussprechen, was wir selber schon fürchten: Ja, es ist kein Gott, solange du gottlos bist und solange du ungläubig bist, ist deine Seele so ganz zerrissen, dein Wesen so sehr der Welt zugeneigt. Du strebst nach dem Dunkel und fürchtest das reinigende Licht! Und wie viele Menschen heucheln den Glauben aus

solchen Gründen und wie viele glauben nur, daß sie glauben — und vermeiden ängstlich jede Prüfung.

Gerade in einer Zeit, da das Elend des ganzen Volkes riesengroß aufwächst und die eigene Not den Menschen zermürbt sinkt das Vertrauen, und viele mangeln des Glaubens, daß der alte Gott noch lebt. Das ist die gefährlichste Zeit für ein Volk und seine Gemeinschaft. Da stehen an allen Orten die Toren und rufen es auch laut in die Menge: Es ist kein Gott. Wenn dann die Zweifel kommen und überhand nehmen, dann löst sich auch die kleinste Gemeinschaft. Denn mit dem Gottvertrauen entschwindet auch das Vertrauen zwischen Mensch und Mensch, und mit der Gottesliebe weicht auch die Nächstenliebe. Wie manches Volk ist so zugrunde gegangen!

Aber es fehlt auch nicht an Beispielen, die von der tiefen Macht und der erhaltenden Kraft des Glaubens zeugen. Da ist wieder das Volk Israel. Es wurde mit rücksichtsloser Gewalt zerbrochen, in Ketten gelegt. Und die elenden Reste saßen jammernd und weinend an den Wassern zu Babylon. Jerusalems Glanz war verschwunden, der Tempel geschändet und nur noch ein trostloses Trümmerfeld war übrig geblieben. Längst war das Opfer der Priester verraucht, klagend standen die wenigen. Das war die Stunde, da auch bei ihnen sich die Frage erhob: Wo ist Gott und seine Verheißung? Und wieder schwiegen die Stimmen; aber in den Herzen schrie es laut und jammervoll: Es ist kein Gott. Und wieder waren es die wenigen Gerechten, die den Glauben behielten und das Volk retteten und vor dem Untergang im fremden Land und Volk bewahrten.

Wie steht es bei uns? Durchdringend tönt die prüfende Frage: Wie steht es mit dir? Denn du und dein Volk ist eins und unzertrennlich seid ihr, so wie Gott und sein Volk unzertrennlich sind. Wo aber ein Volk seinen Gott aufgibt und der Einzelne ehrfurchtslos wird, da ist der Untergang. Gott und sein Volk — oder Unglaube und Untergang!

Die Zeiten sind vorbei, in denen jedes Volk seinen Gott hatte. Aber dennoch muß jedes Volk seinen Gott suchen, muß zu Gott ein ganz besonderes Verhältnis haben, wie jeder Einzelne sein ganz persönliches, eigenartiges Verhältnis zu Gott haben muß. Du und dein Gott — in diesem Verhältnis liegt auch das andere beschlossen: Du und dein Volk. Das aber heißt: Von dir als dem Einzelnen ist es abhängig, ob sich das Leben der Gemeinschaft erfüllt, ob dein Volk am Leben bleibt und ein Segen ist für die Welt. Und wenn du Gott für dich gefunden hast, dann sei gewiß, daß von nun an dein Volk das Volk Gottes ist. Gott aber ist tot, wenn er nicht in dir lebt.

Das Volk Gottes? Es ist das Volk der Lebendigen. Denn Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht ein Gott der Toten. Das aber ist das ewige Leben, daß wir den allein wahren Gott und jenen erkennen, den Er gesandt hat. So gibt es wohl Tote, doch keinen Tod. Leben wir? Sind wir das Volk Gottes?

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel: Haselnüsse

Während Felix in den Trümmern umhergeklettert war, hatte der ehemalige königliche Leibarzt im herbstlichen Mondlicht manches aus seinem Leben bedacht.

Das Volk, worin Geheimrat Meister geboren war und wirkte, hatte seine Fürsten abgesetzt, um einen Freistaat zu bilden. Der ehemalige Diener des Hofes war also von den Umstürzlern auf Schritt und Tritt Beleidigungen ausgesetzt. Da man jedoch nach und nach die edle Sachlichkeit merkte, mit der er sich, in seine kleine Vaterstadt Dorneck zurückgezogen, den Leidenden aller Richtungen und Stände widmete, erloschen diese Gehässigkeiten und zuckten nur noch vereinzelt auf. Dafür setzten Angriffe von der enttäuschten rechten Seite ein, denn sie hatte in ihm einen Förderer und Parteigänger ihrer eigenen Bestrebungen erwartet. In diesen Angriffen von rechts und links gegen einen ernsten und sachlichen Mann war nicht ein Schatten von Ehrfurcht. Es ist die Art des Volkes, dem nun der Geheimrat diente, wie er seinem König gedient hatte, daß es die Gesinnungen der eigenen Mitbürger zu verdächtigen und zu lästern geneigt ist, während es dem äußeren Feinde gerechter zu werden pflegt. Der Arzt hatte dies erkannt; er litt unter dieser Unart und beschränkte sich gefaßt und treu auf seine Heilkunde, ohne sich in parteipolitische Dinge einzumischen.

Seine Mitbürger hatten die Beschimpfungen in dumpfer Teilnahmlosigkeit mit angesehen, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Er stand innerlich sehr allein. Zu vornehm und zu sehr Christ, um Haß und Rache zu pflegen, war er doch in seinem Würdegefühl tief gekränkt; er gestand sich oft in stillen Stunden, daß er den Glauben an ein so halt- und würdeloses Volk verloren habe. So lag über ihm und seiner Familie, trotz leiser Neckerei gegenseitiger Liebe, eine fein verhaltene Trauer oder doch mindestens eine gedämpfte Seelenstimmung, wie der zarte Schleier über dem milden Leuchten einer Herbstlandschaft.

Einer, den der Geheimrat gesund gemacht hatte, obschon von allen anderen Ärzten aufgegeben, war der Sohn seines nächsten Nachbarn, des Häuslers Burgmayr. Im Walde langsam hin- und herschreitend, fühlte der besinnliche Mann in der Stille der Nacht Gedanken der Fürsorge hervorsteigen und beschäftigte sich plötzlich mit diesem einfachen hageren Häuslersjungen Heinrich Burgmayr, genannt Hennerle. „Mein Felix Fritz erhält da drin eine Aufgabe; wie steht es mit dem nicht viel jüngeren Henner, der mir gleichfalls geistig anvertraut ist? Denn er war mein Chauffeur, als ich noch über Land fuhr, und ist mein Gärtner, geht in meinem Hause aus und ein, ist Ännes Bruder und hat, alles in allem, ebenso viel Anspruch auf wertvollen Lebensinhalt wie mein Felix. Die Staatsform ist ihm gleichgültig, aber faßbar und lebendig ist ihm die Familie. Er braucht Wärme und ist beglückt durch die Nähe von guten Menschen, an denen er sich wärmen kann, wie man sich im Winter am Ofen wärmt.

Er hat nichts gemein mit dem Heereszug der Hasser, reiht sich vielmehr in den freundlichen Zug der Liebenden ein ..."

Henner hatte am Nachmittag auf der Höhe des Gebirges eine Douglas-Tanne erklettert und einen Armvoll Zweige mit Tannenzapfen heruntergeholt. Diese band er zu einem Geburtstagsstrauß für seinen Freund Felix Fritz zurecht und trug sie insgeheim seiner Schwester Änne hinauf, damit sie morgen den Tisch ziere.

Nun aber, gegen Abend, hatte er einen Brief erhalten, der auf seine belanglose Alltäglichkeit heftig erregend einwirkte. Und während oben in der Burg dem stattlichen Felix Friedrich ein kleiner Schlüssel und ein großer Auftrag anvertraut wurden, trat das Schicksal auch in die Hütte dieses Ärmsten. Es schüttete einen ersten großen Schmerz aus und erteilte ihm zugleich eine Lebensaufgabe.

In seinem Dachstübchen saß Hennerle und starrte auf den zerknitterten, mit Bleistift geschriebenen Brief. Es war in diesem Hause ein Ereignis, wenn der Postbote ein Schreiben abgab. Hennerle entzifferte die Zeilen schon zum dritten oder vierten Male. Ratlos zitterten seine wasserblauen, unendlich treuherzigen Augen über das kleine Blatt und irrten dann umflort durch die dürftige Kammer.

Die Ausstattung des Stübchens war überaus einfach. Eine kleine Sammlung Katteen am Fenster war die Hauptzierde dieser Behausung eines neunzehnjährigen Gärtnergehilfen. Einige Köpfe berühmter Männer, aus Zeitschriften ausgeschnitten und mit Reißbrettnägeln befestigt, suchten die grauen Wände zu beleben. Und eine Iphigenie am Meer — nicht von Feuerbach — gab wohl der dumpfen Sehnsucht des guten Jungen nach irgendeiner Ferne unbestimmten Ausdruck. Ein matter Spiegel über schmalem Waschtisch und über dem Bett etliche Bibelsprüche, von seiner frommen Schwester Änne gestiftet, vollendeten den Wandschmuck. Er selber saß auf einem kleinen Tisch, die Füße auf einem Holzstuhl.

Der schmale, dunkelblonde Junge in seiner abgetragenen blauen Kleidung glich mehr dem engbrüstigen Vater als der Mutter oder Schwester und war weit langsamer im Ergreifen und Deuten eines Eindrucks als die dunkle Änne mit den klaren und klugen Braunaugen. Er war zunächst noch ganz von seinem Gefühl übermannt.

Der Brief, den er in Händen hielt, lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Hennerle, es geht zu Ende — ich hinterlasse Frau und Kind und viele Schulden — hilf, wenn du kannst, ich kann's nicht mehr schaffen — du warst mein bester Freund.

Dein sterbenskranker Gerd Thalmann."

Und darunter waren in klarer, gleichmäßiger Schrift die Worte hinzugefügt:

„Mein geliebter Mann ist heute früh nach kurzem schwerem Leiden hinübergegangen. Er hat Sie sehr lieb gehabt.

In tiefstem Schmerz

Grete Liane Thalmann, geb. Gros."

Mit ganzer Wucht warf sich diese Nachricht auf den warmherzigen Jungen. Sein bester Freund, ein hochbegabter und etwas abenteuerlicher Mensch, hatte am Rande der fernen Großstadt des Lebens reinste Seligkeit zu finden geglaubt, als er sich mit der sehr anmutigen, blutjungen Tochter eines Gärtners, der mehr Gelehrter als Tatmensch war, vermählte. Und nun war er nach kaum einjähriger Ehe dahin!

Henner überlegte die dortigen Verhältnisse. Der kränkelnde Vater des herzigen Mädchens (sein Freund hatte ihm auf einem Besuch in der Heimat das Bild gezeigt, trunken vor Glück) war bereits gestorben. Ihr einziger Bruder war Student oder dergleichen und schlug sich selber kümmerlich durch. Geld war nicht vorhanden, nur Schulden. Und nun wandte sich der sterbende Freund an ihn — just an ihn, den allerunreifsten und allerärmsten Jungen!

Hennerles Herz war groß und warm. Er überzählte im Geist seine Ersparnisse. Er hatte vor nicht langer Zeit einen Anzug gekauft, nun blieben ihm noch ganze siebenundzwanzig Mark. Was nun? Vielleicht sofort in die Stadt fahren und für jene Hinterbliebenen arbeiten? Denn Henner spürte alsobald: es wird meine Aufgabe sein, diese Sorgen zu lindern! Eines sterbenden Freundes Auftrag ist heilig. Aus diesen Zeilen sprach bittere Angst und Not. Aber der Häuslersjunge in seiner Dachkammer, der als Gärtnergehilfe ein Anfänger war, erschien sich in diesem Augenblick gegenüber dem fordernd vor ihm aufgerichteten Gespenst der Not entsetzlich unbedeutend, entsetzlich hilflos ...

Da schoß ihm plötzlich die Erinnerung an einen Vorfall vor das innere Auge, wobei er sich gleichfalls seiner ganzen Schwäche und Kleinheit bewußt geworden war. Eines Abends war er mit dem Geheimrat und mit Felix Friedrich aus der Stadt nach Hause gegangen. Da begegneten ihnen oberhalb des Friedhofs zwei angetrunkene Arbeiter, die vom Waldgasthaus heimkehrten. „Da kommt der königliche Leibaffe“, brüllte der eine von ihnen. Stürmisch sprang der starke Felix Friedrich hinüber, packte den Mann am Kragen und rief: „Was sagen Sie da?! Wiederholen Sie das — und Sie liegen da unten zwischen den Leichensteinen!“ Der überraschte Rohling gurgelte grimmig Unverständliches; sein Begleiter machte Anstalt, ihm beizuspringen. Da trat der Geheimrat in seiner gewohnten Ruhe heran: „Sie sind der Arbeiter Gabler. Ich habe Ihnen vor einem halben Jahre Ihre Frau gesund gemacht und keinen Pfennig dafür genommen. Wofür beschimpfen Sie mich jetzt?“ Dabei legte er dem Arbeiter die Hand auf die Schulter und sah ihn mit seinen tiefen dunklen Augen, die immer ein wenig von Trauer überschattet waren, fest an. Es lag eine magische Kraft in Wort und Blick. Der Begleiter des Verstummten entschuldigte sich und den anderen in plötzlicher Beschämung, sie hätten über den Durst getrunken und im Waldhaus aufreizende Reden vernommen. „Sie hätten das Geld für Ihre brave Frau verwenden sollen, Gabler“, sprach der Arzt in seiner ruhigen und festen Freundlichkeit. „Gehen Sie nun, und wenn Sie mich wieder brauchen — Sie wissen, wo ich zu finden bin.“ Und in vollkommener Ruhe gingen alle Beteiligten ihres Weges.

Henner vergegenwärtigte sich diesen Vorfall und war jählings überzeugt: sein väterlicher Freund und Gönner wird auch heute Rat wissen. Waren sie nicht alle in dieser Ecke eine einzige große Familie? Herrschaften und Angestellte und Häuslersleute — sie alle lebten im gleichen Kreislauf gegenseitigen Wohlwollens.

Der Junge trat ans Fenster. Er hatte die beiden Herren vorhin burgwärts vorüberwandern hören. Nun beschloß er, ihre Rückkehr abzuwarten und dann mit seiner Sorge herauszurücken, mit der er allein nicht fertig wurde. Denn auch seine Eltern wußten hier keinen Rat.

Es blitzte in diesem Augenblick ein flüchtiger Lichtschimmer aus den umdämmerten Palasfenstern der Burg. Dies war die Minute, wo Felix Friedrich vor dem Unbekannten stand.

* * *

Es ist ein artiges Schauspiel, wenn sich im Abendschimmer der herbstlichen Landschaft zwei junge Mädchen in hellroter und grüner Strickjacke durch aufrauschende Haselbüsche drängen und sich gelegentlich taube Nüsse oder rote Hagebutten gegenseitig an den Kopf werfen.

Lina und Änne standen lachend zwischen den schlanken Gerten, noch angeregt von dem Gespenster-Gespräch und voll Spannung die Rückkehr der Herren erwartend.

„Wenn's nur gut ausgeht", meinte Lina und blinzelte durch ihren scharfen Kneifer nach der Rückseite des Turmes, von dem auf dieser Seite nur die efeuumwachsene Spitze zu sehen war. Der dicht umbüschte, hohe Drahtzaun schloß hier den Garten von dem Burgwald ab. Ein Eichhörnchen saß drüben auf einem Blutahorn und schalt mit scharfem Gefauche auf die beiden Mädchen herüber.

„Ja, schimpfe nur, du Racker!" rief Änne. „Du bist ungezogen und stiehlst uns die Haselnüsse weg! Wir hätten viel mehr Grund, auf dich zu schelten!"

„Wenn ihnen nur das Gespenst nichts tut", seufzte Lina abermals.

„Dann sind Sie mitschuldig, Lina", versetzte Änne. „Denn Sie haben die alberne Geschichte ins Haus getragen."

Dagegen wehrte sich nun wieder die andere, und es gab einen kleinen Wortwechsel.

Man hatte vom Garten aus einen reizenden Ausblick auf das Tal, das noch vom Abendrot der gegenüberliegenden Höhen verklärt war.

In drei Terrassen stufte sich Meisters Gartengelände am sanft ansteigenden Berg empor, von drei Seiten vom Wald umwachsen, während die vierte, wo die Straße lief, nach dem Tal hin offen lag. Am breitesten dehnte sich die unterste Terrasse, auf der auch das weiße Haus stand, am schmalsten war die oberste, wo die alte Kapelle als Gartenhäuschen auf einem Felsenvorsprung gleichsam Wache hielt über die ganze Anlage. Einer der Hunde hatte dort oben seine Holzhütte, der andre unten, hinter dem Hause, unter dem rosenumrankten Vorbau, auf dem die Familie jeden guten Sommertag zu verbringen pflegte. Die Hunde konnten sich gegenseitig sehen und hören. Drohte Gefahr oder irgend etwas Bedenkliches, so ließ sich von der Wohnung aus ein starkes elektrisches Licht am hoch gelegenen Gartenhäuschen aufdrehen, dessen Leuchtkraft den gesamten Garten ins Helle warf.

Der Geheimrat war ein großer Obstfreund. Die Seinen teilten seine Vorliebe, wie überhaupt der Fleischgenuß in diesem Hause zurückgedrängt war gegenüber der Freude an Obst und Gemüse. Auch alkoholische Getränke wurden meist nur Gästen zu Ehren aus dem Keller geholt. An jeder Terrassenmauer gediehen in bester Sonnenlage Trauben, Pfirsiche und Spalierobst. Die halbhohen Bäume trugen reichlich; es fehlte nicht an Erdbeeren, Johannisbeeren und derlei nützlichen Büschen, die ihre Beeren in die „Bücherei der Hausfrau", wie sie zu scherzen pflegte, abgaben, so daß mehrere Wandbretter voll eingemachter Früchte die Kellerräume füllten.

In der Nähe der Haselbüsche, unterhalb des Gartenhäuschens, war ein fließender Brunnen. Er war weiter geleitet nach dem Häuschen Burgmayrs und bildete auch

dort einen immer lebendig spendenden Hofbrunnen. „Wir erfrischen unsre Säfte mit demselben guten Wasser, lieber Nachbar", sagte einmal der Geheimrat. „Sollten wir uns nicht auch in der Gesinnung verstehen?"

Nach der Nordseite des Hauses, nach dem Gebirge zu, war ein Autoschuppen und einige kleinen Wirtschaftsgebäude. Die Straße lief dort weiter nach dem Waldkaffeehaus, um sich dann über das bewaldete Mittelgebirge nach den ferneren Ortschaften zu verflüchtigen.

Inzwischen hatte sich das Gespräch der beiden Mädchen etwas andrem zugewandt. Die besinnliche Änne hielt den Finger am Mund und sagte plötzlich: „Lina, ich habe etwas entdeckt!"

„Nu, was denn?" sagte die andre und bog eine Haselgerte vor die kurzsichtigen Augen.

„Dienstmädchen sein, ist der allerfreieste Beruf!"

„Es kommt auf die Herrschaft an", meinte die erfahrene Köchin.

„Denn sehen Sie, Lina: wir haben keine Verantwortung. Unsre Herrschaft ist von uns angestellt und muß für Essen und Trinken und ein hübsches Zimmer sorgen. Und am Ersten jeden Monats erhalten wir noch ein Stück Geld dazu. Haben wir nicht den bequemsten Stand auf der ganzen Welt?"

„Unter dieser Herrschaft lass' ich mir's gefallen", sagte Lina.

„Oder möchten Sie Königin sein?" fuhr die kleine Philosophin fort.

„Könige gibt's nicht mehr", warf Lina hin.

„Die sollten froh drum sein, denn es ist ein undankbares Geschäft, ein Volk zu regieren."

„Es ist aber auch kein Vergnügen, verbannt und enteignet zu sein."

„Uns kann niemand enteignen", trumpfte Änne. „Sehen Sie, wie gut wir's haben! Der Prediger hat neulich in der Ansprache gesagt, der Christ ist der freieste Mensch. Er hat ein Reich, das ihm niemand rauben kann: das Reich Gottes."

Änne trug ein Kreuzchen um den Hals. Sie war Anhängerin einer kirchlichen Gemeinschaft und neigte ein klein wenig zu geistlichem Hochmut. Theologischen Fragen pflegte sie zungenflink mit der Frau Geheimrat zu besprechen, die ihr Vertrauen besaß; und es kam manchmal vor, daß sie mitten im Reinemachen ihr Neues Testament holte, um sich eine unklare Stelle erläutern zu lassen. Doch diese Verzögerungen wurden dann durch verdoppelte Sorgfalt und Treue im Kleinen wieder ausgeglichen.

Lina war mit ganzer Seele Haushälterin, unermüdlich tätig, nie philosophierend, aber oft vergnügt vor sich hinsingend, eine dankbare Freundin von Konzert und Theater, die von Änne als unchristlich beanstandet wurden.

„Es ist sonderbar mit der Familie Meister", sagte Änne nach einem Weilchen, während dessen sie emsig das Körbchen füllten. „Die alte Barbara hat mir erzählt, sie vererben immer nur wenige Vornamen und wechseln damit ab, z. B. Wilhelm und Felix, aber manchmal auch Friedrich Wilhelm oder Felix Friedrich und Johann Wolfgang. Diesen Namen haben sie vom berühmten Dichter Goethe, der ihrem Urgroßvater Pate war oder so was."

„Der junge Herr ist ein schöner Mann", warf Lina lässig hin.

„Mir ist das gnädige Fräulein lieber", meinte Änne. „Warum sie nur so lange da oben in den Bergen bleibt? Die alte Barbara hat einmal darüber geklatscht. Oh, ich sage Ihnen, Lina, da ist aber der Geheimrat wild geworden! So hab' ich ihn noch nie gesehen. Barbara wurde dann sofort entlassen. Und dabei ist sie doch fast zwanzig Jahre hier in Stellung gewesen!"

„Was hat sie denn gesagt?" forschte Barbaras Nachfolgerin.

„Na, wie kann man auch so niederträchtig von der Herrschaft reden! Als ob etwas mit der Abstammung des jungen Herrn oder des Fräulein Nata nicht in Ordnung wäre!"

„So was!" blitzte Lina entrüstet auf. „Unsre Herrschaft treibt doch nicht solche Sachen!"

Jetzt rief Frau Geheimrat vom Hause herüber: „Änne, machen Sie flink das Gastzimmer zurecht! Es ist telephonisch Besuch angemeldet!"

Ännes zierliche Gestalt flog dem Hause zu. Die Hunde sprangen heran und liefen bellend neben ihr her. Auch Lina schloß ihre Sammlung ab und folgte langsam. Sie dachte darüber nach, daß sie selten eine so glückliche Ehe und ein so harmonisches Hauswesen beobachtet habe, wie hier in der Familie Meister. Und sie seufzte ein wenig. Lina war sachlich und fleißig, aber sie hätte ihren Arbeitsdrang vielleicht lieber an der Seite eines braven Mannes betätigt und konnte in das Loblied der zwanzigjährigen Änne auf den Dienstbotenstand nicht ganz einstimmen.

Es dunkelte schon stark, als ein Kraftwagen langsam die Straße emporsummte. Der Führer tutete anzüglich, die Mädchen liefen heraus und wollten das größere Hoftor öffnen. Doch eine kräftige Stimme donnerte aus dem Wagen: „Tor zulassen, Mädels! Der Kutscher fährt wieder zurück!"

Und mit seinem Handkoffer sprang der große, fast wuchtig zu nennende Oberst heraus, drückte dem Fahrer ein paar Zigarren in die Hand und schritt unverweilt in die Gartentür, die zum Hause emporführte.

Zugleich erschien Frau Meister oben am Hause und schaltete das Licht ein. Der dunkelgrau gekleidete, breitschultrige Oberst a. D. Lothar von Wulffen ward in seiner ganzen Größe sichtbar, als er nun in den Lichtkreis trat; er schwang den weichen Filz und trat näher: „Ein später Gast, gnädige Frau!"

* * *

Felix schritt unterdessen in stark nachzitternder Erregung an der Seite des Vaters talwärts.

Lichter des Städtchens blitzten aus dem Nebel herauf, der schöne blaue Nachthimmel war mit klaren Sternen bestreut; der fast volle Mond beherrschte die verstummte Landschaft. Der Jüngling atmete mit einer gewissen Gehobenheit die Nachtluft ein. Frage um Frage drängte sich empor; da sie aber kärglich beantwortet wurden, blieb es eine Art Selbstgespräch, worin sich die vorhergehende Spannung entlud.

„Vater, ich habe mich eigentlich bei alledem kindisch benommen. Ich hätte den Geist fragen sollen: Bitte, stellen Sie sich vor allen Dingen einmal vor! Ich heiße so und so — und wer sind Sie, Herr Geist?"

Er lachte hellauf.

„Daß man nicht an die einfachsten Dinge denkt! Die Rätsel fangen ja jetzt erst an!"

„Für einen Menschen von Tatsachensinn" bemerkte der Alte, „ist das Ergebnis des Abends immerhin der Schlüssel. Den hast du fest in Händen —"

„Bereits am Halse", fiel Felix ein und betastete die Brust, wie um sich seines Besitzes zu vergewissern.

„Zu dem Schlüssel gehört ein Kästchen", fuhr der Vater fort. „Eins ohne das andre bedeutet nichts. Beide zusammen bilden ein Ganzes."

„Wo aber ist das Kästchen? Wer hat es?" forschte Felix lebhaft. „Und was hat der Mann da oben mit Schlüssel und Kästchen zu tun? Wer ist der Mann überhaupt?"

„Das Kästchen ist mehr als hundertjähriger Besitz der Familie Meister", sprach der Geheimrat in seinem unerschütterlichen Gleichmaß. „Du hast darüber schon in Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren allerlei gelesen, ohne dir freilich viel Gedanken dabei zu machen. Dort findest du sogar eine Abbildung des Schlüssels und magst hernach bei Licht vergleichend feststellen, ob der Öffner, den du soeben erhalten hast, jenem Bildchen gleicht."

„Warum hast du mir eigentlich nie von jenem Kästchen und diesem Schlüssel gesprochen, Vater?"

„Das habe ich wohl getan," versetzte Meister, „und zwar mehr als einmal. Aber du hast es nie sonderlich beachtet."

„Ja, du hast recht! Ihr hattet immer viel Ehrfurcht vor diesem Erbstück, aber ich hielt es allerdings für wunderlich und belanglos. Und Meisters Lehr- und Wanderjahre — na, die versucht' ich zwar zu lesen, wenigstens in Bruchstücken, ärgerte mich aber kräftig über das gefällige Geplätscher, mit den vielen ‚artig' und den immerzu wechselnden Liebschaften und dem endlosen Theatergeschwätz; nur von der Figur der Mignon war ich entzückt, die natürlich sterben mußte, weil sie unter dem seichten Brettervolk und dem scheingeschäftigen Adel die einzige Natur war neben der leichtfertigen Philine — kurz, ich bin vollends in den ‚Wanderjahren' stecken geblieben. Und wenn ich gelegentlich nach dem Kästchen forschte, unsrem Familienbesitz, war deine Antwort immer: ‚Wenn du reifer bist!' Es lief sogar einmal ein Weilchen das Gerücht um, du hättest eine wichtige Handschrift Goethes, eben die Meisterjahre unsres Ahnherrn, versteckt, woran ich freilich nie geglaubt habe. Aber nun werde ich jene klassisch langweiligen Bücher mit wahrer Andacht lesen, denn sie gehen mich ja jetzt persönlich an."

Er stellte sich, eine Weile schweigend, wieder Wort für Wort des feierlichen Auftrags vor. Und es war ihm zumute wie etwa einem ägyptischen oder griechischen Mysten, der aus den Tiefen der Pyramiden oder der eleusinischen Einweihungsstätten wieder ans Licht getreten war und sich nun vor einem bedeutend erhöhten, durch ernst-geheimnisvollen Auftrag geadelten Leben sah.

„Ich kann dir sagen, Felix," begann der Alte nach einigem Schweigen, „als der Staatsumsturz kam, war unser Erbstück, das Kästchen, in beträchtlicher Gefahr."

„Aber die Umstürzler besaßen doch den Schlüssel nicht?"

„Das natürlich nicht. Aber sie hätten das Kästchen geraubt und zertrümmert, schon aus Zorn darüber, daß sie keinen Schlüssel besaßen. Ich erlebte damals eine überaus

rohe Haussuchung. Zum Glück hatte ich vorgesorgt. Das Kästchen war in einem Versteck, wo sie nicht suchten: im Kinderzimmer. Du erinnerst dich des schönen Farbenbildes ‚Insel der Seligen‘, das einst im Stübchen der kleinen Natalie hing. Dort, über des Kindes Bettchen, hinter jenem Gemälde, war das Kästchen in der Wand eingemauert.“

„Und jetzt?“ fragte Felix eifrig.

„Jetzt ist es schon lange bei meinem Freund und Schüler Wismann — der jedoch über mich hinausgewachsen ist — in der fernen pädagogischen Provinz, wo auch Nata weilt. Oh, es waren damals wüste Tage. An einem Fädchen hing es, so hätte mich die zuchtlose Bande als Geisel mitgeschleppt. Euch Kinder hatte ich samt der Mutter bei meinem Freund, dem Pfarrer, untergebracht und trat der entfesselten Roheit allein entgegen. Sie verwüsteten nach Kräften, betranken sich dann und zogen schimpfend ab.“

„Was wollten sie denn? Ahnten sie denn etwas vom Kästchen und seinem Inhalt?“

„Sie hatten etwas davon gehört, aber sie vermuteten Geld und Kleinodien darin, ja Kronjuwelen, und das ist natürlich Unsinn.“

„Was ist denn in Wirklichkeit darin?“

„Das zu erkunden, ist ja eben deine Aufgabe.“

„Und der Mann, der mir den Schlüssel gab?“

„War mein Freund. Und ist es noch, wenn wir auch in manchem Sinne auseinandergewachsen sind. Als er wichtige Urkunden zu dem übrigen Inhalt in das Kästchen tat, ging es im Lande drunter und drüber. Wir teilten uns in das Geheimnis und gelobten eisernes Stillschweigen. Nur unsre Frauen wußten davon. Die seine ist inzwischen in der Verbannung gestorben.“

Felix blieb jählings stehen.

„Ist es am Ende — Vater — ist es der König?!“

„Es sind damals manche aus unsrem königslosen Lande in die Fremde gezogen“, wich der Alte aus und schritt weiter. „Aber du hattest mit dem Licht im Gartenhäuschen recht: es ist Einer in aller Heimlichkeit tatsächlich aus der Fremde gekommen, um dir zum morgigen Geburtstag den Schlüssel zu bringen.“

„Wie? Ausdrücklich von ferne gekommen? Vater, wenn dieser Schlüssel etwa in die Politik führt,“ rief Felix heftig überrascht und nahm schnelleren Schritt, „so wird mir dieses Abenteuer völlig bedenklich. Ich las heute nachmittag, wie ich dir schon gesagt, Teile aus Wismanns Vorträgen, die Nata nachgeschrieben hat: dorthin geht mein Weg, zu Wismann und Nata, ins Hochgebirge. Nur dorthin, nicht in die Politik! Ich wittre plötzlich, daß mir da etwas in den Weg tritt, etwas, das mich ablenken will, eine Versuchung mit operettenhaftem Aufputz. Was, zum Kuckuck, wenn ich mir's ruhig überlege: ich soll zerschmettern — oder erlösen? Aber zu beidem gehören ja Machtmittel — und ich habe ja keine! Bin ich denn General oder Reichspräsident? Oder bin ich ein Heiland? Ich lechze als Stümper und Anfänger nach dem Geheimnis deiner genialen Heilkunst und nach Wismanns Geisteswelt, von der meine Schwester so entzückt ist. Ich bin nur Arzt, weiter nichts, ich will helfen und heilen. Du hast mir eigentlich nie einen Einblick in deine tieferen Seelenbezirke vergönnt, Vater! Das spür' ich plötzlich an diesem merkwürdigen Abend.“

„Einstweilen, mein lieber Anfänger, bist du im Besitze eines Schlüssels. Glaube mir, auch meinem Geschmack entspricht nicht diese Form der Überreichung. Doch ich denke, es ist zu deinem Geburtstag ein recht beachtliches Geschenk. Erwanderst du dir nun das dazugehörige Kästchen, so bilden zwei getrennte Teile ein Ganzes. Und mehr kann ein Mensch in der vielfältigen Zerrissenheit der Bewohner dieses Wandelsternes wohl nicht erlangen als das hehre Geheimnis der Harmonie."

„Lauter Rätsel! Lauter ungeknackte Haselnüsse!"

In diesem Augenblick trat der bescheidene Henner Burgmayr aus dem Schatten seines Elternhauses ins Mondlicht und hielt mit verlegenem Gruße dem Geheimrat seinen Brief entgegen.

„Ich hab' da einen Brief kriegt", sprach er in der Mundart des Landes.

„Ei ja," dolmetschte oben am erleuchteten Fenster seine gesprächige Mutter, „er lauert schon den ganzen Abend auf den Herrn Geheimrat und ist ganz entzwei vor Herzweh. Er hat arg über dem Brief simbuliert!"

„Na, was denn, mein lieber Hennerle?" sagte der Geheimrat und legte den Arm um die Schulter des schmalen Jungen. „Wo fehlt's? Weißt mit dem Brief wohl nicht viel anzufangen? Komm' mal mit herauf in unser Haus und iß in der Küche mit Änne zu Nacht! Wir besprechen dann die Sache in aller Ordnung und Ruhe."

Als sie sich dem Landhause näherten, erblickten sie mit Verwunderung die hellen Salonfenster und das noch brennende Licht über der Haustüre. Die Hunde waren an die Ketten gelegt und gaben ihrer freudigen Unruhe Ausdruck, als sie die Stimmen ihrer nahenden Herren vernahmen. Henner machte von der Ankunft des Gastes Mitteilung: es sei ein großer, starker Herr einem Auto entstiegen, das gleich wieder zurückgefahren sei.

„Der Oberst also! Ich hab's erwartet. Er ist nun doch gekommen, Felix, dein Pate! Das wird voraussichtlich eine kampfr iche Aussprache werden, denn meine Ansichten decken sich nicht mit den Wünschen des Draufgängers. Zieh dich nach dem Nachtessen bald auf dein Zimmer zurück! Ich muß mit ihm allein sprechen. Wir setzen uns in das Gartenhäuschen und leeren miteinander eine Bowle. Für diese Dinge ist dein Pate empfänglich. Im übrigen besteht deine nächste Aufgabe in einer besonderen Kunst. Weißt du, wie diese Kunst heißt? Schweigen. Höchstens an Nata magst du schreiben."

Der Jüngling, innerlich mächtiger aufgewühlt als er nach außen gestand, stürmte sogleich in sein Zimmer hinauf, während Hennerle in die Küche untertauchte. Schon während er in drei Sätzen die Stiegen nahm, riß Felix die Hirschhornknöpfe seiner Joppe auf. Und oben, ehe er sich säuberte und in den dunkeln Rock warf, stand er bereits über einen Band Goethe gebeugt und fand im zweiten Kapitel des dritten Buches der „Wanderjahre" die Abbildung des „winzig kleinen stachlichen Etwas", das er mit seinem eigenen bedeutsamen Besitz aufmerksam verglich. Er überflog die Sätze, die dort Näheres erläutern oder vielmehr nicht erläutern, sondern in Zwielicht hüllen. „Vor welchen Richterstuhl eigentlich das Geheimnis gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen: bis dahin bleibt es unter uns; niemand wisse darum, es sei auch, wer es sei ... Aber, mein Freund, nun schließlich zu dieser Abbildung des Rätsels, was sagen Sie? Erinnert es nicht an Pfeile mit Widerhaken? Gott sei uns

gnädig! Aber das Kästchen muß zwischen mir und Ihnen erst uneröffnet stehen und dann, eröffnet, das Weitere befehlen ...“

Der neue Besitzer drehte das kunstvolle Schlüsselgebilde am feinen goldnen Kettchen hin und her. Er blätterte wieder in dem Buche und stellte fest, daß gegen Ende die Rede davon sei, der kleine Schlüssel sei abgebrochen; doch Felix konnte bei genauer Besichtigung des wunderlichen Etwas keine Bruchstelle entdecken, glaubte höchstens eine gelötete Stelle zu bemerken. Es gelüstete ihn, augenblicklich alles Nähere auch über das Kästchen nachzulesen; halb angezogen stand er vertieft, blätterte und vergaß Zeit und Welt.

Doch da klang aus der Diele herauf der Gong, der zum Essen rief; er warf sich rasch in den Rock und eilte hinunter.

(Fortsetzung folgt)

Der tote Freund

Von Rudolf Paulsen

Ich lag im Schlaf und träumte
Von einem bunten Saal,
Drin Jugend-Freude schäumte
Bei Wein und frohem Mahl.

Es klangen frische Lieder
Und Saitenspiel dabei,
Es sprangen junge Glieder
In Tanz und Tändelei.

Da tratst du durch die Türe,
So leicht, doch still und bleich,
Als wenn ein Hauch dich führe
Aus deinem dunklen Reich.

Die Gäste stoben schreckend
Von Tanz und Sang und Mahl,
Ich stand, die Hand dir streckend,
Allein mit dir im Saal:

„Bist, lieber Freund, erschienen
Und bleibst nun immer da?
So laß wie einst uns dienen
Der edlen Musika!

Du seufzest nicht noch weinst du,
Entflohst der Krankheitsqual,
Wie frisch-lebendig scheinst du,
Komm, sitz mit mir zum Mahl!

Mit Lauten und mit Geigen
Laß uns lobsingen dann!
O höre auf zu schweigen
Und schau mich heitrer an!“

Er schüttelt ernst das Haupt nur,
Bleibt unbeweglich stehn
Und spricht dann sacht: „Erlaubt nur
Ist kurzes Wiedersehn.

Mich lockt nicht Tanz noch Speise,
Mich lockt nicht Brot noch Braut,
Ich bin schon viel zu leise,
Ich bin dem Tod getraut.

Ich kam nur, dir zu sagen:
Nun bin ich ganz gesund,
Genesen aller Plagen,
Geheilt von jeder Wund’.“

Dann schwand das Bild, das bleiche,
Ich hielt’s vergebens auf.
Hinab zum dunklen Reiche
Nahm’s wieder seinen Lauf

Nun war ich tief alleine
Im festlich hellen Saal ...
Da wach ich auf und weine:
Und mir bleibt doch die Qual.

Das Sterbebett zu Marais

Von Kurt Geucke

Nach einer von Kurt Küchler als Novelle mitgeteilten französischen Legende

Und als er fühlte die Stunde, Bertrand der Graf von Marais,
Da winkt' er seinen Dienern: der Wille des Herrn gescheh!
Nun tragt mich in meinem Stuhle, nun bringt mich in den Saal,
Darin schon dreißig Ahnen getragen des Sterbens Qual.
Im Bette des Vaters, der Väter — der Mutter in letzter Not:
Da find ich die Ruhe, den Frieden, die Seligkeit im Tod.

Er sprach es und sank in die Kissen des güldenen Stuhls zurück
Und warf aus dem Abendfenster talunter den letzten Blick.

Dann hoben die Diener den Stuhl auf und trugen den Herrn hinaus;
Der Wind strich durch die Gänge, und draußen Stürmebraus.
Sie trugen den Grafen zum Saale, sie legten ihn hinein
In das mächtige Ahnenbette, breit wie ein Hochzeitsschrein.
Und richteten eine Kerze, geweiht dem heiligen Tod,
Nur eine einzige Kerze, zu brennen bittrer Not.
Dann scheu, auf schlürfenden Sohlen, leis schlichen sie hinaus.
Die Nacht kroch aus den Fenstern, die Nacht und Todesgraus.

Da draußen das letzte Verhallen — noch trinkt es des Sterbenden Ohr,
Als einmal noch flackert die Flamme des Lebens heiß empor:
Zeiten steigen und Schatten, steigt Jugend und Sehnsucht herauf;
Sein Suchen und Irren, es mündet — in einer Träne Lauf.

Und wie die Bilder ihm gleiten vors innere Gesicht,
Da fällt ein Schein in die Fenster, vom Burghof Fackellicht.
Des Pförtners blechernes Glöcklein, bang schrillt es in die Nacht.
Das ganze Schloß wird lebendig, als wäre der Tod erwacht.

Horch! Draußen schleifende Schritte! Schon pocht es an den Saal,
Tritt ein eine graue Schwester und neigt sich seiner Qual:
O Herr, verzeih mein Stören, ich melde einen Gast,
Der Trostanspruch wie du hat auf eine letzte Rast.
Ist hier die Sterbestätte der Edlen von Marais —?
Dann lasse dies Lager teilen —

Der Wille des Herrn gescheh!
Doch sagt, von meinem Hause, wer ist es, der hier pocht,
Der seine letzte Stunde in meine Stunde flocht?

Es ist die Gräfin Clarisse, Stiftsdame von Sankt Marien,
Die Base Eurer Erlaucht.

So teilet den Baldachin!
Und lasset den Zweihang nieder und zwischen uns beiden sein,
Daß keiner, keine den andern schaue, noch seine Pein!
Und macht es kerzenhelle! Und Blumen in den Saal,
Als gelt es Hochzeit heute! Und reicht ihr den himmlischen Gral!

Er sprach mit einem Lächeln dies Wort so in sich froh,
Als bräch aus seiner Seele ein Flämmchen lichterloh!
Dann sank er in die Kissen, erschöpft am letzten Ziel;
Die schwere brabantne Seide des Mittelhanges fiel.

Zwei graue Schwestern führten die Sterbende herein
Und betteten auch sie nun, die Himmelsbraut, im Schrein.
Dann stellten sie wächserne Kerzen und streuten Blumen aus,
Und stille wie sie gekommen, still schritten sie hinaus.

*

Die Schlaguhr am Kamine schlug langsam elfmal eins —
Da hatte noch der Alte der Worte gefunden keins ...
Alsbald von seinen Lippen rang sich gedämpft ein Laut:
Bist du's, bist du's, Clarisse — nun meine Todesbraut?!

Ich bin's, mein Freund, ich bin es; es sollte wohl so sein!
Gott führt uns seine Wege und lenkte mich herein.

Das mußte früher kommen, als braun noch war mein Haar —
Und doch — und doch — oh Gnade! Wie bist du wunderbar!
Die Monde rannen, die Jahre — doch nie verrann dein „Nein“!
Hab Gott die Braut geneidet in Gottes Kämmerlein!

Mein Schwur hat mich gebunden, Bertrand, es war Geschick!
Und doch hat dein Bild gestanden wie oft vor meinem Blick!

Vor deiner Seele? O sage! Nur noch dies einzige Wort!
Dann will ich mich Gott befehlen für ewig und immerfort!

Ich habe die Jahre gewartet auf diese Stunde nur —
Daß du, Bertrand, sie teilest — verschwieg die tröstende Uhr ...
Ich habe die Jahre gewartet, ich habe vergessen dich nie ...
Wie kann eine Liebe sterben, die Liebe stirbt ja nie!

Da schob sich unterm Vorhang eine welke Hand hervor
Und nahm die Hand Clarissens und zog sie sanft empor,
Und legte sie auf die Brust hin, nah wo sein Herze schlug.
Dann fiel er in Traum und Schlummer. — Flackernder Atemzug...

*

Die Schlaguhr am Kamine schlug zwölfmal tropfend eins ...
Da wachte auf der Alte — der Worte kam ihm keins.

Die Hand in seinen Händen — die war so kalt wie Eis,
Da lallten seine Lippen: Herr, wie du willst, so sei's!
Die sind dir nicht vergessen, die sich vergaßen nie —
Die Liebe kann nicht sterben, eine Liebe stirbt ja nie! —

Als früh die Morgensonne zum Fenster kam herein,
Da lag ein selig Leuchten auf einem Hochzeitsschrein.

Unsterblichkeit

Erzählung von Emil Vogel

Daß die Buben ihn so kränken konnten! Wieder hatten sie sich in der Pause eine regelrechte Schlacht geliefert. Und der Heinz war auch dabei. Lineale waren die Handwaffen, Federhalter die Wurfgeschosse. Einige sprangen über die Bänke wie von Barrikade zu Barrikade.

Der Lehrer, ein Mann in den dreißiger Jahren, mit Augen, die Tieferes zu schauen schienen als das Irdische, mit einer feingeschwungenen Stirn, wie ein Mozart sie wohl gehabt haben mochte — der Lehrer trat in die Tür und schüttelte betrübt den Kopf. Stille, atemlose Stille. In eines jeden Jungen Angesicht stieg — sie konnten es nicht hindern — ein Ausdruck der Scham.

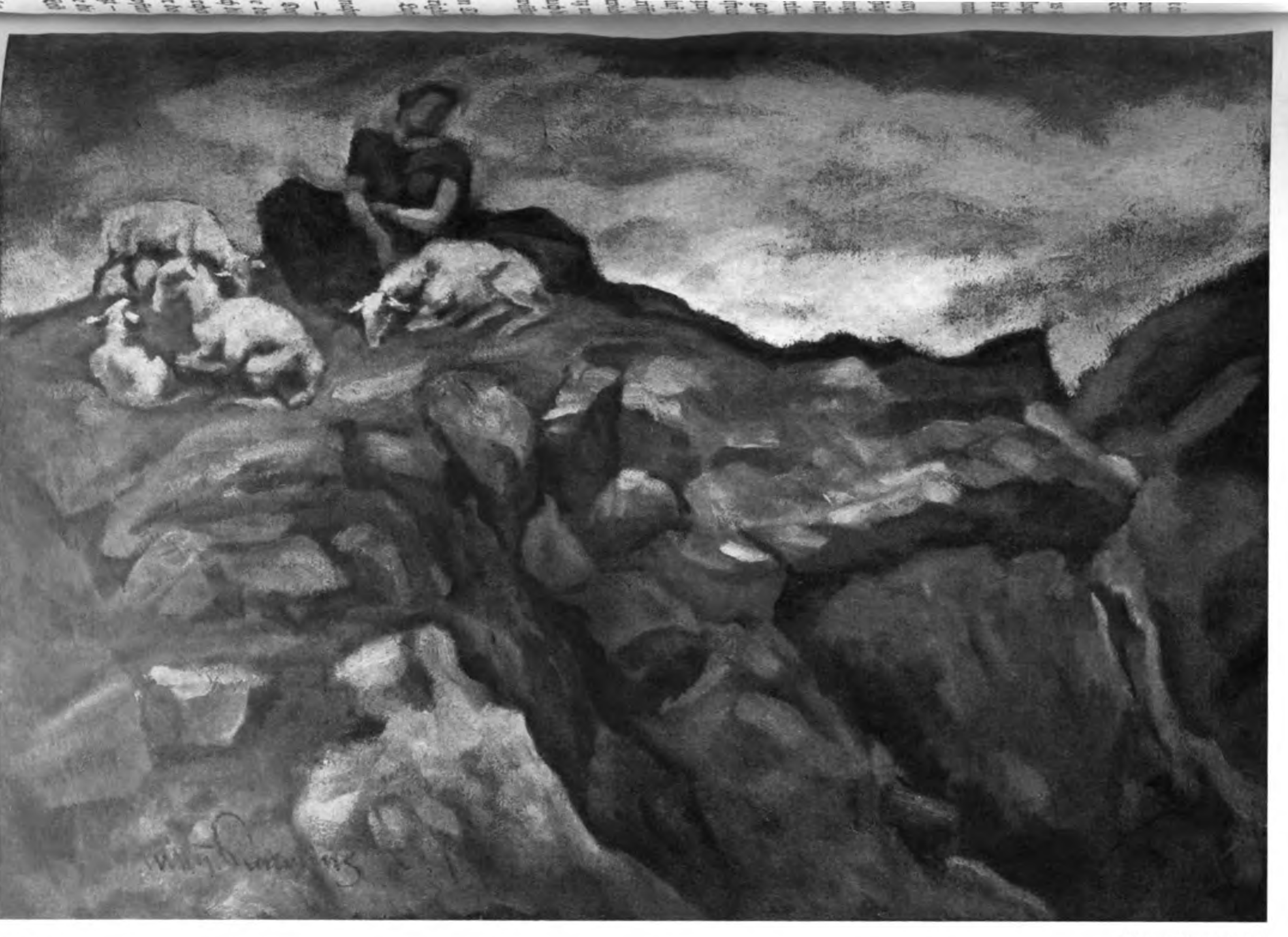
Daß die Buben ihn so kränken konnten! Sie wußten doch, welchen Schmerz er trug. Sie sahen ihn jeden Abend auf dem Kirchhof die Blumen eines kleinen Hügels richten und begießen. Unter diesem rosenumwundenen Hügel schlief sein einziges vierjähriges Söhnlein ein langes Leiden aus. Der Besuch des frühen Grabes nährte in dem Trauernden das Gefühl, als ob das, was er hier verlor, nicht ganz verloren wäre, als ob es doch noch einen Austausch von Seele zu Seele hierdurch geben könnte. Die Blumen über dem Toten hielten ihm den Gedanken des Lebens aufrecht.

Seine Schüler hatten, nach seines Kindes schmerzlichem Verluste, ihn mit großen Augen angestaunt, als ahnten sie hinter ihm die dunkle Schicksalshand. Auf ihr Kindesgemüt fiel es wie ein Frost; sie waren erschüttert, weil sie nicht begriffen. Aber wie bald brach das pochende Leben bei ihnen durch! Nun hatten sie sich wieder gründlich gerauft und dabei des Leides, das ihr Lehrer fort und fort trug, ganz vergessen. Die Schlimmen waren noch eindeutig mit ihren Flegeleien, aber daß auch die Guten! — Daß auch der Heinz, der stiller als alle zu sein schien, solch einen wüsten Kampf mitkämpfen konnte!

Der Kinder Herz — so dachte der Lehrer — ist wohl ein Kämmerlein, dessen Tür heftig auf- und zuschlägt. Ist's geschlossen, dann ist eine bange Weile Traurigkeit und Dumpfheit; doch gleich stößt der Wind die Tür wieder auf, und frische Luft, Sonne, Schmetterlinge, wirbelnde Blätter tanzen herein.

Ohne ein Wort des Zankes oder Unmuts, nur mit tiefer gebeugtem Haupte, nahm der Lehrer sein Pult ein. Die Stunde begann. Draußen hatte der Sommer — es war um Johannis — ein weiches, goldenes Netz über die Welt gesponnen. Das Dorf lag in Sonne. Aus buschigen Gärten glühten die Rosen. Vom Berge grüßte das Kirchlein hernieder; hinter einer grünen Mauer waren Kreuze aufgesteckt. Durch die Kastanie vor den Fenstern spielte die Sonne herein und malte zierliche Tellerchen an die gegenüberliegende Wand. Wenn der Wind mit leisen Händen die Blätter des Baumes zupfte, dann hüpften die Tellerchen an der Wand auf und nieder, hüpften zuweilen bis über den Schiller, der — die feine Hand an den Lockenkopf gestützt — in die Klasse gütig herabschaute. An einem Fenster glitt eine langbeinige Mücke die Scheibe auf und ab; unter ihr lag eine tote Wespe auf dem Rücken, den gelben Leib gekrümmt, die erstarrten Beine in die Luft gestreckt.

Religionsstunde war es. Eine Stunde, wo des Erlösers liebes Bild mit großer



Hirtin — Willy Preetorius

Innigkeit gezeichnet wurde. Da fiel unerwartet das Wort eines Schülers — wie ein Stein in eine Blütenwelt — in die zarte Stimmung der Stunde: „Jesus ist tot!" — Dem Lehrer legte sich eine eiskalte Faust ums Herz. Tot! Für einen Augenblick zog die schwarze Wolke eines Gedankens durch sein Hirn: Ja, was reden wir? Jesus ist tot! auch er! — alles ist tot!

Aber da quoll es ihm auf einmal warm durch die Brust, da bäumte sich das Leben mit jeder Faser in ihm hoch auf, da stieß es ihn mit heißer Gewalt: Nein! — Und er begann, den Kindern darzulegen — seine Worte wurden ausgeglichen und weihevoll — wie der Mensch bei seinem Tode den Leib als ein Kleid abtue, wie seine Seele dann wacher, reger sei als vorher. Er sprach davon, daß ein jeder je nach seinem inneren Zustande es beim Abscheiden selig oder unselig erhalte, daß unmöglich alle Kraft, alle Energie, die man hier aufbringe, mit dem Tode in ein Nichts zerstört werde, daß unser Verstand nur nicht mächtig genug sei, alles, was nach dieser Erde komme, zu erfassen, daß wir eingegliedert seien in den unendlichen Kosmos, daß auf Myriaden Sternen auch Wesen wohnten, daß ein geheimnisvoller Austausch zwischen denen, die da waren, und denen, die da sind, bestehe, daß selbst unser Leib unsterblich sei — denn er wurde geliebt! Alles, was rein geliebt wurde, sei verklärt, sei unsterblich. Unsere lieben Toten lebten — das sei gewiß — und gingen einer strahlenden Vollendung entgegen.

Dem Lehrer war es, als ergösse sich ein längst angestauter Strom. Er sprach nicht mehr für die Kinder, er sprach für sich und sprach sich laut Trost zu. Die Schüler lauschten regungslos.

Da fuhr — ungefragt, fast in Verzückung und ganz laut — eine Stimme aus der Klasse hervor: „Herr S., da lebt Ihr Junge auch noch!"

Das jauchzende Gesicht des, der gerufen — es war der Heinz — sprang wie ein Flämmchen auf alle anderen über, die Kinder wurden innerlich erregt. Ein Leuchten stand wundermächtig über der Klasse. Allen war dieser Schrei Erlösung. Des geliebten Lehrers Kind war ihm ja nicht ganz genommen, seine Trauer brauchte nicht so groß zu sein!

Dem Lehrer stieg es ganz heiß aus dem Innersten auf. Die Tränen schossen ihm in die Augen. Sein Arm, den er erhob, zitterte. Er erhob ihn nach der Wand, wo in freudigen Lettern der Spruch stand: Ich bin die Auferstehung und das Leben. — Dann wurde die Bewegung in ihm riesengroß. Er gab eine verwirrte Antwort. Er ward sich nicht mehr bewußt, was er sprach. Sein feuchter Blick suchte zum Fenster hinaus nach dem Kirchlein, dorthin, wo der Garten der Kreuze lag. Zwei schwere Tränen tropften auf die Bibel. Er sprach und sprach. Nur um die starke Erregung in seiner Brust niederzuhalten, nur um der Tränen aufschießenden Strom zu dämpfen. Er wollte tapfer sein, recht tapfer. Ihm war, als stände sein Kind — das doch lebte! — vor ihm, als lächelte es und — es war aber doch ein maßloser Schmerz . . .

Am Ende der Stunde, als das alles vorüber war, hätte er den Kopf jedes Schülers — und den des Heinz besonders — in seine Hände nehmen und sprechen mögen: „Wenn ihr auch oftmals wirkliche Rüpel seid, im Grunde seid ihr doch gut, seid ihr doch herzlich gut!"

Das Märchen von der ewigen Jugend

Rumänisches Volksmärchen

Aus der Sammlung von Ispirescu übersetzt von Sophie Fürstin von Albanien

Es war einmal wie nie und niemals. Und wenn es nicht gewesen wäre, so könnte man es nicht erzählen. Damals war es, als die Pappeln Birnen trugen und die Weiden Veilchen. Als die Bären mit dem Schwanz wedelten und als sich Wölfe und Schafe brüderlich umarmten und küßten. Als sich die Flöhe mit 99 Pfund Eisen beschlagen ließen und sich bis in den Himmel emporschwangen, von wo die Märchen kommen, und als die Fliegen an die Wand schrieben. Und wer es nicht glaubt, ist ein noch größerer Lügner.

Da war einmal ein großer Kaiser und eine Kaiserin. Beide jung und schön, aber sie hatten keine Kinder. Vergebens hatten sie bisher alles getan, was man nur tun konnte, waren zu Zauberern und Gelehrten gegangen, damit diese die Sterne befragen und ihnen zu raten vermöchten, was sie tun sollten, um einen Erben zu bekommen. Alles umsonst! Endlich hörte der Kaiser noch von einem erfahrenen Alten, der in einem nahen Dorfe wohnte, und sandte aus, ihn zu rufen. Aber jener antwortete dem Boten, daß, wer ihn brauche, zu ihm kommen müsse. Also machten sich der Kaiser und die Kaiserin auf, gefolgt von Edelleuten, Kriegern und Dienern, und zogen zu des Alten Haus.

Der Alte, als er sie von weitem sah, schritt ihnen entgegen und sagte ihnen:

„Seid willkommen! Aber warum zogst du aus, o Kaiser? Der Wunsch, den du hegst, wird euch Trauer bringen."

„Ich bin nicht gekommen, dich das zu fragen," sagte der Kaiser, „sondern ob du ein Mittel weißt, welches uns zu einem Kinde verhelfen kann, auf daß du es mir gäbest."

„Ich habe eins", antwortete der Alte. „Aber nur ein Kind werdet ihr haben. Es wird Fat-Frumos heißen und liebenswert sein, doch ihr werdet nur wenig von ihm haben."

Der Kaiser und die Kaiserin nahmen das Mittel und kehrten glücklich in ihr Schloß zurück. Und nach wenigen Tagen fühlte sich die Kaiserin Mutter werden. Das ganze Kaiserreich, der ganze Hof und alles Gesinde freute sich über dieses Ereignis. Jedoch noch bevor die Stunde der Geburt gekommen, begann das Kind dermaßen zu weinen, daß kein Arzt es zu beruhigen vermochte. Da hub der Kaiser an, ihm alle Güter der Welt zu versprechen, aber auch dieses vermochte nicht, es zu beschwichtigen.

„Schweig, Herzenskind," sagte der Kaiser, „denn ich will dir dieses und jenes Kaiserreich schenken. Schweige, Söhnchen, denn ich werde dir diese oder jene Kaiserstochter zur Gemahlin geben und noch sonst viele ähnliche Dinge."

Endlich als er sah, daß alles dies es nicht beschwichtigte, sagte er noch: „Schweige, mein Kleiner, denn ich will dir ewige Jugend und ewiges Leben geben."

Da schwieg das Kind und kam zur Welt. Die Diener brachten Geschenke herbei, im Kaiserreich herrschte große Freude, und man feierte 8 Tage lang.

Und nun wuchs das Kind und wurde von Tag zu Tag klüger und mutiger. Man gab es in die Schule, und alle die Philosophie und alle die Wissenschaften, welche andere Kinder in einem Jahre lernen, lernte es in einem Monate, so daß sich der

Kaiser vor Freude nicht zu lassen wußte. Das ganze Kaiserreich war stolz auf die Klugheit seines zukünftigen Herrschers, welche der Weisheit König Salomos zu gleichen versprach. —

Aber eines Tages, ich weiß nicht warum, war er plötzlich ganz schwermütig, traurig und gedankenvoll. Und als er sein 15. Lebensjahr beendet hatte und sein Vater fröhlich mit allen Großen beim Festmahle saß, erhob sich Fat-Frumos und sagte:

„Vater, die Zeit ist gekommen, daß du mir gibst, was du mir bei meiner Geburt versprochen hast.“

Als er dies hörte, betrübte sich der Kaiser sehr und sprach:

„Aber, mein Sohn, wie vermöchte ich dir etwas so Unerhörtes zu geben? Daß ich es dir damals versprach, geschah nur, um dich zu beruhigen!“

„Wenn du es mir nicht geben kannst, Vater, so bin ich gezwungen, die ganze Welt zu durchziehen, bis ich dieses heilige Versprechen erfüllt sehe, für welches ich geboren bin.“

Da fielen alle Edelleute und der Kaiser auf die Kniee und flehten ihn an, das Kaiserreich nicht zu verlassen, „denn“, so sagten sie, „dein Vater wird allmählich alt, und wir werden dich alsdann auf den Thron setzen und dir die schönste Kaiserin unter der Sonne zur Gemahlin zuführen.“

Aber sie vermochten es nicht, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Er blieb fest wie ein Stein bei seinem Vorsatz. Aber der Vater, als er das merkte, gab ihm nach und befahl, daß man Nahrungsmittel und alles vorbereiten solle, was für den Weg nötig war.

Dann ging Fat-Frumos in den kaiserlichen Stall, wo die schönsten Hengste des ganzen Reiches standen, um einen darunter zu wählen. Aber als er diesen oder jenen berührte und an den Schwanz griff, brach er nieder, also daß schließlich alle zu Boden fielen. Endlich, als er grade in Begriff stand, den Stall zu verlassen, und noch einmal sein Auge umherschweifen ließ, erblickte er in der Ecke ein ganz krankes und beulenbehaftetes Pferd. Er trat zu ihm hin, und als er ihm die Hand auf den Schweif legte, wandte es sich um und sagte:

„Was befiehlst du, Herr? Gelobt sei Gott, daß es mir vergönnt ist, noch einmal die Hand eines Helden auf mir zu spüren.“

Und sich emporbäumend, stand es kerzengerade wie ein Licht. Da erzählte ihm Fat-Frumos, was er zu tun gedenke, und das Pferd sagte:

„Um deinen Wunsch zu erreichen, mußt du deines Vaters Schwert, Speer, Köcher und Pfeile erbitten, und die Kleider, welche er trug, als er jung war! Aber mich mußt du mit eigner Hand pflegen, 6 Wochen lang, und mir Gerste in gekochter Milch geben.“

Nachdem er den Kaiser um die Dinge gebeten, welche ihm das Pferd geraten, rief er den Haushofmeister und gab ihm den Befehl, alle Kleidertruhen zu öffnen, damit er daraus wählen könnte, was ihm gefiel. Als Fat-Frumos drei Tage und drei Nächte lang alles durchwühlt hatte, fand er endlich in einem alten Laken die Waffen und Rüstungen seines Vaters, freilich ganz verrostet. Da hub er an, sie mit eigner Hand zu reinigen, und nach sechs Wochen erreichte er es, daß sie glänzten wie ein Spiegel. Desgleichen sorgte er für das Pferd, wie dieses es ihm gesagt. Es bedurfte zwar vieler Mühe, aber es glückte.

Als Fat-Frumos dem Pferde mitgeteilt hatte, daß die Kleider und Waffen gereinigt und bereit seien, erhob es sich plötzlich, und Rotz und Beulen fielen von ihm ab, und es war wieder stark und wohlgestaltet, wie seine Mutter es geboren, und hatte vier Flügel. Als Fat-Frumos das sah, sagte er:

„Heute in drei Tagen brechen wir auf!"

„Du sollst leben, mein Gebieter. Ich bin auch heute bereit, wenn du befiehlst", antwortete das Pferd.

Am Morgen des dritten Tages war der ganze Hof und das ganze Reich voller Trauer. Fat-Frumos, wie ein Krieger gekleidet, mit dem Schwert in der Hand, mit dem Pferde, welches er erwählt, nahm Abschied von dem Kaiser, der Kaiserin, von den großen und kleinen Edelleuten, von den Reisigen und allen Knechten des Hofes, welche ihn mit Tränen in den Augen beschworen, von der Reise abzusehen, die ihm den Kopf kosten würde. Aber er, dem Pferde die Sporen gebend, jagte zum Tor hinaus wie der Wind, gefolgt von den Wagen mit Nahrungsmitteln und Geld und gegen 200 Reisigen, welche ihm der Kaiser zum Geleit gegeben.

Als er aber das Reich seines Vaters verlassen hatte, und in die Einöde kam, verteilte er alle den Reichtum unter die Reisigen, sagte ihnen Lebewohl und schickte sie heim, nur so viel Nahrung mit sich nehmend, als er zu sich stecken konnte. Und das Pferd gegen Sonnenaufgang wendend, zog er dahin — dahin — drei Tage und drei Nächte, bis er auf ein weites Feld kam, auf welchem eine Menge Menschengebeine lagen.

Als er anhielt, um auszuruhen, sagte das Pferd:

„Wisse, Gebieter, daß wir hier auf der Besitzung eines Grünspechts sind, der so böse ist, daß er jeden, der dieses Gut durchziehen will, tötet. Er war einst eine Frau wie alle Frauen, aber der Fluch ihrer Eltern, denen sie nicht gehorchte und die sie ständig plagte, hat sie in einen Grünspecht verwandelt. In diesem Augenblick ist sie bei ihren Kindern. Aber morgen wirst du sie im Walde sehen, wo sie dir begegnen wird, um dich zu verderben. Sie ist ganz fürchterlich, aber sei nicht bange, sondern halte Köcher und Pfeile bereit, ebenso Schwert und Speer, im Falle du genötigt bist, sie zu gebrauchen."

Sie begaben sich nun zur Ruhe, doch hielt bald einer, bald der andere Wache.

Am zweiten Tage, als die Morgenstrahlen erwachten, machten sie sich bereit, den Wald zu durchziehen. Fat-Frumos sattelte und zäumte das Pferd und zog den Gurt fester an als sonst. Darauf zogen sie los. Bald hörten sie ein gewaltiges Klopfen. Da sagte das Pferd:

„Halte dich bereit, Gebieter, denn jetzt naht der Grünspecht."

Und denkt euch, meine Lieben — beim Herankommen warf er die Bäume um, so schnell lief er. Aber das Pferd sprang wie der Wind über ihn hinweg und Fat-Frumos schoß ihm mit dem Pfeil ein Bein ab; als er im Begriff war, ihn nochmals zu treffen, rief jener:

„Halt, Fat-Frumos, denn ich tue dir nichts zu Leide."

Und da er sah, daß der Prinz ihm nicht glaubte, gab er es ihm schriftlich mit seinem Blute.

„Es lebe dein Pferd, Fat-Frumos", sagte er dann. „Es ist ein Wundertier. Wenn es nicht gewesen wäre, hätte ich dich gekocht verspeist. Jetzt hast du mich bewältigt.

Wisse, daß bis heute noch kein Sterblicher es gewagt hat, meine Grenze zu überschreiten. Einige, die es versuchten, sind nicht weiter gekommen, als bis zu jenem Felde, wo du die vielen Knochen gesehen hast."

Sie gingen nun zu seiner Wohnung, und der Grünspecht bewirtete Fat-Frumos mit allen Ehren, die einem Gaste zukommen. Aber während sie bei Tisch saßen und fröhlich waren, stöhnte der Grünspecht vor Schmerzen auf. Da zog Fat-Frumos das abgeschossene Bein aus seinem Reisesack, in welchem er es verwahrt hatte, hielt es an seinen Platz, und sogleich heilte es an. Der Grünspecht in seiner Freude bewirtete ihn drei Tage hintereinander und erwählte ihm eine seiner drei Töchter zur Gemahlin, schön wie eine Fee. Der Prinz aber wollte nicht, sondern sagte ihm, was er suche. Da antwortete jener: „Mit diesem deinem Pferde und mit deiner Tapferkeit wirst du es sicherlich erreichen!"

Nach drei Tagen machte sich der Held auf und zog fort. Er ritt und ritt und ritt — sehr lange Wege. Aber als er die Grenzen des Grünspechts verlassen hatte, kam er in ein schönes Feld, auf dessen einer Hälfte das Gras blühte, während es auf der anderen versengt war. Da fragte er das Pferd, warum das Gras versengt wäre. Und das Pferd antwortete:

„Wir sind hier auf dem Gut eines Skorpions, der Schwester des Grünspechts. Sie sind zu böse, um zusammen leben zu können. Der Fluch ihrer Eltern hat sie getroffen, deswegen sind sie zu Tieren geworden, wie du siehst. Ihre Feindschaft gegen einander ist fürchterlich, und da eine nicht den Kopf der anderen haben kann, stehlen sie sich gegenseitig Land. Wenn der Skorpion in Wut gerät, speit er Feuer und Pech. Man sieht, daß sie einen Kampf gehabt haben; der Grünspecht ist herunter gekommen und hat das Gras versengt. Der Skorpion aber ist beim Durchziehen noch schlechter als seine Schwester. Er hat drei Köpfe. Laß uns etwas ruhen, Gebieter, damit wir morgen ganz früh bereit sind!"

Am nächsten Tag rüsteten sie sich wie damals, als sie dem Grünspecht entgegenzogen, und brachen auf. Da hörten sie ein Gebrüll und Wehgeschrei, wie sie es bisher noch nie vernommen. „Sei bereit, Herr, denn jetzt naht sich das hagere Gestell von Skorpion!"

Der Skorpion, mit einem Kiefer im Himmel, mit dem anderen auf der Erde, Flammen speiend, kam herangesaust wie der Wind. Aber das Pferd sprang in weitem Bogen über ihn hinweg. Fat-Frumos schoß dem Skorpion mit dem Pfeil einen Kopf ab, aber als er einen zweiten abschließen wollte, flehte jener mit Tränen in den Augen um Gnade und versprach, ihm nichts zu Leide zu tun. Als Fat-Frumos daran zweifelte, schrieb er es ihm mit dem eignen Blut auf. Der Skorpion bewirtete nun den Fat-Frumos noch reichlicher als der Grünspecht. Aber dieser gab ihm den Kopf zurück, welchen er ihm abgeschossen und der nun sogleich anklebte, als er ihn an seinen Platz setzte.

Nach drei Tagen zogen sie weiter.

Sie verließen die Grenze des Skorpions und zogen und zogen und zogen immer weiter und weiter, bis sie an eine Wiese voller Frühlingsblumen kamen. Jede Blume hatte ihre eigne Schönheit und einen süßen betäubenden Geruch. Ein kaum fühlbares Lüftchen wehte. Hier rasteten sie.

Das Pferd sagte:

„Soweit wären wir nun glücklich gelangt, mein Gebieter. Aber wir haben noch ein Hindernis. Wir müssen noch durch eine große Gefahr hindurch. Wenn der liebe Gott uns daraus errettet, so sind wir stark. Nicht weit von hier ist das Schloß, wo die ewige Jugend und das ewige Leben wohnen. Dieses Gebäude ist von einem düstern und dichten Wald umgeben, in welchem sämtliche wilde Tiere der Welt hausen. Sie wachen Tag und Nacht, und ihrer ist eine ungeheure Zahl. Mit ihnen ist es nun unmöglich zu kämpfen; und den Wald zu durchziehen geht über unser Vermögen. Wir müssen sehen, daß wir über ihn hinweg springen."

Nachdem sie etwa zwei Tage gerastet hatten, rüsteten sie sich von neuem. Da sagte das Pferd, seinen Atem anhaltend:

„Gebieter, ziehe den Gurt so straff du nur irgend kannst und halte dich dann fest im Sattel und in den Bügeln und greife in meine Mähne. Und halte die Füße fest an meinen Flanken, daß du meinen Flug nicht hemmst."

Der Prinz stieg auf und erprobte den Sitz, und in wenigen Minuten waren sie in der Nähe des Waldes.

„Gebieter," sagte nun das Pferd, „jetzt ist der Augenblick des Fütterns aller Tiere des Waldes, sie sind alle im Hofe versammelt, also ziehen wir!"

„Auf denn!" entgegnete Fat-Frumos, „und der liebe Gott möge sich unser erbarmen!"

Sie flogen also in die Höhe — und da sahen sie das Schloß. Das strahlte ganz unbeschreiblich. In die Sonne kannst du schauen, aber nimmermehr auf jenen Palast. So überflogen sie denn den Waldberg; aber als sie sich vor der Treppe des Schlosses niederlassen wollten, berührte das Pferd mit dem Fuße den Gipfel eines Baumes, und sogleich setzte sich der ganze Wald in Bewegung. Die wilden Tiere begannen dergestalt zu heulen, daß einem die Haare zu Berge standen. Rasch ließen sie sich herab, und wenn die Herrin des Schlosses nicht draußen gewesen wäre, ihren Kleinen (wie sie die Untiere des Waldes nannte) zu fressen gebend, wären sie zweifellos vernichtet worden. Große Freude bezeugte die Herrin über die Ankömmlinge, denn sie hatte seit langem keine Menschenseele bei sich gesehen. Sie hielt die wilden Tiere zurück, besänftigte sie und schickte sie an ihren Platz. Die Herrin war eine Fee, hoch und schlank und lieblich und so schön, — schwere Not noch einmal! Als Fat-Frumos sie sah, stand er wie versteinert. Aber ihn gütig anschauend, sagte sie:

„Sei willkommen, Fat-Frumos! Was suchst du hier?"

„Ich suche," sagte er, „Jugend und kein Alter, Leben und keinen Tod!"

„Wenn du das suchst," entgegnete sie, „so bist du hier recht."

Da stieg er ab und betrat das Schloß. Dort fand er noch zwei Frauen vor, alle beide jung. Sie waren die Schwestern der ersten. Er sprach der Fee nun seinen Dank aus, daß sie ihn vom Verderben gerettet hatte. Aber sie, voller Freude, bereitete ihm ein Mahl, alles in goldnen Schüsseln und Gefäßen. Das Pferd hieß er weiden, wo es ihm beliebte. Später machte er die Bekanntschaft aller wilden Tiere, um unbehelligt im Walde herumgehen zu können.

Die Frauen baten ihn, von nun an bei ihnen zu wohnen, denn sie sagten, es sei ihnen schrecklich, immer allein zu sein. Und er zögerte nicht und willigte mit Freuden ein, wie einer, der gefunden, was er gesucht hat.

Allmählich gewöhnten sie sich aneinander. Er erzählte ihnen seine Geschichte und was er erlebt, bis er zu ihnen gelangt war. Und nach einiger Zeit heiratete er die jüngste von ihnen. An der Hochzeit ließ ihn die Herrin des Schlosses schwören, in der ganzen Gegend ein einziges Tal zu meiden, welches sie ihm zeigte. Es würde ihm schaden, sagte sie, denn dieses Tal hieße „Tränental". — —

Die Zeit verging, ohne daß man es gewahrte, denn alles blieb unverändert und jung wie am Tage seiner Ankunft. Er zog durch den Wald, ohne daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt wurde. Er fühlte sich äußerst wohl in dem goldenen Schlosse. Er lebte in Frieden und Ruhe mit seiner Gemahlin und deren Schwestern. Er freute sich an der Schönheit der Blumen und an der milden, reinen Luft als ein vollkommen Glücklicher und zog oft auf Jagd aus.

Eines Tages verfolgte er einen Hasen. Er schoß einen Pfeil auf ihn ab, einen zweiten, ohne ihn zu treffen. Ärgerlich eilte er ihm nach, schoß einen dritten Pfeil ab und traf ihn nun. Aber der Unglückliche hatte in seiner Übereilung nicht bemerkt, daß er bei der Verfolgung des Hasen in das Tränental geraten war.

Er nahm den Hasen und kehrt heim. Und was meint ihr wohl? Mit einem Male überfiel ihn Heimweh nach Vater und Mutter. Er wagte nicht, es den Feen einzugestehen. Aber sie merkten es aus seiner Traurigkeit und Unruhe.

„Du bist in das Tränental geraten", sagten sie ihm aufs tiefste erschrocken.

„Ich bin hineingelangt, meine Lieben, ohne diese Torheit gewollt zu haben. Und jetzt vergehe ich vor Sehnsucht nach meinen Eltern, und doch kann ich mich von euch nicht trennen. Ich bin nun schon so lange bei euch und hatte mich über nichts zu beklagen. Ich möchte nur einmal noch ziehen, meine Eltern wiederzusehen, und dann kehre ich zurück und werde niemals mehr von euch gehen."

„Verlaß uns nicht, Geliebter! Deine Eltern leben schon seit hundert Jahren nicht mehr. Und wenn du hinziehst, fürchten wir, daß du nie wieder zurückkehrst. Bleibe bei uns, denn wir ahnen, daß du in dein Verderben gehst!"

Alle Bitten der drei Frauen sowie diejenigen des Pferdes vermochten nicht, die Sehnsucht nach seinen Eltern zu beschwichtigen. Endlich sagte das Pferd:

„Wenn du nicht auf mich hören willst, Gebieter, so wisse, daß keiner als du allein die Schuld trägst. Ich will dir etwas vorschlagen, und wenn du meinen Vorschlag annimmst, werde ich dich hinbringen."

„Ich nehme ihn an, nenne ihn!" sagte er mit größter Zufriedenheit.

„Wenn wir deines Vaters Schloß erreicht haben werden, will ich dich herablassen, werde aber sogleich zurückkehren, wenn du auch nur eine einzige Stunde dort zu bleiben wünschest."

Er rüstete sich zur Abreise, umarmte die Frauen, und als sie sich Lebewohl gesagt hatten, zog er fort, sie in Tränen und Trauer zurücklassend.

Sie kamen an die Stelle, wo das Besitztum des Skorpions gewesen war. Dort fanden sie lauter Städte, und die Wälder waren zu Feldern geworden. Er fragte diesen und jenen nach dem Skorpion und seinem Wohnsitz. Aber sie antworteten, daß ihre Großeltern von ihren Ahnen solch ähnliches Geschwätz gehört hätten.

„Wie ist das möglich," sagte Fat-Frumos, „erst Vorgestern bin ich hier durchgekommen." Und er erzählte alles, was er wußte.

Die Einwohner lachten über ihn, wie über einen, der phantasiert oder im Traume

redet; aber er zog betrübt weiter, ohne zu merken, daß sein Bart und Haar weiß wurden.

Auf dem Besitztum des Grünspechts angelangt, stellte er dieselben Fragen wie auf jenem des Skorpions und erhielt ganz ähnliche Antworten. Er konnte es nicht begreifen, wie sich in wenigen Tagen alles so völlig verändert hatte, und wiederum zog er ganz betrübt weiter. Aber sein Bart war ganz weiß geworden und reichte bis zum Gürtel, und er fühlte ein Zittern in den Füßen. Dann gelangten sie in das Kaiserreich seines Vaters.

Dort andere Menschen, andere Städte, und die alten so verändert, daß man sie nicht wiedererkennen konnte! In einer der letzteren fand er das Schloß, wo er geboren. Als er dort abstieg, küßte ihm das Pferd die Hand und sagte:

„Lebwohl und bleibe gesund, Gebieter, denn ich kehre zurück, woher ich gekommen. Aber wenn du willst, so steige rasch auf, und wir eilen heim."

Er aber sagte:

„Glückliche Reise, und ich hoffe, ich werde dir bald folgen."

Das Pferd jagte wie ein Pfeil davon.

Als er das Schloß so verfallen und mit Unkraut verwachsen sah, seufzte er, und mit Tränen in den Augen erinnerte er sich, wie es einst ein so herrlicher Palast gewesen und wie er seine Kindheit dort verlebt hatte.

Während zwei oder drei Stunden besuchte er jeden Raum, jede Ecke und gedachte an alles, was einst hier gewesen; auch den Stall, wo er das Pferd gefunden.

Dann stieg er in den Keller hinab, dessen Eingang völlig verschüttet war. Der weiße Bart reichte ihm jetzt bis an die Kniee, und er mußte sich die Augen mit den Händen offen halten vor Müdigkeit. Im Keller hin- und hergehend, fand er nichts als eine morsche Truhe. Er schloß sie auf — und als er den Deckel der Kiste emporhob, sagte eine schwache Stimme:

„Gut, daß du gekommen bist; denn wenn du gezögerst hättest, wäre ich umgekommen!"

Es war der Tod — sein Tod, welcher in der Kiste vertrocknet war. Dieser versetzte ihm einen Schlag — und er fiel tot zu Boden und wurde sogleich Erde ...

So, nun ich euch das erzählt habe, schwinge ich mich in den Sattel und reite davon.

Herbst

Von Arnold Krieger

Das Leben ist fortgewandert.
Wind über Totes streicht.
Die Hoffnungen und die Halme,
Die mähten sich so leicht.

Einsam steht eine Scheune,
Schwarz wie ein großer Sarg,
In den man den Leichnam des bunten,
Glühenden Sommers barg.

Ein stiller Gast

Von Erich Schlaikjer

Er kam immer nachmittags um fünf Uhr und setzte sich an den kleinen runden Marmortisch. Der Kellner fragte nie nach seinem Begehr. Er brachte ihm stillschweigend den Kaffee und legte ihm seine gewohnten Zeitungen hin. Wenn er mit den Zeitungen fertig war, holte er ein Buch heraus. Dann brachte ihm der Kellner die zweite Tasse Kaffee und wenn die ausgetrunken war, ging er weg.

Da ich in dem traulichen Kaffee einige Stunden zu arbeiten pflegte, sah ich ihn regelmäßig. Er wußte nichts von mir, ich nichts von ihm. Wir sahen aber, daß wir beide mit geistigen Dingen beschäftigt waren, und das schuf eine unsichtbare Seelenverbindung. Wir begrüßten uns infolgedessen, aber sonst waren wir einander vollkommen fremd.

In seinem Aussehen machte er einen fast ehrwürdigen Eindruck. Das silbergraue Haar hing lang und voll bis auf den Rockkragen herab. Der kurzgehaltene Vollbart war schneeweiß. Der Anzug war bürgerlich anständig, aber mit einem Stich ins Nachlässige. Im Anzug wie in den sorglos langen Haaren war etwas, das sich um die Welt und um den Eindruck auf die Welt nicht kümmerte. Es setzte den Eindruck der Ehrwürdigkeit aber nicht herab, sondern erhöhte ihn. Man fühlte, daß hier jemand still an seinem Tisch saß, der gewohnt war, in der Stille zu leben.

„Es gibt noch glückliche Menschen", dachte ich, wenn ich ihn sah. „Hier ist ein friedlicher Abend nach einem friedlichen Tag. Offenbar ist's ein Gelehrter, der mehr in seinen Büchern als in der Wirklichkeit lebt. Er muß aber das beneidenswerte Schicksal gehabt haben, daß die Ruhe seines Studierzimmers nicht durch Angriffe von außen gestört wurde. Seine Stille ist von einer heimlichen Sonne erleuchtet und das könnte nicht sein, wenn er nicht viel Sonne gehabt hätte."

Als ich an einem Nachmittag das Kaffee betrat, hatte er an meinem Tisch Platz genommen. Es hatten sich ungewöhnlich viel Gäste eingefunden, und die kleinen Tische waren alle besetzt. Er setzte sich an einen größeren Tisch immer nur aus Not. An dem kleinen Tisch hatte nur einer Platz, und er wollte allein sein.

Es wirkte darum wie ein ungewöhnliches Ereignis, daß er an meinem größeren Tisch saß. Er wußte auch, daß ich kommen würde und daß ich schreiben wollte, aber er saß trotzdem da.

„Ich hab' mir's wohl überlegt", entschuldigte er sich, als ich mich zu ihm setzte. „Ich hab' mir aber gesagt, daß wir beide immer noch am besten miteinander auskommen. Mein Lesen braucht Sie nicht am Schreiben zu hindern, und ich wiederum werde durch Ihr Schreiben nicht gestört. Im Gegenteil! Je mehr jeder von uns mit sich selber beschäftigt ist, um so besser ist's."

Nun kann ich nicht schreiben, wenn ich nicht am Tisch allein bin. An den anderen Tischen aber konnte er nicht lesen, weil ihn das Geplauder gestört hätte. Ich machte darum aus der Not eine Tugend der Höflichkeit und sagte, daß ich heute ohnehin nicht hätte arbeiten wollen.

„Das sieht mir aber ganz nach Arbeit aus", lächelte er, als ich aus der Tasche meines Überziehers Schellings „Clara" herauszog und auf den Tisch legte.

„Nun ja", gab ich zurück. „Lesen will ich auch, aber damit können wir uns ja nicht ins Gehege kommen. Mit dem Schreiben wär's schwieriger gewesen."

„Es waren andere Zeiten, als Männer wie Schelling noch unter uns lebten", meinte er.

„Mir will umgekehrt scheinen, daß es ganz die gleichen waren. Die Clara wurde nach Tilsit geschrieben. Wir waren damals zusammengebrochen. Wir sind es heute. Die Clara ist religiös-philosophisch. Wir suchten damals Trost in der Religion, und mir ist, als ob wir heute anfängen, das Gleiche zu tun."

„Es ist aber doch der Unterschied, daß Schelling nicht mehr bei uns ist. Mir ist manchmal, als hätte die deutsche Welt seit den Tagen der Romantik einen tiefen Sündenfall erlitten."

„Sie sind Gelehrter, wenn ich fragen darf?"

„Nein, darin überschätzen Sie mich erheblich. Da wir ins Gespräch gekommen sind, ist es wohl am besten, daß wir uns kennen lernen."

Wir nannten nun gegenseitig unsere Namen.

„Ich war Lehrer auf dem Dorf", fuhr er fort. „Da meine Ehe kinderlos zu bleiben schien, bewarb ich mich nach Berlin. Mich reizten die Bildungsmöglichkeiten der Großstadt."

„Nun," sagte ich mir im stillen, „so ganz falsch war deine Diagnose trotz allem nicht. Wenn er auch kein Gelehrter ist, hängt er doch mit den Büchern zusammen."

„Ich war aber kaum in Berlin, da kamen die langersehnten Kinder Schlag auf Schlag. Erst ein Knabe, dann wieder einer, dann ein Mädchen. Nun tat's mir leid, daß das kleine Volk nicht in der frischen Luft des Landes aufwachsen sollte, aber nun war ich einmal da. Ich war Lehrer an einer Mädchenschule. Mit 45 Jahren wurde ich Rektor der Schule. Heute bin ich 74 und bereits seit einigen Jahren in den Ruhstand versetzt."

„Genau, wie ich es mir gedacht hatte", stellte ich in meinem Innern mit Genugtuung fest. „Ein ruhiges Leben in einer glücklichen Familie. Da kann er leicht so still und sonnig sein."

„Sie haben wohl viel in Ihrem Beruf gelebt?" fragte ich.

„Ja, das muß man ja. Besonders stark aber lebte ich in meiner Frau und in den Kindern."

„Das ist kein geringes Glück", sagte ich. „Dafür kann Ihre Frau nun im Alter um Sie sein."

„Meine Frau ist lange tot. Sie starb vor mehr als zwei Jahrzehnten bald nach der Geburt meiner Tochter."

„Verzeihen Sie, daß ich daran rührte."

„Das konnten Sie ja nicht wissen."

„Es ist nur gut, daß die Kinder bei Ihnen sind."

„Meine Tochter führt mir das Haus", sagte er kurz.

„Nun, Sie werden aber mit Ihren Knaben zusammenkommen."

„Nein, das ist nicht gut möglich. Sie sind beide gefallen."

Mir kroch das Todesgrauen der Kriegsjahre noch einmal über den Rücken, und mein Atem ging schwer.

„Es ist nur gut, daß unter diesen Umständen Ihre Tochter unverheiratet blieb", sagte ich, weil ich nach irgendeinem Trost suchte.

„Meine Tochter blieb durchaus nicht unverheiratet."

„Sie sagten mir aber doch, daß sie Ihnen das Haus führt?"

„Ihr Mann fiel bei Verdun."

Ich wußte nicht mehr, wie ich im Gespräch über all das hinwegkommen sollte. Ich wußte auch nicht mehr, wie der Mann zu erklären war. Er sagte das alles, ohne daß die stille Sonne seines Wesens irgendwie getrübt wurde.

„Sie wundern sich wohl, daß ich so ruhig davon spreche."

„Ich habe Sie für einen ungewöhnlich glücklichen Menschen gehalten", sagte ich kleinlaut.

„Darin haben Sie auch durchaus recht. Ich bin einer der allerglücklichsten Menschen."

„Trotz all dem Sterben?"

„Durch all das Sterben."

Ich überlegte einen Augenblick, konnte aber in die Psychologie der Sache nicht hineinfinden. Mir war immer, als müßte so viel schwarzer Tod doch irgendeinen Schatten werfen. Ich hätte die Ruhe seines Wesens verstanden, aber die Sonne verstand ich nicht.

„Wie ist das möglich geworden?" fragte ich.

„Ja, sehen Sie, das ist eine lange Geschichte, und ich weiß nicht, ob ich sie Ihnen erzählen darf."

„Ich bitte darum."

„Als ich aus meinem Dorf nach Berlin kam, sehnte ich mich nach Stille. Mir war immer, als hätte ich den ländlichen Frieden verloren und müßte ihn im Gewühl der Großstadt wieder finden. Der Alltag war von meinem Beruf und den Familiensorgen in Anspruch genommen, so daß ich ihn in der Woche nicht zu finden vermochte. Ich verfiel darum auf den Gedanken, ihn am Sonntagvormittag in meinem Heim zu suchen. Ich versuchte, am Sonntag die Welt in mir zu begraben und nur den Frieden zu gewinnen. Dabei machte ich die Erfahrung, daß mir bestimmte Worte des Heilands wie ein Glockenklang durch das Innere gingen. Das überraschte mich, denn ich war vollkommen irdisch gesinnt, aber ich meinte doch die heilige Schrift in die Hand nehmen zu sollen. Ich fühlte mich sehr rückständig, als ich es das erste Mal tat, aber ich tröstete mich damit, daß es ja niemand sähe. Der Heilsklang der Schrift nahm mich aber bald so gefangen, daß ich ihn am Sonntag nicht mehr zu entbehren vermochte. Um mich selber in meinen Stimmungen zu unterstützen, nahm ich nun die Malerei zu Hilfe, will sagen: ich verschaffte mir Reproduktionen christlicher Kunst, in die ich mich am Sonntag vertiefte. Mir war, als hätte mir das sehr genützt. Ich ging darum einen Schritt weiter und suchte religiös-philosophische Schriftsteller, die ich in meinen freien Stunden in der Woche las. Dabei geriet ich auch an Schelling, aber Sie dürfen mich philosophisch nicht examinieren wollen, denn ich fasse die Dinge immer mit dem Gefühl auf. Das streng logische Nachdenken ist nun einmal nichts für mich. Meine Frau wollte zuerst nicht recht mitmachen. Sie war mehr auf das Praktische gerichtet, wie die Martha im Gleichnis des Herrn."

„Sie war wohl aus einem weltlichen Haus?"

„Nein, umgekehrt. Aus einem allzu religiösen. Ihr Vater war ein recht begüterter Schuhmachermeister, der im Haus die allerstrengste kirchliche Zucht übte. Dabei mag er über ihre Jugend einen Schatten geworfen haben. Jedenfalls stand sie der neuen Wendung in meinem Leben mit einigem Zagen gegenüber. Ich sagte vorhin, daß sie der Martha glich. Ist es Ihnen zum Bewußtsein gekommen, daß in den Menschentypen des Neuen Testaments alle Menschen enthalten sind, die es überhaupt auf der Erde gibt?"

„Ich habe nie darüber nachgedacht."

„Dann sollten Sie es einmal tun. Sie werden bald sehen, daß Sie nie einen Menschen treffen, der nicht in den Menschentypen des Neuen Testaments gezeichnet wäre. Je mehr man sich in das Neue Testament vertieft, um so unermeßlicher wird der Reichtum, und zu Ende kommt niemand. Als meine Frau nun sah, daß der Sonntagvormittag immer mehr zu einer Insel des Friedens wurde, ging sie mit. Nunmehr sparten wir uns ein kleines Harmonium zusammen, denn meine Frau war sehr musikalisch, und wir konnten also jetzt die Musik hinzunehmen. Als die Knaben heranwuchsen, zogen wir am Nachmittag alle in den märkischen Wald und hier machte ich eigentlich zuerst die Entdeckung, daß die religiöse Sonne des Vormittags den Nachmittag durchleuchtete. Ich hatte einen Kollegen, der eine sehr starke naturwissenschaftliche Liebhaberei hatte und viele naturwissenschaftliche Bücher gelesen hatte. Er war in der Kenntnis der Natur viel tüchtiger als ich, aber je mehr ursächliche Zusammenhänge er aufzudecken vermochte, um so kälter wurde er. Es war geradezu, als verlöre sein Verstand immer mehr das Staunen und als würde ihm die Natur immer mehr zu einer Maschine, deren Mechanismus er meinte erkennen zu können. Die Naturwissenschaft hat diesen Menschentyp, der durch die Wissenschaft arm wurde, leider sehr oft gezeugt."

„Wo findet sich dieser Menschentyp im Neuen Testament?" fragte ich lächelnd, denn ich dachte ihn in Verlegenheit zu bringen.

„In Pilatus, der vor lauter römischer Aufklärung den Glauben an eine vorhandene religiöse Wahrheit verloren hatte. Wenn wir am Nachmittag im kargen märkischen Wald waren, war uns immer, als ränne durch die Natur die goldene Weisheit des Herrn und als hätten alle Dinge eine heimliche Gloriole. Später war mir dann, als wäre auch das Leid nur dazu da, das göttliche Licht in uns frei zu machen und als brächte der Tod nur den Übertritt in eine hellere Welt. Um die Zeit starb meine Frau, und mir war, als hätte sie den Sonntag nun für immer gefunden, den wir hier auf Erden gemeinsam gesucht hatten. Ich kam nie von dem Gefühl los, daß ihr ein Glück widerfahren sei, und ich erfüllte meine Einsamkeit mit dem Bewußtsein ihrer jenseitigen Sonne. Als dann im Krieg das große Sterben kam, wurde es sehr schwer, aber schließlich brach aus dem Tod immer wieder das Licht, so daß jeder Sterbefall mich heller machte, und mir war, als hätten alle meine Lieben nun den ewigen Sonntag gefunden, während meine Tochter und ich uns noch auf ihn vorbereiten mußten. Wir können ihn aber nur verdienen, wenn wir an der inneren Sonne unserer Seele festhalten, denn ohne eine innere Sonne gewinnt man keinen Sonntag. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Wissen Sie, wo ich dieses Wort zum erstenmal gefunden habe?"

„Sie werden es wohl dort gefunden haben, wo es steht, nämlich in der Heiligen Schrift."

„Dem Buchstaben nach habe ich es dort natürlich gefunden. Wir finden ein Wort aber erst, wenn wir es erleben, und mir wurde es von einem Fabriktischler gebracht. Der Mann war schwindsüchtig und sein Mädchen gehörte zu meinen Schülerinnen. Als ich hörte, daß es mit ihm zu Ende ginge, suchte ich ihn auf. Ich fand ihn in einem armseligen Zimmer. An der Tapete hatte er aber mit einer Stecknadel einen Zettel festgesteckt und auf diesem Zettel stand „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben". Damals ging mir das Wort zum erstenmal in die Seele, und seitdem habe ich's nicht mehr vergessen. Die vor dem Feind fielen, waren getreu bis in den Tod. Seien wir das Gleiche, so werden wir im Reich des Lichts unseren Sonntag gewinnen, wie sie den ihren gewonnen haben."

Es klang lange in mir nach, als ich an jenem Abend nach Haus ging. Mir war, als hätte ich ein Stück Deutschland erlebt, dessen stilles Vorhandensein nur von wenigen beachtet wird. Wenn man in die wirre Zeit hinausblickt, könnte man meinen, daß es zugrunde gehen müßte. Da es aber aus jedem Sterben neue Sonne gewinnt, ist es der Macht der Welt entrückt und geht durch die härtesten Schicksale hindurch, wie der leuchtende Sonnenstrahl durchs harte Glas.

Den Toten!

Von Hans Buchhold

**Ihr toten Kameraden
Aus ungeheurem Streit,
Die Ihr wie Korn in Schwaden,
Wie Schnee gefallen seid,**

**Wo find' ich Eure Stätte!
Ach, Euer Grab ist groß:
Von der Argonnenkette
Bis in der Wüste Schoß!**

**Vor Skagerrak die Wellen,
Der Falklandsinseln Flut,
Der Karst, die Dardanellen,
Sie färbte Euer Blut.**

**Soweit die Meere brausen,
Rauscht Eures Blutes Strom,
Soweit die Winde sausen
Reicht Eures Grabmals Dom!**

**So kündet nah und ferne,
Ihr Toten, Euern Ruhm,
Untilgbar wie die Sterne
Strahlt Euer Heldentum.**

**Wie Flammentürme ragt Ihr
In unsre Nacht der Schmach,
Wie Flammenbrausen sagt Ihr:
Folgt unsern Opfern nach!**

**Folgt uns, so treu ergeben
Wie wir dem Vaterland,
Ein Volk, ein Sinn und Leben,
Ein Herz und eine Hand!**

**Wir alle so ein Sprühen
Von einem Flammenstoß —
So muß der Nacht entblühen
Die Freiheit licht und groß!**

Die jungen Regimenter von Langemark

Von G. Mehlis

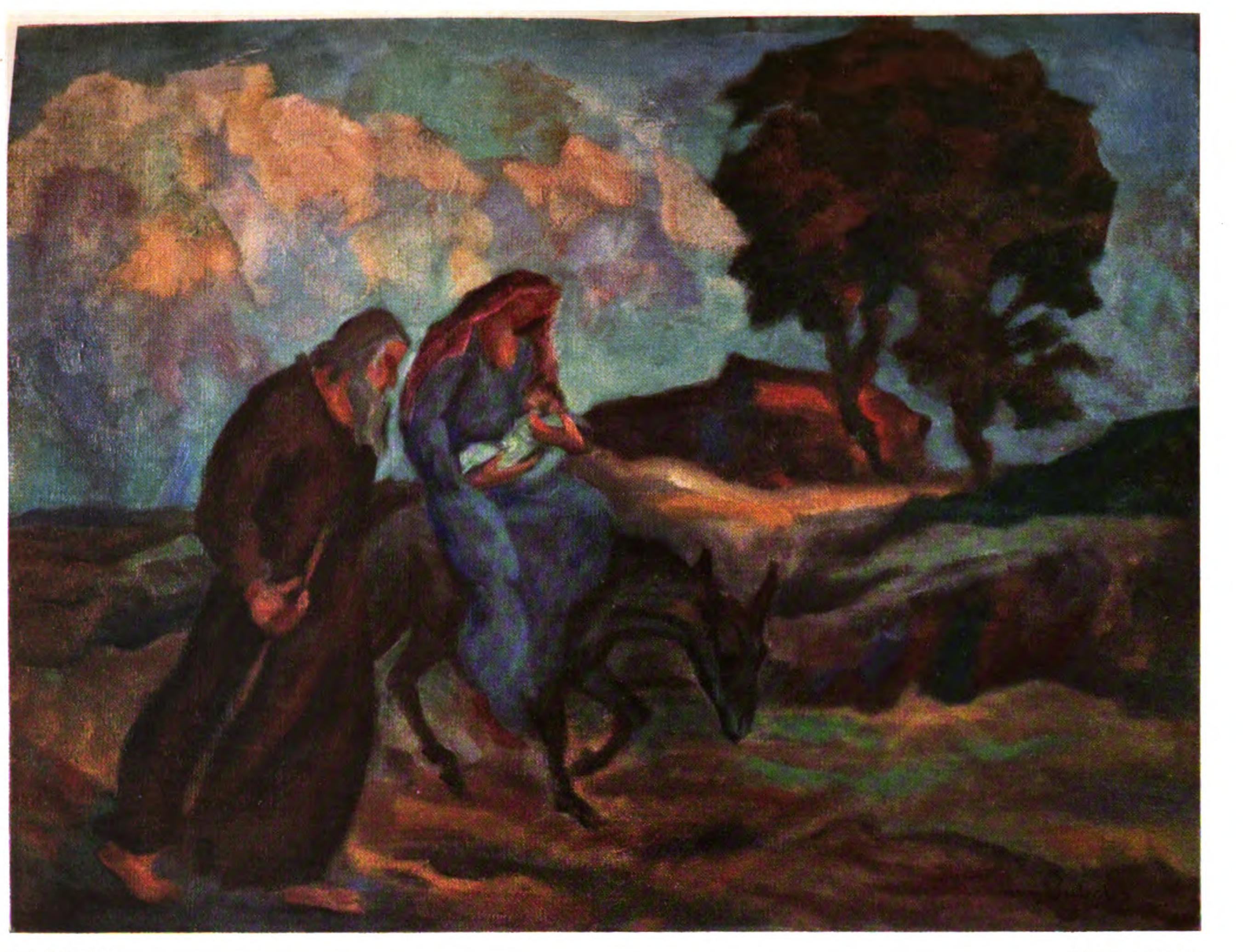
Sie schreiten daher in gleichem Schritt,
Und Leid und Weh geht endlos mit —
So viele müde Füße!
Das graue Kleid beschmutzt, bestaubt,
Der Heimat fern, der Liebe beraubt,
Und wehe ferne Grüße
Begleiten sie ängstlich ins ferne Land,
Das weit und leer und unbekannt
Sich dehnt vor ihren Blicken.
Sie wissen noch nichts von Lug und Trug,
Und wie das Schwert den Bruder erschlug,
Sie können nur schwer sich schicken
In dieses harte und grausame Spiel,
Wo soviel Schönheit in Trümmer zerfiel.
Mit jungem weichem Empfinden
Begrüßt ihre Sehnsucht den grünen Strom,
Und den hochgeweihten den heiligen Dom,
Und das Rauschen der heimischen Linden.
Hier herrscht der Krieg jetzt weit und breit,
Der Regen rieselt, ich glaube es schneit
Schon morgen mit eisigen Wehen.
Und nirgends ein Ziel, kein Wort tönt mehr,
Zerschossene Häuser stehn öde und leer,
Noch weiter müssen wir gehen.
Jetzt teilt sich die Wolke so schwer und dicht,
Der blasse Mond wirft sein weißes Licht,
Auf kahle nasse Alleen.
Und Mann auf Mann in Kolonne gezwängt,
Sich mühsam weiter nach vorwärts drängt,
Umwindet von nächtigem Wehen.
Auf schlüpfrigen Wegen und dürrem Geäst,
Hält der wankende Schritt den Boden nicht fest,
Und immer wieder dies Wandern!
Die Füße brennen, noch immer kein Halt,
Phantastische Schatten und Nebelgestalt,
O schönes, o blutiges Flandern!
So jung sind sie alle, so hell und so rein,
Mit Kinderaugen sehn sie hinein
Ins unbekannte Verderben.
Der hat noch vor kurzem die Schulbank gedrückt,
Die ersten Blüten der Liebe gepflückt —
Soldaten, jetzt gilt es zu sterben!
Der trug die Mütze von rotem Tuch,
Der sang sein Lied am heimischen Pflug,
Der jauchzte auf lachender Welle.
Der hat sich so still dem Meister gefügt
Und treu und ernst seiner Arbeit genügt,
Als guter braver Geselle.
Die Haare kleben von Staub und Schweiß,
Die jungen Gesichter glühen so heiß

Trotz Regen und wehender Winde.
Und manchmal sehn sie ein irrendes Licht
Und schau'n im Traume ein liebes Gesicht:
O Mutter, hilf deinem Kinde!
Ein treues Gedenken in Schrecken und Not
Besiegt wohl das Schicksal, das heimlich uns droht,
Und läßt all die Schwere vergehen.
So daß in der Heimat für uns schon bereit
Nach all den Nöten und Mühsal und Leid,
Ein Wieder-Wiedersehen — — —

Die langen Drähte vorbei sich ziehen
An hohen Stangen, und Vögel fliehen
Verscheucht mit heiserem Krächzen.
Die Riemen scheuern die Achseln wund,
Im nahen Dorf bellt ein hungriger Hund,
Die Wagen knarren und krächzen.
Jetzt grüßt uns ein Städtchen, so ängstlich versteckt,
Die Türen verschlossen, die Fenster bedeckt:
Da beten die Menschen voll Schrecken.
Die Bogenlampe mit dunstigem Schein
Wirft trübes Licht in das Dunkel hinein.
Wenn hier sich die Feinde verstecken,
So fliegt wohl die Kugel in Dunkel und Graus,
Und sucht sich wahllos ihr Opfer aus
Und findet reichliche Beute.
Dann leuchtet wohl bald ein rötlicher Schein
Und hüllt in Qual und Entsetzen ein
Die armen zitternden Leute.
Doch alles bleibt ruhig, es hallt unser Schritt
Auf holprigem Pflaster, das Grauen geht mit
Und pocht an verschlossene Türen,
Und flüstert und wispert und raunt und summt
Und kann nicht mehr atmen, erbleicht und verstummt,
Und kann die Glieder nicht rühren.
Jetzt ist es verschwunden, jetzt geht es hinaus,
Vorbei an dem letzten, dem einsamen Haus,
Mit Trommeln und Pfeifen ganz leise.
Es war wie ein ferner zerbrochener Klang
Und hebt sich empor mit Musik und Gesang
In seltsam trauriger Weise.
Marschieren wir morgen, ade, dann ade,
Durch Sturm und Wetter, durch Regen und Schnee,
Da sehn wir in dämmernden Weiten
So fest im Sattel das Schwert in der Hand,
Mit Gott für Kaiser und Vaterland,
Von weitem den Herzog reiten.
„Und wenn wir gewonnen die blutige Schlacht,
Ich habe ja immer an dich nur gedacht",
Und wenn wir die Feinde geschlagen,
Dann kehrt dein Soldat, o glaube es mir,
Auf immer und ewig zurück zu dir
In glücklichen Zukunftstagen.
So schwer war das Leben, so grausam noch nie,

„—"Stets denke ich deiner, o Annemarie" —
Im harten Feldquartiere —
Mein Sehnsuchtsgruß durchbebt die Nacht —
„Die ganze Schar hat's so gemacht" —
Daß ich dich nicht verliere,
Im fremden Land gedenke mein,
In Stolzenfels am rauschenden Rhein,
Den Freund hat die Kugel getroffen —
Da liegt er denn und schreit so sehr,
Leb wohl auf Nimmerwiederkehr,
Vernichtet ist mein Hoffen! ...

So tönt ihr Gesang, so grau ist ihr Kleid,
So jung sind sie alle, so todesbereit,
Sie wollen ihr blühendes Leben,
Von aller Liebe und Heimat fern,
Doch froh und willig und mutig und gern
Dem Kaiser zum Opfer geben...
Doch wie sie marschierten durchs weite Feld,
Und dicht sich einer zum andern hält,
Da stieg aus dem nächtlichen Schweigen,
Am Ende der Stadt am zerfallenen Tor,
Aus Weidengebüschen ein Schatten hervor,
Als wollte den Weg er uns zeigen.
So bleiern das Antlitz, der Blick so entstellt,
Als hätt' ihn zerrissen das Elend der Welt,
Die Fiedel in blutleerem Arme,
Das Auge so gläsern, das Antlitz so fahl,
Wir wußten es alle, da gibt's keine Wahl,
Kein Mitleid, kein stummes Erbarmen.
Er reckte die Arme zum Himmel empor,
Und rot erglühte der Wolkenflor —
Und dann, mit schrecklichem Lachen,
Zerriß er das Kleid vom Kopf zu den Zehn,
Und ließ uns die qualvollen Wunden sehn,
Die Menschen im Kampfe sich machen.
Und hob sich empor und schritt uns voran,
Und wir, wir stockten, doch folgten wir dann —
Es war ein mühsames Wandern.
Er schaute sich um, er lächelt und nickt,
Er hat uns in Tod und Verderben verstrickt — —
Es war — der Tod von Flandern!



Die Flucht W. Preetorius

Der Friedensbogen

Von Oskar Kroll

Auf den ersten Seiten meiner Bibel stehen die Worte:

Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. (1. Mose 9, 14.)

Hier steht es so einfach und eindeutig, als hätt's ein Kind gesprochen in seiner wundervollen Sprache:

Den **Bogen** sollen wir sehen und nicht die Wolken.

Und was tun wir?

Wir sehen nur Wolken.

Wolken, immer Wolken!

Ist ein klarer Morgen, und am fernsten Hang steigt ein kleinstes Wölklein auf, dann fragen wir besorgt: Nachbar, was wird werden? Ich fürchte, schlecht Wetter.

Und Allzuängstliche, aber nur Allzuviele: Es könnte eine Schauerwolke sein.

Und doch hängt sie so friedlich an der gewaltigen Brust des Himmels.

Vielleicht nur eine Freudenträne in seinem trotzblauen Auge.

Sind endlich die letzten Donner verrollt, sind die Blitze nur mehr ein fernes Leuchten, in dem die Berge auf und nieder wogen, dann eilt ein jeder in sein Gärtchen, als wäre hier seine Seele verwahrt, und schaut und fragt:

Wo sind meine Rettiche, wo meine Äpfel?

Seht doch den Regenbogen! rufen die Kinder und jubeln.

Er aber steht gebückt und hat nur Augen für Zwiebeln und Rüben.

Die Kinder: Seht die Brücke!

Was überbrückt sie denn?

Über das Schicksal hinüber schlägt sie den Bogen, von der dampfenden Erde zum tränensatten Himmel.

Gefühle lösen sich aus tagelangem Brüten und jubeln dem Regenbogen zu: Farbiger, Prächtiger!

Und all das wandert über die Brücke im Sonnenregen.

Sie trägt diese reiche Last und steht doch nicht auf Quadern und Pfeilern, sondern in perlentropfenden Blumen und tausendaugigen Wiesen.

Und deine stolzesten Gedanken schreiten unter ihrem Bogen und müssen sich doch nicht beugen, wie so oft im Leben.

Was du sinnst und sehnst: es fließt auf dem breiten Strom der Seele unter ihr weg, ohne an Klippen zu stoßen.

Mächtig, breit und ungehindert.

Wozu? Wohin?

Frag' einmal nicht und baue dein eignes Land hinter diesem Bogen, mit selbsterſonnenen Türmen und Mauern: deine Stadt, in die du nur in seltnen Stunden pilgerst, wenn ein Gewitter über dich zog und der Regenbogen am Himmel steht.

Aber übersieh ihn nicht!

Wozu sonst der Regenbogen?

Und wenn für uns, warum die Augen schließen und sagen: es ist überall nur Not und Nacht?

Den Bogen sollen wir sehen und nicht die Wolken.

Todeslieder

Von Karl Bleibtreu

1.

Wenn alle Lebensträume fliehn,
Wie ist die Stunde schwer und bang!
Verhallen letzter Melodien
Und letzter Sonnenuntergang.

Wenn alle Maste umgeknickt,
Wie geht die Woge tief und hohl!
Die Hoffnung im Ertrinken schickt
Vom Wrack ihr letztes Lebewohl.

Was bleibt der hoffnungslosen Qual,
Die nach dem letzten Ende ruft?
Verblichener Freunde Totenzahl,
Wir teilen endlich ihre Gruft.

Ein trübes Echo uns umschwirrt:
Sprich, hast du nimmer uns vermißt?
Und unser Ohr geöffnet wird:
O daß der Mensch so bald vergißt!

2.

Ich habe dich zum letztenmal gesehn,
O Meer, du meiner Seele Heiligtum!
Ich liebte es, auf hohem Deck zu stehn,
Umrauscht von deiner Größe Sturmesruhm.

Du großer Tröster, lange Jahre sah
Ich nicht dein allgewaltig Angesicht.
Doch deine Seele ist mir ewig nah,
Die aus der Stimme deiner Tiefe spricht.

An deiner Brandung steh' ich als Prophet,
Ich höre deinen furchtbaren Gesang,
Bei dem das Alte mächtig aufersteht
Und allem Neuen droht der Untergang.

Und da mein Schicksalende mich zerschellt,
Das in ein bittres Meer mich untertaucht,
Erlösch ich gern, ein irrer Stern der Welt,
Ich bin gerächt, vom Weltentod umhaucht.

Rundschau

Franz von Assisi

Franz von Assisi nimmt einen besonderen Platz unter den Großen der Kirchengeschichte ein. Seine freundliche, liebenswürdige Gestalt ist uns vertrauter, als die vieler anderer — und dies mit gutem Recht. Wohl ist er keiner, an dem sich die Geister scheiden: den einen ist er der Apostel der Armut und der kindlichen Einfalt, der mit den Vögeln im Walde zu reden weiß, man freut sich an ihm, ästhetisch-romantisch, wie oft sentimental und ihn im Grunde nicht ernst nehmend. Hier versteht man ihn in Wahrheit nicht. Von jeher aber ist er der Liebling des Volkes gewesen, und dankbare und ergriffene Herzen haben ihm einen dichten, bunten Kranz von Legenden um sein Bild gewunden. Bereits die erste Lebensbeschreibung, die schönen Berichte des frommen Thomas de Celano, eines Bruders der ersten Minoritenzeit, welche etwa aus den Jahren 1228 bis 1230 stammen, tragen manche legendenhafte Züge. Das Rankenwerk wuchs und wurde dichter, das zeigt eine zweite Darstellung des Thomas, die er etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre später abgefaßt hat, weiter die Ordenslegende, die der große Ordensgeneral und Scholastiker Bonaventura etwa ums Jahr 1360 zusammenstellte, und besonders auch eine alte Legendensammlung, die Fioretti, die Blümlein des heiligen Franz. Vor allem aber beweisen das die immer neuen Zeugnisse aus der Geschichte der Kunst; eine große Zahl von Künstlern hat ihn dargestellt, und es ist eigenartig zu sehen, wie verschieden er die einfache, frohe Phantasie der frühen Florentiner, die ekstatische der Spanier in der Gegenreformation, die der Deutschen, der Holländer und vieler anderer beschäftigt hat. Das Volk liebt ihn, denn er gehört zu ihm. Mit den Armen hat er vor den Kirchentüren gebettelt, ihnen beiden hatte die Welt nichts zu schenken. Die Kranken pflegte er, und er wußte das Evangelium wunderbar einfältig zu verkünden und zu leben. Hier ist er verstanden als Bruder und Helfer im Leben, während das moderne Urteil so oft in ihm nur den Träger theoretischer, im Grunde doch etwas überspannter und fragwürdiger Ideale sieht. Und gerade das ist Franz von Assisi nicht; er kennt keine Ideale als Selbstwerte, die Armut ist ihm die Armut Christi, und die Einfalt ist nur die — nach den Worten des Thomas —, „die mit ihrem Gott zufrieden ist und in der Furcht Gottes ihren Ruhm hat".

Franz hat verschwenderisch und leichtsinnig eine ausgelassene Jugend verlebt, bis ihn eines Tages eine schwere Krankheit auf sein Lager warf. Hier begann die Umwandlung. Sein Leben erscheint ihm leer und eitel. Aber er versteht sich noch nicht. Nach der Genesung stürzt er sich erneut in den Strom des stürmischen Lebens mitten unter ausgelassenen Freunden. Da, auf einer abenteuerlichen Kriegsfahrt erkrankt er von neuem. Jetzt kommt die innere Unruhe stärker und entscheidender über ihn. In einer einsamen Höhle in den Bergen hat er seine eigentliche Bekehrung erfahren. Dort hat er — wie Thomas erzählt — Gott seine Verlorenheit bekannt und ihn um Vergebung und Offenbarung seines Willens angefleht. Nach einem schweren, inneren Kampf kehrt er als ein Veränderter zurück. Und wie auf wenige paßt nun auf ihn die Geschichte vom Kaufmann, der die köstliche Perle fand. Denn nun gibt er wirklich alles daran, und die Freude über den gefundenen Schatz erfüllt sein Herz. Das Gefühl der Leere und Vergänglichkeit seines Lebens ist einem beglückenden Reichtum gewichen. Das heißt aber: er wird nun gerade ein Bettler, weil die Welt ihm ihr wahres Gesicht gezeigt hat, weil der Mensch ja immer nichts anderes vor Gott ist, als ein Bettler. Nun sitzt er mit den Krüppeln und Armen bettelnd an den Kirchtüren Roms und später, als er die ersten Brüder gesammelt hat, leben sie in verlassenen, jämmerlichen Klausen, in brüderlicher Gemeinschaft, aber grausam und unbarmherzig gegen sich selbst. In harter Aszese suchen sie sich frei zu machen von den Fesseln irdischen Lebens, um Gott ganz zu gehören. Matthäus 10, die Aussendungsrede an die Jünger, ist für Franz zur strengen Regel ge-

worden, und das Leben der ersten Brüder ist ein ganz konkreter Gehorsam auf das Wort des Herrn. Der fromme Biograph hat schlicht und einfach den Sinn der harten und strengen Zucht so wiedergegeben: „Daher mühte er sich eifrig, sich von allen Dingen dieser Welt freizuhalten, damit auch nicht eine Stunde der Ernst der Gesinnung durch die Berührung mit dem, was doch nur Staub ist, eine Trübung erfahre.“ Und an anderer Stelle sagt er: „Er war offen für Gott allein.“

Das Leben dieser ersten „geringen Brüder“ ist zugleich eine Predigt für die andern; denn dazu glaubten sie eigentlich aufgerufen zu sein: den Völkern das Evangelium zu bringen. So ziehen sie aus: nach Ungarn, Deutschland, Spanien, Nordafrika; Franz selbst war in Ägypten und hat in Damiette den Sultan aufgesucht. Was sie verkünden, predigen sie zugleich durch ein hartes Leben. Und wie für Franz die Natur zum Sinnbild Gottes wurde — Thomas erzählt: „Keine Lampe, kein Licht löschte er aus, weil seine Hand nicht den hellen Schein stören wollte, der eine Andeutung des ewigen Lichtes gibt“ —, so verstehen wir das Tun und Lassen der Brüder erst richtig als Mahnung und Hinweis, als die Darstellung von etwas Anderem, Allgemeinerem, Höherem, das ihnen im Glauben gewiß geworden ist. Der Mensch ist ein Geschöpf aus Gottes Hand und gehört ihm. Wie könnte er sich selbst erhöhen und rühmen? Eine alte Legende berichtet, Otto IV., der Deutsche Kaiser, sei auf seinem Zuge nach Rom, wo er sich vom Papst die höchste menschliche Würde und Macht bestätigen lassen wollte, durch die Gegend von Assisi gezogen. Während alles auf die Straße läuft, den glänzenden und prunkvollen Zug zu sehen, bleibt Franz mit seinen Gefährten in einer verlassenen Scheuer, ein einziger nur wird herausgeschickt, um dem Kaiser zu bestellen, seine Herrlichkeit werde nicht lange dauern.

Aber die ganze vergängliche Welt ist von Gott geschaffen mit Menschen, Pflanzen und Tieren, mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Wasser und Wind, mit Leben und Tod. So wird dem heiligen Franziskus alles Bruder und Schwester, und der Kreis der Geschöpfe schließt sich, um Gott einen großen, gewaltigen Lobgesang zu singen: „Sei gepriesen, o Herr, durch unsern Bruder den Mond und die Sterne ..., durch unsern Bruder, den Wind, ... unsern Bruder, das Wasser, ... durch unsern Bruder, das Feuer, ... unsere Mutter, die Erde ...“ so beginnen einige Strophen aus dem Sonnengesang des heiligen Franz, den er im Oktober 1224 nach einer schweren Krankheit gedichtet hat, und zwei Jahre später, als er auf dem letzten Krankenlager kurz vor seinem Tode sich an seinem Liede aufrichtete, da dichtete er die letzte Strophe hinzu:

Sei gepriesen, o Herr, durch unsern Bruder, den leiblichen Tod,
Dem kein Lebendiger zu entrinnen vermag.
Weh denen, die in tödlicher Sünde vergehen!
Selig die, die ruhen in deinem heiligen Willen,
Denn der zweite Tod kann ihnen kein Leid tun.
Preiset und benedeiet meinen Herrn
und dienet ihm in großer Demut

Wenn wir es hier spüren, daß der Sonnengesang gesungen ist in dem mit Gewalt hervorbrechenden Gefühl der Freude und der Ehrfurcht vor der Majestät des Schöpfers und dem Gefühl der Demut, Geschöpf zu sein, so wird das Wesentliche uns wohl deutlich: Man pflegt ja oft Franz von Assisi als den Träger eines neuen Naturgefühls zu bezeichnen und versteht das als eine pantheistische Überschwenglichkeit und ein Finden Gottes in der Natur. Das ist offenbar nicht richtig. Ja, die Schönheiten der Natur sind ihm sogar eine Zeitlang fühlbar verschlossen geblieben. Als er nach seiner ersten, schweren Krankheit zum ersten Male wieder vor den Toren der Stadt durch die Äcker und Weinberge ging, erschien ihm alles, was ihn früher entzückt hatte, von Grund aus leer und eitel. Was Franz in der Natur sah und hörte, die Zartheit und der Zauber seines Naturverständnisses, das wuchs heraus aus der Glaubensgewißheit —, von Gott als sein Kind in Gnaden angenommen zu sein. Franz unterscheidet sich darin in gar nichts von den vielen Großen unserer Geschichte, die diesen dichterisch in sich erlebt haben. So redet die Natur erst wieder für ihn, als sie selbst Gottes Geschöpf geworden ist, seine Herrlichkeit offenbarend und den Schöpfer preisend,

zugleich ihm untertänig und demütig in ihrer Vergänglichkeit. Die Natur bleibt in Wahrheit gar nicht Natur, sondern wird ein Bruder Mensch und „der heilige Gehorsam macht den Menschen zum Untergebenen aller Menschen dieser Welt, ja nicht nur der Menschen, sondern von allem Wild und Getier, daß sie mit ihm tun können, was sie wollen, soweit ihnen von oben her, vom Herrn, Macht dazu gegeben ist", wie Franz selbst in dem „Lob der Tugenden" sagt. Der Name „Minoriten", „geringe Brüder", der auf eine Stelle aus des Franziskus erster Ordensregel zurückgeht, besagt das gleiche, und Franz erzählt in seinem Testament, dies sei der Anfang seiner Buße und seiner Bekehrung gewesen: „Als ich noch in Sünden war, erschien es mir unerträglich hart, Aussätzige zu sehen. Aber der Herr führte mich mitten unter sie, und ich bekam Mitleid mit ihnen. Und als ich wieder von ihnen schied, war mir das, was mir bitter erschienen war, in eine Wonne der Seele und des Leibes verwandelt worden." Im gleichen Sinne schreibt er 1223 an einen Ordensminister, der sich in seelsorgerischen Schwierigkeiten an ihn gewandt hat, über die Menschen, die ihm sein Amt und seinen Glauben erschweren: „So sollst du es wollen, und nicht anders. Und das sei dir der wahre Gehorsam gegen Gott, den Herrn ...: Liebe die, die dir solches antun ... und wünsche nicht, daß sie bessere Christen seien." Oder in den „Worten der Mahnung" vom Jahre 1223/24: „Es sündigt der Mensch, der mehr von seinem Nächsten empfangen will, als er von sich Gott dem Herrn geben kann."

Diesen Ernst in der Frömmigkeit des Franziskus sollte man nie übersehen. Kurz vor seinem Tode will er zu den Aussätzigen zurück und ruft seinen Brüdern zu: „Brüder, laßt uns anfangen, dem Herrn zu dienen." Und dasselbe Kapitel der ersten Vita überliefert ein Wort, das er über die gesagt hat, die sich allzu eifrig zum Lehramt drängen: „Die Sorge um die Seelen anderer sollen nur die übernehmen, die stets und in allem den göttlichen Willen vor Augen haben: das sind aber solche Leute, die eine Auszeichnung eher scheuen als lieben, die ihr Gewinn nicht erhebt, sondern demütigt, und ihr Verlust nicht beschämt, sondern erhebt." Aber „selig der Knecht, der die Geheimnisse Gottes bewahrt in seinem Herzen", so schließen die „Worte der Mahnung".

„In dieser Furcht Gottes seinen Ruhm haben, und in Gott zufrieden zu sein": darin sieht Thomas von Celano die Einfalt des heiligen Franz, und in der Tat, darin hat seine bezaubernde Kindlichkeit ihr eigentliches Wesen.

Die brüderliche Liebe zu Menschen und Tieren entspringt aus dieser Ungeteiltheit und Einfalt des Herzens. Es gibt unzählige Legenden, die ihn unter verängsteten, gefangenen, hilflosen Tieren sehen: die Geschichten von Franz und dem Wasservögelein, das sich auf seine Hand flüchtete, vom Falken, mit dem er Freundschaft schloß, von den Bienen, dem Fasan, dem Heimchen und viele andere. Unter den Vögeln liebt er die Haubenlerche besonders, „denn sie trägt eine Kapuze wie ein schlichter Mensch und ist ein demütiger Vogel". In besonderen Stunden kommt es über ihn, dann beginnt er aus dem Reichtum seines Herzens heraus zu singen, überströmend und wie in eine andere Welt entrückt: er singt französische Lieder wie ein gottbegeisterter Troubadour zum Lobe Gottes. Dann geschah es wohl, daß er in träumender Entzückung, im Vergessen alles Irdischen und in der Hingebung, Gott zu loben, ein Stück Holz in den Arm nahm, und wie über eine Geige hinstreichend seine begeisterten Lieder begleitete. Man kann sich auch nichts Entzückenderes denken, als jene Weihnachtsfeier, die er 1223 in einer verlassenen Einsiedelei gefeiert hat. Rings aus dem Lande eilen Männer und Frauen auf die Einladung herbei, Kerzen und Fackeln erleuchten die Nacht, der Wald ist erfüllt von den Liedern der frohen Menschen, die Felsen geben das Echo wieder, so ziehen sie heran bis zu der Krippe, die dem Christkind aufgeschlagen ist. Da ist das Heu und das Stroh, da sind Ochse und Esel, und Franz steht davor, überwältigt von großer Freude. Es werden Messen gelesen, das Evangelium verkündet, das Lied der Brüder klingt in die Stille hinaus, und der heilige Franz beginnt dem Volke von dem Wunder der Nacht zu predigen.

Es ist wahr: wir verstehen das Leben des Franziskus aus der Glut und Einfalt seines Herzens: mit einer in steter Übung gestählten Kraft der Hingabe — nie in sich selbst zwiegespalten — Gott

und dem Bruder zu gehören. Die Kraft der Hingabe tritt auch anders in Erscheinung. Was er tat, glaubte er im Gehorsam gegen das Wort des Geistes zu tun, und diese Gewißheit ließ nie viele Möglichkeiten offen, sondern gebot ihm immer, eines zu tun. Und so konnte er mit einer starken und klaren Energie in den ersten Zwistigkeiten und inneren Schwierigkeiten des rasch gewachsenen Ordens sich entscheiden. Um so tragischer erscheint dem aufmerksamen Betrachter der stille Kampf, der zwischen Franz und den ersten Ministern des Ordens zuungunsten des Heiligen ausgekämpft wurde. Franz sah die erste Brüderschaft zu einem Stück Welt werden, ohne die mit dem Wachstum der Gemeinschaft, der strafferen Gliederung und der Verkirchlichung notwendig gegebene Entwicklung aufhalten zu können.

Von allen diesen Dingen sollte hier nicht die Rede sein, denn es ist gewiß mehr im Sinne unseres Gedenktages, daß wir die eigenartige, uns vertraute, und dem Geist unserer hastenden Zeit doch erschreckend fremde Gestalt des Franziskus mit unsern Gedanken suchen und zu uns reden lassen. Die Kräfte, aus denen er lebte, sind unserer Zeit weithin erstorben; um so mehr sollten wir, durch den Gedenktag aufgerufen, einmal versuchen, stillezuhalten und auf diese Herzensstimme zu lauschen. Günther Bornkamm

Nachwort. Wie fern uns auch manche religiöse Formen und Ausdrucksweisen des Mittelalters liegen: in seiner Kernkraft ist dieser herrliche Heilige nie zu überwinden, nie zu überholen. Diese Kernkraft, das liebevoll glühende Herz, was man heute abgeblaßt soziales Empfinden nennt, vielfach durch Intellektualismus geschwächt, oder auch ebenso matt „Humanität", sprühte dort in genialer unmittelbarer Stärke und war sich des engsten Zusammenhanges mit Gott, als dem Quell aller Liebeskraft, voll bewußt. Wer sich das Wesentliche aus Person und Werk des Heiligen zurückrufen will, der lese neben Sabatiers bekanntem Buch etwa Robert Saitschicks Meisterwerkchen „Franz von Assisi" (München, Beck). Die Zeitschrift „Una Sancta" (Stuttgart, Frommann, Herausgeber Alfred von Martin) hat dem Heiligen ein Sonderheft gewidmet, wobei besonders auf den Aufsatz von Friedrich Heiler hingewiesen sei. D. T.

Vom Erfurter Dom

Neulich bei einer Plauderei, die jedesmal den Abschluß eines Großarbeitstages bedeutet, sagte mir die einfache Frau aus dem Volke: „Nein, von Erfurt würde ich nie fortziehen. Ich muß wissen, daß ich unsern Dom in der Nähe habe." Ganz überrascht war ich. „Unsern Dom!" Haben die Menschen heute wirklich ein persönliches Verhältnis zum Dom? Sind's nicht nur ein paar Träumer, die staunend beim Vorübergehen immer wieder hinaufsehen zu den beiden Kirchen, die sich so mächtig aufbauen, den weiten Marktplatz krönend, stark in sich ruhend und doch so wundervoll hinaufweisend ins Licht?

Groß und still schauen die Kirchen hinunter auf das kleine Getriebe des Marktplatzes; aber ich glaube, an recht sonnigen Tagen haben auch sie ihre Freude an dem bunten Treiben zu ihren Füßen. Wenn zwischen all dem reichen frischgrünen Gemüse, zwischen riesigen weißen Blumenkohlköpfen, goldenem Kürbis, roten Tomaten die vielen bunten Bauernblumen hinauflachen in ihren starken, lustigen Farben, dann hebt da droben an den Kupfertürmen von St. Severi ein Gleißen und Funkeln an ohne Maßen! Sie sind nicht mehr grün wie in sonnenärmeren Stunden; kein Maler wüßte ihren frohen Glanz in eine Farbe zu bannen. Drei leuchtende Spitzen grüßen hernieder in wundervoller, froher Schlankheit, herausgewachsen aus den Mauern einer festen Burg, in Sonne gebadet, hinaufsteigend und vergehend in leichtem Licht: „Ihr Früchte und Blumen da drunten, die ihr alljährlich kommt und vergeht, die ihr euer Bestes tut zu leuchten in herzerfreuenden Farben, daß die Menschengesichter heiterer blicken im emsigen Ameisengetriebe, lacht ihr nur! Leuchtet nach Herzenslust! Aber gar zuviel dürft ihr euch nicht einbilden

ihr Kleinen, so nahe dem Erdboden, denn wer nähme es auf mit unserem Gleißen und Funkeln hier oben im Licht?!" Lächelnd besieht sich Frau Sonne von höherer Warte den kleinen Wettbewerb des Lichts zu ihren Füßen: „Was wären sie alle ohne mich — die Türme, die Früchte, die Menschlein mit ihrem Markt?!"

O ja, manch Menschenauge blickt an solchem Tage freundlich hinauf zu den altbekannten, lieben Kirchen. Aber da hasten Hausfrauen an mir vorüber mit blassen, sorgenvollen Mienen. „Nur weiter, weiter," sagt ihr Gesicht, „eine Arbeit hetzt die andere ohne Ruhe und Rast. Ein wenig Ruhe — ja, das wäre schön, aber die gibt es ja nicht in dieser Zeit der Not!" Wie gerne nähme ich sie an der Hand, die fremden Frauen: „Nur wenige Minuten, sie sind schnell wieder eingeholt, und ich zeige dir etwas, was uns nottut, um auszuhalten in dieser harten Zeit — ich führe dich zu der tiefen Stille am Dom." Siebzig Stufen steigen wir hinauf, vorbei an der Ablaßkanzel, an der einst das Geld in Tetzels Kasten klang — siebzig Stufen, und wir sind in einer andern Welt droben am Dom. Nicht einmal die Geräusche des nahen Markttreibens dringen hier hinauf. Wie gottbegeistert muß der Baumeister gewesen sein, dem die Erleuchtung, dem der gewaltige Gedanke kam, einen Dom einfach in die Luft zu bauen. Einen hohen Chor wollte er der Marienkirche schaffen, hoch, heilig und froh, höher als das Schiff der Kirche selbst; aber da der Raum erschöpft war auf dem kleinen Hügel, der schon die Schwesterkirche von St. Severi trug, so erstand in ihm das Bild, dem wir uns bewundernd beugen: mächtige romanische Bogen, hoch genug, um selbst eine Kirche zu sein, tragen diese Kirchenstadt. So schuf der Meister inmitten des Verkehrs die weihevolle Stille eines Berges.

Der schönste Fliederstrauch, den ich kenne, blüht und duftet hier oben; schwere, dunkelviolette, gefüllte Blütentrauben trauern unter dem Kruzifix. Daß man dies verborgene, grüne Eckchen vor der heimlichen Kapelle malen könnte mit all der stillen Frömmigkeit, die um die verschwiegene Pforte zum Kreuzgang webt! Hier ist's wohl still. Und die Seele lauscht einem fernen Lied von einer Liebe, die für uns gelitten.

Ob auch heute, wie letztes Mal, der große Mönch in der Türe des Kreuzgangs steht, mit dem Buch im Arm, hinausschauend in das Gärtchen, darin die Sonne flimmert? Das Auge zu erfrischen am jungen Grün, verließ er die Büchereien des Kapitelhauses dort, wo die Treppe hinaufführt zum Kapitelsaal, in dem einst der Student Martin Luther die Doktorwürde erlangte. Hier ist's wohl still im kühlen Gewölbe zwischen alten Grabsteinen, an den Bogenfenstern, deren schöne Formen einander niemals gleichen. Im Gärtchen spielt der Sonnenschein; bunte Lichter huschen um die Bogen.

Vielerlei Fährnisse und Unglücksfälle, insbesondere schwere Feuersbrünste, haben den Hügel heimgesucht, bis sich aus der flachgedeckten Basilika der Marienkirche das jetzige Bild entwickelt hat. Alle Bauzeiten haben ihre Zeichen hinterlassen, von den wenigen romanischen Bogen des Kreuzgangs bis zu den leidenschaftlich bewegten Figuren der törichten Jungfrauen am leichtgebauten spätgotischen Triangel, dem merkwürdigen Torhaus des Eingangs.

Hier raunt eine Linde, und der mittelalterliche Wehrturm hört von weitem ihren Geschichten zu. Wüßte er doch selbst genug zu erzählen vom alten erzbischöflichen Palast, der einst hier stand, von Kämpfen zwischen Kurmainz und der Stadt. Denn Erfurt, das ja das Mainzer Rad im Wappen führt, war nicht immer „die getreue Tochter des Mainzer Stuhls". Und womit begann das reiche kirchliche Leben auf dem Marienhügel? Eine schlichte Kapelle aus dem Holz einer gefällten Donareiche hat einst ein tapferer Mönch hier oben gebaut. Kein Restlein ist zurückgeblieben von der Kirche des Bonifatius; aber im Dom, im Schein der ewigen Lampe, ruhen die Gebeine zweier seiner kühnen Begleiter, die ihr Leben ließen für den neuen Glauben.

Wie laut die Linde zwischen den beiden Kirchen raunt und rauscht! Weit breitet sich die Krone aus. Fast schlagen ihre Zweige bis hinüber zu den lustigen, grünfunkelnden Fensterlein auf dem roten Dach von St. Severi. Aber einen noch lieberen Glanz kennen sie, der des Abends aufstrahlt, ehe die Sonne schlafen geht, aufstrahlt aus dem Goldgrund eines Mosaikbildes. Dies Leuchten



um Maria mit dem Kinde mag es wohl sein, das ihre Zweige also singen macht, ein altes, schönes Lied von Christkind und von Weihnacht, von einem goldenen Grund, der alles Leid verklärt.

„Wir wollen euern Werktag heiligen", so scheint's mir vom Marienhügel her zu reden, wenn ich, auf dem nahen alten Lauentor der Grafen von Gleichen stehend, von Westen her im Abendlicht die Schwesterkirchen träumen sehe, die gleich einer Burg aufragen über Schuppen, Gebäuden und Schornsteinen der Fabriken. Wie gotterfüllt müssen unsere Ahnen gewesen sein, die solch heilige Hallen schufen zur Ehre ihres Herrn, dieweil sie selbst zumeist auf engstem Raume wohnten. Ein Hauch ihres religiösen Empfindens weht zu uns, wenn in Winternächten Nebel um den Dom weben, die, den mächtigen Unterbau verhüllend, wundersam himmelaufstrebende Bogen und Türme ins Mondlicht zaubern. „Wir wollen euern Werktag heiligen", so grüßt wiederum die glitzernd klare, mächtige Schönheit beider Kirchen im Schneegefunkel des sonnigen Wintermorgens hernieder zu den Bürgern, die über den weiten Domplatz ihrer oft so herben, freudearmen Tagesarbeit zueilen. Im Sonnenlicht eine Symphonie der Kraft und Freude — im nächtlichen Nebel ein märchenhafter Wunderbau — sind es wirklich die gleichen Kirchen?

„Unser" Dom! „Unser" war er am innigsten in der Kinderzeit. Da hatten wir sechs Geschwister den schönsten Domblick ganz für uns allein. Ihn zu genießen, war ein Abenteuer; denn es galt, hier in der Nähe des Pulvermagazins, eine Begegnung mit dem militärischen Wachtposten zu vermeiden. Aber was tat das? Stolz auf unsern Mut machten wir unsere wunderschönen Entdeckungsfahrten am Hang der Cyriaxburg. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser schönen Sommerzeit!" Wir brauchten die Freude nicht zu suchen; hundertfach kam sie uns entgegen! Unser waren im Frühling all die tiefblauen Veilchen, die den Grund bedeckten; nirgends dufteten sie wie hier. Unser waren im Sommer die Heckenrosen, meine Lieblinge, die so überreich hier rankten, von wenigen gesehen. Unser eigen wurden die in die Erde gebauten alten Befestigungen, um die wir Märchen spannen für unsern Jüngsten — echte Märchen, die ein Pulvermagazin zu Knecht Ruprechts Wunderbau verklärten. Unser war der steile Abhang, den man so lustig herunterrutschte, wieder und immer wieder, oft bis in die Dornenhecken hinein, bis endlich ein jeder sein Ruheplätzchen fand, da, wo ihm die Aussicht am schönsten dünkte. Denn man hat dort am Rande der Cyriaxburg einen entzückenden Blick über Erfurt.

Viel haben wir uns hier erzählt von der Geschichte unserer Stadt da drunten. Ob es damals glühendere Lokalpatrioten gab als unser Trüpplein? Dort, wo in der uralten romanischen Peterskirche einst Heinrich der Löwe vor Barbarossa gekniet hatte, da standen jetzt Wagen im Kirchenschiff, da lag vielleicht ein Häuflein Stroh. Ob wir es einmal erleben, daß die alten, hohen Peterstürme, neu erbaut, vom Petersberg aus den Dom und St. Severi weit überragen werden? Wie schön wird das sein! Rudolf von Habsburg war unser Held. Mit ihm zogen wir aus inmitten der Zünfte, um rings im Lande sechsundsechzig Raubburgen zu zerstören. Und als er, guter Laune, in der Marktstraße, den Ruf der „Biereigen" nachahmend, das prächtige Erfurter Bier anpries und feilbot, da waren wir Kinder stolz, als hätten wir selbst das Getränk gebraut. Unheimlich Werk hat ein anderer dort unten getrieben mit seinen Studenten, zapfte Wein aus dem Tische, fuhr mit vier, nein, mit acht Pferden und einem Fuder Heu durchs allerengste Gäßchen der Stadt, bis ihn der Teufel selbst auf offener Straße holte und ein Ende machte dem Doktor Faust und seiner schwarzen Kunst. Ein Kloster nach dem andern wuchs vor uns auf in den Stadtmauern; barfüßige Bettelmönche an den Türen der reichen Handelsherren — unter ihnen der eine mit dem dunklen Leidensblick: Martin Luther.

Gegen Abend wurden wir stiller. Ruhend am Herzen der Natur sahen wir hinunter auf das vieltürmige Stadtbild, hoch überragt von seinem feierlichen Dom. Ob man heute noch so tief andächtig sein kann, wie man als Kind einst herüberschaute zum Marienbild auf seinem leuchtenden Goldgrund am Dom? Ich weiß es nicht, weiß nur noch, daß in der Schönheit manchen Sommerabends mein Kinderherz erschauerte in Ehrfurcht vor dem Glanz, der dort an der Mauer des Domes um das Jesuskind auf seiner Mutter Arm lag.

E. Donath

Martinsabend

Es gibt in diesen materialistischen Zeitläuften noch Märchen, wirkliche lebende Märchen, die nicht in verborgenen Winkeln aufgesucht werden müssen, sondern in aller Öffentlichkeit voll harmloser Unbefangenheit auftreten und Tausende von Menschen jeden Alters und Geschlechts zu bewußten und unbewußten Mitspielern machen. Ein solches Märchen erlebte ich in Erfurt, der alten Lutherstadt, am 10. November vorigen Jahres.

Ich war bei Freunden zu Besuch, die mir mit Stolz die schönen alten Bauten ihrer Vaterstadt zeigten: Zeugen einer reichen, kunstsinnigen Vergangenheit. Als der Abend anfing zu dämmern, führte man mich noch einmal hinab in die Straßen, durch enge, winklige Gäßchen, scheinbar ziellos die Kreuz und Quer, bis wir auf den Domplatz hinaustraten. Da versank mir mit einem Schlage die Wirklichkeit: eine Zauberwelt hielt mich umschlossen. Der unermeßlich weite Platz war von wimmelndem, fast lautlos geheimnisvollem Leben erfüllt. Die tiefe Dunkelheit, aus der alte Giebeldächer und hohe Türme sich gegen einen etwas helleren Himmel abhoben, wurde auf der Erde von unzähligen farbigen Papierlaternen nicht etwa erhellt, sondern nur noch fühlbarer gemacht. Und diese Laternen waren in rastloser Bewegung.

Sie schwebten auf dem Platze selbst ist allen Richtungen durcheinander, sie erkletterten die vielen, breiten Stufen der gewaltigen Domtreppe, umspülten die Mauern der schönen alten Geschwisterkirchen Dom und Severi, die auf hohem Felsen thronen, sie brandeten hinauf an den Säulen und Portalen, und sie ergossen sich in unerschöpflichen Strömen aus allen Straßen und Gassen, die auf den weiten Platz mündeten. Und über diesem zauberhaften, milden Lichtmeer spannte sich ein schwarzer, wolkenloser Himmel voll glitzernder Sterne, die aus ihrem erhabenen Weltenmärchen freundlich und wohlgefällig auf das liebliche irdische Märchen herabzublicken schienen.

All diese schwebenden Lichter wurden von Tausenden von Kindern getragen, deren bald strahlende, bald feierlich fromme Gesichtchen ringsum in dieser farbigen Beleuchtung aus dem Dunkel auftauchten und wieder verschwanden. Die ganze Luft war von unterdrückten Lauten erfüllt, die öfter wellenartig anschwollen und von denen wie Schaumspritzer ab und zu fröhliche Rufe, Pfiffe und Gelächter aufflogen.

Dann schlug es 6 Uhr vom Dom. Die große Glocke: Maria Gloriosa erhob ihre gewaltige, eherne Stimme, und feierliche Stille senkte sich auf die Menschenmassen. Als die letzten Schwingungen der vollen Töne verhallt waren, schwebte ein getragener, mehrstimmiger Männergesang von den Stufen des Domes herab über den verstummten Platz, und ein Schauer ergriff mich, als müßte ich auf die Knie sinken und anbeten, was aus dem Sternenhimmel und der Menschenerde zu mir sprach. Den Schluß bildete Luthers altes Schutz- und Trutzlied „Ein' feste Burg ist unser Gott!" — und alle die Tausenden fielen ein, und gewaltig stieg ihr Gesang empor in die Nacht.

Dann fluteten die Lichtströme wieder auseinander, in breiten Massen zurück zur Stadt, wo an andern Stellen noch weitere Feiern folgen sollten, in kleinen und kleinsten Bächlein und Rinnsalen durch Straßen, Gassen und Gäßchen bis in die entferntesten Wohnungen der kleinen und großen Laternenträger, die endlich selig ermüdet entschlummerten, und von „Martin, dem braven Manne" träumten ...

Ich aber hatte eine wunderbare, unbeschreiblich ergreifende und erhebende Weihestunde erlebt, wie ich sie in diesen Tagen nicht für möglich gehalten hätte, und die mir im Leben unvergeßlich bleiben wird.

L. Schemmell



Werkzeuge

Wenn wir doch unsere Augen mehr nach innen und nach oben richten wollten auf unserm Wege durch dies Erdenleben! Dann würden wir vieles beobachten, das wir sonst übersehen. Wie weise führt uns unser himmlischer Meister! Und ohne daß wir in unserer inneren Freiheit eingeengt werden, sind wir doch Werkzeuge in Gottes Hand. Oft merken wir das wohl kaum; aber manchmal wird es uns doch bewußt, eben dann, wenn wir unsern Blick mehr nach innen und nach oben richten. So ging es mir vor einiger Zeit.

Es ist schon mehrere Jahre her, damals, als unsere heutigen politischen Parteien sich grade neu gebildet hatten, als jeder, der sein Vaterland lieb hatte und ihm helfen wollte, dies auf dem Wege der Parteipolitik zu tun versuchte. So hatten verschiedene Frauen unserer Ortsgruppe untereinander abgemacht, sie wollten in unserm kleinen Städtchen von Haus zu Haus gehen und persönlich neue Mitglieder für unsere Partei werben.

Auch ich gehörte zu diesen Frauen, und so führte mich mein neuer Weg eines Tages in das Haus eines Tischlermeisters. Eine ältliche Wirtschafterin öffnete mir die Tür. Ich fragte, ob der Meister zu sprechen sei. Darauf führte sie mich in ein Zimmer: und da stand ich nun plötzlich vor einem Sterbebett. Der Meister lag darin, ein etwa 75jähriger Mann, mit eisgrauem Bart und Haar, dem der Tod schon seinen Stempel ins Gesicht gedrückt hatte. Das sah ich sofort. Der sterbende Meister, der mich gar nicht kannte, sah mich fragend an.

Und ich? — Was sollte ich tun? — Was sollte ich sagen? — Ich fühlte, wie ich abwechselnd blaß und rot wurde. Gedanken und Empfindungen jagten durch mein Inneres. Das wußte ich sofort: daß ich diesem Menschen, der schon auf der Schwelle des Todes stand, nichts von Parteipolitik erzählen durfte. So sagte ich, mehr gefühlsmäßig als überlegt: „Sie sind krank, Meister, krank und einsam“ (denn es fiel mir ein, daß ich von ihm gehört hatte, er hätte alle Angehörigen verloren), „darf ich Sie ein Viertelstündchen besuchen und Ihnen helfen, über die Langeweile des Krankenlagers hinwegzukommen?“ Und dann nannte ich meinen Namen.

Der Alte sah mich aus seinen stahlblauen, klaren Augen durchdringend an; schon seit ich das Zimmer betreten hatte, durchbohrte mich sein Blick förmlich, als wollte er mein Innerstes erforschen. Jetzt streckte er mir seine Hand hin und bat mich, Platz zu nehmen. Ich holte mir einen Stuhl und setzte mich neben sein Lager.

Inzwischen hatte ich meinen Schrecken und meine Verwirrung ziemlich überwunden und plauderte nun harmlos und selbstverständlich mit ihm. „Müssen Sie viel allein sein? Oder haben Sie doch manchmal Besuch?“ fragte ich.

Nur sein durchdringender Blick, den er unverwandt in meine Augen heftete, verwirrte mich noch immer, weil ich aus ihm schließen zu müssen glaubte, es sei dem Meister doch nicht recht, daß ich, als eine ihm völlig Fremde, ihn so unangemeldet an seinem Krankenlager besuchte.

„Ich bin immer allein“, sagte er nun, und wieviel Qual lag in seiner Stimme! Plötzlich griff er nach meiner Hand. „Wissen Sie, wenn man so Tag und Nacht wochenlang im Bett liegt, dann kommen so viele Gedanken, die einen quälen. Glauben Sie wohl, daß ich nach meinem Tode in die Hölle komme?“ Ein Zittern lief durch seine Stimme, und er hielt nun mit beiden Händen meine Rechte umklammert.

Ich überlegte. Der Mann war evangelisch, mußte evangelisch sein, denn wir haben in unserer kleinen Stadt so wenig Katholiken, daß man diese alle als solche kennt. Wenn er nun trotz seines Protestantismus eine Hölle fürchtete, so mußte das daran liegen, daß er innerlich einen sehr kindlichen Standpunkt einnahm. Es war mir viel wert, dies zu wissen, denn nun konnte ich mich für unser weiteres Gespräch gleich richtig auf ihn einstellen. Der Meister hatte sichtlich nur noch wenige Erdentage vor sich. Er war alt und deshalb sicher nicht fähig, sich innerlich noch wesentlich umzustellen. Ich war in dies Haus gekommen, nicht durch einen „Zufall“, sondern weil ich diesem Menschen helfen sollte. Also: am besten war es für mich, auf den Grundmauern

aufzubauen, die ich vor mir sah. Ob diese katholisch oder evangelisch waren, das galt schließlich hier gleich. Himmel, Hölle, Engel und Teufel, sie wurden für mich in diesem Augenblick Worte und Begriffe, die mir helfen mußten, einem geängsteten Menschen das zu geben, wonach er so heiß verlangte: innere Ruhe, Zuversicht und Freude. Hätte ich ihm gesagt, ich sähe Himmel und Hölle, Engel und Teufel ganz anders als er, denn er stelle sich Himmel und Hölle als Raum vor, ich aber als Zustand, er sähe in Engeln und Teufeln lichte und dunkle Gestalten, ich aber sähe darin böse und gute Gedanken oder Empfindungen, so hätte er mich wohl gar nicht bis ins Letzte verstanden. Er hätte meine Worte wahrscheinlich so gedeutet, als ob seine Begriffe und Vorstellungen von Himmel, Hölle, Engeln und Teufeln falsch seien, und so hätte ich ihm vielleicht das Gebäude eingerissen, an dem er sein ganzes, fünfundsiebenzigjähriges Leben lang gebaut hatte. Und war ich fähig, ihm in den wenigen Tagen, die er voraussichtlich noch zu leben hatte, ein neues Gebäude aufzurichten? — Nein! Ganz gewiß nicht! Dafür war der sterbende Meister zu alt und innerlich zu kindlich-schlicht.

Das alles überlegte ich, während ich sekundenlang sinnend aus dem Fenster schaute. Dann sagte ich: „Meister, unser Herrgott im Himmel ist so gütig und liebevoll, wie wir unvollkommenen Menschenkinder es uns überhaupt nicht vorstellen können. Wenn Ihnen all das, was Sie in diesem Leben unrecht getan haben, so recht bitter leid tut, dann kommen Sie ganz gewiß nicht in die Hölle."

Ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust. „Wenn Sie wüßten," fing er wieder an, „was ich während dieser letzten Wochen gelitten habe, seit ich krank bin und zu Bett liegen muß! Jede schlechte oder unrechte Tat, die ich in meinem Leben beging, kam zu mir, quälte mich und ließ mich nicht wieder los."

„Ja, Meister," sagte ich, als er schwieg, „nicht wahr, das waren Höllenqualen! Sie sind in diesen letzten Wochen schon durch die Hölle hindurchgegangen. Man braucht sich die Hölle ja nicht unbedingt als einen Ort vorzustellen. Der Zustand der Gewissensbisse und der Reue, das war für Sie die Hölle. Die haben Sie nun hinter sich."

Die Hände des Alten umklammerten immer fester meine Rechte, seine Augen bohrten sich noch tiefer in die meinen; aber jetzt brach ein Leuchten aus ihnen hervor, wie ein plötzliches Verstehen. „Ja, das war die Hölle", sagte er langsam, als durchlebte er in Gedanken die letzten Wochen noch einmal. Dann sank er, sichtlich ermattet, in die Kissen zurück.

„Ich will jetzt gehen, Meister", sagte ich aufstehend. „Es strengt Sie gewiß an, sich so lange zu unterhalten." Aber er ließ meine Hände nicht los und zog mich wieder auf meinen Sitz herunter. „Bleiben Sie noch", sagte er bittend. „Ich habe nicht mehr viel Zeit, und ich muß noch über eine Sache klar werden. Sehen Sie, ich glaube, daß jeder Mensch seinen Schutzengel hat, und der meine hat Sie heute zu mir geführt, weil er sah, daß ich nicht sterben kann, trotzdem ich so müde bin."

Ich sah ihn nur leise fragend an und schwieg, denn ich wollte mich nicht in sein Vertrauen hineindrängen. Da fuhr er aber schon fort: „Die Leute glauben, ich habe keine Angehörigen, denn Frau und Kinder sind mir gestorben. Aber da ist noch ein Neffe von mir, der Sohn meines verstorbenen Bruders. Den nahm ich zu mir, als er noch ein Kind war, denn seine Eltern starben früh. Als der Tod mir meine Kinder entriß, eines nach dem andern, da hing ich mein Herz an diesen Neffen wie an meinen eigenen Sohn. Er sollte mich auch einst beerben. Das Häuschen hier ist mein Eigen und auch die Tischlerwerkstatt mit allem, was hinein gehört. Es stammt alles noch von meinem Vater und Großvater, die auch Tischler waren. Und obendrein hatte ich mir ein ganz ansehnliches Vermögen zusammengespart, immer im Gedanken an den Neffen. Aber als dieser vierzehn Jahre alt war und als Lehrling bei mir eintreten sollte, da sagte er mir, er könne kein Tischler werden. Er besaß eine Geige, die seine Mutter ihm einst geschenkt, und seit einigen Jahren hatte ich ihm, auf sein unermüdliches Bitten hin, Geigenunterricht erteilen lassen. Nun spielte er täglich stundenlang und hatte kaum noch für etwas anderes Sinn. Er hatte wohl auch Talent. Der Lehrer selbst bat mich, den Jungen weiter ausbilden zu lassen. Aber ich hatte

mich nun einmal auf den Gedanken versteift, mein einziger Verwandter und Erbe solle Tischlermeister werden, wie unsere Vorfahren. Dann hätte er sein sicheres, ehrliches Auskommen und brauchte nicht als Musikant, halbwegs bettelnd, durch die Welt zu wandern, wie ich mir das vorstellte. Es gab heiße, harte Kämpfe zwischen mir und dem Jungen. Eines Morgens war er fort. Sein Geigenlehrer kam zu mir. Er schien alles zu wissen und wollte mir wohl Bericht erstatten. Ich ließ ihn nicht vor. Noch mehrmals wies ich ihn ab im Laufe der folgenden Jahre. Er sah mich immer vorwurfsvoll an, wenn er mir auf der Straße begegnete; ich aber wich ihm aus. Mein Herz war wie versteint. Dann kam mir der Gedanke an meinen Tod. Ich nahm einen Bogen Papier, Tinte und Feder. Dort drüben liegt es alles.“ Bei diesen Worten deutete er mit einer Hand auf einen Schreibtisch, den man durch die offene Tür im Nebenzimmer stehen sah. Dann fuhr er fort: „Mein Neffe sollte mich auf keinen Fall beerben. Das war mir klar, und das legte ich auch schriftlich nieder.“ Wieder deutete er mit seiner Hand auf den Schreibtisch nebenan. „Wer aber sollte nun mein Erbe sein? Über dieser Frage grübelte ich all die Jahre, ohne eine Antwort zu finden, denn ich hatte sonst weder Verwandte noch Freunde. Mein Inneres war hart und verschlossen. So war ich einsam geworden. Seit ich nun auf diesem Krankenlager liege, weiß ich, daß es mit mir zu Ende geht. Aber ich kann nicht sterben; das Testament dort drüben hält mich hier zurück. Und ich bin doch so müde. — Wie kommt es nur, daß Sie mich heut' besuchen? Und wie kommt es, daß sich mir Herz und Zunge lösen? Es tut so wohl, sich einmal auszusprechen. Man wird sich über alles viel klarer, als wenn man nur immer für sich allein darüber grübelt. — Sie sagten vorhin, die Hölle hätte ich nun hinter mir. Aber damit ist doch noch nicht gesagt, daß ich nun auch in den Himmel komme? Und ich möchte es doch so gern!“ Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, und seine Augen glänzten feucht.

Leise strich ich über seine Hand. „Soll ich Ihnen sagen, was Sie nun noch tun müssen, um in den Himmel zu kommen? — Überwinden Sie die Härte Ihres Herzens! Ich glaube, innerlich haben Sie's schon getan!“

„Ja,“ meinte er nachdenklich, „im Laufe dieser letzten Stunde ist mein Herz weich geworden“, und mit fester Stimme fügte er hinzu: „Was ich nun noch zu tun habe, weiß ich. Bitte holen Sie mir dort aus dem mittleren Fach des Schreibtisches den Bogen Papier, den Sie dort finden werden.“

Ich tat, wie er mir gesagt. Er nahm das Testament aus meiner Hand und riß es mitten durch. Ein Zucken lief über seine Züge, helle Tropfen standen auf seiner Stirn, aber seine Augen leuchteten in einem fast überirdischen Glanze.

Ich brachte vor Bewegung kein Wort über die Lippen. Ich sah ihn nur an und strich leise über seine Hand.

Dann ging ich. Er wollte meine Hände fast nicht loslassen. „Ich danke Ihnen, und kommen Sie bald wieder“, sagte er einmal ums andere.

Gleich am nächsten Tage ging ich hin. Die Haushälterin öffnete die Tür und sagte mir, der Meister sei in der vergangenen Nacht gestorben. Ich ging hinein an sein Totenbett. Wie friedlich lag er da! Heiß stieg es mir in die Augen, und ich empfand tiefste Dankbarkeit gegen Gott, der mich auf so merkwürdige Weise zu seinem Werkzeuge gemacht hatte.

Ilse Westhoff

Einweihung des Totendenkmals

Vorbemerkung. Wir bringen im Vorliegenden einen Auszug aus dem neuen Roman von Jean Giraudoux „Bella“, der im letzten Jahr in der „Nouvelle Revue Française“ erschienen ist. Dieser Auszug zeigt mehr als viele Reden, welcher Geist die französische Jugend beherrscht. Er ist bedeutungsvoll durch die Stelle, an der er erscheint: die führende französische Monatsschrift auf literarisch-kulturellem Gebiet; bedeutungsvoll ferner durch die Persönlichkeit

des Verfassers. Jean Giraudoux gehört zu den am meisten genannten Schriftstellern der Nachkriegsgeneration, jener Generation, die versucht, aus dem ungeheuren Geschehen, das wie eine Sturmflut alles sichere Geistesgut hinwegriß, sich wieder auf einen festen Boden zu retten, von dem aus sie die Welt und das Leben betrachten und werten kann, die diesen festen Boden aber nicht in einem Zurückgehen auf die Zustände vor dem Kriege zu gewinnen glaubt, sondern nach Neuland ausschaut. Diese Generation hat das apokalyptische Gefühl einer Weltkatastrophe, das E. R. Curtius in Frankreich viel weniger vorhanden glaubt, als bei den Vertretern deutscher Geistigkeit. Allerdings äußert sich dies Gefühl auf eine andere Weise als bei uns: nicht mit der gleichen Tragik und Schicksalsgebundenheit, eher mit einem Lachen, das sich über die Dinge erhebt, die man nicht ändern kann. Es ist ein erdentbundenes Lachen, wie wir es in Deutschland nur ganz selten haben, und das uns deshalb leicht frivol vorkommt. So wird auch mancher Leser dieses Kapitels von Giraudoux denken, daß man in solcher, sagen wir respektlosen Art nicht vom Tode reden dürfte. Aber wer einmal in diese andere Geisteshaltung eingedrungen ist, der genießt als Deutscher, deren Eigenschaft es nach einem Goetheschen Wort ist, daß alles über ihnen schwer wird, diese Leichtigkeit des Hinschreitens über einen Vulkanboden wie eine Befreiung, wenn auch nur wie eine vorübergehende, von der eigenen Schwere und Zergrübeltheit.

Auf jeden Fall aber muß sich der deutsche Leser hüten, diese Leichtigkeit irgendwie mit Mangel an Tiefe oder gar Leichtfertigkeit gleichzusetzen. Er würde damit die Absicht des Dichters völlig verkennen. Worauf es Giraudoux ankommt, ist nicht so sehr die Brandmarkung einer Person, deren Name wohl jedem Deutschen bei der Person Rebendarts (Poincaré) auf die Lippen kommt, als die Gegenüberstellung zweier Generationen: der älteren, die von den Dingen redete und redet, ohne sich viel Gedanken zu machen, ob ihre Reden der Wirklichkeit entsprechen. Wenn sie nur schön klangen! Die andere hat durch das Erlebnis des Krieges den Dingen auf den Grund geschaut und die Hohlheit dieser Reden, ihre verhängnisvolle Wirkung auf die Menge erkannt. Sie ist entschlossen, ihre Erkenntnis auch in die Tat umzusetzen. Sie ist dazu um so entschlossener, als sie weiß, wie wenige übriggeblieben sind, um dieser Aufgabe sich zu weihen. Wenn noch gesagt wird, daß Giraudoux eine bedeutungsvolle Stelle im Ministerium des Äußern (er ist Pressechef) innehat, dann gewinnen seine Worte auch in einem unmittelbaren Sinne eine tiefe Bedeutung. Leider ist es einer deutschen Übersetzung nicht möglich, den leichtbeschwingten Rhythmus des Giraudouxschen Stiles ganz wiederzugeben. Vielleicht verleitet diese Probe den einen oder andern Leser, zu den Werken Giraudoux' selbst zu greifen, von denen der das deutsch-französische Nachkriegsproblem behandelnde Roman „Siegfried et le Limousin" für uns das meiste Interesse hat (Verlag Grasset, Paris).

Inzwischen ist der Roman gleichzeitig mit seiner Beendigung in der Zeitschrift im Verlag der „N. R. F." als Buch erschienen. Er hat sich als eine Art Poincaréroman entwickelt.

* * *

„... An jenem Tage entschloß ich mich, zu der Einweihung eines Denkmals zu gehen, das den gefallenen Schülern meines Gymnasiums errichtet wurde ...

Rebendart weihte es ein.

Rebendart, Advokat, ehemaliger Minister der öffentlichen Arbeiten, gestern Kammerpräsident, seit einem Monat Justizminister, verfolgte mit seinem Hasse meinen Vater, der mit ihm Bevollmächtigter beim Friedensvertrag zu Versailles gewesen war. Aber selbst von diesem Streit abgesehen, war mir unbehaglich zumute. Ich hörte ihn so oft in seinen Reden wiederholen, daß er Frankreich personifiziere, ich las in soviel Zeitungen, daß Rebendart das Symbol Frankreichs sei, daß mich Zweifel über mein Land ergriffen hatten. Mein Land war also jene Nation, in der nur die Stimme der Advokaten ein Echo hatte. Die Advokaten meines Landes waren also jene Männer im Gehrock, die immer der Vergangenheit zugekehrt waren, die mehr mit Fäserchen bedeckt waren als Lot, nachdem er seine in Salz verwandelte Frau umarmt hatte, die in der Nacht sowohl am Rhein wie in den Seelen die Grenzsteine versetzten. Der Machtbereich der Heuchelei, der schlechten

Laune wuchs, dank Rebendart, in allen französischen Körperschaften, in den Generalräten, in den Freudenhäusern, in den Herzen der Schulkinder. Jeden Sonntag weihte er sein öffentliches Kriegerdenkmal unter einem aus hämmerbarerem Eisen als er selbst gegossenen Soldaten ein, tat dabei, als ob er glaube, die Toten hätten sich nur zurückgezogen, um über die von Deutschland geschuldete Summe zu beraten, und übte dadurch seine Erpressungsversuche aus über diesen schweigenden Gerichtshof, dessen Schweigen er anrief. Die Toten meines Landes waren also gemeindeweise versammelt zu einer Gerichtsvollzieheraktion und zankten sich in der Hölle mit den deutschen Toten herum. Es war schrecklich, daran zu denken, wie sich Rebendart, der während seines kurzen Aufenthaltes im Ministerium der öffentlichen Arbeiten darauf bestanden hatte, in die in vollem Betrieb begriffenen Bergwerke von Anzin, die in Wiederherstellung begriffenen von Lens, die ersäuften von Courrière hinabzusteigen, sich die Unterwelt vorstellte und die ewige Ruhe, und die Ankunft bei der Überfahrt der Schatten und das Wiederauffischen eines heruntergestoßenen und über Bord geworfenen Schattens durch Charon. Also selbst im Namen dieser Toten, die in dieser Minute in tiefen Nebeln, in schattendunkeln Knäueln oder in farblosen Bächen sich vereinigt hatten, sang er das Lob der Klarheit, unseres Zahlen-Systems und des Lateins, und zwar in einer falsch, genau, fettig und mürrisch klingenden Sprache, die einen nach der radikalsozialistischen Sprechweise verlangen ließ, deren einfachste Ausdrücke das Wort „erhaben" und das Wort „hingerissen" sind! Wenn die Sonne strahlte, so konnten der Frühling und der Sommer nicht mehr von ihm erreichen, als daß er in seiner Rede mehr weibliche Substantive im Plural vom Stapel ließ. Die Wirklichkeiten, die richtunggebenden Möglichkeiten, die Richtlinien begegneten einander dort mit tausend Zärtlichkeiten, und dieser Sapphismus der bürokratischsten Abstraktionen überhäufte ihn mit Wollust. Angelehnt an den Marmor Bartholomés, einem viel kälteren Marmor als je ein Leichnam gewesen war, durch diese Berührung auf die höchste Temperatur gebracht, war der Tod all dieser Franzosen für Rebendart, was ein Tod in einer Familie war, was für ihn trotz allen Schmerzes der Tod seines Vaters und seines Sohnes gewesen war: Ein Erbschaftsstreit. Übrigens war schon in dieser der Jugend gewidmeten Rede der Ton bitter; und wenn er Denkmäler für unsere Toten errichtet hatte, so merkte man schon in seiner Einweihungsrede einen Hauch von Ansprüchen Europa gegenüber, als wenn Europa uns Reparationen schuldete, weil wir Pasteur, den Triumphbogen oder Jeanne d'Arc hervorgebracht haben.

Im Hofe des Gymnasiums begann die Feierlichkeit. Der stellvertretende Direktor enthüllte im gleichen schwarzen Rock, mit dem er die Schüler einst im Gymnasium empfangen hatte, die Tafel, auf der die Namen der für das Vaterland gefallenen Schüler in Schwarz eingegraben waren, denn die Inschrift in Gold war auf den Nachbartafeln für die Preisträger der Preisaufgaben vorbehalten. Außer Charles Péguy, Emile Clermont, Pergaud und einigen Älteren hatte ich diese Kameraden gekannt, die heute in alphabetischer Reihenfolge in das Vergessen und den Ruhm zugleich eingingen in der gleichen Ordnung, in der sie zum Wettbewerb der Examen gegangen waren. Er las langsam die Namen, die er bisher nur mit einer Note für Leistungen und Betragen verlesen hatte. Er mühte sich, die letzten nicht mit einer wachsenden Verachtung zu lesen, wie bei der Verlesung der Aufsatznoten. Er sagte sich, daß dies der einzige Aufsatz seines Lebens war, bei dem es nur Einser gab. Es waren hundert Tote, die die gleiche Anzahl von Punkten hatten. Er verwunderte sich vor allem darüber, daß eine Rührung bei den Namen einzelner Schüler nicht durch die Erinnerung an ihre Preise oder an ihre Arreste bestimmt wurde, sondern durch ganz andere Erinnerungen, die er gar nicht zu haben glaubte, an die Farbe ihrer Haare, ihrer Augen, die Form ihrer Lippen. Alle diese Toten überließen ihm plötzlich, ihm, so voller Verachtung und so versteinert gegenüber allem, was nicht Schule und Studium war, ihr menschlich Teil, der seine Nase à la Roxelane, jener seine spitzen Ohren, dieser seine unverwüstliche, vom ganzen Gymnasium wohlbekannte Krawatte, die er von Quarta bis Prima getragen hatte. Klopfende, frische Leiber, blonde und braune Haare, entstanden für ihn zum erstenmal aus diesen

Schülern, diesen Phantomen. Aber er wußte sich wieder zu fassen. Glücklicherweise hatte er von seinem Zimmer all die Preise mit heruntergebracht, die er im Juli 1914 nicht mehr Zeit gehabt hatte, zu verteilen. Er übergab sie den so bevorzugten Familien, und die Hierarchie der Toten stellte sich in der einzig zulässigen Ordnung wieder her, denn einer der Toten hatte acht Preise. Der Direktor hatte übrigens nach und nach alle Bände ausgetauscht, indem er die von lebenden Autoren zurückgezogen hatte. Er wußte selbst nicht, aus welcher Angst heraus. Dann enthüllte man die Platte, und ich sah da oben, von D bis E alle die, die mich in den Examen umgeben hatten, die mich nicht vor dem braven Lintilhac und dem schrecklichen Gazier geschützt hatten, die mich aber beschützten vor dem Tode. Dann geschah es, daß die Menge der Mütter und Väter sich noch tiefer verneigte, wie vor einem allerhöchsten Leichnam, und Rebendart erschien. Es gab keine Erhöhung und keine Stufen. Er begann vom Fußboden selbst aus zu sprechen. Diesmal schien er wirklich aus Grabgewölben aufgetaucht zu sein. Er sprach, sagte er, im Namen dieser Toten, dieser jungen Leute. Und er log. Denn von diesen Toten, da wußte ich, was jeder dachte, was jeder an seiner Stelle getan hätte. Ich hatte die letzten Sätze von einigen gehört, die nahe bei mir getötet worden waren. Ich hatte die letzte Mahlzeit mit einigen von ihnen geteilt, das Brot, den roten Wein, die Wurst, die ihr letztes Abendmahl gewesen waren. Ich kannte ihre letzten Briefe, von denen übrigens jeder der erste eines langen, funkelnden Daseins hätte sein können, so sehr sprühten sie vor Lebenshunger. Ich wußte, welche von ihnen Feinde getötet hatten und sich einen Ulan oder Jäger in den Tod vorausgehen ließen, wußte, welche von ihnen jungfräulich gestorben waren, für die der Krieg der Kampf gegen einen theoretischen Gegner war, den sie niemals gesehen, niemals ergriffen hatten, und die mit reinen Händen gestorben waren, an einem dieser Tage, an dem die Theorien schwer lastend und tödlich wurden, an dem die Adern, die Schädel weniger unter den Geschossen, als unter dem Druck des Schicksals zu platzen schienen. Ich kannte alle, die sich in den Krieg gestürzt hatten nicht in einem Elan des Hasses, sondern in der Freude, sich mit der Pflicht zu versöhnen, mit dem Kampf, mit diesem Idioten von Zensor, mit sich selbst. Sie hatten sich an diesem Augustbeginn hineingestürzt wie in Ferien, nicht allein Schulferien, sondern auch Ferien von dieser Welt, Ferien vom Leben. Wenn sie heute die Erlaubnis gehabt hätten, ein Bedauern auszudrücken, so wäre es vielleicht darüber gewesen, daß sie nicht wenigstens den einen Monat, der ihrem Tode voranging, von Zahnschmerzen befreit waren, und auch von dem General Antoine, der die Nasenschützer verbot. Wenn sie geruht hätten, eine posthume Beschwerde zu machen, so wäre es die gewesen, daß sie nicht während des Krieges Körper hatten, regenundurchlässig, schwebend über dem Schmutz, auf dem Wasser gehend, frisch unter der Hundehitze, mit einem Schatten größer als sie selbst in baumlosen Ebenen, und daß sie den General Dollet gehabt hatten, der sie zwang, den Kragen ihres Mantels sogar im Sommer zuzuknöpfen. Der Schöpfer und zwei Generäle, von ihnen hätten sie heute lächelnd, sie entschuldigend gesprochen und nicht, wie Rebendart es tat, von ihren Erbfeinden. Der Tod allein ist Erbfeind, und selbst da genügt es noch, um ihn im Guten zu nehmen, daß man ohne Nachkommen starb. Nicht ein einziges Waisenkind vor diesem Totendenkmal! Wieviele zukünftige Tode erspart nicht der Tod eines Gymnasiasten! Das sagen alle diese Toten, die ich gekannt hatte. Sie sagten auch zu mir, denn viele waren Beamtensöhne, daß sie gerne Rodez, Le Puy wiedergesehen hätten, Marokko, das so schön ist, seine reine Luft, und wer von ihnen nie die Zeit oder die Lust gehabt hatte, die „Kartause von Parma“ zu lesen, bat mich, mich zu sammeln und es ihm kurz zu erzählen, wenn es irgend ginge, in einem Wort ... Ein Wort, ein Wort aus aller Kraft, mit meinem ganzen Sein in einer tönenden Landschaft geschrien, das war alles, was diese Toten hören wollten! So schien mir schließlich Rebendart den Haß, den Zank, die Bitterkeit nur im Namen der drei einzigen Schüler zu predigen, die ich nicht gekannt hatte, im Namen von Pergaud, der die Tiere liebte, einschließlich des Hamsters und des grausamen Marders, von Clermont, der sogar die unbehandelbaren Seelen und die menschenmörderischen Herzen liebte, und von Péguy, der alles, geradezu alles liebte. Und seine Rede war eine Blasphemie! Als er, vom Direktor aufgefordert, vorbei-

schritt, um die Hände der an der Front ausgezeichneten Schüler zu drücken und mir seine rechte Hand hinstreckte, diese Hand, von der man sagte, daß sie den Verhaftungsbefehl meines Vaters unterzeichnete, legte ich meine beiden Hände auf den Rücken. Er hielt mich für einen Kriegsinvaliden und grüßte mich" ... Dr. Kl. M. Faßbinder

Der Reichsehrenhain

In Stadt und Land, in Schulen und Kirchen, allenthalben werden den gefallenen Kämpfern des Weltkrieges Ehrenmäler errichtet. Nicht nur die Trauer um den Verlust der Väter, Brüder und Söhne, sondern vielmehr das Gefühl der Dankbarkeit den Toten gegenüber ist der Grund dafür. In weiten Kreisen hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß trotz des verlorenen Krieges die ungeheuren Opfer nicht vergeblich waren. Deutschland ist in seiner mehr als vierzig Jahre langen Friedenszeit ein zufriedenes, sattes und verwöhntes Land geworden. Üppigkeit und Genußsucht wurden morsche Pfeiler des Reiches, die unter der Wucht der Ereignisse den Zusammenbruch ermöglichten. Die Notzeit brauste über uns hinweg und brachte gleich den apokalyptischen Reitern die Schrecken des Krieges, des Hungers, der Krankheit und des Todes ins Land. Dann kam der Umsturz und nach ihm die Revolution der Wirtschaft. Die Besitzverhältnisse überstürzten sich in rascher Folge, der allgemeine Konzentrationsprozeß ließ gewaltige Reichtümer in wenigen Händen zusammenfließen, während Millionen ihre Vermögen gänzlich verloren und der Armenfürsorge zur Last fielen. Diese äußeren Zersetzungszeichen waren von inneren Krankheitserscheinungen begleitet. Neben herzzerreißender Armut sah man grenzenlose Verschwendung, Neureiche schwelgten in den raffiniertesten Genüssen, wie sie die Verfallzeit Roms nicht bedenklicher kannte. Heiligtümer wurden niedergerissen, Tradition und Geschichte mit Füßen zertreten. Selbst in unseren Tagen der Gesundungskrisen ist dieser verderbliche Geist noch am Werke. So wurde kürzlich gemeldet, daß halbwüchsige Burschen in der Oberlausitz eine fünfhundertjährige Eiche in Brand gesteckt haben. Solch beschämende Achtungslosigkeit vor Denkmälern der Natur oder Weihestätten des Volkes ist gottlob selten geworden. Männer und Frauen, die vor einigen Jahren im Taumel der Allgemeinheit selber an den Grundlagen des Staates rüttelten, als da sind Vergangenheit und Überlieferung, Arbeit und Ordnung, verurteilen heute in tiefster Empörung die ruchlose Tat jener Schänder. Abgesehen von den politischen Leidenschaften, die je und je das deutsche Volk bedrohten, gibt sich immer deutlicher ein einheitlicher Volkswille kund, der mehr oder weniger bewußt und unbewußt nach Ordnung und Aufbau strebt. Der entschiedene Wille zur Sachlichkeit ist ein bedeutsames Zeichen unserer Zeit, das den wahren Freunden des Vaterlandes neue Hoffnungen und Ausblicke eröffnet. Und der Wunsch zur Besinnung, der sich darin zeigt, daß man den jüngsten Kriegsereignissen Denksteine setzt und den gefallenen Soldaten allerorts Ehrenmäler errichtet, ist ein unverkennbarer Beweis von dem begonnenen Wiederaufstieg Deutschlands. Unser Vaterland hat sich wieder zum Bewußtsein seiner Würde, Kraft und Größe durchgerungen, es erkennt wiederum seine Aufgaben nach innen und außen und wird nach so viel Schmach und Schande wieder zunehmende Weltgeltung erlangen.

Ganz besonders gilt das von dem Reichsehrenmal, dessen Gedanke nicht nur die Edelsten der Nation, sondern alle Bürger unseres Staates, arme und reiche, äußerst lebhaft beschäftigt. In beispielloser Einmütigkeit haben die Frontkämpfer aller Weltanschauungsgrade eine Arbeitsgemeinschaft zur Durchführung des erhabenen Planes gebildet. Damit hat zum ersten Male seit den unseligen Tagen des Zusammenbruchs die deutsche Einheit einen würdigen und hoffnungsvollen Ausdruck gefunden.

Wie vor der Errichtung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald in deutschen Gauen ein



Erinnerung an Erfurt — O. Engelhardt-Kyffhäuser

Streit um den Platz des Denkmals entbrannte, wird auch jetzt um diese Frage leidenschaftlich gestritten. Solange solcher Kampf edel und sachlich bleibt, hat er durchaus seine Berechtigung. Gegenwärtig aber droht er zu einer Gefahr für den Gedanken einer Totenehrung überhaupt zu werden. Der Grund ist weniger in den abweichenden Ansichten der in erster Linie beteiligten Kreise, als in der langen Verzögerung der endgültigen Entscheidung zu sehen. Darum wäre es zu begrüßen, wenn die verantwortlichen Männer mit ihrem Spruch nicht länger warten ließen. Von den einsichtigen Bürgern muß aber auch das nötige Vertrauen gefordert werden. Wenn der letzte Beschluß in dieser heiligen und ernsten Sache verkündet wird, so muß jede weitere Auseinandersetzung schweigen. Mag man die Wahl des Ortes für glücklich halten oder nicht!

Die Ehrung unserer zwei Millionen gefallener Krieger geht jeden Deutschen etwas an. Fast keine Familie ist von den Schrecken des Kriegstodes verschont geblieben. Rings um Deutschland herum liegt ein Wall von unzähligen Gräbern. Im Felde, in der Haide, draußen im Walde liegen sie, hier und da verstreut, oder sie sind zusammengelegt zu Ehrenfriedhöfen. Da ist wohl der Gedanke erhaben und groß, einen Mittelpunkt zu schaffen, eine Wallfahrtstätte zu weihen im Herzen Deutschlands. Soll diese Stätte nun ein hochragendes Mal bezeichnen, oder soll sie nicht einfach ein naturgegebener Weiheort sein, ein heiliger Hain? (Vgl. des Verfassers Schrift „Vom Reichsehrenmal", Verlag Callwey, München 1926.)

Es sind mancherlei Vorschläge gemacht worden über die Art dieses Reichsehrenmales: Eine Gedächtnishalle in der Reichshauptstadt, ein gewaltiger Versammlungsraum unter einem Berge, oder eine Toteninsel im Rhein. Die größte Beachtung fand aber der Gedanke, im Herzen Deutschlands einen heiligen Hain zu schaffen. Tacitus berichtet von den Germanen, daß sie in heiligen Hainen ihren Göttern opferten und sich dort zum Aufbruch in die Schlacht versammelten, daß sie dann ihre Irmensäulen inmitten dieser Haine zum Gedächtins der Toten errichteten. Kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt war es, der eindringlich auf diesen Brauch unserer Ahnen hingewiesen hat. Nach den Befreiungskriegen wollte er einen solchen heiligen Hain pflanzen



Hundertjährige Kiefern im Forst von Berka — Nach einer Zeichnung von F. Haase, Berka

lassen. Aber erst unsere Zeit ist reif, diese Tat zu vollbringen. Bereits während des Krieges beschäftigte man sich lebhaft mit der Frage der Totenehrung. Im Jahre 1915 machte Willi Lange den Vorschlag, jedem für das Vaterland Gefallenen eine Eiche in seiner Heimatgemeinde zu pflanzen, so daß deutsche Heldenhaine, von Baumwall und Graben begrenzt, entstehen, in deren Mitte auf freiem Ringplatz die Kaiser- und Friedenslinde blüht. Der Vorschlag fand Widerhall in den weitesten Kreisen. Der Feldmarschall Hindenburg stimmte freudig zu. Lange gab dann eine Denkschrift „Deutschlands Heldenhaine“ heraus (Verlag Weber, Leipzig). Mit der Dauer des Weltkriegs und der gewaltigen Zahl der Opfer mußte die ursprüngliche Absicht, jedem toten Kameraden eine Eiche zu pflanzen, fallen. Aber der Gedanke des Ehrenhaines blieb bestehen, um nach zehn Jahren von neuem aufzuleben. Siegmund Graf, der Schriftleiter des „Stahlhelm“, warb mit Liebe und Begeisterung für den Gedanken des Heldenhaines und fand dabei die Zustimmung sämtlicher Frontkämpferbünde. Selbst die schärfsten politischen Gegner, wie das Reichsbanner und der Bund jüdischer Frontkämpfer, versagten ihre Zustimmung nicht. Diese Verbände beschlossen in Verbindung mit dem Stahlhelm und dem Kyffhäuserbund, sich „über dem Grabe der Kameraden die Hände zu reichen“, um ein Reichsehrenmal zu schaffen. Als Form der Totenehrung wurde ein heiliger Hain gewählt. Für den Ort einigte man sich zunächst auf Mitteldeutschland, dem Herzen des Reiches. Ein ideales Gelände fand man dann in dem Forst von Berka bei Weimar, der, von einem breiten Wiesengürtel umlagert, einen in sich geschlossenen Hain darstellt. Von allen Seiten führen breite Zufahrtsstraßen in den Mittelpunkt des Waldes. Dort bieten nach Norden und Süden von der Mitte aus ansteigende Kahlschlaghänge einen Versammlungsraum für mehr als hunderttausend Menschen. Der Berliner Architekt de Fries hat ein Modell geschaffen (das leider in der Kreisdirektion zu Weimar ängstlich gehütet wird). Danach würde der südliche Hang in fünf Terrassen aufgeteilt, die je ein Kriegsjahr darstellen sollen. Auf erratischen Blöcken sollen die markantesten Schlachtennamen eingemeißelt werden. Von der obersten Terrasse gelangt man auf moosbewachsenem Wege unter hundertjährigen Kiefern im geheimnisvollen Halbdunkel des Waldes zum eigentlichen Heiligtum, vielleicht einem gewaltigen Altar, auf dem ein ewiges Feuer loht. Der nördliche Hang, der durch einen Teich von der Terrassenseite getrennt ist, dient als Versammlungsstätte, die von Eichen umrahmt wird.

Heilige Eichen, Helden geweiht
Als Ehrenzeichen der großen Zeit!
Hoch sollt ihr ragen und brausend melden
Nach fernen Tagen das Sturmlied der Helden,
Zu deren Gedächtnis ihr Eichen steht,
Und ihr Vermächtnis, das nie verweht:
„Fest und treu, wie wir gestanden,
Wachs' aufs neu in deutschen Landen
Geschlecht auf Geschlecht, stetig vermehrt,
Das wurzelecht, die Heimat ehrt.“ (Graf Max von Bethusy-Huc)

Die Durchführung dieses Berkaer Planes wird von mehr als acht Millionen Frontkämpfern gewünscht. Der Reichsrat stimmte gleichfalls dafür. Trotzdem ist jedoch noch keine Entscheidung der Reichsregierung gefallen. Einige Reichstagsabgeordnete fordern das Recht dieses Spruches für den Reichstag. Damit wäre jedoch diese überparteiliche, nationale Angelegenheit der Politik und dem Parteihader ausgeliefert. Möge die Reichsregierung den Mut finden, sich zu einem eigenen Spruch zu bekennen!

Ob das Reichsehrenmal auf dem Thüringer Walde, vielleicht auf dem Donnershaugk, oder auf dem Dolmar bei Meiningen, ob es auf der Augustusburg, oder einer Insel im Rhein seinen Platz finden wird, — das sind Fragen von untergeordneter Bedeutung, um die zwar unerhört gekämpft wird, deren Lösung aber die tiefsten Grundgedanken nicht berührt. Sachliche Gesichts-

punkte müssen entscheidend sein. So ist nicht nur aus ideellen, sondern auch aus rein praktischen Gründen die Lage im Herzen Deutschlands vorzuziehen. Allen deutschen Bürgern muß die Möglichkeit geboten werden, unter gleichmäßig — im Verhältnis der Entfernungen — verteilten Reisekosten den Reichsehrenhain zu besuchen. Geschichtliche Gesichtspunkte müssen, ob sie nun jüngeren oder älteren Datums sind, zurücktreten. Der Name des Reichsehrenmales, sei es Berka oder Lorch, soll zu einem Symbol der Einheit Deutschlands werden! Darum muß er eine „tabula rasa" sein.

Die Städte und Gemeinden, deren Vorschläge abgelehnt werden, müssen sich zur Mitarbeit an dem gewählten Plan bereit finden. Anregungen sind in großer Fülle von allen Seiten gegeben. Darum lohnt eine eingehende Beschäftigung mit den verschiedenen Plänen, die zur Erörterung standen, bzw. noch stehen, soweit sie nicht von vornherein unmöglich, ja unsinnig sind, wie z. B. der Wunsch, eine Ehrenbrücke über den Rhein zu bauen. Besondere Beachtung verdient der Vorschlag, im Teutoburger Walde den Reichsehrenhain zu schaffen. Zweifellos weist dieser urwüchsige Wald den günstigsten Baumbestand auf. Darum sind Waldfreunde wie Willi Ludewig für ihn eingetreten. Wenn dort nicht schon das herrliche Hermannsdenkmal seine Stätte hätte, wäre der Platz für das Reichsehrenmal gegeben. Aber große Dinge gleicher Art dürfen nie nahe beieinander liegen. Zwei nationale Ehrenmäler nebeneinander würden sich gegenseitig in ihrer Bedeutung beeinträchtigen. Der Dolmar bei Meiningen wäre gleichfalls ein verlockender Platz für die Stätte der Totenehrung. Leider ist dieser Berggipfel wegen seiner Höhe und der schwierigen Zugangsmöglichkeit ungeeignet. Beachtlich ist auch der Vorschlag des Weserlandes. Es war uns besonders erfreulich, in der Werbeschrift zu lesen: „Wir wollen, daß dem Andenken unserer gefallenen Brüder eine würdige Stätte bereitet werde. Gibt es eine würdigere, als wir sie bieten können, so treten wir gerne zurück." Andere Bewerber schlagen diesen vornehmen Ton leider nicht an. Obwohl die Insel bei Lorch aus mancherlei sachlichen Gründen als Platz des Ehrenhaines ungeeignet erscheint, hat der Plan viele Freunde gefunden. Auch Grafenwerth ist vorgeschlagen. Außerdem wirbt das Rheinland noch für den Plan, auf der Insel Hammerstein das Reichsehrenmal zu schaffen. Der Vorschlag, den Niederwald zum Nationalhain zu erklären und vor dem Denkmal von Johannes Schillings Ehrentafeln aufzustellen, wird sich kaum durchsetzen können. Dieser Wald ist mit seinem Denkmal bereits ein Nationalheiligtum. Augustusburg im Erzgebirge ist als Schloß ein Juwel sächsischer Lande und könnte als Gedächtnisstätte für die gefallenen Krieger Sachsens gedacht werden. Goslar stand unter den Bewerbern um das Reichsehrenmal an aussichtsreicher Stelle. Berka bei Weimar, jene unscheinbare kleine Stadt, von Goethe und seinem Fürsten vor mehr als hundert Jahren als Badeort eingerichtet, hat die beste Aussicht, als Platz für das Reichsehrenmal gewählt zu werden. Nicht nur die Frontkämpferbünde haben sich dafür entschieden, sondern zahlreiche Künstler und Dichter fanden dort die würdigste Stätte für Deutschlands Heldenehrung. Friedrich Lienhard, der Hüter deutscher Seelenkultur, hat sich in einem Brief an den Reichspräsidenten von Hindenburg für den Plan aufs wärmste eingesetzt (vgl. Türmer, Oktoberheft).

Wo auch die Stätte des Reichsehrenmales sei, unsere deutsche Jugend wird dort aus allen Gauen zusammenkommen und an den Geschicken des Vaterlandes Anteil nehmen, um eine neue Zukunft zu schmieden.

Ein wilder Sturm, ein wildes Meer,
Vorübersausend Wolkenheer,
Das stimmt zusammen, stolz und groß.
Trifft starkes Herz ein stürmisch Los,
Und brandet hoch der Gram empor,
Es reckt sich aus der Not hervor.

Ein Sklave winselt, sinkt ins Knie,
Der wahrhaft Freie beugt sich nie
Und großes Reich steht immer auf,
Ist's auch gestürzt einmal im Lauf.
Wölbt hoch sich einst der Ehrenhain,
Wird Deutschland groß und machtvoll sein.

(A. v. Gleichen-Rußwurm)

Karl August Walther

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Rudolf Eucken

In seiner Anklageschrift „Verfall und Wiederaufbau der Kultur" geht Albert Schweitzer besonders mit der Philosophie ins Gericht. Sie habe längst ihren öffentlichen Beruf eingebüßt; weltfremd sei sie geworden; den elementaren Lebensproblemen habe sie sich verschlossen. Der Wert jeder Philosophie, meint Schweitzer, sei zuletzt danach zu bemessen, ob sie sich in eine lebendige Popularphilosophie umzusetzen vermöge, indem sie auf die alle angehenden Grundfragen eingehe und sie, umfassender durchdacht und vertieft, der Allgemeinheit wieder zurückgebe.

Diese charakteristische Anklage trifft leider weithin zu. Völlig gerecht ist sie indessen nicht. Wenigstens in unserem Jahrhundert sehen wir die Philosophie in manchem ihrer Vertreter zu umspannender Lebenssynthese ausholen. Das synthetische Grunddenken zeigt sich wieder stärker bewegt. Daß es mit fachwissenschaftlichen Untersuchungen in Zusammenhang steht, ist noch kein Schade; das kann ihm einen wichtigen Ansatzpunkt geben. Ob freilich die allgemeinen — neukantianisierenden — Voraussetzungen das tragfähige Gerüst dazu abgeben, ist eine Angelegenheit für sich. Troeltsch ist in seinem Suchen nach einer neuen Metaphysik wohl nicht umsonst über diese Voraussetzung hinausgedrängt worden. Völlig gerecht ist die Anklage auch deshalb nicht, weil sie übersieht, daß wir tatsächlich schon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts uns bedeutsamer universalphilosophischer Unternehmungen erfreuen durften, deren Wert dadurch nicht geringer wird, daß sie den Zeitströmungen nicht entsprachen und nur mühsam sich Gehör verschafften.

Tatsächlich läßt sich eine innere Linie philosophischen Gesamtdenkens aufzeigen, die aus dem Verfall der Philosophie um die Mitte des 19. Jahrhunderts die große idealistische Überlieferung festhielt und, der Notwendigkeit einer Umbildung bewußt, über die unwahr und unhaltbar gewordene abstrakte Geistigkeit der deutschen Spekulation hinausschritt. Lotze steht für sich. Hier meine ich Männer wie den Basler Steffensen, der hauptsächlich durch sein königliches Wort wirkte, den Erlanger Claß mit einigen wenigen und schmalen, aber um so gewichtigeren Büchern, zuletzt unsern jüngst von uns gegangenen Rudolf Eucken. Für sie steht die Zentralfrage des Geistes im Vordergrund der Arbeit. Den Geistbegriff aus seiner Verwaschenheit und Ohnmacht zu befreien, den Geistgehalt des Daseins aufzudecken und neu zu begründen, ja neu zu erringen, ist ihr philosophisches Bemühen. Gewirkt haben sie, bezeichnend genug, weniger innerhalb der Fachphilosophie, als auf die Breite des Lebens, in die verschiedensten Berufe hinein, und haben vielen zu vertiefter Besinnung und zu selbständiger geistiger Haltung verholfen.

Ein ganz ausgedehntes Lebenswerk ist Eucken beschieden gewesen; durch seine Bücher hat er nachhaltig in das Werden einer neuen Geistigkeit eingegriffen. Die Fachphilosophen haben auch für ihn nicht viel übrig. Er ist in seinem Denken zu zentral, zu intuitiv, zu synthetisch. Alles konzentriert sich eben bei ihm auf die Frage nach der Geistigkeit, nach dem „Sinn und Wert des Lebens", wie eine seiner populären Schriften heißt. Der Philosoph in ihm ist zugleich Prophet: ein Prophet, der nicht nur in die Vergangenheit sieht, sondern in die Zukunft, der das Bild einer neuen Zukunft entwirft und Forderungen zur Verwirklichung dieses Bildes aufstellt. Diese Philosophie ist Forderung und ist Bekenntnis; sie macht sich ihren Beruf nicht dadurch bequem, daß sie sich auf einem neutralen fachwissenschaftlichen Gebiet anbaut, etwa nach den Methoden bestimmter empirischer Wissenschaften fragt und den Triumph des Denkens im immer feineren Zerlegen der hier angewandten logischen Denkmittel feiert. Sie geht aufs Ganze des Daseins.

Darum ist der Bekenner ein Kämpfer voll tiefer Leidenschaft. Er sieht das Verderben an den Wurzeln des Lebens nagen; tiefe Sorge erfüllt ihn angesichts der Zersetzung der geistigen Zusammenhänge; nur eine mutige philosophische Besinnung, eine Umkehr in Philosophie und Leben, sagt er sich, kann dem drohenden Unglück begegnen. Er fürwahr hat seit mehr als vier Jahrzehnten sein Augenmerk dem Verfall und Wiederaufbau der Kultur zugekehrt; die fressenden Schäden hat er als einer der wenigen ein Menschenalter vor dem Krieg gesehen, und ein machtvolles Denken hat er aufgeboten, ihnen zu begegnen.

Sein erstes, grundlegendes und schon den Inbegriff seiner Überzeugungen in Hauptzügen umreißendes Werk, „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit", ist schon 1888 erschienen. Gewürdigt wurde es damals nicht nach Verdienst; eine zweite Auflage hat es nicht erlebt, erst vor kurzem hat es einen Neudruck erfahren. Tatsächlich ist es ein bedeutendes Werk, voll großer Kraft, wie es auch Eucken gelegentlich selbst für sein bestes erklärt hat. Für mich gehört es zu den ganz großen Werken der Philosophie überhaupt. Die Grundlage bildet die Auseinandersetzung mit den zwei Lebenssystemen, die das moderne Leben bestimmen, die um den modernen Menschen miteinander ringen, bei aller Gegensätzlichkeit miteinander verwandt: den Systemen des Naturalismus und des Intellektualismus. Bis in seine Verzweigungen und in seine Konsequenzen hinein wird jedes System durchleuchtet und wird seine Stellung zu Leben und Welt erörtert. Wer diese sorgfältigen Analysen und ihre Kritik mitdurchdacht hat, der allerdings gewinnt innere Freiheit gegenüber den Schlagworten und Tendenzen der Zeit; es entgeht ihm auch nicht, wie gerade die Intentionen beider Systeme in den Menschen der Gegenwart sich kreuzen und verschlingen. Diesen Systemen setzt Eucken das Lebenssystem der geistigen Personalwelt entgegen, wobei er dem Aufbau einer von der Natur sich losreißenden, über sie sich erhebenden, aber der Natur nicht fremd bleibenden personalen Geisteswelt nachgeht, Schritt für Schritt das Rundwerden dieses geistigen Lebens aufweisend und seine innere Struktur verfolgend.

Umfaßt, wie gesagt, dieses Buch schon das Ganze der philosophischen Grundansicht, so führen die nächsten Hauptwerke wichtige Erwägungen weiter aus. So zuerst „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt". Die grundlegende Geistigkeit, das ist der Gedanke, wird alsbald in manche Widersprüche und Nöte geführt. Nicht nur stellt sich Ungeistiges entgegen, so daß der Zweifel an ihr wach wird; ihre innere Anfechtung ist auch die Gewinnung eines positiv-konkreten Charakters, vermöge dessen sie sich erst in sich behaupten kann. Das Erringen einer charakteristischen Ausprägung geistigen Lebens wird also hier Gegenstand genauerer Untersuchungen. Die Hochschätzung des Allgemeinen, etwa in der Gestalt allgemeiner Geistesnormen, erscheint Eucken mit Recht als ein gefährliches Erbe des Griechentums; hier ist in der Tat die eigentlichste Schranke unseres klassischen Idealismus und seiner modernen Erneuerungen, hier der Grund der unbefriedigenden Abstraktheit idealistischer Geistigkeit. Spricht man heute gelegentlich von der notwendigen Verbindung von Geist und Blut, so ist diese Forderung schon von Eucken erkannt und einer Lösung entgegengeführt. Konkrete Geistigkeit aber ist uns nur möglich, wenn es gelingt, dem in der Natur und allem Gegebenen verborgenen Kern die darin steckende Substanz „zu entwinden und der Stufe des Geistes zuzuführen, eben damit aber die Selbsttätigkeit so zu vertiefen", daß sie ein eigenes Sein umfaßt und das gespaltene Leben zur Einheit zusammenschließt. Damit ist gesagt, daß wir „nicht an eine fertige Welt von draußen herantreten", um sie uns anzueignen, sondern daß wir erst an einer Welt arbeiten, in der wir tatsächlich Fuß fassen können. Auch das Gesamtbild, das sich dabei herausgestaltet, muß damit konkret-individuelle Züge tragen, und es ist ebenfalls nicht gegeben, es wird im Schaffen der Menschheit gesucht, es ist von den in diesem Schaffen führenden Geistern, zumal vom Philosophen mit vordringender Phantasie zu entwerfen in Auseinandersetzung mit den von der Geschichte dargebotenen Gesamtbildern. Hier bietet Eucken eine wertvolle Erörterung auch des antiken Denkens, seiner Eigenheit und seiner Schranken; es ist in der Tat nötig für die deutsche Philosophie, aus den still wirkenden, doch um so mächtigeren Einflüssen antiker Denkart sich freizumachen.

Das dritte Werk, der „Wahrheitsgehalt der Religion", führt auch diese Überlegungen über sich hinaus und zum Abschluß. Das Problem entspringt der Tatsache, daß das Geistesleben selbst in sich Entzweiungen aufweist, in Widerstreit mit sich selbst verstrickt ist, also der Tatsache des Bösen, das nicht bloß als etwas Untergeistiges (wie im klassischen Idealismus), sondern als selbst geistiger Art, als etwas Dämonisches gewürdigt wird. Die Frage ist, ob das geistige Leben angesichts solcher Widerstände in sich zusammenbricht und alle Anstrengung zuletzt doch umsonst ist. Sie wäre zu bejahen, wenn wir nicht aus diesem Widerstreit heraus auf seine Überwindung, seine grundsätzliche Lösung zurückgreifen dürften, wenn nicht ein „überwindendes Geistesleben" aus einer absoluten Überwelt bei uns durchbräche: es ist die Religion. Die Religion also als Mittelpunkt und letzter Halt des geistigen Lebens selbst, als letzte Lösung aller uns bedrängenden Nöte, als die entscheidende letzte das Geistesleben tragende Kraft. In der Religion, betont Eucken immer wieder, handelt es sich nicht um einen physischen, sondern um einen metaphysischen Lebensdrang, nicht um die Erfahrung des Menschen als bloßen Menschen, sondern um die Aufrechterhaltung eines seiner natürlichen Art weit überlegenen Geisteslebens, um „eine neue Stufe der Geistigkeit, die aus dem Menschen etwas anderes macht als bisher, die ihm entwertet, was bisher Glück hieß, die ihm neue Güter zuführt, welche bisher seinem Leben fremd waren". „Auch läßt sich unmöglich sagen, daß die Religionen mit ihrer Fassung der Lebensaufgabe dem Menschen das Dasein leichter und angenehmer gemacht, daß sie seinem natürlichen Glückstriebe geschmeichelt hätten." Um all dieser Aufgaben willen genügt es nicht, in der Religion bloß die Umsäumung, den verklärenden Hintergrund des Geisteslebens zu erblicken, sie kann ihr Werk nur vollenden wieder in charakteristischer Gestalt, die den Gehorsam und die Liebe ihrer Bekenner bedingt. Wie sich Eucken mit der Tatsache der Vielheit der großen Religionen abfindet, wie er der matteren indischen Geistesform die lebenbejahende westlich-europäische gegenüberstellt, wie er von hier aus das Christentum würdigt, das kann hier natürlich nicht näher dargelegt werden.

Rasch folgten nun mannigfache Auflagen seiner Bücher. Als ein paar Jahre darauf (1904) als weiteres systematisches Werk „Die geistigen Strömungen der Gegenwart" erschienen, konnte er freudig berichten, daß das wachsende Bewußtsein um die inneren Verwicklungen des Daseins seinen Büchern mehr und mehr Freunde zugeführt und ihm das Erlebnis der Berührung mit der Zeit gegeben, wie es ihm früher nicht beschieden gewesen. Die unser ganzes Kulturleben und auch unsere wissenschaftliche Arbeit bedrängende Unsicherheit habe in ihm die Überzeugung gemehrt, daß es nicht um einzelne Probleme gehe, sondern daß das Leben als Ganzes der gründlichen Erneuerung bedürfe, woran die Philosophie in erster Linie mitzuarbeiten berufen sei. „Das brachte mich in Gegensatz zum Hauptzuge der heutigen deutschen Philosophie"... Der Weg dieses Buches weicht von den früheren charakteristisch ab. Statt wieder die geschlossene Entwicklung einer Grundansicht zu bieten, knüpft es an die einzelnen Hauptprobleme der Philosophie an, beleuchtet ihre begrifflichen Formulierungen und die einflußreichsten Antworten und führt, deren Ungenügen oder Einseitigkeit aufdeckend, darüber hinaus zu einer Antwort vom Boden einer neu zu erringenden geistigen Tatwelt aus.

Um noch ein letztes Hauptwerk zu nennen: „Die Lebensanschauungen der großen Denker" bieten eine eigenartige Geschichte der Philosophie, die ebenfalls die einzelnen Fachprobleme zurückstellt, vielmehr dem Durchbruch weiterführender Grundüberzeugungen nachgeht, die deshalb neben den griechischen Denkern auch die prophetischen Gestalten der Bibel und neben den altchristlichen und mittelalterlichen Meistern einen religiösen Denker wie Luther zu würdigen unternimmt. Vielleicht gewährt dieses Buch den sichersten Eingang in die Denkweise Euckens.

Grundlegende — kämpfende — überwindende Geistigkeit: das sind die Stufen, die dieses philosophische System mit dem Geistesleben selbst durchläuft. Man sieht sofort den dramatischen Charakter dieser Lebensphilosophie. Dramatisch ist auch die Sprache. Eucken ist ein Meister der deutschen Sprache, wovon die Rhythmik und der Schwung seines Stiles Zeugnis ablegen.

Ein edler Franzose erzählte mir, er hätte sich lange bemüht, eines der Werke zu übersetzen, aber vergebens: dieser Stil sei zu unnachahmlich deutsch.

Ein Grundbegriff, zu dem alle universale Philosophie Stellung zu nehmen hat, ist der der Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit, erwidert Eucken, ist nicht einfach da, liegt nicht einfach im Gegebenen vor; sie ist erst zu suchen, zu schaffen. „Wir müssen die Welt nicht als fertig, sondern als werdend fassen.“ „Die echte und letzte Wirklichkeit ist für uns kein Datum, sondern ein Problem, oder vielmehr ein Postulat.“ Sie ist „statt einer Gabe der natürlichen und geschichtlichen Lage eine Sache harter und unablässiger Arbeit geworden“. Man sieht, daß die Philosophie selbst am Ringen um das geistige Leben teilnehmen muß, soll sie anders das Wesen des wahrhaft Wirklichen deuten können.

Daß das Denkverfahren einer solchen Philosophie seine eigenen Züge aufweist, begreift man sofort. Eucken nennt es noologisches Verfahren (vom griechischen Nus d. h. Geist) und stellt es dem psychologischen entgegen, das den seelischen Motiven nachgeht und von daher das geistige Leben zu erklären sich bemüht, ihm aber niemals gerecht zu werden vermag; wogegen das noologische Verfahren sich nachschaffend und schaffend in die geistigen Vorgänge hineinstellt und von innen her ihre Gesetze und Bedingungen zu durchdringen strebt. Nicht mehr gilt es, wie in der älteren Metaphysik, aus einigen abstrakten Sätzen vom Absoluten das ruhende Ganze der Welt zu entwickeln, die Aufgabe ist vielmehr, die Welt selbst in Bewegung zu bringen, sie in Tathandlung zu verwandeln und Sinn und Grundlagen dieser Tathandlung reduktiv zu ermitteln. Sichtbar wächst diese Philosophie über eine bloße Subjektivitäts- oder bloße Tatphilosophie und über eine bloße Objektivitäts- oder bloße Ideenphilosophie hinaus; sie greift über beide, greift über Fichte und Hegel, mit denen sie deutliche Berührungen zeigt, hinaus; sie bejaht jene Tat, die Trägerin von Ideen wird, und jene Ideen, die in freier Tat zur Wirksamkeit gelangen; sie erfaßt über beidem das beides bedingende und umfassende Geistesgrundgeschehen, ohne dessen innere Nähe alles menschliche Geisteshandeln unmöglich ist. Indem sie ihren Standort nicht im Gegebenen nimmt, sondern im Aufgegebenen, im Werdenden, bleibt sie nicht im Relativen stecken, sondern erhebt sich zu dem alles wahre Werden normierenden, ihr Ziel und Gehalt weisenden absoluten Selbstleben, worin alle Freiheit, alle personale Tathandlung entspringt. Wenn dieses System mit der Geschichte enge Fühlung sucht, so ist ihm Geschichte nicht alles Durcheinander, das den Zeitablauf füllt, sondern das Durchbrechen geistiger Wahrheit, das selbst nur vom schöpferischen und kritischen Denken erkannt wird.

Diese Philosophie hat auf den, der an ihr teilnimmt, selbst großen persönlichen Einfluß. Verlangt sie doch das Eintreten in persönliche Wesensbildung, um aufgeschlossen zu werden für das Wesenhafte der Geistesgeschichte.

Unser Wort der Erinnerung will nur die Richtung weisen, in der Euckens Lebenswerk sich bewegt. Daß es das Werk eines individuellen Menschen ist, also auch seine Grenzen hat, daß Fragen mancher Art zurückbleiben, daß manche Entscheidung auch noch stärker subjektivistisch sein mag, als der uns zugängliche geistige Bestand berechtigt erscheinen läßt, das alles muß an seinem Ort wohl erwogen werden, hier jedoch auf sich beruhen bleiben.

In einer Gedenkrede auf einen anderen geistigen Führer spricht Steffensen von dem eigentümlichen Gefühl des Vermissens. „Wir vermissen Mitkämpfer und Vorkämpfer in dem weltgeschichtlichen Zwiespalt. Hier stellt sich uns die menschliche Gesellschaft in streitenden Heerlagern dar, von unsichtbaren höchsten Führern sehr rätselhaft geordnet und verteilt. Hier hat nun jeder seinen Ort, die Helden voran. Fällt einer von diesen, so wird er schmerzlich vermißt. Wenn sich auch die anderen zusammendrängen, die Lücke bleibt.“ Mit diesem Gefühl des Vermissens gedenken wir des uns entrissenen Philosophen. Auch er war ein edler Kämpfer und Held im Geisterkrieg der Menschheit, ein Rufer im Streit, ein Feldzeichen. Seine Lücke bleibt, aber seine Gedanken werden mitkämpfen im neu entbrannten Kampf um geistigen Gehalt.

Prof. Dr. Georg Wehrung

Neue Bücher

Es sind (seltenes Vorkommen!) wieder einmal große und starke Leistungen deutscher Dichtkunst, deutschen Denkens zu vermelden. Von solchen Werken auszusagen, bedeutet für den Kritiker doppelte Freude: den eigenen Dank dem Dichter abzustatten — und die Leser wertvoller Bücher zum gleichen Genuß, zu gleicher Lebenserhöhung zu führen, anzuregen.

Von **Eberhard König** durften wir auf dem ihm ureigenen Gebiet epischen Schaffens nach den vorangegangenen Werken Bedeutsames erwarten. Dennoch darf vor der neuen, soeben zur Ausgabe gelangenden Dichtung „**Thedel von Wallmoden — genannt Thedel Unverfehrt — Eine bunte Märe**" (Verlag Greiner & Pfeiffer, Ganzl. 7 M) selbst ein intimer Freund seines Lebens und Schaffens bekennen, daß es sich bei dieser Erzählung um eine überraschende Erfüllung, um ein Meisterwerk deutscher Sprache, vielleicht um die Krönung des reichen Königschen Lebenswerkes handelt.

Eberhard König macht es seinen Kritikern recht schwer, über seine Bücher zu schreiben, sie darzustellen. Inhaltsangaben wollen für die Kennzeichnung eines solchen, in der Romantik zutiefst lebenden Schaffens nicht viel oder nichts besagen. Gegenüber den modernen, meist aus dem Intellekt gewordenen Werken, neben den kunstvollen, aber meist kalten und erdachten Formen zeitgenössischer Epik ist hier in Übermacht Phantasie und Gefühl entbunden zu seltsam bunten und tiefen Gebilden und Gesichten, zu Gleichnissen von nur dem Deutschen zugänglicher Weisheit: Deutsche Romantik. Das neue Werk ist auf ein altes kleines Epos vom Thedel von Wallmoden zurückzuführen, eine vergessene und handlungsarme Fabel etwa im Sinne der Märe „Von einem, der auszog das Fürchten zu lernen". Von Eberhard König ist diese unzulängliche Andeutung zu einer Dichtung von hoher Zeitgemäßheit, zu einem neuen Dokument deutschen Seins gestaltet worden. Sehr reiflich ist es erwogen, wenn ich an dieser Stelle sage, daß der Dichter zu den unvergänglichen deutschen Gestalten des Faust und Parzival eine dritte geschaffen hat: den Jüngling Thedel.

Thedel entstammt einem alten niedersächsischen Rittergeschlecht und als sein rauf- und sauflustiger Vater Aschwin das lärmend erfüllte Zeitliche gesegnet, fällt ihm, dem Ältesten, das Erbe zu. Er aber, ein echter Niedersachse, schwer in den Gedanken, ein heimlicher Held Gottes, verläßt das allzu geruhige Daheim, die Burg zu Lutter am Barenberge, weil es ihm nach Bewährung seiner geheimen Sehnsüchte, nach Taten, nach Größe und Kampf, nach Wachsen und Werden in Gefahren und Abenteuern gelüstet — mehr, weil er, seines Gottes voll, **keine Furcht** hegen **kann**: nicht vor Menschen und irdischen Gewalten, nicht vor dem viel berufenen unbekannten Bösen, dem „dummen" Teufel. Denn er weiß, auch unerlebt, unbestätigt noch, aus seinem reinen tapferen und frommen Blut: **es ist nur Gott** — und das Böse nur aus der menschlichen Angst und Erbärmlichkeit geboren — ein Phantom — ein Nichts! So zieht er aus, mit Schwert und Speer und Schild, um gen Jerusalem zu reiten, zum größten Helden der Christenheit, Heinrich dem Löwen, ihm zu dienen. Mit ihm und gegen ihn ziehen die Hölle, ihre Teufel, ihrer Teufel Oberster; denn das darf es nicht geben für die finstere Unterwelt: ein Mensch, so voll Gotteslicht, daß kein Schrecken, keine Angst ihn fassen und dem allgemeinen Lose anheimfallen lassen kann. **Die** Weisheit darf sich nicht über die angstgeschüttelte, an das Böse gläubige Erde verbreiten: „Freiheit von Furcht der Weisheit bester Teil — nur die Menschen wissen es nicht." Dies Wissen könnte sonst ungeahnte Kräfte geben, die den Teufelsspuk zerschmetterten, ihn ins Nichts lächelten — das Wissen: es ist nur Gott, überall und allezeit nur Gott. Und der Vertrag, den Thedel mit dem Höllenfürsten schließt und der ihm einen windschnellen, mehr, zeitlos durch die Lüfte und über die Erde rasenden herrlichen Rappen zuführt, — auch die höllischen Bedingungen erfüllt dies hochgemute, unerschrockene reine Herz des Jünglings, **ja unter seiner gewaltigen Faust zwingt Thedel das Teufelsroß, seinem gottzugewandten Willen zu dienen.**

Ein unerhört buntes Geschehen, Phantasie, vor der viele Märchen und Sagen verblassen, gedankliche Kühnheiten und atembannende Spannung der großartigen Handlungsfülle — eine Welt von Abenteuern, Grausen, Schrecken und Seligkeiten — eine neue, wahrhaft zeitgemäße Ritterfahrt zwischen Tod und Teufel — ein unvergeßliches Erlebnis deutscher Romantik ist diese Dichtung. Religiöses Urgefühl quillt bergbachklar und mythisch tief. Echter mannhafter deutscher Humor und blühende Märchenfreude, Jünglingsmut und -übermut, derbe Streiche, große Szenen und Landschaften ...

Mit diesem unverfehrten, das heißt unerschrockenen Thedel hat sich Eberhard König neben Hans Pfitzner in der Musik als der bedeutendste Romantiker unserer Zeit erwiesen — mit diesem Werk wird er bleiben. Es besagt nicht viel dabei, wenn wir noch feststellen, daß in dem Werk an manchen Stellen eine Häufung von „übersinnlichem" Geschehen, von Abenteuerlichkeiten sich findet, die vielleicht den einen oder andern Leser auf einen Augenblick ermüden könnten.

Ein anderes Volksbuch, in der Absicht als solches geschrieben, ist Wilhelm Schäfers „Huldreich Zwingli" (bei Georg Müller, Ganzl. 9 ℳ). Schäfer, einer der wenigen zeitgenössischen Dichter, die zugleich Volkserzieher und geistige Führer in die Zukunft sind, wird mit diesem Werk seine, in dieser Rundfunk-, Kino- und Revuekunst-seligen Zeit naturgemäß kleine Gemeinde nicht erheblich vergrößern an Zahl. Nur wenige haben für die besondere Sprach- und Darstellungsform, die dem Stil der alten Legenden angenähert ist, Verständnis. Eine herbe, holzschnittartig knappe und kräftige, manchmal wohl auch etwas spröde Chronik und Dichtung zugleich; ohne Reflexion, ohne persönliche Auseinandersetzung, ohne die neuerdings und besonders bei Romanen über große Persönlichkeiten der Vergangenheit beliebte Methode, in große Stoffe psychologische Konstruktionen und sensationelle Zuspitzungen zu bringen; ein Verfahren, wobei Auserwählte wohl geniale Ausdeutungen geben, die vielen schreibenden Unberufenen aber nur Unfug stiften können! Eine große Einfachheit, wie sie dem Schweizer Reformator angemessen ist, der die Kirchen ihrer Bilder, Farben und ihrer wohl auch oft äußerlichen Festlichkeit entkleidete. Und eine herbe großlinige Einfachheit, wie sie dem geistigen und blutigen Geschehen auch wesenseigentümlicher ist als die blühende freudige Farbenwelt. Was Schäfer wollte, ist erreicht: Zwingli den Staatsmann darzustellen, der aus Gott und in Gottes Namen bürgerliche Ordnungen schaffen wollte. Bedeutend die Szenen der Auseinandersetzung zwischen Luther und Zwingli, freskohaft und ehern wie die Schweizer Berge der Untergang des Reformators. Dieser machtvoll gestaltete Abschnitt der Reformationsgeschichte wird in seinem religiösen Gehalt manchen Lesern neue Gedanken vermitteln. Das Buch ist erlesen gedruckt und ausgestattet.

Von seiner machtvoll aufstrebenden Künstlerschaft, von seiner zuchtvollen Arbeit an seinen reichen Ausdrucksmitteln zeugt Werner Jansens neuer Roman „Geier um Marienburg" (bei Georg Westermann, Ganzl. 6 ℳ). Mit glücklicher Hand hat Jansen aus der Geschichte des Deutschen Ritterordens zwei große Gezeiten und zwei große Persönlichkeiten gewählt: die Schlacht bei Tannenberg und die Belagerung der Marienburg; Ulrich von Jungingen, den strahlenden, blonden, todgeweihten Träger des Marienbanners in der blutigen Schlacht, und Heinrich von Plauen, den gewaltigen, herben und schweigsamen Verteidiger der Burg. Ein mächtiger dramatischer Wille gab allem Werden und den handelnden Gestalten jene großen Konturen und Hintergründe, jenes Sturmeswehen des Schicksals, wovon allein uns Heutigen ein wesentlicher Hauch von der Größe jener Zeit vermittelt werden kann. Der jünglinghafte Hochmeister Ulrich, in Herzensnot, Verfehlung und sühnendem Schlachtentod menschlich liebenswert, wird überragt wie Siegfried von Hagen von dem heldischen und eisernen Manne, der wider alle Übermacht die Burg errettete und ein schmählich Ende fand. Vielleicht ist hinsichtlich der, soweit mir bekannt, „unbeglaubigten" Verfehlungen Jungingens ein Zuviel gegeben, vielleicht ist hier die einzige psychologische Überspannung zu finden. Eine wunderselige Frauengestalt, ebenbürtig dem Rittergeist der beiden Ordensherren, haben wir dem Dichter mit der „Swolke" zu danken; in ihr, ihrem Großvater Johann Tepper und Heinrich von Plauen hat sich

der Dichter Werner Jansen als Menschenschöpfer von Rang erwiesen und seiner eigenen künstlerischen Entwicklung einen unmittelbar überzeugenden Ausdruck geben können. Sprachlich ist der Roman den vorangegangenen Werken vielleicht noch überlegen: die Worte und Sätze sind gedrängt voll Leben und Bewegung, hart geglüht im dichterischen Feuer; das Geschehen rollt in einem Fluß, wie ihn nur die Wirklichkeit kennt: Unerbittlichkeit. Brausend der Rhythmus der schrecklichen und großen Zeit, nicht verkitscht durch falsche Idylle und bloßes, von Gesinnung geschwelltes Wollen. Kein kulturgeschichtliches „historisches“ Gemälde, sondern lebendige Geschichte — wesenhafte Dichtung!

Der sechzigjährige Gustav Renner, von dessen Leben und Schaffen im Septemberheft des Türmers Martin Treblin berichtet hat, hat eine geistig und künstlerisch ungewöhnliche Spruch- und Gedichtsammlung herausgegeben, die unter dem schönen Titel „Gedanke und Gedicht“ bei Bonz & Co. erscheint. Die allzu starke Zurückhaltung und Bescheidenheit des endlich „wiederentdeckten“ Dichters bevorwortet das Werk als eine Art Tagebuchblätter, mehr den Autor und seinen engeren Freundeskreis angehend. Das Werk geht im Gegenteil recht viele an — insbesondere die Türmergemeinde dürfte es in seinem besonderen Werte und Charakter aufnehmen und innerlich als Erlebnis aufbewahren. Die Sprüche verraten in ihrer epigrammatischen Kürze, in der lebendig erfüllten Form und im schlag- und bildkräftigen Ausdruck den Dramatiker durchaus. Der geistige Inhalt ist nicht mehr und nicht weniger als die leidvoll und in tiefer Einsamkeit erlebte Welt- und Lebensſicht dieses deutschen Dichters, der sich hier als ein originaler, scharfer Denker erweist. Es ist keine billige Philosophie, keine nur subjektive Wertung der Dinge, sondern die Offenbarung eines „liebenden Pessimismus“, ein Denken, tragisch, hellsichtig, wahrhaft, leidgewohnt, schwer, an dessen Außenbezirken Schopenhauer und Nietzsche stehen. Adel lauterer, bedeutender und einsamer Persönlichkeit, fern vom eitlen Markt der Allzumenschlichkeit, schuf um diese Sprüche und Gedichte eine Luft, die uns seltsam bewegt und ergreift, uns mit Liebe für diesen Dichter erfüllt. Die Gedichte gehören in diese Umgebung — es sind einige darunter von unverlierbarem Wert, Dichtungen von so hoher künstlerischer Schönheit und zeitlos gültig geprägtem Ausdruck leidender Menschlichkeit, daß man darüber nicht gut etwas sagen kann. Man lese sie nach in lautloser Stunde.

Von Hans Heyck, der vor zwei Jahren als Romanschriftsteller mit dem glänzend geschriebenen Zeitbild eines „Zeitgenossen“ als frischer kräftig zupackender Erzähler erfolgreich angefangen hat, liegt das zweite Werk vor, ein Roman aus der Jugendbewegung „Die Halbgöttin und die Andere“. Dieser Roman ist mit der erste Versuch einer Gestaltung des Problems der Jugendbewegung und hat den besonderen Vorzug eigener Erlebnisse, eigener Teilnahme an der deutschen Jugendbewegung für sich. Das gibt dem Buche eine naturhafte Frische und Ursprünglichkeit, eine innere Wahrhaftigkeit, die der Theoretiker und Kritiker der Bewegung nicht erreichen kann. Es sind Menschen und hauptsächlich junge Menschen der Kriegs- und Nachkriegszeit, um die sich die Handlung bewegt. Das Echte und Übertriebene, die lautere Glut sehnender Jugend und die falsche Romantik der nur Nachempfindenden, die gärende Gedankenwelt der Jungen und Mädchen finden überzeugenden Ausdruck, und es spricht für Heyck, daß die Problematik der Jugendbewegung auch in seinem Werk eine endgültige Lösung nicht findet — die sie niemals finden kann, da es nur Wechsel und Entwicklung gibt, Stufen und Ordnungen des werdenden, wachsenden — oder Verkümmerung des Lebens, das keinen inneren Auftrieb hat. Heycks besonders stark ausgeprägte Begabung, die Schwächen und Schiefheiten, die falsche hohle Pathetik mancher Zustände und Persönlichkeiten durch schlag- und bildkräftige Worte, durch Ironie und Witz bloßzustellen, tritt auch in diesem Buch, oft sehr vergnüglich zu lesen, zum Vorschein. Aber es sind auch einige Verse in diesem Buch, die in ihrer ungewöhnlich sicheren und schönen, durchaus eigenartigen Formung aufhorchen lassen — auch als Lyriker dürfte der Dichter bestehen! (Das Buch ist bei Staackmann, Leipzig, erschienen, Ganzl. 6 ℳ.)

Einige heitere Bücher von hohem literarischen Wert dürfen auf viele Freunde rechnen: da

ist zunächst ein neuer Rudolf Haas „Die drei Kuppelpelze des Kriminalrates“ — ein fröhliches Buch (bei Staackmann, Leipzig, 6 M). Die drei außerordentlichen Geschichten dieses Buches handeln zur Napoleonischen Zeit in einem österreichischen ländlichen Zipfel. Die wundervoll gezeichnete Hauptfigur ist der Kriminalrat und Gerichtsherr Georg Hollengut, ein Junggeselle und Philosoph, ein Menschenfreund und gerechter Richter. In schweren Liebesnöten flüchten — eine um die andere — drei echte holde Weiblichkeiten zu diesem Hort der Bedrängten, zu diesem Licht über den Dunkelheiten abergläubischer Sitten: und jedesmal löst der ausgezeichnete Mann segnend oder strafend den gordischen Knoten eingebildeter oder wahrer Schuld, führt die Liebenden zusammen und verdient sich so drei anmutvolle Kuppelpelze — drei herzliche Küsse dankbarer Mädchenjugend. Es ist eines der wenigen wahrhaft fröhlichen Bücher, deren Fröhlichkeit nicht aufgetragen ist, deren Lächeln aus dem Herzen steigt und bei uns bleibt. Eine unnachahmliche Art, dieses Plaudern und Skizzieren, die meisterliche Charakterdarstellung mit wenigen Strichen, die Besonntheit aller Zustände und der Humor, der aus den Situationen selbst geboren wird. Die Freude dieses Buches teilt sich unwiderstehlich dem Leser mit — was könnte man Besseres von einem Buche sagen!

Von ganz anderer Art ist der Humor, dem Rudolf Huch in seinem neuen schmalen Buch „Altmännersommer“ (bei Bernhard Steffler in Leipzig) Ausdruck gibt. Nach jahrelangem Aufenthalt in der Mädchenpension kommt die Tochter Ilse des Geheimen Oberbibliothekars Prof. Dr. h. c. Waldmüller in das Witwenheim des Vaters — eine dem Vater völlig neue Erscheinung moderner Weiblichkeit, klug, voll Wirklichkeitsgesinnung, elegant, selbständig — kurz: modern — und also ergeben sich die überaus komischen und ergötzlichen Konflikte und Zusammenstöße mit der „alten“ Ordnung, zumal der Geheimrat eine echte Gelehrtennatur ist und im Hause eine altjüngferliche Tante das Regiment führen — will! Denn daraus wird es nichts, das Temperament der Tochter macht es unmöglich, bis auch der Vater dem Zauber dieser Art neuer, aber innerlich dennoch echter Weiblichkeit verfällt, sich gut anziehen und zu den Festen der Jugend führen läßt, bis die Tante besiegt und empört abzieht und ein flotter Assessor die Tochter heiratet. Ein geistreiches Buch von entzückendem Stil, leicht, heiter, ironisch, mit den leisen Klängen der Schwermut und Wehmut. Auch Rudolf Huch gehört zu den Dichtern unserer verdrehten Gegenwart, die nur sehr schwer durchdringen, obwohl sie bedeutende Könner sind. Vielleicht führt ihm diese reife erzählerische Leistung lebhaftere Aufmerksamkeit zu.

Von dem fleißigen Erzähler Fritz Müller-Partenkirchen liegen zwei neue Bücher vor: „Die Kopierpresse“ und „Warum?“ Fröhliche Fragen zum Nachdenken (bei L. Staackmann, Leipzig). Seine ihm einzigeigene Art, in kurzen Bildern und Skizzen ein Vorkommnis des alltäglichen Lebens in das Licht des Besonderen zu rücken, die kleinen Tragödien und Menschlichkeiten, die stillen Seligkeiten, von denen niemand spricht, die aber die unzählige Mehrheit bewegen, aufzudecken, läßt ihm auch in diesem Skizzenbuch „Kopierpresse“ ergreifende kleine Erzählungen gelingen. Es ist die Welt der Kaufleute und Banken, es sind die Menschen der Kontore und Schreibstuben, die hier ihren Deuter und Fürsprech finden. Natürlich ergibt die Anlage des Buches — 33 Skizzen — die Notwendigkeit, daß nicht alles gleichwertig ist. Für die Vortragsmeister ist hier jedenfalls zahlreich dankbarer Stoff geboten! Ein Büchlein, neuartig und hübsch erdacht, das an langen Winterabenden und bei Reisen sicherlich Spaß machen wird und dabei die ganze Familie beschäftigen kann.

Auch Max Dreyer, der treffliche Erzähler, legt diesmal eine heitere Erzählung vor: „Das Riesenspielzeug“. Das sind großmächtig gewachsene, bärenstarke Fischersleute an der Wasserkante, zu denen sich ein Musikantenpaar sommers verirrt. Die „große“ Tochter des reichgewordenen Fischers und gleichzeitig Gemeinderatsmitgliedes hat — „wir können es uns ja leisten“ — ein Klavier bekommen — ein Klavier in einem Fischerhaus am Meer! Und es fehlt nur noch der Lehrer, der diesen großflächigen Fäusten das Hauen auf die Tasten abgewöhnt und die holde Kunst der Künste beibringt. Das ist nun der eine unglückliche Musikant — ein Geigersmann mit

edlen Absichten im Sinne des „Zurück zur Natur"! So muß denn alles kommen, wie es kam: die Mutter Gewordene will nicht mit als Musikantenfrau nach Berlin — und vom Vater und zwei womöglich noch überragenderen Söhnen wird das Riesenspielzeug, der schmale, schwache Musikus auf dramatische Weise aus dem Dorf befördert. Dieser Erzählung merkt man den langen Aufenthalt des Verfassers auf Rügen an — eine anspruchslose, heitere Episode mit mancherlei Haken und Widerhaken zum Thema großstädtischer Kultur im Dorf!

In der Engelhornschen Romanbibliothek sind die verstaubten Fenster dem flutenden gegenwärtigen Leben weit geöffnet worden, die Einrichtung ist erneuert, die Absichten veredelt: Autoren wie Clara Viebig, Jakob Schaffner, Frank Thieß sind dort eingezogen — ein freundlicher Auftakt zum 1000. Bande dieser ehrwürdigen Romanreihe. Ein neuer Band von Alfred Neumann unter dem Namen „König Haber" vermittelt uns eine außerordentliche stilistische Leistung eines vorzüglichen Psychologen und künstlerischen Gestalters. Der Stoff ist ungewöhnlich in verschiedener Hinsicht und macht es leicht, in die Betrachtung des Werkes politische oder noch schlimmer parteipolitische Tendenzen zu bringen. Wie aus dem Nachwort ersichtlich, hat das Werk, zuerst in der „Frankfurter" veröffentlicht, auch kritische und tendenziöse Aufnahme bei den Lesern gefunden. Die Geschichte spielt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und soll eine mir unbekannte historische Grundlage haben. Der regierende Großherzog eines deutschen Staates hat als Vertrauten, Berater und Finanzmann einen jüdischen Bankier, Moritz Haber, der geadelt und getauft und der heimliche König des Landes ist. Ja, noch mehr: der Großherzog ist ein etwas seniler, schwacher Charakter, zudem mit gleichgeschlechtlichen Neigungen, — und die junge Großherzogin gerät in ihrer liebe- und wärmelosen Ehe in ein Liebesverhältnis mit dem männlichen, gewiß starken und bedeutenden Bankier. Die persönlichen und öffentlichen Folgen dieser Verhältnisse, die Entwicklung des tragischen Endes des ungekrönten Königs bilden den Hauptinhalt der meisterlichen Erzählung, von der ich persönlich sagen kann, daß sie ihre stofflichen Bedenken, insbesondere in unserer Zeit, hat, daß hier aber unbedingt eine Künstlerhand gewaltet hat, wenngleich gewisse Einseitigkeiten auch mir nicht vermieden zu sein scheinen. Jedenfalls hätte der Verlag klüger beraten sein können und dies Buch nicht in seine populäre Reihe aufnehmen sollen, denn noch sind wir nicht so weit in Deutschland, um derlei Dinge nur objektiv vom Standpunkt der Menschlichkeit aufnehmen zu können.

Auf den Geschmack des feinen Künstlers Franz Karl Ginzkey dürfen wir uns immer verlassen; dieser Österreicher ist eine der liebenswertesten Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur — stilsicher, von erlesenen Ausdrucksmitteln, mit der Anmut des besten österreichischen Künstlertums und mit seelischer Wärme und bedeutender Gedanklichkeit. Okkulte Dinge, Seelenwanderung, seelische Wirrnisse spuken in der neuen entzückenden Novelle „Der Kater Ypsilon", in der schließlich das klare, wirklichkeitsfrohe, bejahende Leben siegt über die Nebel und hohlen Worte und Bängnisse. Der schwarze Kater Ypsilon ist außerordentlich fein in den Mittelpunkt der Novelle gerückt — neben seiner Herrin stoßen in einem Ingenieur und einem Major, die beide den Krieg — aber wie grundverschieden ein jeder! — erlebt haben, die Welt der überspannten intellektuellen Geistigkeit und die der erdverbundenen, tätigen, wirkenden Männlichkeit zusammen. Es geht um den Besitz der feinen Frau und Besitzerin des Ypsilon; da die Wirrnisse gelöst, die Zusammengehörigen sich gefunden und der Spuk um Ypsilon verflogen ist an einem sonnenfrohen Herbsttag, entläßt uns nachdenklich gestimmt und beschenkt der Dichter. (Das Buch ist bei Staackmann, Leipzig, verlegt.)

Es sei noch vermerkt, daß alle hier angezeigten Bücher den neuen Willen der deutschen Verleger, das Buch würdig und geschmackvoll auszustatten, sichtbarlich bezeugen.

Franz Alfons Gayda

Willy Preetorius

In einem stillen Gartengebäude der Schwanthalerstraße, im sogenannten Bavariaviertel Münchens, hat er seine Werkstatt. Dort ist er, der jugendliche Vierziger, eingesponnen in seine Welt der Farbe, der Visionen aus der Natur, der Dichtung und der Musik. Denn Willy Preetorius ist Maler und Poet zugleich, Epiker und Dramatiker. Wie aber wurde dieser lebensfreudige Hesse vom Rhein, der in unmittelbarer Nähe kunstfroher Ahnen aufgewachsen, um als junger Kunstbeflissener um die Jahrhundertwende sich von den Wogen des geistigen Münchens tragen zu lassen? Doch München wird ihm zu schwer, der Eindrücke und darum auch der Wünsche sind es zu viele, er sucht nach Halt, Konzentration, denn er will er selbst werden, wie er in seiner von künstlerischem Sehnen und Ahnen übervollen Brust es fühlt. Preetorius flüchtet sich nach dem kleineren Weimar, wo ihm das Schicksal wohl will. Bei Ludwig von Hofmann, dem Schöpfer leuchtender Gestalten in arkadischen Landschaften, dem Künder von Freude und Licht, bei dieser starken menschlichen Persönlichkeit lernt er. Aber sein Inneres verlangt nach mehr, er tritt in den Kreis von Hans Olde, Theodor Hagen, Edvard Munch, Sascha Schneider, nicht als Schüler, nur als Beschauer, als Empfangender. Und endlich steht er in der hellen Erscheinungswelt der impressionistischen Blüte der Franzosen, wie sie damals in Weimar in den Namen Manet, Monet, Gauguin, Renoir u. a. den lernhungrigen Jünger umfing. Diese Impressionen weckten in Preetorius ein lebhaftes Echo, denn er kam diesen neuen Propheten innerlich nahe, wie er deren großen Vorläufer Camille Corot, seinem Liebling, wesensverwandt geblieben ist bis heute, da er technisch von anderen Voraussetzungen ausgeht. Daß in Weimar noch einer, ein damals schon Abgeschiedener, auf seinem Weg leuchtet, Friedrich Preller, ist selbstverständlich. An den heroischen Odyssee-Landschaften konnte der junge Romantiker nicht vorübergehen. Aber all dies war nur zeitlich begrenzte Etappe, Preetorius ließ sich von keiner Persönlichkeit oder Schule einspannen, er war immer der Stärkere, und als er nach diesen künstlerischen Lehr- und geistigen Wanderjahren nach München zurückgekehrt war, konnte er, auf festen Füßen stehend, als sein Eigener in der großen Flut der Kunststadt München nicht nur standhalten, sondern als ein Organ von ihr selbst darin aufgehen. München wurde ihm Scholle und Heimat, die Stadt und der Ammersee, wo er in Schondorf seßhaft geworden. Münchens künstlerisches Klima ward ihm zum Heil, aber noch waren die Wanderjahre nicht abgeschlossen. Italien lockt, nicht Rom und sein Menschenwerk großer Jahrhunderte, in der Campagna steht er trunkenen Auges, wie besessen vor den tausendfältigen Erscheinungen der Natur. Er schaut und empfängt in seiner Seele das Wunder aller Kunst und malt, wie einst Corot, sein großes Vorbild, just 100 Jahre vor ihm, die Bogen des Konstantin mit dem Kolosseum. Ein kurzer Aufenthalt in Paris vollendet die in Italien machtvoll eingesetzte Entwicklung, denn inneres Leben und äußere Erscheinungen, namentlich aus der südlichen Landschaft, verbanden sich zu der Synthese der Künstlerpersönlichkeit, wie wir sie heute in Willy Preetorius sehen.

Wie aber können wir heute den Maler Preetorius charakterisieren? Als Romantiker? Ja, primär als Romantiker, aber nicht im Sinne jener undefinierbaren Phantasie ins Körperlose, denn sein formaler Instinkt wie sein zeichnerisches Können geben seinen durch die Gabe farbiger Komposition gekennzeichneten Landschaften eine sichtbare und fühlbare Struktur. Preetorius malt heroische Landschaften, nicht wie etwa Preller oder Rottmann, eher noch wie Nicolas Poussin, wenn auch der realen Wirklichkeit weniger entrückt. Mit Poussin verbindet ihn das Thema, d. h. die Vereinigung von Mensch und Landschaft zur Idee, in der einmal jener, einmal diese die Dominante bildet. In unzähligen Varianten läßt sich diese kompositorische Gabe beobachten. „Knabe am Quell" (1925 auf Mahagoniholz gemalt) nach einer italienischen Landschaftsskizze, ist von seltener Geschlossenheit in der Verbindung von Farbe und romantischer Stimmung, in der Vereinigung von Natur und menschlicher Gestalt, wodurch sich der geistige Gehalt offenbart. Aus seinen „Ruinen" ragen vor einer leblosen hügeligen Campagna-Land-

schaft die Reste eines Viadukts heraus, während eine im Vordergrund lagernde Menschengruppe das kontrastierende, belebende Element bildet. In der Szene „Tod in den Bergen“ entwickelt sich das Symbol zum Drama des Menschen, wozu eine düstere gespannte Natur den Grundakkord angibt. Dabei hat die Landschaft bei aller unmittelbaren dramatischen Wirkung romantischen Charakter. Auch „Genesung“ ist symbolisch, denn zwischen dem wiedererwachenden Menschen und dem nahenden Himmelslicht besteht der innere Zusammenhang.

Das Thema des Menschen, als einzelner oder in Gruppen, behandelt Preetorius mit Vorliebe. Innerer Freude voll breitet er seine Skizzen oder Entwürfe vor mir aus und schmunzelt befriedigt, wenn ich neben dem malerischen Eindruck auch den Sinn seiner Kompositionen richtig deute. Einmal steht der Mensch überragend als Geschöpf in der bewegten Natur, oder in Ruhe auf fernen Höhen, in „Hirtin“, wo es wie Sehnsucht klingt. Dann wieder findet der Mensch sich durch die Gewalt der Elemente überwältigt, in deren Hand sein Glück und sein Leid nur ein Atom darstellen. Ebenso behandelt der Maler das Thema „Sturmwind“, immer in der Verbindung von naturhafter Betrachtung und symbolischer Deutung. Was diesen prachtvollen Varianten von meist dunkeltönigen Landschaften ihr besonders wertvolles Gepräge gibt, ist die virtuose Lösung der Raumspannung durch die Komposition, wodurch die bildhafte Geschlossenheit erzielt wird. „Reiter am Hang“ nennt sich ganz anspruchslos eine Gruppe von zwei kleinen Reitern, die nahe am Abgrund ihre Pferde zügeln. Aus dieser Gruppe und ihrer Umwelt weht uns ein dämonischer Hauch schicksalhaft an. Romantische Landschaft.

So ist Preetorius also Maler und Poet. Er ist aber auch ein musikalischer Poet, denn aus den fernen, geahnten Klängen des Unterbewußtseins wie aus der unmittelbaren Berührung mit Persönlichkeiten der Musik dürfen wir des Künstlers Bilder auch musikalisch erfaßt nennen. So ist es kein Zufall, daß eine nicht nur gesellschaftliche Verbindung zu Hans Pfitzner, seinem Nachbarn in Schondorf, führt. Auch hier finden wir einen Zusammenklang zweier romantischer Künstlerseelen, von denen eine der andern Nähe sucht. Daher ist es ferner kein Zufall, daß Preetorius die szenischen Entwürfe für Pfitzners „Rose vom Liebesgarten“ in Stuttgart (1922) und den „Palestrina“ in Frankfurt a. M. (1924) geschaffen. Hier zeigt sich, wie sehr sich der Maler in die metaphysische Welt der Bühne einzufügen weiß, weil er den Unterschied erfaßt hat zwischen Landschaftsbild und der nur andeutenden, vortäuschenden Rolle der Bühnenmalerei.

Man könnte meinen, Preetorius hätte bei solcher Vielseitigkeit sich zersplittert. Keineswegs, denn diese Vielseitigkeit führt immer zu einem Brennpunkt zurück, sie bedeutet nichts anderes als die schimmernden Ausstrahlungen einer geistig ungemein produktiven Persönlichkeit, in der der Künstler wie der Mensch die Einheit gefunden haben. **Dr. Eduard Scharrer**

Gebrauchskunst

Durch alle Kreise von Musikern und Musikfreunden geht eine Reihe beständiger und sich stets wiederholender Klagen über die „Moderne Musik“, sie sei nicht mehr zu verstehen, man könne keine Melodie heraushören und mit nach Hause nehmen, sie würde überhaupt kaum aufgeführt, sie sei ja auch ganz unspielbar usw.

Alle diese Ausbrüche spontaner Empfindung treffen insofern einen richtigen Kern, als bis in die neueste Zeit tatsächlich die Ausführungsmöglichkeiten mit ihren technischen Vorbedingungen und damit auch die Aufführungsmöglichkeiten der zeitgenössischen Produktion stets schwieriger und komplizierter geworden sind. Eine Folge davon ist, daß gar viele von denen, die ihren Bach, Beethoven und Wagner kennen und pflegen, sich von vornherein von der Beschäftigung mit neuer und zeitgenössischer Literatur abwenden mit den bekannten Gründen: „Das ist uns zu schwierig, zu kompliziert, zu gesucht und gewollt, das ist überhaupt keine Musik mehr, Musik

soll Erbauung, Erhebung, Erholung sein, aber nicht ein Hexenkessel von Mißklängen, mag sein, daß auch etwas Gutes dran ist, aber dieses zu suchen, haben wir keine Zeit, keine Ruhe, wir verstehen ja doch nichts davon und bleiben lieber bei unseren altbewährten Meistern!"

Und weite Kreise von Musikfreunden, bildungsfähig und bildungshungrig, bleiben nicht etwa bei den altbewährten Meistern — denn auch dies ist auf die Dauer mühsam und langwierig —, sondern sie wandern ab, versuchen es zunächst mit der Oper und gehen dann hinüber, je nach Anlage, zur Operette und Radio, zu Kino und Jazz, diesen kurzweiligeren Errungenschaften unserer heutigen großartigen Zivilisation. Denn auch die Oper, als gewisses Mittelding zwischen Höhenkunst und Volkskunst, vermag ihre alte Anziehungskraft nicht mehr auszuüben: das alte, abgespielte Repertoir „kennt" man, und an neueren Werken vermag auch die Opernliteratur kaum etwas zu bieten, was einem größeren Teil des Volkes seelische Erbauung und geistige Erfrischung bieten könnte, sofern ein solcher heute überhaupt noch danach verlangt. Das „Konzert" im Sinne der Epochen Mozarts und Liszts ist heute vollends eine überlebte Sache; es fehlt nicht nur an Künstlern, die vermöge ihrer durchgebildeten Technik und musikalisch-geistig-seelischen Reife ein größeres Publikum für sich zu gewinnen vermögen und für sich besitzen, — es fehlt auch am Publikum; denn dieses ist in seinem Durchschnittsgeschmack bereits so verflacht, daß es kaum noch ein Bedürfnis nach höheren künstlerisch-geistigen Genüssen äußert und nicht einmal mehr für die gesammelte Aufnahme selbst virtuos gehaltener und auf leichtere äußerliche Wirkung gestellter Kunstdarbietungen taugt, geschweige denn für die anspruchsvolleren Formen vertiefter Höhenkunst.

Und dann fehlt es, nicht zuletzt, an der entsprechenden Literatur. Das bekannte „Repertoir" beliebter Meisterwerke ist in seinem schönsten, bekanntesten und wirkungsvollsten Bestand ausgewertet und in seinen besten Stücken hunderte von Malen erklungen: man „kennt" allmählich die „Appassionata", die „Wandererphantasie", „Sigmunds Liebeslied" und den „Till Eulenspiegel", und diejenigen, die auch solche Stücke immer wieder hören können und in ihren Geist so einzudringen versuchen, daß man wirklich von künstlerischer Verarbeitung sprechen kann, diese sind bei weitem nicht so zahlreich, daß sie ein Konzertpublikum bilden könnten, und haben außerdem noch selten die genügenden Mittel. Ja gewiß, man gründet Volksbildungsvereine, Theatergemeinden, man veranstaltet „Zyklen" von Vorträgen, Matineen usw., man organisiert, wirbt und propagiert, um einen gewissen Massenabsatz zu erreichen und die „Kunst" zwangsläufig dem „Volke" einzutrichtern. Meistens sind aber auch diese Darbietungen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht so, daß sie imstande wären, eine neue geistig-künstlerische Anteilnahme und Bewegung im Volke auszulösen; denn auch dort fast überall Beschränkung auf das Bekannte, das Bequeme, auch diese Gesellschaften und ausführenden Organe müssen ja alle wieder von ihrem Publikum leben, müssen ihm deshalb seine bewährten Lieblinge bringen und auch sonst jede erdenkliche Rücksicht nehmen.

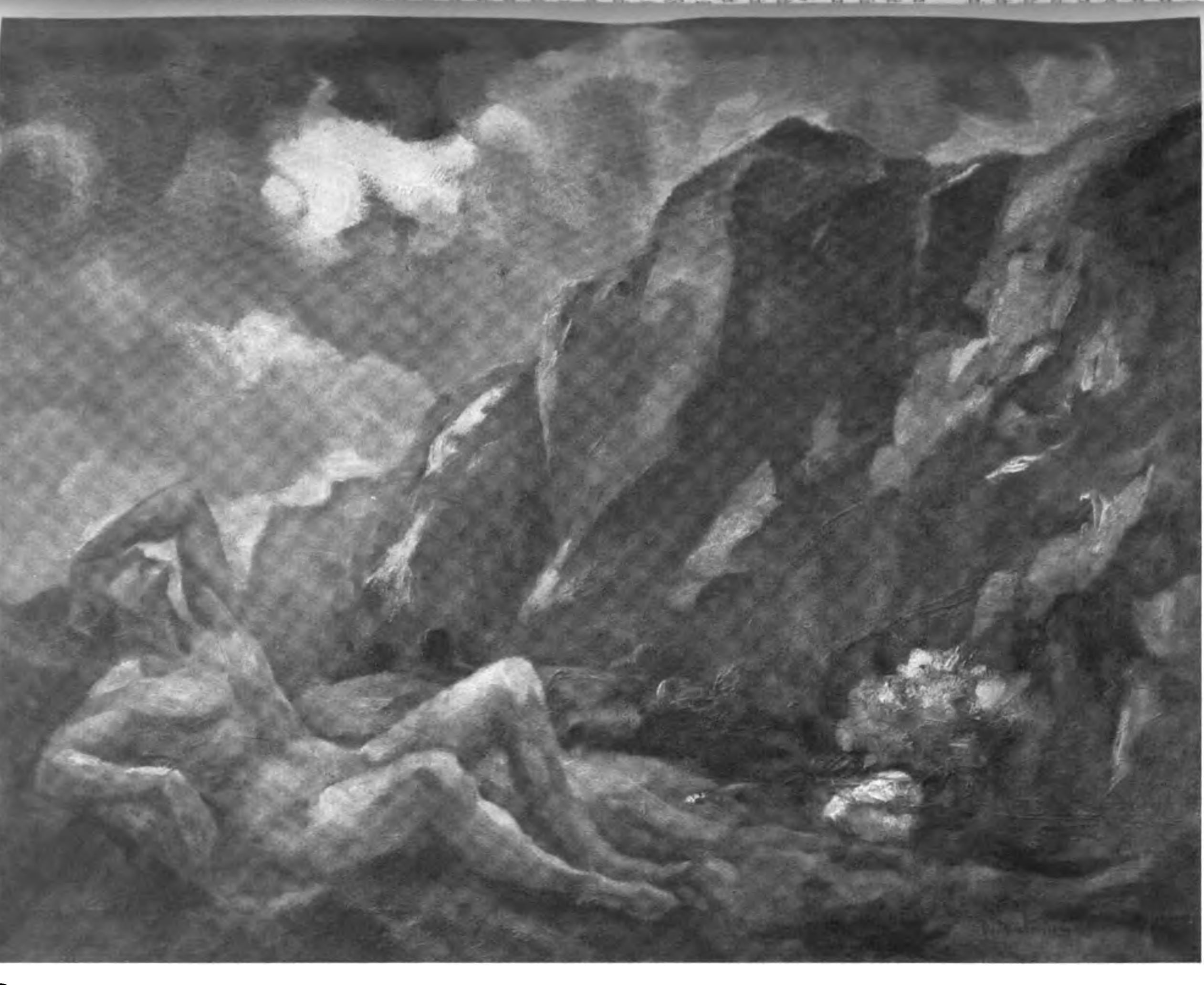
So entsteht jener bedenkliche Circulus vitiosus, der unser Kunstleben, will sagen: Geschäftsleben der „Kunstbranche" beherrscht: das Publikum (die Arbeitgeber) will keinen Fortschritt, weil es bequem, rückständig und stumpfsinnig ist — die Ausführenden (die Arbeitnehmer) wollen keinen Fortschritt, weil sie vom Publikum abhängig sind und seine Gunst, vor allem sein Geld brauchen. Einzelne mutige Vorkämpfer mit neuen Programmen und neuen Ideen dringen nicht durch, da es allenthalben an Mitteln fehlt, um künstlerisch hochwertige Unternehmungen vollkommen unabhängig durchzuführen.

Ganz abseits von diesen Kreisen steht nun als kleine Gruppe der größte Teil der „zeitgenössischen" Komponisten. Sie sind die großen Unverstandenen, die verkannten Genies, und da sie allein nicht durchkommen, organisieren auch sie sich und bilden eine Kampfgemeinschaft, eine Sturmtruppe des Fortschrittes. Im Verein mit den paar Verlegern, die die sogenannte „Neue Musik" veröffentlichen und propagieren und die eine Interessengemeinschaft mit jenen bilden, wird nun drauf loskomponiert, geschrieben, geworben und gekämpft, bis sich die „Neue Musik"

auf diese Weise womöglich ein Absatzgebiet, einen Markt geschaffen hat. Mit künstlerischen Argumenten wird hierbei vielfach gekämpft, um den wirtschaftlichen Erfolg aber handelt es sich zumeist, und das ist die tiefe Verlogenheit dabei, deren sich die meisten Beteiligten gar nicht voll bewußt werden. Oder haben unsere Großen von sich und ihren Werken eine derartig abstoßende Propaganda gemacht, wie sie heute in Übung ist, wären sie jemals hierzu imstande gewesen, selbst wenn ihnen dies der „Zeitgeist" erlaubt hätte? Sicherlich war es damals ebenso nötig, die Werke zu drucken, zu verbreiten, aufzuführen, aber in wie ungleich edleren Formen spielte sich das alles ab, und es ist kaum die Verklärung des zeitlichen Abstandes, die den Unterschied zwischen Einst und Jetzt so tiefgehend erscheinen läßt, zum großen Nachteil der heutigen Erscheinungsformen. Wir sind so stolz auf unsere Errungenschaften der Wissenschaft und Technik, der Organisation und Zivilisation, aber sehen wir denn nicht, daß es geistig und künstlerisch, sittlich und seelisch einfach rasend schnell bergabwärts geht?

Also: auch die bestorganisierte und kapitalkräftigste Propaganda nützt nichts, solange es an allem Sonstigen fehlt: an Künstlern, an Publikum, an Werken! Und sogar an Werken fehlt es, ich wage es zu behaupten, trotz aller Sonderkataloge für zeitgenössische Musik, ganz erheblich. Gewiß, ausgezeichnete Männer sind da, und vieles, was sie geschrieben haben, ist durchaus wert, aufgeführt und immer wieder zu Gehör gebracht zu werden. Aber, so fragen wir weiter, wo sind nun wieder die Mittel an Künstlern und Geld, an Kraft und Zeit, um solche „Schinken", wie sie die Neuzeit mit ihrer beständigen Übertreibung und Übertrumpfung hervorbringt, wirklich vorzubereiten und zu Gehör zu bringen? Wir sind nicht so rückständig, um nicht zu wissen, daß die Großen ihrer Zeit vorauseilen und stets erhöhte, bisweilen unausführbare Anforderungen an die Mitwelt stellen. Aber wir haben heute schon eine recht erkleckliche Zahl solcher überzeitlicher Größen, die in einem blinden Fortschrittswahn so weit gegangen sind, daß sie jede gesunde Verbindung mit dem realen Musikbetrieb und seinen Ausführungsmöglichkeiten verloren haben. Um nur ein Beispiel zu nennen, haben Schönbergs Gurrelieder, ein hochstehendes, ausgezeichnetes Werk, seit ihrem Erscheinen vor etwa zwei Jahrzehnten vielleicht ein Dutzend Aufführungen erlebt; was will dies aber heißen im Vergleich zu den aufgewandten Mühen und Kosten der Komposition, der Drucklegung, der Vorbereitung und der Aufführungen! Und dabei sind derartige Werke trotz ihres „Massenaufgebotes" in keiner Weise für die Masse geeignet und werden von dieser — trotz wirksamer Propaganda und Einführung in Büchern, Schriften und Presse — doch kaum je richtig verstanden und genossen werden, einfach weil ein großer Formfehler in ihnen liegt und weil zuviel Abstraktes und Intellektuelles gebracht wird, was der größeren Menge nun einmal nicht liegt und was auch nicht das letzte Ziel musikalisch-künstlerischer Darstellung bedeutet. Erhabene, größte Kunstwerke zu schaffen und dabei nicht nur den paar verständnisvollen und begeisterten Anhängern, sondern auch einer größeren Masse Werte zu geben, damit hat es seine ganz besondere Bewandtnis, mit der eben nur die Allergrößten bisher fertig geworden sind! Im übrigen aber, ihr vielen kleineren und kleinsten Komponisten, fehlt es an einer gediegenen, leichter verständlichen und auch nicht zu schwer aufführbaren „Gebrauchskunst"! Ja, ich gebrauche dieses ominöse Wort und sehe euch schon mitleidig lächeln ob solcher Herabwürdigung der holden Musen, die für das „Volk" doch immer nur zu gut waren! Freilich, die Musen sollen und dürfen nicht auch noch sozialisiert und proletarisiert werden, aber trotzdem: waren die Musen bei den alten Griechen nicht volkstümlich im besten Sinne des Wortes? Sind wir mit unserer aufgeblasenen Kultur hiergegen nicht wirkliche Stümper? Und wäre es nicht eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert, zwar nicht immer gleich den Parnaß selbst ersteigen zu wollen (der ja doch nur für die Allerbesten reserviert bleibt), sondern wenigstens eine gewisse Höhenkunst zu erstreben und zu erreichen, die jedoch auch die Fühlung mit der übrigen, gewöhnlichen Menschheit nicht zu verlieren braucht? Daß dies doch möglich ist, hat in unseren Jahrhunderten einer vor allen anderen gezeigt: Beethoven.

Fritz Müller-Rehrmann



Genesung — Willy Preetorius

Türmers Tagebuch

Sport-Amerikanismus · Der Prinz als Sommerleutnant Republikanische Beschwerdestelle · Seeckt · Der Hohenzollern-ausgleich · Die unwirksame Geschäftsordnung und die wirksame Hundepeitsche · Severing · Briand und Poincaré · Thoiry Deutsche Volksehre und amerikanisches Geschäft

Wie lang ist's her seit unsrer festlichen Aufnahme in den Völkerbund? Just sechs Wochen; mehr nicht. Am 8. September war's; genau zu Mittag, als die freundliche Herbstsonne über Genf im Scheitel stand. Wenige Stunden später klangen schon die Psalter und Harfen der pazifistischen Abendpresse zu Liedern in höherem Chor. Kühnstes Hoffen sei erfüllt; ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte beginne, und die internationale Sozialdemokratie dürfe sagen, sie sei dabei gewesen. „Das ist unser Stolz", so schrieb ein wonnetrunkenes Blatt.

Heute ist's still davon. Errungenes Glück bleibt ja kein Glück mehr, und der Zeitung gilt nur die brühwarme Tagesneuigkeit.

Zum Beispiel der Faustkampf Tunneys gegen Dempsey um die Weltmeisterschaft. Man strömte nach Philadelphia, aus allen Sternen des Streifenbanners, wie einst der isthmische Kampf der Wagen und Gesänge der Griechen Völker froh vereinte. Über 130000 Menschen weideten sich an dem blutig rohen Schauspiel. Darunter 25000 Frauen. Je härter die Faustschläge krachten, je fürchterlicher sich die „Fighter" zerwalkten, desto ausbrüchiger brüllten Beifall und Hetzruf.

Auch die deutsche Presse hielt ihre Leser umständlich im Bilde. Das Kabel beruhigte über Dempseys Paraffinnase, aber seinen Wettgönnern wurde bänglich bei der Nachricht, daß Tunney ihm das linke Auge aufgehauen und „mehrere Haken ans Kinn gelandet". Auch der Boxersport hat nämlich sein der Kaffeeklappe feinöhrig abgelauschtes Rotwelsch.

Tatsächlich unterlag der bisherige Weltmeister trotz seines angepriesenen Instinkts zum Töten der glatteren Schule des mißachteten Gegners. Dieser wurde sofort Ehrenbürger von Neuyork und Leutnant im Marinekorps. Sein „k. o.", wie unsre engländernden Fexe begeistert buchstabenrätseln, machte ihn aber auch zum dreifachen Millionär. Selbst der Niedergeboxte trug außer den blauen Flecken seines heillos zerbufften Gestells noch den sattsamen Trostpreis von 200000 Dollars heim. Außerdem bot ihm ein Petroleumkönig 750000 für ein Auswetzungsmatch.

Europas Schultern knicken unter Schuldenlast. Der deutsche Mittelstand verblutet; es hungern Künstler und Dichter. An den Türen unsrer Wohlfahrtsämter ballen sich die Scharen Erwerbsloser in der nagenden Sorge um das tägliche Brot für heute. Aber dort drüben stellt ein Knallprotz Millionen bereit für die endgültige Lösung der Menschheitsfrage, ob Tunney wirklich härtere Fäuste hat als Dempsey.

Nach biogenetischer Regel hat die neue Welt binnen zwei Jahrhunderten den mehrtausendjährigen Kulturvorsprung der alten eingebracht. Jetzt im dritten über-

holt sie uns nach Art und Unart; im vierten geht sie unfehlbar daran zugrunde. Der Schnellebige ist immer frühsterbig. Unser Bayreuther Chamberlain nannte einmal den Yankee einen bereits behäbigen und nervösen Philister mit bedenklich kahler Platte. Ach, wenn es nur das wäre! Er trägt aber nicht minder schon viel in sich von der fauligen Verlebtheit und daher überhöhten Reizbegierde der Caracalla- und Heliogabal-Stufe, hinter der das Römerreich flugs zusammenbrach. Auch diese Beobachtung führt uns wieder zu der Einsicht, daß es wenig hülfe, wenn jeder vierte Deutsche sein Auto hätte, wie der vierte Amerikaner, wofern die Reichsseele Schaden nähme am Amerikanismus.

Selbst unsre eifrigsten Völkerbündler ließen Genf rasch wieder Genf sein, als sie vernahmen, der älteste Kronprinzensohn habe Manöverdienst getan bei der Reichswehr. Die „Liga für Menschenrechte", um ihrem schönen Namen gerecht zu werden, hat eine „republikanische Beschwerdestelle" eingerichtet. Sie übt die würdigen Pflichten Mephistos, im Kleinen anzupacken, was sich im Großen nicht verrichten läßt. Kein noch nicht beseitigtes „kaiserlich" auf irgend einem hinterpommerschen Postamt entgeht ihrer zielbewußten Schnüffelei. Wegen der strittigen Sevres-Vasen aus dem Besitz der Königin Luise hatte sie Diebstahlsanklage erhoben gegen die Kronprinzessin. Nun verpetzt sie deren Sohn beim Staatsanwalt „wegen unberechtigten Tragens einer Reichswehruniform und angemaßter Befehlsgewalt". Während seiner Dietramszeller Urlaubswochen hat Hindenburg Freundschaftsbesuche gewechselt mit dem Kronprinz Rupprecht und Escherich. Auch das ist nach Ansicht der Beschwerdestelle ein Etwas, das die Republik in ihren Grundfesten erschüttert und daher ihrem Präsidenten auf das Ernstlichste untersagt werden muß. Bismarck hat einst in einem ähnlichen Falle dem Kaiser gegenüber das Wort gesprochen: „Der Wille meines Souveräns endet vor dem Salon meiner Frau." Allein das Menschenrecht des freien Privatverkehrs gehört offenbar zu den verstoßenen Kindern der sonst einer jeglichen Freiheit feurig erglühten Liga für Menschenrechte.

Die Republik brachte der prinzliche Sommerleutnant nicht zur Strecke. Wohl aber wider Willen den Generaloberst von Seeckt, dessen Gast er gewesen. Blinder Eifer hat ein Mäuslein verfolgt und dabei unsre besten Vasen zerschlagen. Er kostete uns einen vortrefflichen Chef der Heeresleitung. Da er auch gelegentlich erklärt hatte, zu Staatsstreichen sei er nicht dumm genug, bekam er trotz der monarchistischen Hintergründe seines Rücktrittes zuletzt sogar noch eine ganz ordentliche Linkspresse.

Seeckt ist es, der unsre kleine, aber tüchtige Wehrmacht schuf. Weil er seine Sache so gut machte, deshalb verlangte die feindliche Kontrollkommission seine Unterordnung unter den parlamentarischen Reichswehrminister. Sofort erwies sich, daß nicht die Stellung den Mann macht, sondern der Mann sich die Stellung. Bald beherrschte der Anpassungsfähige die Behörde, in deren Rahmen er eingezwängt worden war. Geßler nahm es hin, weil er den gewaltigen Vorteil dieses fachmännischen Beirats für das Ganze erkannte. Aber nun wurde von links an ihm gestochert, daß er sich nicht zum Hampelmann des Militärs machen dürfe; so lange, bis es doch zum Zusammenprall kam. Der Manöverprinz ist nicht die Ursache dazu gewesen, lediglich ein letzter Anlaß.

In Paris sieht man Seeckt mit ehrlicher Freude abgesägt. Er galt dort als der neue Scharnhorst, der ein riesiges Krümpersystem organisiere. Man traute ihm allen

Ernstes zu, daß er unsre Söldnertruppe dehnbar wie Gummi mache und darauf anlege, im Kriegsfall über Nacht in unser altes Millionenvolksheer zurückverwandelt zu werden. Daher jenes Verlangen seiner Unterordnung unter den Parlamentarismus, das diesem ein fragwürdiges Lob, für Seeckt aber ebenso schmeichelhaft wie schmerzlich gewesen ist.

Auch die ausgiebigste Enteignung der Hohenzollern hätte die Franzosen gefreut. Schon der Ausfall des Volksentscheids ärgerte sie daher und die Annahme des preußischen Ausgleiches erst recht. Wenn der Kaiser im Armenrecht klagen müßte, wie der Fürst von Lippe, dann könnte man darüber in der Boulevardpresse die vergnügtesten Witze lesen. So aber bosselt man aus der Tatsache, daß ihm Schloß Homburg als Wohnsitz überlassen wurde, einen Bruch des Versailler Diktates heraus. Glaubt man denn ernstlich, der leidgeprüfte Mann würde sich hart am Rande des besetzten Gebietes niederlassen? Der gute Geschichtskenner weiß von einem Herzog von Enghien, den die Franzosen nächtlicherweile auf badischem Boden aushoben und in Vincennes erschossen.

Das französische Wohlgefallen war daher diesmal bei den sonst gehaßten Kommunisten, die an den Tagen des Ausgleichsgesetzes sich wieder, nach einem Wort des „Vorwärts", „wie ein Lude in der Kaschemme" betrugen.

Wort- und Tatflegeleien ergingen gegen jedermann. Da das Abgeordnetengesetz mit dem Dasein von heulenden Derwischen noch nicht rechnete, wächst gegen so etwas kein Kraut. Man müßte denn zur Hundepeitsche greifen wie die Gebrüder Osterroth taten, als des „kalten Lynchs", des Kommunisten Schulz teuflische Gemeinheit ihre Mutter als Straßendirne, ihren Vater als Zuhälter ausschrie. Der Gezüchtigte heulte nach dem Schupo, den er sonst Bluthund schimpft und wo es angeht, anspuckt. Er schreit jetzt auch nach dem Gerichte, das er sonst der abscheulichsten Klassenjustiz beschuldigt. Wenn ich der Arzt wäre, der dem Pieckbuben seine Striemen bescheinigen soll, würde ich es mit der Formel Fritz Reuters tun: „Er hat raisonable Prügel gekriegt. Sie haben ihm aber nicht geschadet."

Allein, was war diese Affenkomödie anders als der stilgemäße Abschluß des widerlichen Rummels beim Volksentscheid? Die Sozialdemokratie hingegen offenbarte ihren inneren Knick. Sie hat durch Stimmenthaltung dem zum Siege verholfen, wogegen sie im Juni ebenso roh wie der Bolschewismus und sogar im engen Bunde mit diesem angegangen. Severing hatte schon damals weitsichtig gewarnt.

Nun ist er von seinem Ministerposten zurückgetreten. Freiwillig, nachdem sein Sturz durch Mißtrauensvoten, so oft versucht, stets mißlungen war. Nicht durch Niederlage genötigt, nur durch Krankheit.

Severing, Ebert und Noske sind die einzigen Formatmenschen in der Sozialdemokratie.

Was ist das unter so vielen, die allesamt den Himmel auf Erden versprachen, wenn sie zur Macht kämen? Aber man soll die Ausnahmen verzeichnen und anerkennen, je mehr man das klägliche Fiasko als Regel feststellt.

Severing hat das Zeug zu einem wirklichen Staatsmann. Er wäre ein ganzer geworden, wenn er sich freier gemacht hätte von Parteilehre und Parteidruck. Wer ihn vergleichen will, dem fällt Robespierre ein; nur mit dem Unterschied, daß der

deutsche Prinzipienreiter kraft Volksanlage es immer höchstens auf die Hälfte französischer Unbedingtheit bringen kann.

Wie der Pariser Eiferer, so hatte auch der Bielefelder den idealistischen Trieb, die Welt zu bessern zum Besten der Menschheit. Wie jenem dabei Rousseau Richtschnur war, so ihm Karl Marx. Allein ungleich den meisten Parteigenossen, suchte er die Freiheit des Ganzen in der Selbstzügelung des Einzelnen. Er ist streng gegen sich — auch hierin Robespierre ähnlich —, in fast mönchischer Askese. Er raucht nicht, enthält sich des Alkohols und soviel ich weiß, sogar des Fleisches. Auch behielt er die Hände rein. Gegenteilige Gerüchte stammen aus trüber Quelle; sind Racheakte von Leuten, deren Hintergedanken er durchschaut und deren Anbiederung er daher abgeschüttelt hatte. Während rings um ihn ein wüster Materialismus schwelgte, trat er nicht nur nie aus der Kirche aus, sondern verlangte bei Zeugeneiden ausdrücklich den religiösen Zusatz.

Als Minister arbeitete der kleine Mann mit dem klugen Blick und dem weißen Künstlerkopf natürlich an der gründlichen Verrepublikanerung des gesamten inneren Betriebes. Allein je mehr er sich einlebte, desto deutlicher wurde er gewahr, daß seine luftigen Theorien hart anstießen an den Kanten und Ecken der Dinge dieser Welt. So fing sein Reformeifer an, kürzer zu treten.

Immer stand er zwischen dem rücksichtslosen Drängen der Linken und dem erbitterten Widerstand von rechts. Der Kommunismus brüllte ihn an, und von anderer Seite drohte der Fememord. Zwischen diesen beiden Mühlsteinen ist der Mann zerrieben worden.

Minister Severing geht; das System Severings aber bleibt. Das preußische Kabinett hat dafür gesorgt. Eilends wurde seine verwaiste Stelle besetzt; die große Koalition zugleich unmöglich gemacht. Mutmaßlich aus Furcht, daß der Grundsatz: das Innenamt müsse stets von einem ehemaligen Metallarbeiter geführt werden, wenig Anklang finden werde bei der Deutschen Volkspartei.

Kanzler Marx ist völlig auf republikanische Gedankengänge eingestellt. In seiner Essener Rede unterschied er scharf zwischen dem abgetanen Obrigkeitsstaat und dem gesegneten Volksstaat von heute.

Ist das mehr als ein Spiel mit Worten? Ich wüßte nicht, daß es jetzt weniger Obrigkeit gebe und daß sie geringeren Wert darauf legte, respektiert zu werden. Über die notwendige Wahrung der Staatsautorität läßt sich die Linkspresse oft sogar sehr nachdrücklich aus, sobald etwa zur Verfassungsfeier ein Schulhaus nicht flaggte oder ein völkischer Studienrat in grauer Alltagsjoppe erschien. Wie kann man aber vom Volksstaat sprechen, wenn infolge des Mehrheitsprinzipes die Minderheit ohne jeden Einfluß bleibt? Ist die Weimarer Koalition das Volk? Was wir jetzt haben, in Preußen wie anderswo, das ist höchstens der Parteistaat; eine Errungenschaft fürwahr, die mir des Lobpreises wenig wert erscheint.

Nach außen vertritt Reichskanzler Marx entschieden die Politik Stresemanns. Mit ihm das gesamte Reichskabinett und auch der Reichspräsident von Hindenburg. Das ist eine Beruhigung für die vielen, die sich noch nicht recht aufschwingen können zu dem kühnen Optimismus unseres Außenministers, der in Genf der deutschen Kolonie zukunftssicher zurief, binnen kurzem hätten wir wieder ein deutsches Rheinland...

Gelingt es ihm, zu halten, was er versprach, dann wird ihn die deutsche Geschichte feiern als den ersten Diplomaten der Jetztzeit. Wie aber, wenn es fehlgeht?

Politik ist in weitem Maße Seelenkunde. Ganz besonders ist es die unsrige seit Locarno. Denn sie gründet sich auf den Charakter eines einzigen Mannes: jenes Aristide Briand, der so bestrickend zu reden weiß, dessen Stimme allen Zweifel einlullt mit dem süßen Schmelz eines lyrischen Tenors.

Er hat die schönsten Worte gehabt in Genf, wie im Hotel Leger zu Thoiry, wo es so delikate Forellen gibt. Woran wir noch so schwer tragen, das nimmt er alles auf die leichte Schulter: „C'est fini, la guerre entre nous. Tout s'arrangera." Stein und Bein schwur er zusammen, daß er den alten Geist des Hasses bannen werde. Der edlen Hilfe Deutschlands sei er ja gewiß.

„Ich werde ihn nie enttäuschen", rief Stresemann aus. Somit fragt sich nur, ob er nicht selber einmal von Briand enttäuscht wird.

Denn es kommt nicht nur darauf an, was dieser erstrebt, sondern auch, was ihm zu erreichen möglich ist. Als zäh hat ihn noch keiner erfunden. Vielmehr gehört es zu den Eigentümlichkeiten seiner leichtbeweglichen Art, daß, sobald er nicht kann, was er will, er sofort will, was er kann.

Poincaré und Briand sind alte Feinde. Zwar sitzen sie in demselben Kabinett, allein jeder zieht doch seinen eigenen Strang.

In den Wein von Thoiry träufelte Raymond der Starre sofort ein paar Tropfen seiner Schwefelsäure. „Die moralischen Urheber des Weltkrieges — nein, wir sind es nicht", so hatte Stresemann in seiner Gambrinusrede gesagt. „Doch, das seid Ihr", erwiderte Poincaré in St. Germain und Bar le Duc; seelisch belastet durch das nagende Schuldgefühl in unbeirrter zwangsläufiger Parteiischkeit. „Wie wär's, wenn wir einen neutralen Prüfungsausschuß beriefen und ihm die Archive öffneten?" klang aus Köln Stresemanns Vorschlag hurtig zurück. Darauf blieb's still.

Fast täglich tauchen jetzt Nachrichten auf über baldigen Abbau der Rheinlandgarnisonen. Gewöhnlich in englischen Blättern. Pünktlich aber erschallt dann allemal der Pariser Widerruf. Meist in schroffer Form. „Wir brauchen kein deutsches Geld und bleiben am Rhein." Wer französische Praxis kennt, der weiß, daß die Hand, die solche Enten in die Luft wirft, dieselbe ist, die sie dann niederknallt.

„Die Zeit der blutigen Begegnungen zwischen Deutschen und Franzosen ist nun vorüber." Kaum hatte Briand dies Genfer Wort gesprochen, da krachten die Pistolenschüsse von Germersheim. Leutnant Roucier gab sie ab; von 311. Artillerie. Man beachte die Ziffer. Unser Militarismus, als er nach gesichertem Wissen unsrer Feinde die ganze Welt zu unterjochen sich anschickte, hatte es nur auf 128 Artillerieregimenter gebracht. Jetzt sind es sieben.

Das alles sind poincaristisch-militärische Gegenströmungen. Man soll sie scharf beachten, aber vorläufig ohne Stellungswechsel. Dort drüben, nicht bei uns, liegt jetzt die Verantwortung für das, was werden soll.

„Durch Opfer zur Freiheit." Diese Losung, dem Gefühl unsrer völligen Unschuld so schmerzlich, bleibt dem nüchternen Erwägen doch die einzige, die Erfolg verheißt. Auf das Wunderbar hoffen, stählt zwar im Leiden, aber es hilft ihm nicht ab. Das Mirakel der Hohenzollern, das den Fridericus in schwarzen Stunden tröstete, haben

wir uns überdies verscherzt. So bleibt unsrer Wehrlosigkeit nur geschicktes Verhandeln übrig und schrittweises Beseitigen des größeren Übels durch das jeweils kleinere.

Thoiry ist ein großzügiger Versuch, alle deutsch-französischen Schwebefragen auf einmal zu bereinigen. Ob's glückt, das hängt nicht nur von Briand und Poincaré ab. Selbst bei französischer Bereitwilligkeit würde der Rhein nur frei, wenn Amerika die Dawes-Obligationen flüssig machen ließe. Deutsche Volksehre wird dadurch ein Problem des Verdienerinstinktes der Börsenkönige von Wallstreet.

Frankreich hat uns in der Hand durch den Rhein, Amerika aber Frankreich durch dessen Kriegspump. Unsre Begebung würde dieses aus dem Zwang des Berengerschen Schuldenabkommens lösen. Auch der Amerikaner ist nur empfindsam, wenn es nichts kostet. Kaum vernahm man Coolidges, wie es schien, bereitwilliges Wort: „Auch hier im Weißen Hause haben wir den Befreiungsjubel der Kölner Domglocken gehört", da jagten schon wieder die vier apokalyptischen Reiter des bösen deutschfeindlichen Hetzfilms durch alle Staaten der Union. So beugt man unwillkommenen Entscheidungen vor im Lande der Freiheit. Wenn das Geschäft es will, dann bleiben wir eben Hunnen.

Englische Blätter behaupten, daß Chamberlains Politik der „clearness" ermangele. Aber das macht sie desto englischer. In Downingstreet kennt man Grundsätze nur als Kampfmittel, nie als Richtschnur. Räterußland ist im Verruf, allein seinen Tscherwonetz nimmt man gern und strebt nach moskowitischem Absatzgebiet. „Mein guter Freund Briand", sagt Sir Austin, besucht indes Mussolini, der soeben aus Anlaß eines neuen Attentates Frankreich fast mit Krieg bedroht hatte. Der Faschismus ist nach dem Urteil aller britischen Staatsmänner eine europäische Gefahr; gleichwohl ließ sich der Chef des Außenamtes auf der Höhe von Livorno die Fasces an die Rockklappe stecken. So auch begrüßt England alle deutsch-französischen Abkommen freudig vor der Welt; insgeheim jedoch biegt es sie ab.

In all dieses Treiben möchte unser gesundes Gefühl aufbrausend drein schlagen mit der Keule des Herkules. Allein dessen ungebändigte Leidenschaft verbrannte im Nessushemd; Odysseus jedoch, der kluge, kam glücklich in sein Ithaka heim. Unser Weg ist uns vorgezeichnet; es bleibt uns keine Wahl. „Über Gräber vorwärts", schrieb Seeckt in seinem Abschiedsbefehl ans Heer. Dies Wort ist nicht etwa militaristisch zu fassen, sondern stammt von Goethe. Es sagt bloß, daß wir leben und streben sollen trotz der Toten, ja gerade um derentwillen. Sie sind die Vergangenheit, die uns heilig ist und uns, die Gegenwart, geschickt macht im Ringen um Deutschlands bessere Zukunft. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." F. H.

(Abgeschlossen am 22. Oktober)

Auf der Warte

Leonhard Schrickel

Die Kunst des Erzählens ist selten geworden. Die Zeit unserer erregten Tage kennt nicht mehr das epische Behagen; sie will Hast, Andeutung, Skizze, Anekdote. Man weiß nichts mehr von gesammelter Stille, wo man friedsam das Geschehen an sich vorübergleiten läßt, daß es mit freundlicher Gewährung einspinne, hinüberleite in andere Zonen, die für sich bestehen, die Geltung haben, die jenseits alles Tagestreibens beharren. Darum soll man gerade heute jene Dichter willig empfangen, die nicht durch Nervosität zu reizen begehren, sondern ernst und gütig nahen, mit einem Herzen voll verstehender Liebe und ungetrübtem Blicke.

Was ist es denn, was den nun fünfzigjährigen **Leonhard Schrickel** so reich und freundlich macht? Warum findet man sich zu seinen Büchern, die gewiß nicht der Mode versklavt sind? Dies eben macht sie stark und überraschend: sie haben Eigenleben; sie haben nicht Krampf und Eitelkeit. Aber man täte dem Dichter unrecht, wenn man ihn behäbig und weltabgekehrt schelten möchte. Nichts von allem: er hat offen Sinne, frische Augen, die mutig und tapfer auch dem Laster und Elend entgegenblicken.

Man könnte Schrickel leicht einen Humoristen nennen, wie man es mit E. T. A. Hoffmann, mit Jean Paul, mit Keller, Hans Hoffmann und Wilhelm Raabe versucht hat. Aber wie bei jenen, so wäre es auch hier nur einseitiges Beginnen. Denn es handelt sich keineswegs um Scherz und Spiel; hinter allem Geschehen leuchtet immer der innige Zusammenhang mit dem Einen, Ewigen, das milde Zurechtweisen und emsige Hinangeleiten. Sicherlich hat Schrickel mancherlei von Keller und besonders von Raabe gelernt; von jenem die klare Gestaltung, von diesem den mitunter allzu behäbigen Stil, der sich in allerlei Betrachtungen versäumt und in mancherlei altmodischen Redewendungen, die — und dies freilich ist zu beanstanden — ungehindert auch von jenen gebraucht werden, die durchaus in der anders gewandten Gegenwart leben und wirken. Wie denn dasjenige, was Fontane bei Keller tadelte, auch in Schrickels Schaffen zutage tritt: seine Personen reden zumeist denselben Tonfall, trennen sich nicht genugsam durch die Art des Sprechens. Indessen — es sind äußerliche Merkmale, die man gern in Kauf nimmt für die innere Fülle, welche sich allerorten auftut.

Und noch eines: man empfindet das deutliche Wachstum, das ernsthafte und treue Streben. So kann man getrost aussprechen, daß „**Der goldene Stiefel**“ (Albert Langen, München) als frühes Buch nicht frei von Mängeln ist. Die Handlung ist zu dünn und zu breit ausgeführt; die allzu häufigen und auch späterhin reichlich eingeschobenen Ausrufe, wie Potz! Wetter! Nein! können nicht darüber hinwegtäuschen, daß mehr Darstellung als Gestaltung geboten wird. Das muß gesagt werden, unbeschadet der frischen und gemütreichen Schilderung des Kleinstadttreibens, das gerade Schrickel so genau und teilnehmend in sich aufgenommen hat.

Dann beginnt der Aufstieg. Welch ungestümes Blut durchpulst den „**Gottesknecht**“! Wie ist der letzte Konflikt so sicher und glücklich herbeigeführt! Und hätte vielleicht auch das Glaubensmotiv (Prozession) noch deutlicher ausgeprägt werden können, — man wird bis zum Schlusse gebannt und in Eifer gehalten. Das Buch (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) reicht weit hinaus über konfessionelle Streitschriften; hier sind durchaus seelische Probleme entwickelt und mit zupackender Unbekümmertheit zum Ende geführt. Oder „**Die Weltbrandschmiede**“! (ders. Verlag). Eine Utopie ... nun ja. Aber welch gerade heute wertvolles Hineinleuchten in kaufmännische Unternehmungen! Schrickel weiß sehr wohl, daß er hier einen Ausblick gibt, eine Hoffnung; anderseits aber ist er so erfüllt von dem brennenden Wunsche nach Heilung, daß man immer das pochende Herz schlagen fühlt, hilfreich und wünschend. Und wie deutsch ist die-

ser Roman! Ja, das ist es, was uns den Dichter besonders teuer werden läßt: sein inständiges Heimatgefühl! Er ist verwurzelt im deutschen, im Thüringer Boden; es ist im besten und reinsten Sinne völkisches Empfinden. Das wird besonders deutlich, wenn man den Bauernroman „Land"! gelesen (derselbe Verlag). Nun würde zwar eine heftigere Wirkung erreicht worden sein, wenn die Gleichförmigkeit der Redeweise durchbrochen wäre; aber die Leidenschaft zur Scholle glüht mit unerbittlicher Wucht und Größe empor. Hier ist der Ruf unserer Tage! Wer wird ihn hören? Wer wird begreifen, daß Industrie, Technik, Maschine niemals ersetzen können, was der Heimatboden den Ackerbauern spendet an Seligkeit und Schaffensgenügen? Dieser Bürgermeister Bent wächst zu beinahe mythischer Starre und Heldenhaftigkeit empor. Dann wiederum „Zukunft" (ders. Verlag), diese bittere und doch von Vergebung übersonnte Satire auf das Strebertum. Man betrachte eine Gestalt wie den Händler Zopf — wer möchte angesichts dieser prächtigen Figur nicht Schrickels hohes Künstlertum erkennen und preisen? Klar und bewußt hat der Dichter die Handlung geknüpft und zum Ende geleitet bis an die Läuterung des Selbstlings und den hellen Ausblick. Mag auch „Just Haberlands Fahrt ins Glück" (G. Westermann, Braunschweig) namentlich wieder in der säuberlichen Zeichnung der engen Bürgerwelt zum Entzücken reizen, so erkennt man in diesem echten und wahrhaft gütigen Volksbuche anderseits, daß gerade die eitle Berliner Reklamesucht und Zuchtlosigkeit in der etwas allgemeinen Fassung dem Dichter zu wenig Teilnahme eingab, so daß ein kleiner Riß die an sich gewiß wertvolle und liebenswürdige Arbeit auseinanderzwängt, zumal auch die Verhältnisse der Vorkriegszeit angemessener erscheinen dürften. Freilich ist allein schon die rührende Gestalt der Mine es wert, daß man den Roman sich zu eigen mache. Die drei sorgsam ausgesponnenen, unterhaltsamen Novellen „Rosen gefällig?" (Ph. Reclam, Leipzig) bieten ein freundliches, willkommenes Zwischenspiel.

Die stärkste Leistung auf dem Gebiete des Romans ist wohl „Hille Bobbe" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Wie die Handlung zwischen Tränen und Lächeln schwankt, wie die mannigfachen Personen durcheinanderspielen, das ist einzigartig und erquickend. Und vor allem: wie der ethische Gedanke niemals zur Moral verschrumpft, niemals Belehrung und Predigt wird. Welche Prachtgestalt, dieses mutige Fischweib! Man muß schon zu Keller gehen, um ähnlich wunderliche Käuze zu finden wie den Rektor Pfutz nebst seinem ungeratenen Sohne. Oder das würdige Ehepaar Schiebus! Dazu der warme Humor, der sich niemals nutzlos verläuft!

Eine Krönung bedeutet „Das Buch der Könige" (Th. Weicher, Leipzig) insofern, als hier durch den mehr oder minder sagenhaften Stoff auch der Stil zu wohltuender Sammlung und Strenge gezwungen wurde, so daß manche der früheren Abschweifungen, die mehr berichtet als in die Seele und Handlung der Personen gefügt wurden, hier in Wegfall gekommen sind. Diese Rahmenerzählungen sind schlechthin meisterlich. Auf diesem stolzen Pfade erwächst Schrickel sicherlich neue Tat und Stärke; er sollte sich am historischen Roman versuchen zu neuem Höhenglück.

Der Anfang ist bereits gelungen mit dem neuesten Roman „Friedrich der Freidige" (A. Deichert, Leipzig), dem Muster volkstümlicher Erzählungsweise. Der dichterisch nicht eben ergiebige Stoff ist nach allen Möglichkeiten ausgebreitet; die mannigfachen Nöte und Kriegszüge des streitbaren Fürsten sind ohne Ermüdung dargestellt. Die Handlung läuft frisch, bunt und keck; auch für das Gruseln ist Sorge getragen (Hungerturm), recht wie es sich für einen Bericht aus ritterlichen Zeiten geziemt. Man liest das Buch mit Vergnügen und möchte es vor allem auch den Schulen empfehlen.

Außer der kleinen, gemütvollen und schlichten Versdichtung „Hedwig und Bernhard" (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), einer jener idyllischen Verklärungen, die wie ein ungetrübter Klang aus der „guten alten Zeit" auftönen und einen lächelnden Frieden um sich weben, muß die Komödie „Im Spinnenwinkel" (G. Müller, München) besondere Beachtung fordern. Hier ist ja wieder ein Volks-

stück, wie man es heute leider mehr begehrt als dankbar aufnimmt. Mag immerhin der „zerbrochene Krug“ als Vorbild geleuchtet haben, mag auch der Fluß der Verse bisweilen die Unmittelbarkeit des Eindrucks ein wenig ferne rücken, — es bleibt wahrhaft erheiternd, wie hier pfiffiges Gaunertum gegen Entlarvung kämpft, wie gegen den Schluß hin die Wolken über den Köpfen der beiden Hauptschuldigen sich ballen, um endlich ein Gewitter von reinigender Erfrischung herniederprasseln zu lassen. Hier sollten die Theater zugreifen, die sich zumeist mit armseligen Surrogaten begnügen. — Das letzte Werk des Dichters ist die Tragödie „König Wode“ (Th. Weicher, Leipzig); eine neue Fassung der Probleme, die im „Buch der Könige“ laut wurden. Heldentum, Mannhaftigkeit, Unerschrockenheit, Treue, Würde — lauter Begriffe, die heute vergessen sind —, recken sich in diesem von grimmer Leidenschaftlichkeit durchlohten Trauerspiele zu gebietender Wucht. Wie dieser König Wode um seinen schwächlichen Sohn leidet, wie er im Bewußtsein einer nachwirkenden Aufgabe über sich selbst hinansteigt, das ist in geballter, forttreibender Handlung aufgetürmt. Die Sprache müht sich erfolgreich um festes Gefüge.

Ein Dichter! Mehr noch: ein Künstler. Vielleicht noch höher. Wir haben ein schönes Recht darauf, diesen Leonhard Schrickel mit Stolz und Dankbarkeit zu begrüßen!

Ernst Ludwig Schellenberg

Bedenken gegen die Goethe-Gesellschaft

Der Literarhistoriker Prof. Dr. Josef Nadler veröffentlicht im „Hochland“ (Oktober) ein Wort an die Goethegesellschaft — leider in einem Augenblick, wo der tatkräftige und temperamentvolle Präsident, Professor Roethe, an den sich die Worte wesentlich richten, gerade gestorben ist. Nadler hat seinerzeit im „Hochland“ seinen Züricher Vortrag „Goethe oder Herder?“ (Hochland, Oktober 1924) zum Abdruck gebracht, wozu Roethe mit der ihm eigenen rednerischen Kraft Stellung genommen hat. Nun wehrt sich Nadler, indem er die Frage erörtert und der Goethegesellschaft überhaupt zu Leibe geht, wenn auch nicht so weit wie der stadtbekannte Emil Ludwig, der sie gleich totsagt. Nadler schreibt:

... „Aus der umfassenden Pflege des Weimarer Vermächtnisses ist heute unter der Menge tödliche Monomanie geworden. Ihre Wurzel liegt in der Überschätzung der repräsentativen Möglichkeiten von Goethes Person und Werk. Es gibt zwei solcher Möglichkeiten. Ein Einzelwesen vereinigt in sich die wesenhaften Bestände eines ganzen Volkes zu so vollkommenem Ausdruck, daß es repräsentativ für das Ganze stehen kann. Dieser Anspruch vermag nur durch die Wissenschaft ergründet zu werden. Denn nur auf rationalem Wege läßt sich feststellen, wieweit ein Ganzes, eine Vielheit sich in einem Einzelwesen zu verkörpern vermag. Offen steht allein schon die Frage, wieso gerade das ausschließlich literarische Weimar und nicht das musikalische Wien mit Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven oder nicht das malerische München die deutsche Kultur zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verkörpern soll. (Man könnte antworten, daß Schiller und Goethe wesentliche Bestandteile des Schulunterrichtes geworden sind. D. T.) Und warum sollte von den drei Künsten der drei Rheinfranken gerade nur die Dichtung Goethes und nicht die Musik Beethovens oder die Malerei des Cornelius der getreueste oder der einzig getreue Abdruck deutschen Wesens sein? Das deutsche Volk in seiner kulturellen Breite und Tiefe ist ein so vielfältiges Gebilde, daß die Wissenschaft schwerlich einen bestimmten Deutschen und gar den Deutschen einer bestimmten Epoche als den Deutschen schlechthin wird nachweisen können. Die andere Möglichkeit liegt im Bereich des freien Willens. Ein Volk fühlt sich im Werk eines Volksgenossen so tief begriffen und zum Urbild seiner selbst erhöht, daß es mit geschlossener Kraft zu diesem Bild emporstrebt. Hier entscheidet die Stimme des Volkes, wen es als seinen Heros eponymos erkennen will. Vermag das unser Verhältnis zu Goethe zu sein? Werden die Millionen deutscher Arbeiter, die Millionen überzeugter Bekenner nicht bloß der katholischen Gemeinschaft

Goethes Werk und Person so vollkommen als das Urbild ihrer selbst empfinden dürfen? Niemals wird aus Gründen, die bei jeder Gruppe andere sind, Goethes Werk das repräsentieren, was diese Gruppen weltanschaulich über sich hinaus erhöht wünschen. Das heißt nun freilich noch lange nicht, sich auf den Standpunkt Baumgartner-Stockmann stellen. Eine dritte Möglichkeit kann in diesem Falle nicht statthaben. Denn zu den Menschen, die durch eine weltbewegende Großtat ein Volk verwandeln und so ihr eigenes Dasein mit dem des Volkes auf ewig verschmelzen, hat Goethe nicht gehört. Goethe kann immer nur einen Teil des Ganzen, eine Weltanschauungsgruppe, eine Bildungsgemeinschaft, verkörpern. Für die ganze Nation ist er einer unter andern. Und niemand setzt sich außerhalb dieses Volksverbandes, der zu Goethe kein anderes Verhältnis gewinnen kann als das des Nebeneinander in einer von verschiedenen Kreisen überschnittenen Kultur. Eine Goethegesellschaft, die nicht mehr und nicht weniger sein will als ein Verband gleichstrebender Freunde Goethes, müßte gerade darum allen Übertreibungen wehren. Denn jeder Versuch, ihren Heros eponymus zu dem Repräsentanten des deutschen Volkes zu machen, muß mit dem Widerspruch derer rechnen, die sich durch Goethes Werk weltanschaulich gar nicht in allewege repräsentiert fühlen ..."

Das sind Bedenken, die mich z. T. schon lange bewegen und zu Reformvorschlägen veranlaßten (im „Tag" und im „Türmer"). Aber es gehört anscheinend zur Wesensart der Deutschen, daß sie aneinander vorbeireden (wie auch Roethe und Nadler). Die Frage steht heute so: ob durch die übliche Vereinsmeierei ein großer Meister der Vergangenheit in esoterischem Sinne überhaupt lebendig wirken kann. Ich habe in meinem Buch „Unter dem Rosenkreuz" darüber ein paar Ketzereien angemerkt und bin zur gegenteiligen Ansicht gekommen. Museen müssen sein, aber sie sind Grabstätten. Wo die Museen beginnen, fliehen die Musen. Als Vorstandsmitglied der Goethegesellschaft empfinde auch ich die einseitige Pflege grade nur Goethes, bei starker Zurücksetzung Schillers und andrer Zeitgenossen als untragbar. Jedoch — ob da oder dort ein Mehr oder Weniger zu verzeichnen sei: mir scheint das ganze Prinzip, die ganze Anlage dieser Art von Gesellschaften nicht genügend beseelt, nicht genügend lebenswarm.

Nadler gibt nun folgende Anregungen:

... „Der Goethegesellschaft wäre der Entschluß zu einer ernsten Selbstprüfung ihres alten Geistes und ihrer neuen Pflichten aufrichtig zu wünschen. Sie hatte sich einst zwei Aufgaben gesetzt. Die eine: ‚Wesen und Werk Goethes unserem Volke immer näherzubringen'. Je nachdem man den Begriff Volk faßt, ist dieser Vereinszweck reichlich erfüllt oder er ist in der bisherigen Mittelanwendung überhaupt nicht erreichbar. Die andere: ‚die mit Goethe und seinen Mitstrebenden verknüpfte Literatur und Forschung zu pflegen'. Das ist im wesentlichen getan. Was der Goetheforschung noch fehlt, läßt sich auf anderen Wegen fruchtbarer fördern, als es bisher geschieht. Zwischen 1885 und heute haben sich die Dinge so gründlich verschoben, daß mechanisch den ursprünglichen Weg verfolgen nunmehr weit vom Ziel abkommen heißt. Die Goethegesellschaft braucht neuen Wein in ihre alten Schläuche. Wie eine Gesellschaft ihren Heros eponymus durch den weitesten Lebensumfang ihrer Werke ehrt, ohne in unfruchtbarem Personenkult stecken zu bleiben, dafür bietet die Görresgesellschaft ein schönes Beispiel. Und Schillers Name ist durch die Schillerstiftung zeitwürdiger geehrt als Goethe durch die heutige Form der Goethegesellschaft. (Dem stimme ich als Vorsitzender dieser Stiftung herzlich bei: aber diese Einstellung auf das Soziale schließt jene wissenschaftliche Betätigung nicht aus. L.) Wenn man durch die Proletarierviertel der Großstadt geht, und den Kindern zusieht, dann beschleicht einen der gelinde Zweifel, ob das Goethejahrbuch das Richtige ist. Welche Welt von Schönheit und Wissen und Güte ist der Menschheit verloren gegangen, weil die Begabung einer ganzen Volkshälfte ihre Plätze von minder Berufenen, aber besser Bedachten versessen sah. Und wenn man an der Hochschule selber die jungen Leute des Mittelstandes so tapfer und zäh um die Notdurft des

Lebens ringen sieht, so erkennt man, daß hier jene Klasse zu sinken beginnt, aus deren Reihen sich die geistige Heermacht der Deutschen ergänzte. Die einen können nicht herauf und die andern kommen ins Rutschen. Daß die überlieferungtragende Schicht nicht breche und sich in raschem Wechsel von unten her auffrische, davon hängt das Leben der Völker ab. Vor und nach 1918 hat sich da nichts Wesentliches geändert. Noch immer ist der geistige Vorrat der Arbeiterklasse nicht angebrochen. Die Zahl der Arbeiterkinder an den deutschen Hochschulen wird sich nicht viel gehoben haben. Wie viele Arbeitersöhne aber sind bis auf akademische Lehrkanzeln gelangt? Die Kinder der beiden zahlenmächtigsten Stände verbrauchen sich heute am Mittel zum Zweck. Ein nackter Goethekult mit kostspieligem Apparat hat kein Daseinsrecht mehr. Es gilt, Goethe mit einem andern Zug seines Wesens lebendig zu machen: den Freund und Förderer der Jugend, den hilfsbereiten Menschen ..."

Das schon — aber das ist denn doch eine gänzlich andre Gesellschaft, die ebenso gut eine Pestalozzi-Gesellschaft sein könnte, und eine gänzlich andre Einstellung. Nadler schlägt vor, die jährlichen Kosten für das Goethejahrbuch (etwa 19000 ℳ) etwa so zu verteilen: 3000 ℳ jährlich ein Privatdozentenstipendium, zwei Forschungsaufträge zu je 2000 ℳ, zwei Preisaufgaben zu je 3000 ℳ, fünf Studentenstipendien (6000 ℳ) ...

Diese Vorschläge dürften ins Wasser fallen.

F. L.

Das neue Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft

Der neue 12. Band des Jahrbuches der Goethe-Gesellschaft wurde den Mitgliedern Ende August zugestellt. Max Heckers treusorgende, liebevoll spürbare Herausgebertätigkeit legt einen stattlichen Band vor, der in seiner fein abgestimmten Reichhaltigkeit jedem etwas bieten wird.

Die beiden Festvorträge, deren Themen im wesentlichen den Inhalt des Bandes bestimmen, rahmen das Ganze ein, so daß von H. A. Korffs Vortrag „Goethe und Weimar", am 7. November 1925 anläßlich der 150. Wiederkehr von Goethes Einzugstag gehalten, ein bunt besticktér Pfad zu Heinr. Wölfflins Festvortrag leitet: „Goethes Italienische Reise". Fritz Hartungs (Berlin) fleißige Archivtätigkeit förderte wieder eine Reihe neuer Schreiben aus Goethes amtlicher Tätigkeit in der Großherzogl. Oberaufsicht der Anstalten für Kunst und Wissenschaft zutage. B. Seuffert (Graz) teilt aus dem Biberacher Wielandmuseum eine unbekannte Fassung aus den „Bekenntnissen einer schönen Seele" mit, die Wieland abschriftlich aufbewahrte. Der verdienstvolle Leiter des Goethe-Schiller-Archivs, Jul. Wahle, veröffentlicht eine Reihe neuer Schillerbriefe an Goethe, Stark (Schillers Arzt in Jena) und Adlerskron; ihnen reiht sich die sehr wichtige Veröffentlichung Jul. Petersens (Berlin) an, der die 42 späteren Freundschaftsbriefe Charlotte von Kalbs an den Dichter herausgibt: sie erhellen tragisch das unheimlich Umtreibende der „Titanide". In Schillers Bezirk greift ebenfalls die Untersuchung von F. Weizmann (Wien), der die Geisterbeschwörung in Schillers Romanfragment „Der Geisterseher" mit Benutzung merkwürdiger Zauberbücher der 18. Jahrhunderts erläutert. In Goethes Gebiet leiten Wahles weitere Veröffentlichungen hinüber, in denen er drei neue Goethebriefe mitteilt und Pauline Gottners Bericht über ihren Besuch in Weimar vorlegt. Max Hecker erscheint ebenfalls als Herausgeber, dessen peinliche Gewissenhaftigkeit philologische Musterstücke bereitet. Einem neuen Brief Goethes an Blümner, dem Bericht eines armen, schriftstellernden Studenten aus Jena und des 17jährigen Ludw. Schade über seinen Besuch bei Goethe läßt Hecker gleicherweise seine Aufmerksamkeit angedeihen, um aber endlich seine Meisterschaft der Edition an Theodor Kräuters Briefen an J. P. Eckermann zu beweisen, die dem bishher nicht näher bekannten Bibliothekssekretär eigene, wertvolle Züge verleihen. W. Deetjen gedenkt eines ausgewanderten, weimarischen Edelmanns; K. Muthesius erläutert das Schicksal eines Goethebildes — Goethe in der Campagna —, dessen Nachbildung beigegeben

ist. Dem eigentlichen Italiengebiet gehören drei Arbeiten an, die Goethes Röm. Elegien, seine Ven. Epigramme sowie sein Verhältnis zu Lukrez betrachten. Th. Siebs (Breslau) vermutet in „Faustina“ eine freie Namenwahl Goethes für Christiane, vielleicht durch antike Büsten veranlaßt. F. Maaß (Marburg i. H.) geht einen neuen Weg der Interpretation mit den Ven. Epigrammen, indem er Goethes Motti aus Martial und Horaz zum Ausgang nimmt, um nachzuweisen, welch bedeutender Anteil beiden Dichtern an Goethes Dichtungen zukommt. Es berührt dabei merkwürdig, daß jede Handschriftenuntersuchung als unmöglich abgewiesen wird, wogegen ich aus richtiger Vergleichung der 8 Handschriften über Alter und Abhängigkeit, spätere Zuordnung elegischer Verse u. dgl. fruchtbare Ergebnisse erwarte. — Goethes Verbindung mit Lukrez ist eine Geschichte seiner Urfreundschaft mit Knebel, der das Lehrgedicht De rerum natura übersetzte, was Goethe im 3. Bande von „Kunst und Altertum“ lobend anzeigte. Bapps (Oldenburg) Verdienst ist es, die verstreuten Kollektaneen und Notizen Goethes zu einem geplanten Aufsatz, der den Menschen und Römer, Dichter und Naturphilosophen Lukrez behandeln sollte, gesammelt zu haben; sie machen die tiefe Einfühlungserkenntnis Goethes deutlich. Zugleich wird Goethes Gedanke eines großen Naturgedichtes nach Lukrez' Vorbild besprochen, dessen Ausführungsversuch das großartige Gedicht „Weltseele“ zeitigte, in dem sich Goethes Schaugeist mit Schellings naturphilosophischer Spekulation verband.

Die Reihe der Abhandlungen wird beschlossen mit Joh. Schultzes (Berlin) gründlicher Aktenarbeit über „Den Plan eines Goethe-Nationaldenkmals in Weimar“ in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, der an der unglücklichen Verworrenheit der Goetheschen Enkel scheiterte. „Ein Bündlein von Fündlein“ (Zucker, Leitzmann, Hecker) schließt den reichhaltigen Band, dessen Herausgabe einen Schritt vorwärts bedeutet gegenüber den früheren, teilweise recht ungleichen Jahrbüchern.

NB. Nur die Tafeln müßten wirklich besser sein! Dr. G. W.

Mythos und Kultur

Der Mythos ist eine jener großen Sinn gebungen und Werterfüllungen, i denen sich Geistiges in die Erscheinungswe einbildet und zur lebendigen Gestalt form Damit tritt er in den Gesamtzusammenhan derjenigen Lebensäußerungen eines Volk ein, die es auf der Stufe des Geistes sich sel gegenüberstellt, indem es sie aus dem Flu des triebhaft gebundenen Lebens absond und zur Objektivität geistig-kultureller Bi dungen gerinnen läßt. Wir stellen also d mythische Denken als selbständiges Gebil der Religion und der Kunst, der Wissensch und der Sprache, der Philosophie und d Metaphysik ebenbürtig zur Seite. Aber nich nur als selbständiges, eigengesetzliches und m eigenem Sinngehalt erfülltes Kulturphänome tritt der Mythos neben und gesondert vo jenen Gebilden in die Erscheinung, sondern e liegt ihnen allen in irgendeiner Weise auc zugrunde oder kann ihnen wenigstens zugrund liegen.

Wir reden also von zwei möglichen, abe empirisch kaum reinlich voneinander zu sche denden Erscheinungsweisen des Mythos: einmal von dem Mythos auf der Stufe eigene Sinnerfüllung und freier Selbstgestaltung ein andermal von dem irgendwie an ein anderes Kulturphänomen gebundenen, von ihm erfüllten oder es erfüllenden Mythos. Im ersteren Fall handelt es sich um die zeitlich frühere Stufe mythischer Ausdrucksform, um den Mythos im Anfangsstadium kulturell-geschichtlichen Lebens, um das wesentlich mythisch gebundene Bewußtsein des mythischen Zeitalters selbst. In einem weiteren, weniger gebräuchlichen Sinn aber können wir sinnvoll von Formen mythischen Denkens und Bildens reden, die auf allen Stufen des geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens nach Ausdruck ringen.

Dieser erweiterte Mythos-Begriff ist einer kleinen, aber äußerst gehaltvollen und anregenden Schrift über „Mythos und Kultur“ von Arthur Liebert (Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin 1925) zugrunde gelegt. Nachdem die wissenschaftliche Beschäftigung

mit der Mythologie bisher vorwiegend den Einzeldisziplinen, also der Anthropologie, Ethnologie und Völkerpsychologie vorbehalten war, ist es dankbar zu begrüßen, daß sich neuerdings auch die Philosophie diesem Gegenstand wieder zuwendet und damit, wenn auch unter veränderten Bedingungen, an eine Tradition des deutschen Idealismus wieder anknüpft. Hat doch die Mythologie in der letzten Epoche des Schellingschen Denkens bereits eine wichtige Rolle gespielt. Lieberts Abhandlung liefert also einen Beitrag zur Philosophie oder Metaphysik des Mythos. Es ist nicht uninteressant festzustellen, daß sich eine ähnliche Aufgabe der Hamburger Philosophen Ernst Cassirer in einem im selben Jahre erschienenen Werke gestellt hat, worin das mythische Denken als eine der symbolischen Ausdrucksformen des Geistes erscheint und als solche dem Bezirk der Philisophie eingegliedert wird („Philosophie der symbolischen Formen", 2. Teil: Das mythische Denken. Berlin 1925).

Liebert geht im Gegensatz und in Ergänzung zu Cassirers umfassenden Studien den mannigfachen Äußerungen und Betätigungsweisen des Mythos nicht so sehr in der Urzeit und Vorzeit geschichtlichen Lebens, sondern vielmehr innerhalb heranwachsender und selbst vollentfalteter Kulturen nach. Darnach gibt es außer dem religiös fundierten Mythos primitiver Zeitalter auch künstlerische, wissenschaftliche, philosophische Mythen, die mit jeder Kulturstufe irgendwie verbunden sind und auch durch den fortschreitenden Rationalisierungs- und Verwissenschaftlichungsprozeß der modernen Zeit nicht verdrängt werden können. Ich möchte vorschlagen, um Mißverständnisse zu vermeiden, diesen überall und allezeit wirkenden und schaffenden Faktor das Mythische oder die mythische Kraft, nicht den Mythos schlechthin zu nennen, in ähnlicher Weise wie man zwischen dem Metaphysischen und der Metaphysik unterschieden hat. Und dann könnten wir sagen: das Mythische wird auch noch wirksam sein, wenn der Mythos keine lebendige Kraft mehr besitzt. Denn es wird aus den irrationalen Urgründen des Daseins gespeist.

So fordert Liebert die Entstehung und Ausgestaltung eines neuen Mythos als Befreiung aus der Zerrissenheit und Zerspaltenheit unserer Zeit, als Überwindung der „geistigen Krisis der Gegenwart", die er selbst so lebendig und schicksalschwer in einem früheren Werk uns vor Augen gestellt hat. Und damit will er sagen, daß schöpferische Urfunktionen, metaphysische und religiöse Urkräfte heute wieder deutlich am Werke sind, um die immer dünner werdende rationale Schicht, die über ihnen lagert, zu durchstoßen. Die Wendung des philosophischen Denkens zur Metaphysik, die vertiefenden und verinnerlichenden Bestrebungen auf vielen Gebieten des Kulturlebens, die gleich Inseln aus dem Ozean der geistigen Verflachung und Verödung emportauchen, sind bedeutungsvolle Ankündigungen eines neuen Geistes.

Ob der neue Mythos, wie Liebert meint, tatsächlich sich in der Form eines Orient-Mythos kundtun wird, ob also die schwärmerische Verehrung für östliche Kultur, die heute schon einen verhältnismäßig breiten Raum einnimmt, zu einem unser Kulturleben wesentlich bestimmenden Faktor auszuwachsen vermag, das läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Villeicht ist die Orientbegeisterung nichts anderes als eine romantische Sehnsucht, eine Flucht aus der uns umgebenden Welt und damit eine Schwäche unseres eigenen Kulturbewußtseins. Vielleicht vermag der neue Mythos viel besser seine Nahrung aus unserem eigenen Boden zu ziehen, während der Orient gar nicht imstande ist, abendländischen Sinngehalt zu erfüllen und westlichem Wertbewußtsein gerecht zu werden. Wir denken daher über diesen Punkt sehr viel zurückhaltender als der Verfasser. (Wir schließen uns dieser Auffassung unsres Mitarbeiters an. D. T.)

Von ganz besonderem Interesse ist der, wie mir scheint, am besten gelungene mittlere Abschnitt über typische Sondermythen auf einzelnen geschichtlichen Kulturstufen. Am Mythos von Platon und vom Platonismus zeigt Liebert, wie jede Deutung und Darstellung eines geschichtlichen Phänomens von mythologisierenden Neigungen beherrscht wird. Selbst Kants geistige Gestalt, die mit Unrecht immer wieder mit gewissen Bestandstücken seiner

Lehre identifiziert und damit rational vereinseitigt wird, erwächst aus mythischem Urboden und reckt sich in der Freiheitslehre zu einem herrlichen und erlösenden Mythos auf. Aber sogar bei zeitlich uns so nahen Denkern wie Nietzsche hat die mythische Phantasie bereits zu weben angefangen (man vgl. Ernst Bertrams „Nietzsche"). Ähnliches läßt sich über den Griechen-Mythos sagen, der ein typischer Bildungsmythos ist; jedes Zeitalter schafft ihn aus seiner Kulturseele heraus neu und eigenartig wieder.

Der Entwicklungs- und Fortschrittsglaube, der uns in die Unruhe und Rastlosigkeit der modernen Zeit hineingeworfen hat, hat sich im Mythos vom ewigen Werden verkörpert. Wir sehnen uns heute nach Ruhe und Ausgeglichenheit, nach Klassizität und Harmonie.

Dr. Rudolf Metz

„Kultur"

In den Dresdner Neuesten Nachrichten (Nr. 173) vom 27. Juli d. J. befinden sich im lokalen, also noch redaktionellen Teil, unter der Sammelüberschrift „Buntes von der Jahresschau" zwei Betrachtungen, von denen die erste sich „Die Dame von Welt" nennt und folgendermaßen beginnt: „Ein riesengroßer, ein fast bedrängender (!) Mond zwischen fernen, dunklen Ästen" (wie modern poetisch!). „Aber was war er gegen die Lichter der Parkkonditorei Guck, die nötig waren, die wirkliche Dame von Welt erkennen zu lassen." Und dann verrät der vom Mond bedrängte Skribifax der Dresdner Neuesten Nachrichten, daß in dieser aufregenden Konkurrenz eine Frau Kobal den Preis von 100 Mark als „allermondainste" Dame erhalten hat.

Doch damit nicht genug, „dichtet" derselbe Zeilenbereiter unter der Überschrift „Sam Wooding und die anderen" so schön weiter, daß wir den ganzen Erguß im Wortlaut zu bringen uns genötigt sehen.

„Am Schlagzeug sitzt ein fetter Nigger . . . grinst abscheulich und nickt aufreizend Synkopen aufs Parkett. Dicke Backen vibrieren. Unermüdlich: jongliert unterdessen mit seinen Hölzern, die seltsam durch die Luft klettern, und läßt sie derb auffallen, wenn Jack aus gestopfter Trompete durchaus ungehörige Winseln zieht . . . und hat schon sanft das Blec geschlagen, bevor er Toms unheiligen Son mit aufdringlichen Paukenschlägen synkopiert. Beäugt dazu nonchalent die tanzenden Paar und vergißt nie, zu nicken, erheblich zu nicke. Aber das ist noch nicht Sam Wooding, de Meister der zehn Nigger, die monatelang di Chocolate Kiddies über die Bühne jagten un sich nun vorgenommen haben, in der ‚Libell erfahrene Tänzer zu verwirren: nein, Sa Wooding sitzt vorn am Flügel, die platte Na fast auf den Tasten. . . . hält seine Leute z sammen durch blitzendes Augenpaar. Er ru ‚Alabamy Bound', läßt sie von dreißig In menten auffangen. In zwanzig Takten wech selt Tom viermal den Stopfer seiner Trom pete und schreit inzwischen noch den Te durchs Megaphon. Akrobaten auch die an deren . . . das Parkett ist zu klein, die Tänze zu fassen . . . (!) am Schlagzeug nickt der Nigger immer noch, und Sam darf seine Nase nich von den Tasten heben: bitte, wozu Pausen.

Und das setzt ein deutsches Blatt seine Lesern vor, das zudem noch als ein Blatt vo Geschmack und Kultur gewertet werden will.

Dr. Albrecht

Vom „größten Dichter" der deutschen Gegenwart

In der „Kölnischen Zeitung" berührt O. J. Tarnetzky ein ernstes Problem in Anknüpfung an Gerhart Hauptmanns ersten Besuch im Rheinland. Er wundert sich, daß man den Dichter, der nun in Bochum und Duisburg las, nicht früher dort gesehen hat, und meint:

„Warum nicht früher, wird schwer zu beantworten sein — vielleicht, weil in der bewegten Zeit des Naturalismus und in der Konzentration der literarischen Ereignisse um das Lessingtheater und Brahm und Schlenther Berlin der maßgebende Mittel- und Ausgangspunkt alles Hauptmannschen Ruhms war, der von da an über alle Zeitfährnis konsolidiert blieb, vielleicht auch, weil das Rheinland bis vor einem oder zwei Jahrzehnten literarisch tatsächlich ohne alle Bedeutung war

(? D. T.). Aber dennoch ... Und nun der eiserne Vorhang der Krieges niedergegangen und eine vorherige und eine nachfolgende Zeit beinahe grausam auseinanderspaltete, politisch, menschlich, auch künstlerisch und literarisch — eine ganze literarische Welt ist glatt versunken —, ist es fast merkwürdig, wie in diesem Sohn des Glücks noch immer willig (wenn oft auch nur mit flauer Überzeugung) die Herzen und Bühnen geöffnet bleiben. Sein Werk ist umstritten und behauptet sich dennoch; die Mängel seiner Dramen sind offenkundig und ärgerlich und tausendfältig festgestellt und scheinen geradezu als gottgegebene Naturnotwendigkeiten gewertet zu werden; neue Kunstanschauungen blähten sich auf und boten neue Dichtertypen im Qualm literarischer und ästhetischer Theorien, doch Hauptmann, der Naturalist, der Experimentator auch in andern Stilen, blieb dennoch der erste Dichter in jeder Zeit. Wurde Nobelpreisträger, mehrfacher Ehrendoktor, genoß die Fülle des irdischen Ruhms wie kein zweiter. Obgleich — ja, obgleich ein Drama nach dem andern seit Jahrzehnten mit wenigen Ausnahmen ein Mißerfolg nach dem andern wurde, obgleich er — kein Stoffinder — mit dem Kalbe der Grillparzer und Lagerlöf und andrer pflügte ..."

Dieses Problem, das hier Sarnetzky mit Recht aufwirft, wäre einer gründlichen literaturpsychologischen Untersuchung wert. Es hängt aufs engste mit anderen Zeitfaktoren zusammen: vor allem damit, wer und was heute den Ruf und Ruhm eines Schriftstellers oder Künstlers macht. Es ist eine trübe Tatsache, daß Männer wie Wilhelm Raabe bis zum 70. Geburtstag völlig verschollen oder verachtet blieben, daß Talente wie Hans Thoma, Feuerbach, Böcklin, Bruckner, Pfitzner usw. spät und langsam durchdrangen, gar nicht zu reden von Richard Wagners Genie, das sich gegen eine Welt von Haß und Hohn nur durch seinen königlichen Gönner durchsetzte. Hauptmann hat sich vom ersten Augenblick an (wir sprechen sachlich, nicht antisemitisch) durch das „Berliner Tageblatt" und eine Reihe von jüdisch-berlinischen Freunden (Brahm, Kerr, S. Fischer, Holländer usw.) erfolgreich durchgesetzt; die entsprechende Presse hat ihn bis zum heutigen Tage gehalten und gefördert. Seine weltanschauliche Einstellung überragt nicht das Höhenmaß des Häckelschen Zeitalters; er galt als Sprecher für demokratische und sozialdemokratische Belange; seine Gestalten sind meist unheldisch, im dumpfen Sinne triebhaft, nicht groß und stark in der Leidenschaft oder von markiger Gehaltenheit. Kurz, er ist kein Überwinder des Naturalismus oder schöngefärbten Materialismus, über den er nur hie und da hinaufsteigt. Und dennoch — wie der Marxismus heute noch Massen im Bann hält, so Hauptmanns Ruf auf literarischem Gebiet. Die „öffentliche Meinung" übt nach wie vor dieselbe Suggestion aus. Doch es ist und bleibt Tatsache: sehr viele Deutsche empfinden ihn *nicht* als Sprecher und Repräsentant ihrer Welt- und Kunstanschauung. Das *Irrationale möchte heraus*; aber die alten rationalistischen und materialistischen Begriffe und Schlagworte wuchten noch darüber. So befinden wir uns in einer Stockung des Geisteslebens; und ein Beispiel dieser Stockung ist Hauptmanns Ruf.

Es ist nicht so, daß seitdem „kein Größerer gekommen", daß also Hauptmann „der Größte blieb", wie Sarnetzky achselzuckend feststellen zu können glaubt. Dies ist gar nicht die rechte Fragestellung; darüber entscheidet die Nachwelt. Im „Berliner Tageblatt" konnte man einst die ständige Wendung vernehmen: „der große und berühmte Virchow". Wir denken heute ein wenig anders über Virchow. Das geistige Leben in seiner bewegten Buntheit und Fülle leidet unter diesem hartnäckigen programmatischen Vorschieben eines einzelnen Exponenten und seiner Kunst- und Weltanschauung. Es gibt neben Hauptmann auf der rechten Seite stärkere epische Talente, wie etwa die Handel-Mazetti, vornehmere Lyriker, wie etwa Stefan George — — aber wir wollen auf eine Aufzählung gar nicht eingehen. Denn es kommt heute, so wie die Dinge liegen, leider in der Wirkung *nicht* darauf an, *ob Talente da sind*, sondern ob sie in den *Vordergrund des „öffentlichen Interesses" geschoben werden*. Und darüber

entscheiden nicht Wert oder Unwert, sondern andere Faktoren. Dies wäre einmal einer Untersuchung wert. D.

Goethe international?

Am 7. November 1925 hielt Prof. Dr. Korff von der Leipziger Universität vor der Goethe-Gesellschaft in Weimar einen Vortrag zur Erinnerung an den Einzug Goethes in Weimar 150 Jahre früher. In ihrem Jahrbuch für 1926 veröffentlichte die Goethe-Gesellschaft diesen Vortrag. Bei der Besprechung des Verhältnisses zwischen Goethe und Charlotte von Stein hatte Korff bedauert, daß man dessen Sinn in ein völliges Gegenteil verdrehen konnte. Einer der besten Goethekenner, Michael Bernays, hatte in seiner Lebensgeschichte Goethes für die Allgemeine Deutsche Biographie gesagt: „An der Reinheit dieses Verhältnisses zweifeln nur diejenigen, die unfähig sind, sich in das Wesen Goethes und in die ihn umgebenden Zustände vermittelst lebendiger Anschauung hineinzuversetzen." Korff hatte noch ausgesprochen: „Solche Deutungen pflegen allerdings auch nicht von Deutschen herzurühren" (S. 17).

Korffs Andeutung bezieht sich nach Angabe international gerichteter Berliner Blätter auf Herrn Emil Ludwig (Cohn) und wurde von diesen Blättern als antisemitisch gebrandmarkt.

Inzwischen hat Emil Ludwig versucht, auch Goethes nationale Einstellung zu verdunkeln. In einem Vortrag vor dem Alleuropäischen Kongreß in Wien bezweifelte er Goethes Patriotismus und verlas als Beweis eine Stelle aus einem Briefe Goethes an Schiller: „Der Patriotismus sowie ein persönlich tapferes Auftreten haben sich so gut wie das Pfaffentum und der Aristokratismus überlebt." Diese Stelle erklärt sich aus den eigentümlichen Zuständen zu Ende des 18. Jahrhunderts ohne ein großes einiges Deutschland, ohne rechtes Vaterlandsgefühl. Als nach der französischen Revolution vorübergehend weltbürgerliche Anwandlungen umliefen, wurde auch Goethe davon berührt. Allein jene Stelle aus seinen Briefen an Schiller wird verdrängt durch viele deutsch-vaterländische Aussprüche Goethes, vor allem durch den Schlußvers zu „Epimenides Erwachen". Da heißt es:

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Taten Recht.

Ende 1813 hatte Goethe zu Prof. Luden von stolzem Bewußtsein gesprochen, „einem großen, starken, geachteten Volke anzugehören".

Für solche nationaldeutschen Stellen haben Schriftsteller wie Emil Ludwig kein Verständnis. Und so erklärt sich, soweit sie böswillig sind, ihr Bestreben, Goethe nach ihrem Sinne umzubeuten. Sie weissagen das Ende der Goethe-Gesellschaft, weil sich diese Gesellschaft nur als Bewahrerin großen deutschen Geistesgutes fühlt, aber sich nicht nach dem beweglichen Sinne derer um Emil Ludwig umstellt. Dieses Bestreben wird erfolglos bleiben. Dankbar blicken die Deutschen, auch von heute, zu Goethe auf und sagen mit Jakob Grimm: „Ohne ihn könnten wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen." Paul Dehn

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard. Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Konrad Dürre. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen ist zur Rückbeförderung die Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Geburt Christi

Ernst Kreidolf



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. Dezember 1926 Heft 3

Wenn ich am Morgen des Weihnachtsabends erwache und mein Auge auf den Christbaum fällt, der in Erwartung der nahen Jubelstunde still auf dem weißgedeckten Tische steht, da werden mir die Augen feucht. O Weihnachtsfest, das du die Herzen der Menschen erweckest und mit himmlischem Maienhauch die Erde zum Heiligtum wandelst, sei gegrüßt! Sei gegrüßt, du göttliches, du unbegreifliches Weihnachtsfest!

Peter Rosegger
(Mein Himmelreich)

Christus und die Welt

Von Prof. Dr. Robert Saitschick

Wenn ihr eine Wolke sehet aufgehen vom Abend, so sprecht ihr alsbald: es kommt ein Regen, und es geschieht also. Und wenn ihr sehet den Südwind wehen, so sprecht ihr: es wird heiß werden, und es geschieht also. Ihr Heuchler! auf das Antlitz der Erde und des Himmels versteht ihr euch; diese Zeit aber, wie kommt es, daß ihr euch nicht darauf versteht? Warum urteilt ihr nicht auch über euch selbst was richtig ist? (Lukas 12, 54—57.)

Ist der innerste Sinn der Worte Christi nicht überaus klar, trotz ihrer unergründlichen Tiefe? Sie sind nicht für Dialektiker und Logiker, sie sind auch keine Geheimlehre, sie erfordern keine besondere Vorbereitung, keine logischen Übungen, keinen eindringlichen Scharfsinn, keine Einweihungen. Gar mancher ist gerade durch die dialektische Schärfe seines Verstandes, durch die Kompliziertheit seiner zerlegenden Gehirntätigkeit und durch seine Neigung zu vielen Umwegen dem unmittelbaren Erfassen der Worte Jesu, die sich an Reinheit und Einfachheit der Seele wenden, wie abgestorben. Der „Welt“ gefällt das Verwickelte und Getrübte, nicht das Einfache und Reine. Sie ist blind für die leuchtende Wahrheit und ihre tiefste Klarheit. Das Konzentrierte und Gesteigerte des lebendigen Geistes redet nicht zu ihr oder sagt ihr überaus wenig; nur das Breite, das Peripherische, das Weitausholende hat für sie anregende Bedeutung. Die leuchtende Kraft lebendigster Erfahrung kann ihr Auge nicht ertragen. Sie ahnt nicht, daß ihre Liebe zum Überflüssigen und zum Hin und Her des Nebensächlichen früher oder später notwendig von zersetzender Wirkung sein muß.

Christus fordert Intensität der Selbsterkenntnis, lebendige Weisheit, geistige Kraft. In seinen Worten glänzt das Göttliche unmittelbar: es sind darin keine Scheidewände, keine logischen Schranken; es spricht aus ihnen kein mühseliges Erklimmen künstlicher Höhen. Was sich darin hinreißend äußert, ist die bildende Macht des Göttlichen. Wer eine innere Beziehung zu diesen Worten gewonnen hat — durch Lebenserfahrung, durch die Macht des Leidens und durch Selbstprüfung —, dem ist klar geworden, was Gott und was die Bestimmung des Menschen ist. Wer sein Inneres mit dem breiten Überfluß des scheinbaren Gedankenreichtums und der endlosen Nebensächlichkeiten umgibt, verliert die Fähigkeit, den unerschöpflichen Inhalt und die strahlende Kraft der Worte Christi auf sich wirken zu lassen und von ihnen gesteigertes Leben zu empfangen.

Der tiefste Gegensatz zwischen Christus und der Welt äußert sich darin, daß Christus innerster Friede, leuchtende Geistigkeit, unzerstörbare Lebenskraft und geistige Gesundheit ist, während die Welt Gebrochenheit an Stelle der Ganzheit, Vergänglichkeit an Stelle der Dauer und scheinbare Gesundheit, die im voraus den Keim der Krankheit in sich trägt, an Stelle der echten setzt. In der Lebensauffassung, die die Welt als die höchste aufstellt, liegt Zerstörung, deren Grund den sich immer erneuernden Generationen, die von der Erfahrung der früheren so wenig lernen, verborgen bleibt. Das von neuem Aufgebaute wird durch die unausgleichbaren Widersprüche, durch die erschreckende Vergänglichkeit, die schon im Fundamente liegt, immer wieder zersetzt und zerstört. Die Welt baut am Vergänglichen — wenn auch oft bis zu imposanter Turmhöhe; sie vertritt nur einen Teil des Lebens, weil sie

über eine verhüllte Ichsucht nicht hinauskommt. Sie muß sich der tieferen Einsicht und der vielseitigen Erfahrung verschließen, weil diese eine Vernichtung ihres Scheins und ihrer bunt schimmernden Äußerlichkeiten wäre.

Auch die Welt kann sich ja mit dem Schimmer der Oberfläche nicht immer begnügen, da der Mensch irgendein Letztes und Höchstes selbst auf der niederen Ebene noch zu verehren den Drang hat. Diese Verehrung wendet sich aber einer vorgetäuschten Höhe zu. Hier wird die Botschaft vom Kampfe ums Dasein verkündet oder vom unbeschränkten Willen zur Macht, von der Berechtigung des verworrenen Trieblebens, von der Wahrheit der die Ideenwelt untergrabenden Relativität, daneben von den „Zeichen und Wundern, die angestaunt werden“, wie das Wort des Apostels lautet, vom Glauben an den Fortschritt, an die alleinige Macht des Intellektes, an die organisierende Kraft der Gesellschaft, an das unerschöpfliche Leben der „Kultur“. Alle diese staunenswerten „Wunder“ bewegen sich im Kreise von Entstehung und Untergang: sie suchen die zerstörenden Naturkräfte zu überwinden und werden doch auf Umwegen früher oder später von ihnen überwältigt. Was ist denn ein „Fortschritt“, der dem Lichte entgegenzuschreiten vorgibt und doch dem Dunkel zutreibt? Weiß er, was das Einzige ist, das dem Menschen not tut?

* * *

Das menschliche Dasein bewegt sich um einen unsichtbaren Mittelpunkt, dessen Erfassung die letzte und höchste Einsicht bedeutet. Wer diesen Mittelpunkt nicht erkannt hat, vermag nicht zu erfahren, was der Sinn unseres Lebens ist, und wird ihn in irgendeine Sinnlosigkeit verlegen. Was zu jenem Mittelpunkt hinzieht, muß ihm sogar Torheit und Lebensverneinung dünken. Seine eigene Lebensbejahung beruht auf Selbstüberhebung der in ihrem eigenen Lichte sich spiegelnden Klugheit, die entweder sich selbst genügt und in ihrer Zweifelsucht verharrt, oder auf der eingeschlagenen Bahn mit dem vorgetäuschten Glauben an ein Vorwärtsschreiten sich bewegt — auf einer Fläche, auf der alles Leben sich abzuspielen hätte. Es ist, als wenn der Mensch in dem unendlichen Selbstbetrug eine ihn antreibende Kraft fände.

Der tiefe Gegensatz zwischen Christus und der Welt ist der zwischen dem Verlangen, die Lebenswahrheit in ihrem Kern zu erfassen, und der Lust an Selbstbetrug gerade dort, wo es das Wesentliche für den Menschen gilt. Die Wahrheit, die mit Entschiedenheit auf die Natur bezogen und daher „objektiv“ genannt wird, hat, näher geschaut, ihre Objektivität nur im menschlichen Denken. Da der Mensch nicht nur Intellekt ist, so mischen sich in seine objektiven Gedanken, sobald sie in die Wirklichkeit eingreifen, auf sie übertragen und auf das menschliche Leben angewendet werden, gar viele Regungen, die aus der ungeläuterten Triebwelt, aus dem ursprünglichen Chaos emporsteigen. In ihrer Anwendung werden sie notwendig selbstisch, verderbt und verworren. Ganz anders ist die unsichtbare Lebenswahrheit, die an ihren Früchten erkannt wird. Wer zu ihrer Unerschütterlichkeit keine Beziehung hat, wird sie subjektiv, persönlich, mystisch, phantastisch, ja sogar selbstisch nennen, da sie ja von Menschen komme, die auf ihr persönliches Heil bedacht seien und sich von der „Naturwahrheit“ abwenden.

Daß diese unsichtbare Wahrheit die höchste und daher die objektivste ist, weiß nur die innere Erfahrung, die zwischen dem Geläuterten und Ungeläuterten, zwischen

Ganzheit und Gebrochenheit zu unterscheiden vermag. In der Welt, wo nur das Sichtbare, die Macht, der Erfolg, das Geld angebetet wird, hat man für diesen wesentlichen Unterschied kein Verstehen. Die unsichtbare Wahrheit will, daß der Mensch, der sie verkündet, seinem verworrenen Ich absterbe: Wer diese Wahrheit vertritt, kennt keinen Ehrgeiz und keine Eitelkeit, denn er wird ganz von ihr beherrscht und fühlt sich klein ihr gegenüber. Er kennt keine Herrschsucht und keine Selbstherrlichkeit, sondern nur stille, schöpferische Kraft, die dauerhaft im Unsichtbaren wirkt. Was ist denn der wahre Edelsinn anderes, als daß der Mensch sich nicht überhebe, sich nicht in seinen Gedanken und Taten bespiegele? Der Mangel an Edelsinn äußert sich ja gerade darin, daß der Mensch alle geistige Kraft auf sich bezieht und wähnt, auf diese Kraft stolz sein zu dürfen.

Die unsichtbare Wahrheit wird von dem Menschen, in dem sie ihre Stätte findet, als der schärfste Gegensatz zu allem ihn umgebenden Chaos, als das hellste Licht empfunden. Seine inneren Erfahrungen verscheuchen allmählich die Nebel und die Kälte der Seele, und das Wesentliche, das Wichtigste zieht wie eine neubelebende, umgestaltende Kraft in sein Inneres ein. Sein Leben bekommt einen unverrückbaren Sinn. Nicht umsonst vergleicht der Apostel diese umwälzende Geisteskraft einem kostbaren Schatze, der in einem irdenen Gefäße aufbewahrt sei. Diese Kraft kommt von oben, gehört nicht uns, und steht in tiefem Gegensatze zum schwachen Leibe, dem alle Gebrechlichkeit anhaftet.

* * *

Der Gegensatz zwischen dem Geiste, der uns nach oben ruft, und der Materie, die uns nach unten zieht, wurzelt tief im ganzen Dasein und gewinnt seinen höchsten Ausdruck in der Gegenüberstellung von Christus und Welt, von Auferstehung und Kreuzigung. An dem weiten Abstand von Christus sucht die Welt die Unfolgerichtigkeit und Unzuständigkeit der vollen Lebenswahrheit darzutun. Der eine große Zwiespalt, der hier notwendig in die Außenwelt tritt, steht aber der tausendfachen widerspruchsvollen Zersplitterung und beständigen Zerbröckelung des Geistes, wie ihn die Welt erfaßt, gegenüber. Konsequent wäre die Welt, wenn sie sich von den geistigen Höhen, von den Tiefen innerer Erfahrung, von Gewissen und von Sehnsucht ganz lossagte. Da sie aber zu Bruchstücken des Geistes sich zu bekennen genötigt sieht, so verwickelt sie sich fortwährend in Widersprüche, in deren Darstellung und Ergründung das Denken sich wiederum dauernd ergeht.

Der tiefe Gegensatz zwischen Höhe und Niederung, zwischen Licht und Dunkel äußert sich als seelische Wärme und seelische Kälte, als hohe, edle Gesinnung und niederer Wille und Gewöhnlichkeit. Wiewohl die Welt ohne die Verworrenheit des bunten trügerischen Scheins gar nicht denkbar ist, sucht sie doch der geistigen Wahrheit die Einfachheit des Instinktes, die Unschuld der natürlichen Triebwelt entgegenzustellen. Der Trieb ist scheinbar einheitlich, unschuldig und ungebrochen, und doch liegen in ihm die mannigfachsten Keime der Zersetzung, des Zwistes, des Machtgelüstes, der Vergewaltigung. Aus dem Widerspruche der unsichtbaren Lebenswahrheit zur Welt entstehen hingegen die tiefsten schöpferischen Wirkungen — erneuernde Kraft, begeisternder Glaube, innerer und äußerer Friede.

Wer die Lebenswahrheit erfahren hat, fühlt gegenüber dem unendlichen Raum, worin der Mensch nur ein Stäubchen ist, die Sicherheit des über alle Zerstörung siegreichen Geistes, die Geborgenheit in der Atmosphäre des Göttlichen. Wohl bemächtigt sich seiner oft auch Verzagtheit auf dem weiten Wege zur Höhe, aber doch herrscht in ihm Zuversicht und gesteigerte Glaubenskraft vor. Es ist dies der deutlichste Ausdruck des Menschlichen im Anblicke des Göttlichen. Wäre in Christus Mensch und Gott nicht unzertrennlich vereinigt, so würde der Gottmensch uns nicht so ergreifen und uns aus dem verworrenen Dunkel nicht so in die Menschwerdung führen können.

Unser Leben ist ein fortwährendes Ringen zwischen Christus und der Welt. Das ist ja das Rätselhafte an unserem Dasein, daß wir, ob wir es wollen oder nicht, irgendwie eine Höhe anerkennen müssen, da wir nicht unten verharren können. Wäre dieses Geheimnis nicht, so würde der Gottmensch für uns nichts bedeuten. Dann würden philosophische Begriffe, blasse Gedanken des Kopfes uns genügen. Gerade weil das Geheimnis an unsere innere Erfahrung fordernd herantritt und konkret in ihr begründet ist, können keine philosophischen Mutmaßungen uns zufriedenstellen.

Wer die unsichtbare Wahrheit erfahren hat, fühlt zugleich in sich eine unversiegbare Quelle höchster Begeisterung. Aller Verfolgung, Demütigung, Verkennung und allem Unverständnis gegenüber bekundet er die Unerschütterlichkeit eines geistigen Glaubens, die Sicherheit, daß die innere Welt unvernichtbar, daß der Geist an den Zerfall unseres Leibes nicht gebunden ist. Aller höhere Heroismus entspringt dem Glauben an den Geist. Christus verkündet das höchste geistige Heldentum: dieses hat nichts mit der Selbstbespiegelung im Raume der Weltgeschichte zu tun, ist keine Verachtung des Lebens oder des Todes, keine trotzende Furchtlosigkeit, keine Abgeschlossenheit des befriedigten Ehrgefühls. Der Mensch steht hier dem ewigen Geheimnis gegenüber: den unermeßlichen Forderungen Gottes an ihn. Das Unvollkommene sehnt sich nach Vollkommenheit, das Ungeläuterte nach Läuterung und nach einer Vollendung, die in den Schranken der Endlichkeit unerreichbar ist.

* * *

Wer in die Nähe des Gottmenschen gelangt, kennt neben der erhöhten Kraft das gesteigerte Leiden. Alle Höhe erfordert ja ein mühsames Steigen durch das Geröll der zerklüfteten Niederung. Unsere Aufgabe ist, aus dem Zerbröckeltsein zur Ganzheit und Einheitlichkeit zu kommen. Unser Leben unten ist beständig von zerstörenden Mächten umlauert. Was ist es ohne höheren Ausblick? Erst durch die Opfer, die wir auf uns nehmen, wird auch das Leben der Mitmenschen gesteigert und zur Höhe gezogen. Nur der flache Optimismus, der über das Tragische des Daseins hinwegsieht, kann die Notwendigkeit des Leidens und des Opfers leugnen. Jedes Sicherheben über die mittleren Stufen setzt schon das Opfer voraus. Unser Leben, von einem höheren Standpunkt aus geschaut, ragt über unser beschränktes Ich hinaus. Stellt doch auch die uns umgebende Gewöhnlichkeit an uns Forderungen, die sich mit unseren eigenen Neigungen und den Verworrenheiten unserer Ichsucht nicht decken. Nur wer sein eigenes Leben verliert, kann es in Wahrheit gewinnen.

Wichtig ist das Beispiel des Einzelnen, der den Andern mit seiner Glaubenskraft und Opferwilligkeit vorangeht — das „Salz der Erde". Seine Wirkung auf die Generationen ist unausbleiblich: ist er doch das Sprachrohr des Ewigen. Seine Stimme erschallt aus der Gegenwart in alle Zukunft als Aufforderung zur höheren Einsicht und wahren Reife, zum Glauben an eine immer größere Reife des Menschengeschlechts, ohne sie an einen bestimmten Zeitpunkt knüpfen zu wollen. Alles Dasein reift nur durch Leiden und Opfer. Ein Opfer aber ohne den Glauben an das Unvergängliche verliert seinen geistigen Hintergrund und ist sinnlos. Gleichwie Christus bei seiner Kreuzigung die Sicherheit hatte, erhöht zu werden, zu seinem Vater zurückzukehren, um das Reich, das nicht von dieser Welt ist, fest zu gründen, so müssen auch wir die Gewißheit haben, daß unsere Heimat nicht in der Welt der Vernichtung und des immerwährenden Verfalls, sondern in dem Reiche schöpferischen Geistes, läuternder Freiheit und erlösender Liebe ist.

In seiner Unwissenheit und Selbstzufriedenheit mag vielleicht mancher wähnen, er bedürfe des Beispiels des Gottmenschen nicht. Aber Christus hat niemanden um Weg und Ziel befragt. Er leuchtete in das menschliche Dunkel, ohne zu fragen, ob es das Licht aufnehmen wolle. Sind doch die Menschen Kindern zu vergleichen, die nicht wissen, was ihnen nottut. Von Christi Kreuzigung ging die ungeheuerste Wirkung für alle Zeiten aus. Mit dieser sich immer steigernden Wirkung ist die erhöhte Gotteserfahrung, das vertiefte Gerechtigkeitsgefühl, die sinngebende geistige Regsamkeit, die Läuterung aller inneren Kräfte, die Steigerung des Gewissens und die Anfachung der hellsten Glut begeisternder Liebe verbunden.

Das Unverlierbare

Von Ernst Barthel

Wohin dich auch ein ehern Schicksal führt und stellt,
Sei's auf der Erde weitgespannter Lebensflur,
Sei's im erhabnen Zeitenstrom der Sternenuhr —
Du bist bei dir in deiner ew'gen eignen Welt.

Wie du auch leben mußt im Zufall der Natur —
Auf Menschheitshöhen in des Glückes prächt'gem Zelt
Gleich wie in dunkler Tiefe, die von Schmerzen gellt:
Gott ist bei dir, der Jenseitstreue, faß' ihn nur!

Und zwischen dir und ihm schwebt tiefste Lebensspannung,
Nicht läßt der eine je vom andern durch Äonen
Trotz Schlaf und Tod und liebeleerer Geistentmannung.

So bleib' dir selber treu inmitten der Millionen!
Geh kühn den eignen Lebenspfad durch die Verbannung —
Dann dienst du Gott, er wird es dir durch Adel lohnen!

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel: Der Oberst

Mit wuchtigen Schritten ging der Oberst im Empfangszimmer auf und ab. Er war von Ungeduld durchglüht. Und während die Hausfrau in der Küche zum Rechten sah, steckte er eine starke Zigarre in Brand und stieß den Dampf in die Luft.

Der Oberst a. D. Lothar von Wulffen war ein körperlich gut durchgebildeter, großer und kräftiger Mann. Sein dunkelgrauer Anzug, bis an den Hals geschlossen, stellte ein Mittelding zwischen Uniform und Joppe dar. Man erkannte auf den ersten Blick den Soldaten. Stirn und Hinterkopf waren nicht bedeutend; aber das Gesicht, kühn herausgearbeitet, die blitzenden blauen Augen unter buschigen Brauen, das starke Kinn, der feste Mund mit dem kurz gestutzten Schnurrbärtchen bekundete Willenskraft. Wenn er lachte, flog es wie Wetterschein über das rotbraune Gesicht des vollblütigen Mannes. Bezeichnend für ihn war seine Armbewegung, wenn er etwa die Zigarrenasche mit raschem, verächtlichem Ruck in den Aschenbecher warf. „Weg damit! Erledigt!“ war eine seiner Redensarten. Er war ein gründlicher Hasser.

Als er die Herren kommen hörte, riß der Landsknecht ein Fenster auf und rief mit rauhem Baß hinunter: „Hallo, Wolf! Heil, Felix!“

Er war Pate des jungen Meister und seit vielen Jahren Duzfreund des Alten.

Während Felix nach oben flog, trat der Geheimrat bald ein und sprach nach einigen Begrüßungsworten ohne Umstände:

„Du hast mir da eine allerliebste Suppe eingebrockt, Lothar!“

„Hoffentlich löffelst du sie aus, Wolf! Oder willst du noch immer ausweichen?“

„Was ist deine Absicht, Lothar? Wollt ihr losschlagen? Was soll das alles?“

„Ich bin in der Tat der scheußlichen Schwätzerei in diesem Lande der organisierten Schwätzer satt.“

„Und nun? Wird durch diesen gefährlichen Besuch irgend etwas gebessert? Wie kannst du diesen Abstecher deines Herrn — dem du den Treu-Eid geschworen, wie du zu betonen pflegst — wie kannst du diese Gefahr, der du ihn aussetzest, vor deinem Gewissen verantworten?“

„Das laß meine Sache sein! Ich habe ihm zur Herkunft verholfen und werde für sichere Heimkehr sorgen. — Hauptsache jetzt: wie hat sich der Junge da oben benommen?“

„Tapfer. Aber bedurfte es denn dieser Theatralik?“

„Ach was, Theatralik!“ brauste der Soldat auf. „Damit bist du immer gleich bei der Hand. Ehedem pflegte eine Mündigkeitserklärung mit weit mehr Theatralik verbunden zu sein.“

„Ich muß diesen Streich unter den heutigen Umständen Theatralik nennen. Oder meinetwegen Phantastik! Nochmals, was beabsichtigt ihr eigentlich, Lothar?“

„Losschlagen!“

„Für wen?“

„Für den heimlichen König!“

„Wo ist der heimliche König?“

„Das will ich eben von dir hören, Wolf. Und der Verbannte da oben will's auch hören.“

Der Oberst schwang kurz und rasch Faust und Daumen nebst der Zigarre nach der Richtung der Burg, mit jener herrischen Gebärde, die ihm eigen war.

„Und mit welchen Machtmitteln willst du den heimlichen König durchsetzen?“

„Mein Spartanerbund ist schlagbereit!“

Und der Oberst begann umständlich und in etwas gedämpftem Ton, soweit sein harter Baß Dämpfung gestattete, seine Vorbereitungen auseinanderzusetzen. Hier war seine organisatorische Fähigkeit auf ihrem ureignen Gebiet.

Der Geheimrat unterbrach: „Warum soll's bei mir beginnen?“

„Drei Gründe: erstens Felix, zweitens das gute Versteck, drittens dein besonnener Rat.“

„Plötzlich also mein besonnener Rat? So, so! Du weißt aber, wie ich über dies alles denke!“

Die Hausfrau trat ein und unterbrach das seltsame Gespräch. Der Oberst konnte nur noch die Frage hinwerfen, wieder mit dem Ruck des Daumens nach der Burg: „Wie fandest du ihn übrigens?“

„Ernster als ich vermutet. Er hat eine Wandlung durchgemacht.“

Der Gong hatte zum Essen gerufen. Nun trat auch Felix schnellen Schrittes ein und begrüßte in seiner freimütigen Art den Paten. Dieser schüttelte dem Jüngling herzhaft die Hand und beglückwünschte ihn zur bestandenen ärztlichen Prüfung.

„Ich bleibe zwar dabei, du hättest Staatsrechtslehre studieren sollen — aber sei's drum! Du mußt das in diesem Winter nachholen. Ein Mann der Neuzeit muß über Wirtschaft und Politik Bescheid wissen. Ich will deinen morgigen Geburtstag mit euch verleben, junger Doktor! Habt ihr eine Flasche Sekt im Hause?“

„Eine Bowle nach deinem Rezept ist angesetzt“, bemerkte der Geheimrat. „Wir leeren sie hernach oben im Gartenhäuschen.“

„Einverstanden!“ rief der Oberst, schaute den Freund an und fügte hinzu: „Das Gespenst trinkt hoffentlich mit? Die Hausfrau erzählte mir, ihr hättet auf den Burgtrümmern ein Gespenst entzaubert?“

„Gespenster sind Larven. Eingeweihte sehen auf das *Wesen*“, warf der Geheimrat hin. „Es ist übrigens noch lange Nacht über diesem Lande, und es wird wohl auch fernerhin an Gespenstern nicht fehlen.“

„Na, wollen sehen!“ meinte der Offizier und bot der Hausfrau den Arm. So ging man ins Speisezimmer.

Das Gespräch, das sich während des Essens entfaltete, war ein eigentümlich verdecktes Spiel. Felix blieb zurückhaltend, des Schweigegebots eingedenk, obschon er sofort herausgefühlt hatte, daß der Oberst irgendwie eingeweiht war. Die Mutter saß in ihrer geraden Haltung gespannt und war immer auf Ausgleich bedacht; auch sorgte sie dafür, daß unverfängliche Gesprächsstoffe eine plätschernde Plauderei im Gange hielten. Als sie aber einmal unbedachtsamer Weise nach des Obersten Gattin

fragte, von der er seit langem getrennt lebte, schlug eine Pulverflamme aus dem Artilleristen empor.

„Sie berühren da eine Person, meine verehrte Frau Lisbeth, die auf mich wirkt wie das rote Tuch auf den spanischen Stier“, bemerkte er mit Grimm. „Sie wissen, daß ich Frau Salome Athanasia schon lange in das Wort Satana zusammenzufassen pflege. Was will sie jetzt? Sie betreibt seit geraumer Zeit die formelle Ehescheidung, will dabei ein Stück Geld herausschlagen und braucht meine Unterschrift. Wie eine Wespe verfolgt mich diese — na, ich will mir den einzig passenden Ausdruck verkneifen, da eine Dame bei uns am Tische sitzt.“

Er leerte grimmig das ganze Weinglas.

„Wie steht's denn mit ihrer sonderbaren Gründung?“ fragte die Hausfrau. „Ist es eine Musikschule?“

„Ihre Sinterburg? Das Volk nennt sie Sündenburg und hat nicht Unrecht. Eine Fratze der pädagogischen Provinz ist es, ein Gegenstück zu meiner Spartaner-Siedlung. Sie hat die Ehe gebrochen, sie ist der schuldige Teil — um die ekle Sache loszuwerden, ließ ich ihr ein Stück Geld, nun will sie noch mehr und die endgültige Scheidung. Das Geld will sie in ihre Gründung stecken, ich brauche aber jeden Pfennig für meine bessere Sache. Mit der Ehescheidung bin ich einverstanden. Weg damit! Erledigt! Sie hatte wenigstens den Geschmack, ihren Mädchennamen wieder aufzunehmen und sich Frau von Traunitz zu nennen, so daß mein Name ungeschändet bleibt durch ihr Mütterheim oder Musikschule oder wie das Teufelszeug heißt, das ich am liebsten in die Luft sprengte. Ein bildschönes Weib — aber ich bedaure die Unglückseligen, die in ihre Fänge fallen.“

Der heißblütige Mann mit der braunen, gesunden Gesichtsfarbe war fast blaurot geworden und brach nun ab, sein frischgefülltes Glas hebend: „Auf edle Frauen! Wie ihrer eine hier am Tisch sitzt!“

Sie stießen an. Und Satanas ehemaliger Gatte fragte, um abzulenken, nach Natalie.

„Wo steckt das liebliche Geschöpf? Ich muß meinen Glauben an die Menschen wieder stärken. Kann euch sagen, Freunde, manchmal möcht' ich alles kurz und klein hauen! Wie soll man denn seine Kräfte zu etwas Großem zusammenfassen, wenn man sich mit solchem widerwärtigen Kleinkram herumplagen muß?! Besonders dieses Satansgesindel, das unsere Nation zersetzt, das Schlangenvolk!“

Die Schleusen seines Hasses waren geöffnet. Er war nun auf seinem besonderen Gebiet. Der juristische Berater der Frau Satana war einer vom „Schlangenvolk“. Das verdoppelte seine Empörung wider das Weib. Er hörte nur mit halbem Ohr nach der Auskunft über Nata. Sein Haß war aufgerührt; und der war groß und unbedingt.

„Ich habe dir meinen Plan angedeutet, Wolf,“ sprach er, „aber das geschmeidige Volk der Schlangen, dieser Staat im Staate, ist unser Hauptfeind. Diese Sippe hat uns erobert, nicht in Scharen und Horden wie einst die Hunnen oder Tartaren, denn da hätte man sie fassen und zerschmettern können: sondern das schleicht sich ganz unauffällig einzeln ins Land, ganz unscheinbar, mit dem Bündel in der Hand, setzt sich nach und nach an wichtige Punkte und macht von dort aus die öffentliche

Meinung. Beachte das, Felix! Eine ganz neue Kampfesweise! Dieses Schlangengesindel schleimt uns ein, untergräbt die Moral, bezweifelt und bekrittelt alles, aber auch alles, was uns heilig ist: ‚Nu, sollte Gott gesagt haben?‘ Genau wie jene erste Schlange im Garten Eden, die sich des Weibes bemächtigte, genau wie jene Salome, die sich durch einen lüsternen Tanz den Kopf des Propheten Johannes gewann. Wir sind verloren, Wolf, denn wir sind durch dieses Gewürm zersetzt.“

Meister fuhr durch seinen Bart, setzte seinen Kneifer auf und sagte bedächtig: „Das klingt auf einmal anders, als was du mir vorhin auseinandergesetzt hast. Steht es so mit deiner Schlagkraft, Spartaner?“

„Ich gestehe dir offen, Wolf, es ist für mich ein ungelöstes und unlösbares Problem. Ich betäube mich manchmal, indem ich mir eine Scheinlösung vorrede — aber es ist nur Täuschung. Weg damit! Du baust eine Kirche: flugs bauen diese Mimikry-Leute eine zweite und dritte daneben, denn sie haben Geldmittel, und verkünden dort mit geschicktester Benützung frommer Worte ihre Satanslehre. Du gründest eine Siedlung, um gesunde, starke Jungmannen zu erziehen: flugs gründet sie, die Satana, eine andere und biegt und fälscht deine Gedanken in eine Lehre vom Geschmack um und saugt die Jugend durch Wollust aus wie eine Spinne. Einige vom Schlangenvolk finanzierten ihr das teuflische Unternehmen. Und die Tagesblätter loben sie, während sie mich lächerlich machen. Wir sind von List und Lüge eingeschleimt. Es ist zum Totschlagen!“

Frau Geheimrat erhob sich: „Ich bitte die Herren, sich nicht stören zu lassen. Ich werde nach der Bowle sehen.“

Felix wollte sich anschließen: „Ich werde dich ja morgen noch sehen, Onkel Lothar.“ Aber der Pate war aufgestanden und hielt ihn fest.

„Hast du mir nicht irgendetwas Tröstliches zu sagen, Junge? Hast du ein Gefühl für die Sorgen, die uns angegraute Alten quälen? Was denkst du von den Verhältnissen?“

Felix schaute etwas unsicher den Vater an.

„Er denkt vermutlich wie ich“, sagte dieser. „Mein alter Grundsatz ist unverändert: es muß jeder Einzelne bei sich selber anfangen, wenn es mit dem Ganzen besser werden soll. Wie willst du im Staat Ordnung schaffen, Lothar, wenn du's in deiner Ehe nicht vermagst?“

Dieses Wort hatte seine wunde Stelle getroffen. Unwillig warf sich der Oberst herum: „Ich fange als Soldat freilich mit der Organisation an. Und wenn ich den Staat retten kann — was liegt daran, wenn meine Ehe in Stücke bricht? Das ist eine Sache für sich. Wir brauchen ganze Männer, Spartanertugenden.“

Und er kam wieder in den Wasserfall der Schlagworte, mit denen er oft Verlegenheit zu übertäuben suchte.

„Da wäre denn doch einzuwenden ...“ wollte der Geheimrat unterbrechen.

„Ach was, einzuwenden!“ brauste der Landsknecht auf. „Was hast du gegen mein Organisieren der Massen Triftiges vorzubringen? Mit Pillen und Lavendelwasser erobert man kein Land. Wenn wir als organisierte Masse eine entscheidende Reichspartei bilden, so machen wir Gesetze gegen die Schlangenpartei. Weg damit! Als organisierte Truppe jagen wir sie zum Land hinaus!“

„Wohin?“ fragte der Geheimrat unentwegt trocken.

Der Oberst stäubte seine Zigarrenasche in den Becher, nahm einen neuen Zug und paffte den Rauch in die Luft.

„Wohin? Wo der Pfeffer wächst. Ins Ausland! Nur fort aus unseren Kellern und Kammern. Wir reinigen den Staat. Auf die Schuttablagerungsstelle gehört das Schlangenvolk!“

„Habt ihr schon eine solche Stelle?“

Das Gespräch war für Felix fesselnd geworden. Er setzte sich in der Nähe der Türe auf eine Stuhllehne, da auch die beiden Männer wieder Platz genommen hatten.

Der Oberst beantwortete die Frage nicht. Er war nun in den Bezirken der Schlagworte und betäubte sich damit.

„Felix muß mich auf längere Zeit besuchen. Wir brauchen einen Führer, einen Diktator,“ sprach er, „der wird alle diese Dinge spielend lösen. In unserm Lande muß wieder das Genie zur Geltung kommen. Zu viel Mittelmaß, zu viel Durchschnitt! Weg mit der Parlamentsbude!“

„Laß uns einmal diese Dinge in aller Ruhe besprechen, lieber Lothar“, sagte der Geheimrat, der seine Zigarre nur aus Höflichkeit angeraucht und dann wieder hingelegt hatte. „Die Leute vom Schlangenvolk, wie du sie nennst, sind in der ganzen Kulturwelt als gleichberechtigte Mitbürger anerkannt worden.“

„Ich lehne sie ab“, warf der Oberst schroff ein.

„Und ich wiederhole,“ fuhr Meister unbeirrt fort, „ob du persönlich sie ablehnst oder nicht: auf der ganzen Erde sind jene Schranken gefallen —“

„Wir werden sie wieder herstellen“, beharrte der Andere.

„Das ist schlechterdings unmöglich“, erwiderte Meister. „Wir müssen uns mit diesem neuen Weltproblem ersten Ranges auseinandersetzen. Deine Art ist für mich keine Lösung.“

„Reizen dich denn diese Aufgaben nicht, Junge?“ wandte sich der Oberst jäh an Felix. „Alles in unserm unglücklichen Lande schreit nach dem Führer, nach dem Feldherrn. Nie hat uns ein ganzer Mann, ein Genie, ein erlösender Held oder Heiland so not getan wie heute. Wir gehen zugrunde. Ihr Jungen, reizt euch denn diese Heldenaufgabe nicht? Ich stelle dreißigtausend wohlgeschulte Jungmannen meines Spartanerbundes augenblicklich zur Verfügung.“

Felix lauschte mit glühenden Wangen, obwohl er darauf brannte, in seinem Zimmer Genaueres über den Schlüssel nachzulesen. Er war des Weines ungewohnt; das Glas war ihm ein wenig zu Kopf gestiegen; der Haudegen elektrisierte ihn. Noch klang in ihm der geheimnisvolle Auftrag: zu erlösen — oder zu zerschmettern. Die Worte des Kriegsmannes berührten ihn wie eine näher deutende Fortsetzung.

„Onkel Lothar,“ rief er, „wenn ich im Frühjahr auf Reisen gehe, besuche ich vor allen Dingen deine Siedlung. Ich war im vorigen Jahr zu kurz dort. Ich will sie gründlich kennen lernen.“

„Brav, Junge!“

„Überhaupt, Onkel Lothar“ —

Ihm drängte sich allerlei auf die Zunge; aber er unterbrach sich jäh und schaute fragend den Vater an. Wie weit durfte er sprechen? Wie weit war dieser derbe

Truppenführer in eine so zart verhüllte Sache eingeweiht? War etwa der Augenblick gekommen, den Schleier von dem Auftritt in der Burgruine hinwegzureißen?

Der Vater erhob sich plötzlich, tauschte keinen Blick mit Felix, sondern ging mit gekreuzten Armen nachdenklich durch das Zimmer und überließ die Rede dem Jungen. Er schien in allgemeine Betrachtungen versunken. Felix und sein Pate saßen allein, Auge in Auge, beide gespannt, beide gefüllt von einem Vielerlei drängender Gefühle.

Es entstand eine kleine Pause.

Dann sagte Felix bedachtsam: „Onkel Lothar, du hast da vorhin eine Frage nicht beantwortet: wo ist denn die Schuttablagerungsstelle?"

Der Oberst war über diese Wendung etwas verdutzt, und der Junge fuhr fort: „Man muß doch wohl das Ziel wissen, ehe man den Weg antritt? Das allgemeine Wort Schuttablagerungsstelle kommt mir wie ein Ausweichen vor."

Der Geheimrat drehte sich jäh um, blieb stehen und nickte seinem Sohn zu. Der Soldat senkte den Blick, mehr über Felix nachsinnend als dieser Frage. Es war eine Minute lang im Zimmer gänzliches Schweigen.

Anstatt flammend einzuschlagen und das Abenteuer unbesehen anzunehmen, sinnierte also dieser junge Mensch! Er war, auch er, von des Gedankens Blässe angekränkelt wie der alte Meister, kein Soldat! Den hatte der Vater verdorben! Zum Deuwelholen! So knirschte der Oberst.

Er knirschte und schwieg. Es wetterte in seinen Augen; der Zug von Grimm und Eigensinn, besonders zwischen den Augenbrauen, beherrschte sein Kämpfergesicht. Gleichzeitig schritt der Geheimrat zum Gegenangriff vor; er setzte sich wieder vor den Gastfreund und sprach: „Lieber Lothar, du weißt, daß ich deine kühne und offene Art achte. Aber du unterschätzest diese Probleme. Wenn man dein prachtvolles Temperament an den rechten Punkt stellt, rennst du durch sieben Wände. Aber den Punkt kannst du nicht finden. Es stimmt etwas nicht in deiner Rechnung".

„So, was stimmt denn nicht?" meinte der Oberst herb und kühl.

„Du rechnest nicht mit einer Tatsache, die weit tragischer ist als die Listen und Tücken deines Schlangenvolkes: mit der Unverträglichkeit deiner eigenen Landsleute. Da drüben in meinem Schreibtisch liegt eine Sammlung von anonymen Schmähkarten, die ich aus unseren eignen Reihen erhalten habe, und von Schmähartikeln aus unsern eignen Blättern. Verstehe wohl: aus den Reihen der Rechten, nicht der Linken! Ich bin in den Augen dieser vaterländischen Heißsporne ein Schädling, ein Liebediener des Schlangenvolkes, ein Feind der vaterländischen Sache, weil ich ihre Knüppelpolitik nicht mitmache. Besonders der hiesige Abgeordnete Dr. Düwell gibt mir bei jeder Gelegenheit einen Hieb. Dieser vergiftete Hetzer will das Vaterland entgiften! Hüte dich vor ihm! Denn er ist auf dich eifersüchtig! Ich habe erwartet, daß aus so viel Not Edelinge erwachsen würden, eine zuchtvolle Auslese. Aber diese Burschen schänden ja den edlen Begriff Vaterland durch ihre tierische Leidenschaftlichkeit, besonders wenn sie getrunken haben. Wenn ich meine Kraft nicht aus Gott bezöge, — wahrlich, der Ekel hätte mich zermürbt."

Er sprach scharf und bestimmt. Der Oberst, selber eine grundoffene Natur, ver-

warf tückische und gemeine Kampfmittel. Er knurrte, den Düwell möge der Deuwel holen, und verteidigte seinen Spartanerbund. Aber der Geheimrat fuhr fort:

„Ich weiß, daß du selber grundehrlich bist. Aber du züchtest trotz alledem auch in deinen Reihen fanatische Leidenschaft. Das werf ich dir vor. Du dämpfst es eine Weile durch straffe Zucht; dann bricht es aber in den Unbeherrschten und Hemmungslosen als Mordlust heraus. Man predigt nicht umsonst Haß. Eure Parteien entladen ja den angesammelten Haß durch gegenseitige Prügelei. Daher — wesentlich und entscheidend daher — die Überlegenheit dieses viel gehaßten Schlangenvolkes. Eure Schuld! Eure uneinige Politik riecht nach Bier und Tabak und Händel. Ja wohl, mein Lieber, ich werde nun scharf! Gesteh' dir das nur selber: du bist offen und gerade, wir wären sonst nicht Freunde. Aber die Gemeinheit kannst auch du nicht aus deinem Lager bannen! Und die vornehmen Naturen unter euch leiden auch bei euch unter der Entartung und Verrohung der eigenen Parteipolitik — wie ich selber als Zuschauer darunter leide."

Der Oberst sprang auf und ging unruhig durchs Zimmer. „Jede Partei hat mit zersetzenden Schädlingen zu rechnen", rief er. „Würde dies nicht meiner guten Sache auf! Das lenkt ab. Komm' auf die Hauptsache!"

„Ich bin dabei", erwiderte der Freund. „Du erwähntest vorhin die Hunnen. Nun, sie waren glänzende Reiter, ihre Gegner nicht. Was tat jener König Heinrich? Er verbrauchte seine Kraft nicht im Schimpfen, sondern nahm sein Volk in Zucht: er lehrte seine Kämpfer reiten. So waren sie den Hunnen gewachsen. Ich sehe für unser Volk keine andere Rettung, als daß man es immun oder unempfänglich mache gegen das Gift der Zersetzung. Sieh dir mein Haus an, Lothar: glaubst du, daß einer von deinem Schlangenvolk sich in unsere Gesinnung einnisten und uns zersetzen könnte? Ich spreche nicht aus Hochmut, sondern aus Dank gegen Gott, der mir solche wertvollen Menschen anvertraut hat."

Der Geheimrat schwieg. Felix benützte die Pause, trat rasch auf den Vater zu und bot ihm die Hand. „Gut Nacht, lieber Vater!" Seine leuchtenden Blicke dankten ihm. Der Geheimrat reichte ihm auch seinerseits die Hand und legte mit liebevollem Lächeln die andere auf des Jünglings Schulter: „Gute Nacht, mein lieber Junge! Auf morgen also!"

Der junge Doktor bot dann auch seinem verdüsterten Paten Hand und Gutenachtgruß und ging. Es blieb im stillen Zimmer ein feiner Zigarrenrauch und eine Stimmung des Unmuts zurück.

„Wir wollen den Verbannten nicht länger warten lassen", sprach dann der Oberst. „Ich habe mir diesen Abend etwas anders gedacht, offen gestanden!"

„Ist es dir lieber, wenn wir diese Dinge in seiner Gegenwart besprechen?"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht! Je nachdem du ihn mit deiner — wie soll ich gleich sagen — mit deiner verfluchten Besinnlichkeit ansteckst oder nicht. Du bist immer geneigt, die Fehler bei dir selber und bei deinen Landsleuten zu suchen. Zu vornehm! Aber nicht politisch! Ich kenne deine Humanitätsflöte. Nun fehlt nur noch, daß du jene griechische Dame berufst: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da! Ich meinerseits bin zum Hassen da. Das gesteh' ich frank und frei! Auch das Hundsgemeine in den eignen Reihen hass' ich freilich, vor allem diesen Stänker Düwell, der sich seiner

vierzig Beleidigungsprozesse rühmt. Meine Leute will ich mutig sehen, aber auch ritterlich und vornehm. Was willst du denn übrigens mit dem Schlangenvolk anfangen?"

„Du lachst, wenn ich es ausspreche: ich will die Tüchtigen unter ihnen mit emportragen", war die Antwort. „Ja, ich will diesen Zaunkönig auf den stärkeren Adlerflügeln unserer großen Kultur mit emportragen ins Licht. Wer's nicht verträgt, mag abfallen und verbrennen, das heißt: aussterben! Also müssen wir selber groß sein. Größer als die andern! Hilf du mir dafür sorgen, daß unsere Flügel stark sind!"

„Eine Schlange emportragen!" rief der Oberst hohnlachend. „In der Tat, du bist ein himmelblauer Idealist!"

„Beantworte mir die Frage, Lothar: hat die Weltgeschichte schon einmal den Versuch gemacht seit zweitausend Jahren? Laß weitere zweitausend Jahre ins Land gehen — und wir werden klarer sehen!"

„Jawohl", rief der Oberst. „Dann hallt über die ganze Welt der eine Nationalgesang:

Christ, Jude, Türk und Hottentott,
Wir glauben all an einen Gott!"

„Kurzum, Lothar, du willst totschlagen — und ich will veredlen und entfalten. So ringen wir nebeneinander um den Sinn des Lebens. Du willst Macht — und ich will helfende Liebe. Du bist Soldat, und ich bin Arzt!"

„Schon gut", rief der Oberst und sprang wieder auf. „Ich fürchte, in diesem gänzlich unpolitischen Geist einer weichlichen Humanität hast du auch den Jungen erzogen — und hast ihn damit zum Führerberuf untauglich gemacht! Das ist's, was mich den ganzen Abend grimmig verdrießt."

Johann Wolfgang erhob sich gleichfalls, setzte den Kneifer auf und rief:

„Weichliche Humanität? Das muß ich mir verbitten! Wie ich ihn auch erzogen haben mag, ich habe nicht dir Rechenschaft zu geben. Du weißt genau, daß ich unbedingte Freiheit hatte, ihn vollkommen nach meinem Gutdünken zum Manne zu bilden."

„So sage mir nun endlich, zum Donner, ich brenne darauf: was habt ihr denn da oben beschlossen?"

„Darüber sprechen wir im Gartenhäuschen — zu dreien", versetzte der Geheimrat. „Mach dich fertig. Ich höre eben meine Frau mit Lina die Bowle hinauftragen. Geh' ihnen nach! Ich habe noch in der Küche mit einem jungen Mann zu sprechen."

* * *

Während der Oberst voll Ungeduld und Spannung durch die klare Nacht hinaufstieg nach dem schon erleuchteten Gartenhäuschen, dachte er über seinen Freund nach. In diesem Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. Johann Wolfgang Meister blieb immer ein geheimer Rest, den er sich nicht zu enträtseln wußte. „Den Vorwurf verschwommener Humanität hat er mir übel genommen," dachte der Kriegsmann, „aber ich bleibe dabei. Dieselbe duselige Rücksicht bringt er seinen Angestellten entgegen, statt kurzab zu befehlen — und damit basta! Setzt sich nun zu einem belanglosen Bürschchen in die Küche, statt den Kerl zum Kuckuck zu jagen und auf eine schickliche Stunde zu bestellen. Keine Zucht!"

Er begegnete der wieder zurückkehrenden Hausfrau, die mit Lina die Terrine hinaufgetragen hatte. Die sonst so blanke Seele heuchelte vor dem Mädchen ein wenig, denn sie sagte: „Das dritte Glas hätten wir uns ja wohl sparen können, denn Felix sitzt schon auf seinem Zimmer, sein Fenster ist hell."

Sie wußte wohl um den wirklichen dritten Gast und verabschiedete sich von dem Soldaten, der sich mit einigen passenden Worten über ihre Hand beugte.

Unterdessen saß der Geheimrat in der schönen geräumigen Küche und las den Brief Hennerles, der mit seiner Schwester Änne achtungsvoll daneben stand.

„Dein Freund Gerd war ein tüchtiger Bursch," sagte der Alte, „ich erinnere mich seiner mit Vergnügen. Hör' einmal, Henner, dieser Brief, in der Todesstunde geschrieben, ist ein heiliger Auftrag. Nimm ihn recht ernst! Eure Angst vor dem Gespenst da oben auf der Burg, Änne, ist natürlich Unsinn; aber hier droht das wahre Gespenst der Not und Sorge. Ein Verstorbener steht bittend dahinter. Was gedenkst du zu tun?"

Henner erklärte sich bereit, seine Ersparnisse zu opfern, und nannte die kümmerliche Summe. Die weichmütige und gern wohltätige Änne erklärte sich zu demselben Opfer bereit.

„Schön von euch! Aber das langt nicht. Ich werde natürlich auch meinerseits ein Stück Geld hinzufügen. Das schickst du sofort am Montag. Und du bittest die Witwe, dir Genaueres über die Verhältnisse mitzuteilen. Dann halten wir sie von hier aus einige Monate über Wasser. Ich werde mich auch an meinen dortigen Freund Graumann wenden. Und dann, Henner, dann ist mir eben durch diesen Brief folgender Plan gekommen. Im Frühjahr geht Felix auf eine Reise. Du wirst ihn begleiten. Ihr fahrt gemeinsam nach der Stadt, und einer eurer ersten Gänge wird dieser Witwe gelten. Schreib' ihr das und stärke ihren Lebensmut! Sie soll so lange tapfer aushalten. Überlege das einmal, Kleiner! Du warst bis jetzt so eine Art Faktotum und Allerweltsgehilfe in meinem Haushalt und hattest keine rechte Lebensaufgabe. Hier gibt's ernsthafte Arbeit. Wir sprechen uns noch."

Er gab ihm die Hand. Und das wundervoll beruhigende Gefühl, seine schlichtmenschliche Angelegenheit bei diesem väterlichen Freund und Berater geborgen zu wissen, durchströmte den Häuslersjungen mit unendlicher Dankbarkeit. Er reichte seine Hand dar; dasselbe tat Änne.

„So Kinder, nun Gutenacht!"

Und auch der Geheimrat ging nach dem Gartenhaus hinauf, nicht ohne noch auf der Küchentreppe dem Mädchen einzuschärfen, Tor und Türen gut abzuschließen — eine Tätigkeit, die er als getreuer Hausherr allabendlich selber vorzunehmen pflegte.

* * *

Felix vertiefte sich indessen in die Labyrinthe der weitschweifigen, sehr läßlich und locker gebauten „Wanderjahre" und entdeckte im vierten Kapitel des ersten Buches den Bericht vom „Riesenschloß", in dessen Höhle sein Ahne als Kind das Kästchen entdeckt hatte. „Endlich erhub sich der Verwegene schnell aus der Spalte und brachte ein Kästchen mit, nicht größer als ein kleiner Oktavband, von prächtigem alten Ansehen, es schien von Gold zu sein, mit Schmelz geziert. Stecke es zu dir, Vater, und laß es niemand sehen! Er erzählte darauf mit Hast, wie er, aus innerem

geheimem Antrieb, in jene Spalte gekrochen sei, und unten einen dämmerhellen Raum gefunden habe. In demselben stand, wie er sagte, ein großer eiserner Kasten, zwar nicht verschlossen, dessen Deckel jedoch nicht zu erheben, kaum zu lüften war. Um nun darüber Herr zu werden, habe er die Knüttel verlangt, sie teils als Stützen unter den Deckel gestellt, teils als Keile dazwischen geschoben, zuletzt habe er den Kasten zwar leer, in einer Ecke desselben jedoch das Prachtbüchlein gefunden. Sie versprachen sich beiderseits deshalb ein tiefes Geheimnis . . ."

Es war auch damals ein Felix, der vor hundert und mehr Jahren das Kästchen gefunden; und es war nun ein andrer glücklicher Felix, der den Schlüssel dazu besaß — jenen winzigen Schlüssel, den einst der schelmische kleine Fitz in seinem Jäckchen zurückgelassen hatte.

Wunderlich bewegt beschäftigte sich der Jüngling noch lange mit Goethes Buch, das so merkwürdig abbricht und ungelöste Rätsel hinterläßt. Dann schrieb er sich in einem langen und andeutungsreichen, freilich ziemlich verworrenen Brief an Natalie das Herz leicht.

Oben im Gartenhäuschen war noch immer Licht, als ihn der Schlaf in die angenehmsten Träume spann.

Viertes Kapitel: Das Nachtgespräch im Gartenhäuschen

Mondschimmer flossen über die Welt. Garten, Burg und Landschaft lagen wunderstill. Kaum ein Blatt fiel von einem der stummen Bäume. Unten im Garten war die gleichmäßige Melodie des Brunnens das einzige Geräusch.

In solchen strahlend weiten Nächten scheint das Weltall offen zu sein. Die Gedanken der unsichtbar um die Menschheit schwebenden Mächte scheinen leichter und lichter in Häupter und Herzen der Schläfer einzudringen, der Träumer, die berufen sind, die göttlichen Strahlungen in die Sprache der Menschen zu übersetzen. Und reiner scheint das Gebet der Menschheit emporzusteigen und sich mit den übergeordneten Kräften, die uns führen, müheloser zu verbinden. Das Geheimnis solcher glücklichen Verbindung ist im Menschenherzen die eigene strahlende Stille. Sie verbindet sich mit der ebenso rein und ruhig schwingenden Umwelt, so daß die göttliche Stimme um so vernehmlicher sprechen kann.

Ein Geräusch im Gartengebiet unterbrach von Zeit zu Zeit diese gleichmäßig leuchtende Stille: es waren die gelegentlichen Bewegungen der beiden wachenden Hunde. Oben am Gartenhäuschen saß auf seiner Strohmatte der Hund Treu, seines Amtes bewußt, und schaute mit spitzen Ohren fast regungslos ins Land. Der unruhigere Harras unten am Hause scharrte manchmal sein Fell, gähnte oder ging fröstelnd an leise rasselnder Eisenkette in seine Hütte. Das Haus lag lichtlos; Mitternacht war vorüber; nur die farbigen Fenster des Gartenhäuschens, der ehemaligen Kapelle, schimmerten gedämpft. Auch im Dachstübchen, wo Felix lange über seinem Schlüssel gesonnen und gelesen hatte, war kein Licht mehr.

Das Gartenhäuschen, auf einem Felsenvorsprung erbaut, war mit seiner Rückwand in den Berg eingefügt. Der einzige äußere Pfad führte von der langen Steintreppe herüber, die den ganzen Garten mit seinen drei Terrassen nach oben durch-



Heilige Familie **Jacob Jordaens**

querte. Man mußte an der dort aufgestellten Hundehütte vorbei, um in das Gartenhaus zu gelangen. Diese umgewandelte Kapelle hatte dicke Wände. Man hätte von außen nicht durch die hochliegenden gotischen Fenster hineinschauen können. Außen um den Bau war auf dem Felsen noch ein umgitterter Zwischenraum, eine freie Terrasse bildend, von wildem Wein umwachsen.

Wer als Fremder durch die starke Tür eingetreten wäre, hätte wohl über den hohen Gartensaal gestaunt, der sich hier auftat. Ein runder Tisch in der Mitte, auf einer großen, den ganzen Boden bedeckenden Kokosmatte; im Hintergrund an den Wänden Schränke, Büchergestelle, Gerätschaften, ein Diwan an der Seite, hübsch bezogene Korbsessel, kleine Tische da und dort — so etwa zeigte sich dieses trauliche Arbeitszimmer, dem auch ein Öfchen nicht fehlte. Aber das Geheimnis dieses Raumes hätte der Besucher nicht erblickt und nicht geahnt. Eines dieser Gestelle an der Bergseite gab nach, wenn man in einer bestimmten Weise seine Rückwand nach innen drückte, — und erwies sich als eine Türe, die einen schmalen Raum und darin eine aufwärts führende Treppe freilegte. Und oben war ein wohnlich eingerichtetes Dachzimmer, an dessen Wand eine kleine, gut verwahrte Tür in das Innere des Berges führte und durch einen geheimen Gang auf die Burg.

Sehr wenige wußten um diese geheime Verbindung mit der verfallenen Burg Hohendorneck. Unter diesen wenigen war auch der Oberst.

Dieser saß mit dem Geheimrat und einem Dritten in dem nur dämmrig erhellten unteren Raum um die Bowle. Die elektrische Stehlampe, die sich daneben erhob, war durch einen dunkelgrünen Schirm abgeblendet. Die drei Männer in ihren Korbsesseln wirkten bei dieser Beleuchtung wie ein Schattenspiel.

Sie hatten sich schon lange unterhalten. Besonders der Oberst hatte gründlich und wuchtig das Wort geführt. Karten und andere Papiere lagen auf einem Nebentisch. Das Gespräch schien seinen Höhepunkt erreicht zu haben; man holte zum Letzten aus.

„Ihr Großvater, lieber Meister," sprach der Dritte, „ist in einem Buche Goethes behandelt, das in seinem zweiten Teil ‚Die Entsagenden' heißt. Ich kann mich in dieselbe Schar einreihen. Sie tun mir unrecht, wenn Sie meinen, daß ich gekommen bin, irgend etwas zu erzwingen. Ich habe mich dieser geheimen und nicht ungefährlichen Fahrt nur unterzogen, um hier und heute persönlich etwas zu erkunden. Diese Aussprache zu Dreien soll mir endgültig sagen, ob ich noch hoffen darf."

„In welchem Sinne hoffen?" fragte der Geheimrat. „Bezieht sich diese Frage auf persönliche Wünsche oder auf die Zukunft überhaupt?"

„Persönliche Wünsche — ja, sofern ich an den Sohn denke. Ich habe mir mit tiefem Vergnügen berichten lassen. Und dann — ich muß Ihnen gestehen, lieber Freund, ich habe vielleicht persönliche Hoffnungen selber noch nicht ganz begraben. Dazu fühle ich in mir eine noch zu stark pulsierende Lebenskraft. Es ist wahrhaftig ein nicht sehr wünschenswerter Zustand, es ist vielmehr ein Fegefeuer, um nicht zu sagen eine Hölle, wenn man, verleumdet und verbannt, vollkommen untätig in einem Winkel sitzen muß wie ich. Wohl mag ich meine Fehler begangen haben — wie jeder andere Mensch — aber dieses Schicksal habe ich denn doch nicht verdient. Wenn ich wenigstens das Opfer, das ich der Nation gebracht habe, von den Edelsten

dieses Volkes anerkannt und gewürdigt wüßte! Aber auch diese seelische Unterstützung ist mir so gut wie ganz versagt. Man stelle sich einmal die ganze Größe dieser Last vor! Ein undankbares, verworrenes Volk, das eine Beute seiner Verhetzer und Verführer ist — und ein Monarch, der es von ganzem Herzen liebt, und der abseits zuschauen muß, ohne ihm helfen zu können, ja, dessen etwa mögliche Hilfe man hohnlachend verwerfen würde! Ist denn unter all diesen Verleumdern oder Vergeßlichen kein Sprecher, der dieses Martyrium eines vielleicht fehlerhaften, aber doch weiß Gott nicht unedlen Mannes diesem gottverlassenen Volk verdeutlichen könnte?!"

Der Mann, der dies sprach, saß auch jetzt in demselben Hut und Mantel und angegrautem Spitzbart am Tisch, wie er oben auf der Burg mit Felix gesprochen hatte. Man konnte kaum unterscheiden, ob Bart und Hut zusammenhängende Maskerade war oder sein wirkliches Aussehen. Seine Hand zitterte vor Erregung, als er nun zum Glas griff und hastig trank. Der Oberst atmete heftiger und erwiderte bewegt:

„Wir wenigstens fühlen das Martyrium Eurer Majestät! Viele fühlen es mit uns. Und nicht die schlechtesten. Meine Kameraden obenan. Ew. Majestät sind nicht vergessen und nicht verlassen, das darf ich mit heiligem Schwur hier versichern, falls dies ein Trost sein kann. Aber" — —

Er zauderte, und die Stimme des anderen fuhr schärfer fort:

„Was aber? Warum erwächst aus euren Gefühlen keine starke Bewegung? Warum wird diese Bewegung nicht im Lande beherrschend? Warum steckt ihr nicht Millionen Herzen mit eurem Feuer an? Sie werden mir kleinlaut gestehen müssen, Oberst, daß Sie und Ihr Anhang nicht mächtig genug sind zu solcher überredender und überzeugender Wirkung. Ich achte, was Sie getan haben und noch tun, und bin Ihnen für Ihre Treue dankbar. Der Überblick, den Sie mir heute abend über Ihre Organisationen und Pläne gegeben haben, hat mir einen bedeutenden Eindruck gemacht, das kann ich nicht leugnen. Aber das verbürgt noch keinen Sieg. Ich habe eine Volksbewegung erwartet, keine Parteigruppe; verstehen Sie mich wohl: eine Volksbewegung, die mit unwiderstehlicher Wucht von innen heraus den Geist des Umsturzes zerschmettert, so daß wir beide, das Volk und sein angestammter Fürst, nach beiderseitiger Läuterung wieder zusammenkommen."

Er machte eine kleine Pause, stieß ein Gewölk aus der Zigarre und fuhr dann fort:

„Was mich betrifft, so glaube ich sagen zu können: ich habe an mir gearbeitet, tausend schlaflose Nächte können das bezeugen. Ich wäre nach meinem schlichten Ermessen — Gott möge mir verzeihen, wenn ich irre — zur Rückkehr reif. Aber — nun will ich Ihnen Ihr ‚Aber' deuten, Oberst Wulffen: aber mein Volk ist nicht reif dazu. So steht die Sache. Ich sehe in diesem Lande, von ein paar Ausnahmen abgesehen, nichts, aber auch gar nichts von einer Einkehr, einer Selbstbesinnung oder Läuterung — nichts! Wenn ich gefehlt habe, daß ich mich unzeitig und ungeschickt in Selbstverbannung begab, so war ich meinetwegen schuldig an jener verhängnisvollen Entfremdung zwischen Volk und Fürst. Im übrigen können diese Dinge im großen weltgeschichtlichen Geschehen nicht nach Schuld oder Unschuld ge-

faßt werden; hier walten höhere Mächte, die uns gebrauchen und verbrauchen. Aber ich benutzte die Verbannung zur Einkehr, und insofern ward sie mir zum Segen. Können Sie mir nun die Frage beantworten, Meister, oder Sie, Wulffen, ob mein Volk diese Trennung von seinem Monarchen gleichfalls benützt hat, um innerlich reifer zu werden?"

Er war ins Reden gekommen und steigerte sich unvermerkt in eine Anklage hinein, seine eigne Reife betonend. Nun schaute er herausfordernd den Geheimrat an.

Dieser sagte in seiner zurückhaltenden Art besinnlich und langsam:

„Ich fürchte, wir halten zweierlei Dinge nicht scharf genug auseinander: die äußere Staatsverfassung und die innere sittliche Läuterung. Durch alle Völker, welcher Verfassung sie auch huldigen, geht heute der Mammonsgeist oder Materialismus. Fürsten sind in unserem Lande entthront, aber Fürst Mammon ist geblieben. Dieser üble Wind wehte schon lange über die Erde, auch schon zu unserer früheren Zeit. Man könnte uns Männer vom ehemaligen Hofe fragen: Was habt ihr denn damals getan, um den König Mammon beizeiten zu entthronen, ehe er euch entthronte?"

„Was will das besagen?" fragte der Oberst rauh.

„Daß König Geldsack herrscht, weiter nichts. Daß nicht nur die Könige, sondern auch die königlichen Menschen verschwunden sind. Diese Gefahr, lieber Lothar, haben wir damals unterschätzt. Mammonismus ist und war die Hauptgefahr der Zeit. Wir hätten — so mein' ich manchmal — in äußerster Einfachheit und Sparsamkeit, aber persönlich beseelt, eine Gegenkraft ausbilden müssen gegen diesen mechanisierenden, vermassenden Zeitgeist. Wir haben es nicht getan. Ich fühle mich mitschuldig und habe mich in die Stille verbannt. Und ich habe Felix" — —

„Aha! Da kommt die Parole des Tages, das Losungswort!" rief der Oberst und stäubte mit Ingrimm die Zigarrenasche in den Becher.

„Wir wollen jetzt nicht von Felix sprechen", unterbrach der Dritte. „Sie lenken das Gespräch ab; ich möchte meine Frage beantwortet wissen. Unser Freund Meister unterscheidet zwischen staatlicher Verfassung und sittlicher Läuterung, weist aber keine Zusammenhänge nach. Um keinen Irrtum zwischen uns aufkommen zu lassen, liebe Freunde, will ich meinerseits betonen: ich möchte gar keine Wiederherstellung der früheren Staatsverfassung, wenn nicht zuvor eine sittliche Läuterung meines Volkes stattgefunden hat. Nur in ein geläutertes Volk will ich zurückkehren, nicht in Parteigeschwätz und Egoismus. Beachten Sie das Beide! Denn dies ist der Punkt, auf den es für mich ankommt."

„Woran aber soll ein schlichter Soldat erkennen, ob sich eine solche Läuterung vollzogen hat?"

„Da werdet ihr Soldaten euch mit den Männern vom Geist verbinden müssen", wurde geantwortet. „Hier steckt vielleicht einer unserer Fehler: wir haben die Beziehung zum Geist nicht innig genug gepflegt. Soldaten allein tun's nicht. Wir haben Kunst und Geist vielleicht mehr als eine Art Zierat gewertet; wir hätten sie als äußerst wichtige Nähr- und Lehrkraft ganz beträchtlich fördern müssen. Sie hätte helfen müssen, unser Volk gegen Verführung zu feien und einen sittlichen Adel zu schaffen. Ach, wer mag es wissen! Gott allein, der mich verworfen hat."

„Dieses Geständnis im Munde Eurer Majestät bewegt mich sehr", klang es aus Meisters Stuhl. „Aber auch ich möchte nicht in etwaigen einzelnen Verfehlungen die Ursache unseres Unglücks erblicken, jedenfalls nicht die ganze Ursache. Waren die andern Völker besser als wir? In Schicksalsschlägen spielt immer sehr viel Unwägbares mit, das der Moral ebenso unzugänglich ist wie der Vernunft. Es ist nun einmal unter dem Zwang der Umstände jene Thronentsagung geschehen, die Ew. Majestät ein Opfer zu nennen geruhten. Wohlan, wir Freunde achten diese Auffassung. Es erhebt sich nun aber die Frage: ist das, was aus jenem Schritt hervorgegangen ist, bereits mit all seinen Folgen genügend von Zeit und Volk verarbeitet? Kann nun der Pendel zurückschwingen? Ich meine: ist bereits wieder ein Zusammenfließen von Fürst und Volk möglich?"

„Das ist meinem Soldatenverstand zu verwickelt", brummte der Oberst. „Ich habe meine Leute gedrillt, meine Verbindungen gepflegt und bin auf Tat eingestellt. Und ich gestehe unumwunden: es ist mir gänzlich schnuppe, ob die Masse der Spießbürger sittlich geläutert ist oder nicht. Man zwingt dem Bourgeois und dem Proletarier gleichermaßen den Staatswillen auf. Und damit erledigt! Abgetan!"

„Das eben ist hier die Frage", sprach nachdenklich der Verbannte. „Es sehnen sich in diesem zerrissenen Lande gewiß viele Herzen nach dem heimlichen König, der in der Stille heranreife, um dann als Gebieter oder Diktator hervorzutreten. Wenn nun dieser Herrscher sein Amt antritt, — was für ein Vielerlei von Wünschen wird er zu erfüllen haben! Mir scheint aber, das Unglück einer Volkheit besteht in verworrener Zeit eben darin, daß sich die Glieder einer staatlichen Lebensgemeinschaft in diesem Vielerlei der Wünsche nicht einigen können. Wenn der heimliche König heraustritt, und fragt: was soll ich euch nun spenden? — sehen Sie, meine Herren, so wird sich ein rasendes Durcheinander von entgegengesetzten Wünschen erheben, die sich wechselseitig bekämpfen, und die Antwort der führerlosen Menge ist eine leidenschaftliche Prügelei aller gegen alle. Der Gebieter schaut ein Weilchen zu; er kämpft mit dem aufschäumenden Drang, gewaltsam einzugreifen und der Masse seinen eignen Willen aufzuzwingen. Dann aber — ja nun, und dann? Er schüttelt vermutlich das Haupt und tritt schweigend wieder zurück. Es war zu früh."

„Eben nicht zurücktreten! Losschlagen!" schnellte der Oberst auf.

„Also Bürgerkrieg?" fragte Meister scharf.

„Warum nicht? Für mich hat das Wort keinerlei Schrecken. Ist denn der jetzige Zustand etwas anderes als ein giftiger Bürgerkrieg der Parteien? Nur benutzen sie nicht ehrliche soldatische Mittel, sondern arbeiten weit scheußlicher mit gegenseitiger Verleumdung. Soll man dieses aufgehetzte Gesindel seinen Gelüsten überlassen? Und diese Knechtschaft unter dem Joche der Parteien — soll man das Freiheit nennen? Nein, wahrlich, der Bürgerkrieg schreckt mich nicht."

Der Monarch nickte nachdenklich, aber er schwieg.

„Ich meinesteils bin ganz und gar kein Entsagender," fuhr der Oberst fort, in dem sich viel Unmut angestaut hatte, „ich nicht! Eher spreng' ich mich selber in die Luft, wenn ich den Feind nicht sprengen kann. Oder hältst du, Wolf — sag's nun endlich offen heraus! — meine ganze Arbeit an der Jugend für geschäftige Selbsttäuschung?"

„Bewahre!" antwortete der Geheimrat. „Dennoch sind wir alle drei Entsagende. Auch ich habe mich aus der Öffentlichkeit in Selbstverbannung zurückgezogen — wenigstens in diesen kleinen Wirkungskreis eines Arztes — weil das öffentliche Leben vergiftet ist. Die Volksmassen werden planmäßig im Haß gegen die Besitzenden erhalten; deine Leute hinwiederum hassen die Leute der Linken. Wir können am Zeitbild nichts ändern. Wir können aber abseits Baumschulen der Zukunft pflanzen, wo nicht mehr Zahl und Masse gelten, sondern der Mensch und seine unsterbliche Seele. Unsere tätige Entsagung hat also wenigstens den Trost in sich, daß sie Vorbereitung ist."

„Ja wohl, für die Schlacht!" klang es vom Oberst herüber. „Und ich bin der Meinung, es ist jetzt Zeit. Sonst holt dieses verpöbelte Volk vollends der Deuwel!"

„So wären wir ja wieder am Ausgangspunkt unseres Gesprächs", bemerkte sein Freund. „Als königstreue Männer haben wir auch hier unseren Monarchen entscheiden zu lassen."

Er machte mit kluger Wendung eine Handbewegung nach dem Verbannten und verbeugte sich ein wenig.

Dieser lächelte schmerzlich.

„So habe ich wenigstens," sprach er, „das wehmutvolle Gefühl, in diesem kleinsten Kreise, wo man selber nicht ganz einig ist, eine folgenschwere Entscheidung treffen zu dürfen — also noch in abgesetztem Zustande eine Regierungshandlung vorzunehmen. Lieber Wolf, Sie stellen mich genau wieder dahin, wo ich schon einmal vor Jahren gestanden. Ich sollte damals aus mir heraus entscheiden, ob Bürgerkrieg — oder Selbstverbannung, um den Bruderkampf zu ersparen. Wäre ich damals meinem Impuls gefolgt, ich hätte mich an die Spitze des letzten treuen Bataillons gestellt und wäre kämpfend gefallen. Meine Verleumder, mitunter auch meine Freunde" (hier flog ein Blick zu Meister hinüber) „werfen mir eine Neigung zur Theatralik vor. Liebe Freunde, ein Todeskampf an der Spitze eines Trupps unverwirrter Getreuer wäre doch wohl mehr Theatralik gewesen als meine stille Selbstverbannung. Meinen Sie nicht, Wolf? Und bei solchem, aller Voraussicht nach nutzlosem Kampfe hätten mir meine Feinde erst recht Pose und Geste vorgeworfen, selbst wenn ich gefallen wäre. Aber ich war — das gestehe ich euch — in meinen Instinkten gebrochen, ich war irr geworden durch meine eigene Umgebung. Hier hätte ich einmal jeden äußeren Einfluß sprengen und nur aus mir, nur aus meinem Eigensten und Innersten heraus genial handeln sollen. Oder — und nun vernehmt mein Tiefstes! — oder entspricht es meiner Natur, zu sehr auf meine Umwelt zu lauschen, obschon ich früher, äußerlich wenigstens, meine selbständige Entschließung gewaltsam zu betonen pflegte? War meine betonte Eigenwilligkeit vielleicht nur Verdeckung einer Schwäche? Dann wäre mein Schicksal allerdings meiner Wesensart entsprechend — und wäre verdient."

Es entstand nach diesem bemerkenswerten Geständnis eine sehr nachdenkliche Pause.

Dann räusperte sich der Oberst und fragte:

„Und wie entscheiden Ew. Majestät heute? Wir können gut machen, was etwa



damals verfehlt war. Keine Umgebung wird hier und heute Ew. Majestät beeinflussen."

Abermals eine Pause. Es war der Höhepunkt des Gesprächs. Die Herbstmondnacht um das Häuschen her blieb vollkommen still. Der Hund Treu spähte wachsam in die Ferne.

Der Geheimrat füllte mit silbernem Löffel die Bowlengläser und nahm schweigend wieder Platz.

Dann sprach der Monarch deutlich und langsam:

„Bürgerkrieg? Nein, lieber Oberst. Auch heute nicht."

Der Oberst griff mit einer heftigen Bewegung zum Glas, trank und stellte es nicht sanft wieder auf den Tisch. Desgleichen trank der Geheimrat. Beide schwiegen.

„Es soll um meinetwillen kein Tropfen Blut vergossen werden", sprach der Verbannte.

Der Soldat rückte hin und her, dann sprach er scharf, doch beherrscht:

„Es handelt sich — wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf — nicht um Eurer Majestät Person, sondern um die Sache, um den monarchischen Gedanken überhaupt, den wir zu vertreten die Ehre haben."

„Ob um meine Person oder um die Person meines Sohnes oder um die Sache überhaupt: — in diesem Augenblick habe ich zu entscheiden, da ich euch noch als König gelte. Und ich entscheide genau wie damals. Dieses arme Land ist in seinen Köpfen und Herzen so verwirrt und zersetzt, daß der monarchische Gedanke, selbst wenn er siegte, durch Ströme Blutes zum Siege hindurchwaten müßte. Das will ich nicht verantworten. Keiner von Ihnen Beiden hat mir übrigens Antwort gegeben, ob sich dieses Volk in der Zwischenzeit geläutert habe. Dies aber, die Änderung der Gesinnung, die Besiegung des fluchwürdigen Materialismus, der nun die Menschheit beherrscht, ist mir die Hauptsache."

„Nicht also die Staatsverfassung?" rief der Oberst.

„Nein!" klang es scharf und schroff zurück.

„Dann allerdings," sprach der gekränkte Soldat, „wenn sie vom höchsten Vertreter verleugnet wird, dann ist diese Sache verloren."

„Nur für meine Person und für jetzt, bitte!" klang die Gegenrede. „Wie ein anderer entscheiden mag, ist eine andere Sache."

„Bleibt uns also Felix Friedrich!" entschied der Oberst. „Und da erhebt sich die Sorge, ob uns nicht der Humanist da den jungen Mann durch seine Erziehung bereits verpfuscht hat."

Es erhob sich zwischen Oberst und Geheimrat ein Teil des alten Streites, der schon unten im Saal begonnen hatte. Der Verbannte folgte mit den Augen gespannt den Sprechenden, trank einen Schluck aus dem grünen Henkelglase und sprach endlich:

„Lieber Freund Wolf, lassen Sie sich gestehen, daß die Begegnung mit Felix ein Hauptanreiz zu meiner Reise war. Meine Sehnsucht klammerte sich an diesen Augenblick, wo ich dem Vertreter eines zukünftigen und hoffentlich besseren Zeitgeistes ins Auge blicken und die Hand schütteln durfte, ihn vom Berg Nebo meiner Entsagung aus gleichsam segnend. Nun will ich gern in meine Stille zurückkehren — heimkehren kann ich ja nicht sagen, denn ich habe kein Heim mehr. Die Entscheidung

muß Felix Friedrich allein treffen, er ganz allein, wenn er das Kästchen öffnen wird. Dies haben Sie und ich, Meister, uns gegenseitig geschworen; und ich habe in meiner Verbannung etwas gelernt, was ich früher vielleicht nicht genug gewertet hatte: Urteil und Willen eines wahrhaft wertvollen Mitmenschen zu achten."

Nun drehte sich das Gespräch eine gute Weile um Felix. Der Geheimrat entwickelte seine Grundsätze und schloß mit einem Ausblick auf eine zukünftige Möglichkeit:

„Lassen Sie uns ruhig den Gedanken ins Auge fassen: warum sollte man nicht einen Sproß oder Verwandten des früheren Königshauses einmal mit den Mitteln der jetzigen Verfassung zum Reichspräsidenten wählen? Dann wäre ja in neuzeitlichen Formen wieder in die Überlieferung eingelenkt."

Der Oberst lehnte schroff ab.

„Wenn wir's nicht gewaltsam tun," sprach er, „geht der kraftvolle Gedanke einer ordentlichen Staatshoheit in Geschwätz und Hetze unter. Man feilscht nicht um Herrschaft. Man siegt oder stirbt. Wenn Felix Friedrich allein die Entscheidung trifft — nun, so wird er sie eben nicht allein treffen. Der Einfluß dieses Mannes der Milde wird ihn überschatten. Und wir wissen, was bei dieser gänzlich unpolitischen Erziehung herauskommt. Wolf hat ihn human erzogen, wie man so sagt, nicht staatsmännisch."

Wolf verteidigte sich.

„Ich kann Ew. Majestät versichern: wenn es einer Erziehung überhaupt möglich ist, einen jungen Menschen auf Selbergehen und Selberentscheiden einzustellen, so habe ich es im ganzen Bewußtsein meiner Verantwortung getan. Grundsätzlich wurde dem Jungen, wenn er mich fragte, die Antwort zu teil: Denke selber, entscheide selber! Und was dir schwer wird, das tue erst recht! Ich habe ihn wesentlich durch das Vorbild großer, guter, genialer Meister angespornt; an ihnen hat er Anschauungsunterricht genommen. Das Genie war ihm Vorbild. Und so habe ich in ihm die königliche Seele zu beleben gesucht, falls dies überhaupt möglich ist."

Der Fürst nickte.

„Ich bin überzeugt," sprach er, „daß Sie weder seine Instinkte guter und großer Art, noch seine Willenskraft verkümmern ließen."

Und schmerzlich setzte er leiser hinzu:

„Mir ist es eine sehr schwere Entsagung, schwerer fast als einst der Verzicht auf die Krone, morgen an seinem Geburtstag nicht zugegen sein zu können und mit ihm eine Stunde Aug' in Auge zu plaudern. Ich brauche kein Kloster Sankt Just mehr aufzusuchen, ich bin der Welt wahrlich abgestorben. Übrigens — morgen?"

Er zog die Uhr.

„Es ist längst schon heute. Die Mitternacht liegt lange schon hinter uns. Ihr Gehilfe, lieber Oberst, hat nun noch die Aufgabe, den Fremdling wieder in die Fremde zu bringen."

Der Verbannte sprach noch ein Weilchen stehend mit beiden Freunden. Dann umarmte er sie herzlich.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu bieten, lieber Meister", sprach er zuletzt. „Den Adel, den ich Ihnen einst angeboten, haben Sie damals abgelehnt."

„Und bereue es nicht, Ew. Majestät. Den wahren Adel gibt uns nur Gott und unser Herz."

Als die kühle Morgenröte zu dämmern begann und der rötlich verglühende Mond hinter der Burg Hohendorneck verschwunden war, lagen Garten und Landschaft lautlos. Das Gartenhäuschen war dunkel. Der Hund Treu holte in seiner Hütte den versäumten Schlummer nach. Nur der nimmermüde Brunnen sang seine gleichmäßige Melodie. (Fortsetzung folgt)

Weihnacht

Von Josef Stollreiter

Weihnacht!
Der Quell des Lichtes ist geboren
Und gießt seine klaren, unerschöpflichen Flammen
Klingend
Abendlandwärts.
Wir aber wollen uns die schicksalzerpflügten
Armen deutschen Hände reichen
Und alle, alle, die wir lieben,
Segnen!
Wir wollen wie unsere Kinder sein
Und in ihre klingenden Herzen beben,
Wie das keusche Laub in den rieselnden Wind.
Wir wollen mit ihnen die heiligen Kerzen zünden
Und mit ihnen singen der großen, gewaltigen Liebe
Tausendjähriges Lied.
Wir wollen uns in die Seelen der Kinder versenken,
Wollen vergessen, daß wir geblutet
Und immer noch bluten,
Und daß das Schicksal mit unseren Besten
Den Abgrund düngte,
In den es uns grauenvoll warf.
Weihnacht —
Wir, die Armen des Erdballs,
Werden mehr Liebe schenken als alle,
Die aus unserer Armut reich sind,
Denn uns mangeln Schmuck und Tand,
Die alle Liebe in Eitelkeit wandeln
Und erschlagen.
Weihnacht,
Sternenwunder Christi, wir schreiten
Weihevoll hinein
In deine köstliche Stille,
In die leuchtende Lohe der Liebe,
Die alle Menschen
In heiliger Inbrunst umfaßt!
Weihnacht,
Unsterblicher Wintermärchenzauber,
Voll Sehnsucht und Güte,
Voll strömender Reinheit und Kinderherzenjubel —
Wir grüßen dich, heilige Nacht!



Maria mit Kind und Hund — Georg Plischke

Anbetung an der Krippe

Von Konrad Dürre

Vorbemerkung. Schon vor dem Weltkrieg hat der Verfasser als einer der ersten ein Krippenspiel im alten Stil veröffentlicht, wie sie nun wieder in Aufnahme gekommen sind. Wir geben daraus diese fünfte Szene. D. T.

Ein Stallraum, erleuchtet durch eine Stallaterne. Maria über die Krippe gebeugt, Joseph daneben
(Ein Engelchen hält an dem linken Pfosten Wacht)

Maria
(singend):

Schlaf, lieb Kindlein, du,
Die Engel behüten dein' Ruh.
Eselein freut sich und Schaf,
Wenn du schlummerst so brav.
Schlaf, lieb Kindlein, schlaf.

Bist du der Heiland der Welt,
Ist's um uns herrlich bestellt.
Nimmst uns all unsere Sünd,
Liebliches Jesuskind.
Schlafe, schlafe geschwind.

Ach, wie liegst du so arm,
Im Schlosse, da wär es wohl warm —
Hier in dem elenden Stall
Fehlt dir alles und all'.
Schlaf, als schliefst du im Saal.

Joseph: Nun schläft es gleich, deck's auch schön zu,
Sonst find's vor Kälte keine Ruh.
Maria: Könnst suchen noch nach alten Säcken,
Die sind so warm zum Überdecken.
Joseph: Das will ich tun, gleich bring ich einen.
Du sing nur schnell, sonst könnt's noch weinen!

(Joseph will hinaus, öffnet die Tür, bleibt überrascht stehen; Maria wiederholt die 3. Strophe):

Joseph: Maria, ach, ein schöner Stern
Bewegt sich strahlend in der Fern.
Er schwebt grad zu auf uns're Hütt'
Und alle Sterne wandern mit!
Jetzt ist er über uns, o sieh, wie hell!
Nun weicht er nicht mehr von der Stell'! —
Maria: Das ist des Herrgotts stille Wacht,
Er schirmt das Kindchen in der Nacht.
Joseph: Drei Männer kommen zu der Tür;
Soll ich sie lassen ein zu dir?
Maria: Was mögen das für Männer sein?
Sie folgen wohl dem Sternenschein?
Joseph: Drei Hirten sind's, so wahr ich leb'!
Sie tragen Tasch' und Hirtenstäb'.
Maria: So laß die armen Hirten ein,
Zu garstig ist's heut Nacht im Frei'n.

(Veit, Ruprecht und Nikolaus kommen in den Stall)

Veit: O, lieben Freunde, seht ihn an,
Das ist ja unser Zimmermann.
Ruprecht: Und an der Krippe, wer ist das?
Sein Weib, das auf dem Esel saß.
Nikolaus (zu Maria):
Seid Ihr Maria, sagt's geschwind,
Die hier gebar das Christuskind?
Veit: Zu der uns von der Herde fort
Rief eines Engels Gottes-Wort?
Ruprecht: Sie ist's, sie ist's, o seht das Licht,
Das sie wie eine Kron' umflicht.
Maria: Es ist, ihr Hirten, wie ihr sagt,
Ich bin Maria, Gottes Magd.
Veit: O laßt uns betend niederknien!
Maria: Seht ihr, wie seine Wänglein blühn?
Ruprecht: Schaut doch die helle Sternenkron'!
Nikolaus: Das macht, er ist ein Königssohn!
Maria: Wie lächelt er im Traum so süß!
Veit: Er träumt gewiß vom Paradies!
Ruprecht: O, wie verehre ich dich tief!

Joseph: Dank sei dem Himmel, der euch rief.

(Sie knien vor der Krippe nieder und beten das Kind an)

Nikolaus: Nun wollen wir nicht mehr verweilen,
Und schnell zu allen Menschen eilen,
Daß alle Welt zur Stund' erfährt,
Was wir gesehen und gehört.

(Hirten ab)

Joseph: Ich will jetzt schließen schnell das Tor!
Ich schieb den großen Riegel vor,
Dann sind wir hier geborgen schön
Und können gern zur Ruhe geh'n.

Maria: Du mußt dem Eslein noch was schütten,
Sonst hungert's gar in uns'rer Hütten.

Joseph: Im Bündel ist noch Hafer drin,
Das schütt ich gleich dem Eslein hin!

Maria: Ich wollt gern helfen, lieber Mann,
Doch siehst du wohl, daß ich's nicht kann,
Mein liebes Kind will nicht mehr liegen,
Nun muß ich's auf den Armen wiegen.

(Nimmt das Kindlein auf den Schoß)

Joseph: Ist es schon wieder aufgewacht?
Du kriegst ja gar kein Ruh' die Nacht.

Maria: Ach, Joseph, ich find' doch kein' Schlaf
Bei dieser Gnade, die mich traf,
Das Herz hüpft mir vor lauter Freud'
O, diese süße Wonne heut'!

Joseph: Maria, horch! Ich höre Schritte,
Es kommt wer schnell zu unsrer Hütte.

Ruprecht (kommt wieder zurück und ruft:)
Joseph, Maria, welche Ehr',
Drei Könige kommen zu euch her,
Sie kommen aus dem Morgenland,
Gold haben sie in ihrer Hand.

Joseph: Wer kann dies neue Rätsel fassen!
Drei Könige? Ihr Reich verlassen?

Maria: Wie wunderbar sind Gottes Wege!
Das Jesuskind in ärmster Pflege,
In grobes Linnen eingehüllt!
Und dann voll Glanz und Pracht gefüllt
Der Stall, in dem wir frieren müssen;
Und Könige zu seinen Füßen!

Kaspar (hinter der Szene):
Hier muß es sein, hier steht er unbeweglich,
Der Stern, seitdem er hell aus Wolkenschleiern brach!

Balthasar: Das glaub ich kaum, denn allzukläglich
Wär für ein Königskind hier dies Gemach.
Melchior: Glaubt ihr nicht mehr, was Sterne uns verkünden?
Hier muß der Judenkönig sich befinden.

(Treten ein)

Balthasar: Den König suchen wir, den Heiland, den Propheten!
Wir haben seinen Stern gesehn
Und sind gekommen, um ihn anzubeten.
Kaspar: O, sag uns Weib, liegt in der Krippe hier
Des Judenreiches königliche Zier?
Melchior: Kam hier in diesem armen Zelt
Ein stolzer Königsohn zur Welt?
Maria: Ihr Könige, ihr habt den Christ gefunden,
Den Gott mir hat geschenkt vor wenig Stunden.
Er ist geboren, ach, so niedrig ganz,
Doch strahlt sein Stern in königlichem Glanz.
Die Könige: So wollen wir ihn als Messias ehren
Und unsere Schätze in die Krippe leeren.
Melchior (sich auf die Knie niederlassend, ihm Gold reichend):
Ich schenk dir Gold, so rein wie deine Seele.
Balthasar: Der Weihrauch ist's, den ich dir auserwähle.
Kaspar: Ich geb dir Myrrhen, daß dir Herrlichkeit nicht fehle.
Melchior: Du hohes Kind, mög Gott dicht weiter segnen,
Mög aus dem Himmel seine Gnade regnen,
Daß sie dir Kraft verleih' für deine hohe Pflicht:
Zerreiß das Dunkel! Bring der Menschheit Licht!
Erlöse die, die noch in Sünden liegen,
Mach Frieden, wo sich Völker noch bekriegen!
Die Könige: So wollen wir verlassen die geweihte Hütte,
Die herrlichste in Bethlehem,
Und schnell erfüllen des Herodes Bitte,
Heimkehren nach Jerusalem,
Auf daß wir ihm das Sternenwunder künden,
Damit auch er den Königsohn kann finden.

(Wollen fort. Da erscheint der Engel Gabriel)

Gabriel: Ihr Könige, geht nach Herodes nicht.
Der Mörder plant ein furchtbar Blutgericht.
Er darf nicht wissen, daß das Jesuskind
In Bethlehem sich hier im Stall befind't.
Und Joseph, du nimm schnell dein Weib zur Hand
Und fliehe mit dem Kinde nach Ägyptenland.
Dort bleibt, bis ihm Gefahren nicht mehr droh'n.
Ihr Engel, schützt Mariens Gottes-Sohn!

Chor der Engel
(singt):

Wir kommen, wir kommen,
Gleich sind wir zur Stell;
Du liebes Christkindlein sei unser Gesell!
Wir wollen dich leiten,
Die Flügel ausbreiten,
Wir wollen dich führen,
Kein Not soll dich rühren,
Bis Joseph, Maria und Jesus, ihr Kind,
Im fernen Ägypten geborgen sind.

(Der Vorhang fällt)



Maria mit Kind und Stern — Georg Plischke

Herodes

Von Eduard von Mayer

Herodes lädt sich zum Namensfeste
Von nah und fern die stolzesten Gäste:

Gelaß für hundert Gewaltige hat
Die hochgebaute Davidstatt.

Das zieht in prächtigen Sänften herauf,
Das sprengt in geschmückter Rosse Lauf,

Und der Saumtiere wimmelndes Heer
Klimmt ihnen nach, geschenkeschwer.

Vorm Tor am Wege in langem Gedränge
Staut sich staunend die murmelnde Menge ...

Sie haben sonst nimmer zum Schauen Zeit
Vor lauter Geschäft und Geschäftigkeit,

Nicht gönnt ihnen Muße, nicht gönnt ihnen Rast
Des kleinen Tages Not und Hast,

Die Jagd nach dem täglichen Bissen Brotes ...
Doch heute feiert sein Fest Herodes!

Da heißt es die Großen der Erde sehn
Und Stunden im Staube der Straße stehn.

Axt und Amboß bleiben beiseite,
Und die Neugier gibt dem Prunk das Geleite.

„Da, schaut! den Sultan auf seinen Kamelen,
Der kann seine Weiber und Schätze nicht zählen ..."

„Da, schaut! von Sidon und Tyrus die Fürsten,
Die schlürfen Purpur, so oft sie dürsten ..."

„Der Schwarze dort: ist Herrscher von Saba,
Betet zum schwarzen Stein, zur Kaaba ..."

„Das Goldhaar dort aus Mitternacht
Hat wilder Jäger zahllose Macht ..."

„Und das da: König von Morgenland!
Und den: hat der römische Kaiser gesandt!"

„Und die ... und die ..." Nun geht es zu Ende,
Befriedigt schweigen Zungen und Hände.

Vom Stadttor kommen Zweie daher ...
Das Volk ist verlaufen, der Weg wird leer,

Ungesehen und ohne Gruß
Geht es hinab, der Greis zu Fuß,

Blickt stumm ins wachsende Abendgrau,
Der Esel trägt eine schwangere Frau,

Der Esel trägt eine keimende Welt
Hinab, hinaus ins dämmernde Feld ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Es prahlt die Stadt im Lichterglaste,
Herodes prahlt in seinem Palaste,

Der fürstlichen Gäste bunter Troß
Durchwogt mit Lärm das Königsschloß.

Auf hohem Altane die Becher kreisen,
Den großen König Herodes zu preisen,

Es klirrt das gleißende Lob seiner Pracht,
Die Fackeln lodern. Ringsum ist Nacht ...

Da — flammt es auf im finstern Tal,
Vom Himmel hoch ein leuchtendes Mal,

Vom Himmel steigen Sterne herab
Und strömen Licht in der Erde Grab.

„Der Himmel selber festlich erstrahlt
Zu meinen Ehren!" Herodes prahlt:

„Es kündet der alleswissende Stern
In mir der Menschen errettenden Herrn,

„Und meines Geistes göttliches Zeichen
Soll fürder gelten in allen Reichen!"

Wer geht hinaus aus dem jubelnden Kreise?
Drei Gäste, gekommen in weiter Reise,

Der blonde von Norden — von Ophirs Strand
Der Mohr, und der König vom Morgenland.

„Wollt ihr von meinem Feste scheiden?
Wagt ihr's, mir meine Ehre zu neiden?"

„Wir kamen, den Heiland der Menschen zu grüßen,
Zu legen ihm unsre Schätze zu Füßen.

„Dort wo der Stern auf der Erde ruht
Ist heute geboren das göttliche Blut.

„Der Stern steht nicht ob deinem Schloß,
Du bist nicht der wahre Gottessproß!"

Sie ziehen hinaus in die dunkle Nacht
Zum Stalle, den der Stern bewacht.

„Auf! Ihnen nach!, auf!" kreischt Herodes:
„Und habt ihr ihn, sei er des Todes!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ob Städten und Dörfern, ob Berg und Tal
Steht schreiend der Kinder und Mütter Qual.

In Morgengrau und Morgenwind
Trägt der Esel ein heilig Kind,

Vertrieben aus dem heimischen Haus,
Zieht in die Fremde das Licht hinaus ...

Lob der Kerzen

Von Hans Gäfgen

Wenn der Abend seine grauen Flügel über die Erde breitet, und die Dämmerung leise ihren Einzug hält in unsere Stube, dann entzünden wir die Lampen, die hell strahlenden Lampen, die gespeist sind vom elektrischen Strome. Tot sind sie, die Lampen, strahlend und doch tot; sie flackern nicht, sie züngeln nicht auf und züngeln nicht nieder. Eingeschlossen in die gläserne Birne brennen sie hell und kalt.

Es war aber eine Zeit, da entflammten die Menschen, wenn der Abend aus traumweiter Ferne niederstieg, Kerzen, weiße Kerzen und Kerzen, die bunt waren, wie die Blumen in den Gärten unserer Großmütter.

Und die Kerzen lebten.

Die kleine Flamme lebte mit den Menschen zusammen in der abendlichen Stube. Sie antwortete dem Hauch, der unsichtbar aus Menschenmund emporstieg. Sie ging auf und ab mit dem Zuge des Atems. Sie flackerte erregt, wenn Mann und Weib in der Stube sorgenvoll hin und wieder schritten. Sie brannte still und stetig, wenn die Menschen in traulichem Gespräch beieinander saßen.

Die Kerze war die Seele der Stube.

Sie war die Blume des Abends, die ihren Kelch erschloß, wenn die Blüten des Tages schlummerten unter dem Schweigen der Sterne.

Reich und beseelt war die Zeit, da die Kerzen in den abendlichen Kammern glühten. Es ist ein Lebendiges aus unserem Sein entschwunden, seit die Kerzen verbannt wurden aus Häusern und Hütten.

Stille Menschen aber lieben die Kerzen auch heute noch und halten bei ihrem Schimmer Einkehr bei sich selbst, lauschend dem ewigen Lied der Seele.

Stiller Abend

Von Frida Schanz

An Gestern-Abend denk ich heut noch immer.
Nichts war geschehn; kein Schritt betrat das Zimmer.
Nach inn'rer Unrast rauschendem Gebraus
War ich auf einmal still bei mir zu Haus. —
Wie in Musik verhallt, schwieg alles Toben.
Gedanken, Sorgen, Sehnsucht waren fortgestoben.
Kein Wünschen war in mir nach menschlichem Verein.
Ich war so tief und lieblich-froh allein.
Die Stille war so reich am trauten Herd:
Ich war nicht fort und war wie heimgekehrt.

Legende

Ernst Kreidolf

Das goldene Kind

Eine deutsche Legende von Kurt Arnold Findeisen

Es wütete ein maßloser Krieg und zertrümmerte die Erde. Das Grüne fraß er von den Bäumen, er fraß das Blaue vom Himmel und den silbernen Sternenschein; denn tagsüber ließ er Rauch qualmen und nachts fuchtelte er mit fauchenden Flackerflammen. Städte stürzte er um, daß sie starrten wie vergessene Steinbrüche, Dörfer kehrte er mit eisernem Besen beiseite. Und wo er noch Menschen fand, die nicht im Kessel seiner Schlachten verbraucht worden, hing er sie an die Bäume wie Krähenspuk, köpfte sie, wie die Buben Disteln köpfen, oder trat sie mit einem einzigen Fußtritt aus, daß sie am Wege lagen, alle Glieder von dannen gestreckt gleich toten Käfern.

So war von einem Dorfe, das vorher mit dem Widerschein eines goldenen Kirchenhahns im großen Strome gespielt hatte, nichts weiter übrig geblieben als ein einziger Mann und ein einziges Weib und ein Berg von Schlacken.

Da warf sich der Mann einen Sack armseligen Gerümpels über die Schulter und nahm ein Beil in die Hand. Das Weib aber zog einen Feuerbrand aus der Asche. Damit krochen sie in eine Bachkluft, die aus dem Felsgebirge düster zu dem Strome niederfiel.

Der Mann hieb rechts und links ins Dickicht, daß immer ein paar Herzschläge lang ein schmaler Pfad entstand, den sie wankten. Dann schnellten die Zweige zurück, und über der Spur ihrer Füße raschelten die Farnkräuter.

„Die Mordbrenner, hier finden sie uns nicht!" frohlockte der Mann.

„Oh, laß uns noch weiter gehen!" drängte die Frau, obwohl sie Mühe hatte, das Feuer in Brand zu erhalten.

So keuchten sie weiter.

Manchmal wurde die Kluft so eng, daß sie im Bachbett waten mußten. Zuweilen kletterte ihr Pfad im Sturz des Wassers über glitschige Blöcke und niedergekrachte Baumstämme. Dann griff der Mann das Feuer und hielt es sich über den Schädel, während das Weib die zerschlissenen Röcke raffte und Beil und Quersack auf den Buckel nahm.

Dann lehnten einmal die Felswände über ihnen die feuchten Stirnen aneinander, daß sie sich durch modriges Gekeller zwängen mußten wie Molch und Echse, indem die Dämmerung ihres Wegs zu schauernder Nacht wurde. Dahinter öffnete sich die Klamm zu einer Bucht.

Sie atmeten auf. Hier standen sie zwischen unzähligen bemoosten Felstrümmern, die durcheinandergestoßen lagen wie Würfel in einem Mörser, von Wurzeln umkrallt und mit langen Stachelzöpfen aus Brombeeren.

Sie spähten umher und erblickten fast gleichzeitig eine Höhle, die tief und quergeschlitzt, ein schwarzes Auge, aus der Wand glotzte. Sie stießen einen freudigen Schrei aus, der in den Kaminen herumfuhr wie ein Tier, das sein Schlupfloch nicht findet, und zwanzigmal widerhallte. Dann sprach der Mann: „Hier bleiben wir."

So richteten sie sich dann ein um eine schmauchende Herdstelle, so gut sie ver-

mochten. Von Pilzen und Beeren nährten sie sich, von Vögeln, die der Mann in Sprenkeln fing, und von dem kleinen Wild, das er mit der Axt erschlug. Aus Buchecken, Haselnüssen und Baumrinde buk das Weib ein grausames Brot.

Sie gewöhnten sich an das Gurgeln der Wasserstürze, an den Kehllaut des Sturmes, der im brüchigen Holz wilderte, an den hundertstimmigen Mord des Getiers, der nachts den Tann durchstob. Und manchmal, wenn das Dunkel mit schwarzen Krallen im Gestrüpp hing und oben durch das Gewipfel die Sterne blitzten, sahen sie ein Kind mit goldenen Haaren von Zweig zu Zweig springen, das Sterne wie Butterblumen aus einer blauen Wiese riß. Und von Zeit zu Zeit warf es einen Stern hernieder. Schräg zischend fuhr er in die Felsenkluft.

Da lächelten die beiden Gescheuchten in sich hinein und verkrochen sich unter dürres Laub zum Schlummer.

Mit dem Herbst wurde der Wald immer ungeselliger. Zum Tanz der roten Blätter hieb sich der Sturm auf die Schenkel, daß die Stämme durcheinandersplitterten. Als der Winter kam und den Bach auf den Mund schlug, als der Forst scharfe Messer in die Luft hing und der Wald zu Klumpen erstarrte, wurde die Not groß. Die Wölfe liefen fast bis in die Schneide der Axt, und eine alte Bärin lauerte tagelang vor der Höhle, ob eins herauskomme und ihr in den Rachen renne. Und wenn die beiden hinterm Feuer nicht an den Schrecken der knisternden Nacht vergingen, so war es, weil eine süße Hoffnung ihnen gemeinsam war.

Und siehe, als der Wald zu tropfen anfing und der Bach wieder zu brausen, gebar die Frau ein Kind, das kleine goldene Haare hatte und ein Stimmlein, hold, wie es die Kluft noch nie gehört. Die Hirsche und Rehe kamen, es zu betrachten. Das Federvolk hüllte es in Triller und Läufer, und der graue Himmel riß sich mitten entzwei vor Freude, daß die Bläue selig zum Vorschein kam.

Nun saß die Frau oft mit dem Kinde, das sie in alte Lumpen gewickelt hatte, vor der Höhle und stillte es. Dazu sang sie weiche Lieder, die manchmal mit Weinen zu Ende gingen; denn daß sie gar so arm war und heimatlos, das grämte sie nun um ihres Bübchens willen und auch, daß sie so elend am Leibe war und ihm nicht genug Milch geben konnte. Und der Mann schlich ein paarmal die Kluft zu Tal nach dem Strom, um zu horchen, ob der Krieg noch nicht vorüber sei. Aber es stand noch kein friedliches Segel wieder auf dem Wasser, und am Horizont wölkte Qualm empor.

So wuchs das Kind in einsamer Armut auf. Hirsche, Rehe und die kleinen täppischen Hasen wurden seine Spielgesellen. Mit den Eichkätzchen kletterte es auf die Bäume. Unterm Farnkraut grub es sich ein Grübchen. Die Forellen schnalzten, wenn es seine Füße ins Wasser setzte. Es wußte nicht, daß außer seinen Eltern noch Menschen auf der Erde waren; denn die redeten nicht von dem, was jenseit des Waldes wütete; all ihr Sorgen und Bangen taten sie sich durch Blicke kund, durch halbes Geflüster, wenn das Heimchen im unschuldigen Schlummer lag.

So wurde das Kind mild wie das Sommerlicht, das über schlankem Fingerhut zitterte. Das stille Walten der Natur kam in sein Wesen, in seine kleine Seele der Glanz des Schnees, den nichts als Fußspur der Vögel kräuselte. Wie des Pirols Stimme hing sein süßes Gelächter im Tann. Wie das Auge der weißen Hindin,

die es zugleich mit ihrem Kälbchen tränken half, arglos und aller Mißgunst bar, blickte sein Kinderauge.

Nicht ein Stachel, kein Gift, kein scharfer Zahn hatte Macht über den Kleinen im Wald. Die Bären kugelten sich vor seine Füße. Der Wolf schlug seine lechzende Zunge zurück in den Rachen, wenn er dahersprang. Er aß von allen Pilzen, die im Unterholz standen, von braunen und gelben und roten, und wurde nicht krank davon.

Er wuchs und schoß auf, wohlgestalt wie ein kleiner Birkenbaum, und der Schein, der von seinen Haaren kam, ward immer goldener. Seine Eltern bauten Paradiesgärten auf in ihren Herzen, wenn sie seine Munterkeit betrachteten. Aber je schöner er erblühte, desto mehr nahmen sie ab. Der Mann bog sich mit hängenden Schultern wie ein zersplitterter Strunk im Bruch, filzige Strähnen wie Binsen über dem Gesicht. Die Frau kauerte als eine kranke Häsin. Nur die Sorge um das Kind gab ihnen immer wieder Kraft. Sie lauschten und äugten und witterten; aber es drohte lange nichts.

Bis doch eines Tages Waffenlärm die Kluft emporwühlte, und Fluchen, Gröhlen und Geklirr von Eisen näher und näher kam. Eine letzte Woge Haß und Unflat, die der Krieg in dieses Tal spritzte; vertierte Söldner und Mordbrenner, zu Gerippen abgemagert, rasend vor Beutesucht und Freßgier.

Als die ersten hinterm falben Farnkraut auftauchten und lüsterne Augen machten, sprang ihnen der Mann, gurgelndes Entsetzen in der Kehle, mit der Axt entgegen. Aber schon lag er, vom Kolben einer Pistole niedergestreckt. Und das Weib, das sich schreiend über ihn stürzte, hatte alsbald eine Degenspitze im Halse.

Dennoch sahen sie beide mit brechenden Blicken, wie in großen Sätzen die Hindin der Kluft enteilte, auf ihrem Rücken lockenschüttelnd mit Lachen und Zwitschern das Kind.

Die Freibeuter standen offenen Maules: „Kotz Pulver und Blei!“ Dann stürzten sie mit Grunzen und Brüllen dem schönen Bilde nach.

Sie stöberten im Holz, sie spießten alle hohlen Bäume und Wurzelstöcke, sie schwefelten jede tropfende Höhle aus. Es verriet sich ihnen nicht die kleinste Spur. Nur einmal, über einem Hänflingsneste, hing eine einzige goldene Strähne im Licht wie Mariengarn.

Und sonderbar, alle ihre Streifzüge und Pirschgänge führten sie immer wieder zurück zu den beiden Erschlagenen, über die der Farn milde Fächer gebogen hatte.

Als sie nach Tagen und Nächten endlich unverrichtetersache aus dem Dunkel des Waldes taumelten, lag ein sonderlicher Schein über dem Land, und ganz ferne läutete eine Glocke. Sie glotzten einander an und wunderten sich.

Da stürmten ihnen schon junge, helle Menschen entgegen, juchheiten und hatten sich an den Händen gefaßt: „Was steht ihr so tückisch und blinzelt wie Maulwürfe? Wißt ihr die frohe Botschaft nicht? Es ist Friede, es ist kein Krieg mehr; endlich ist der große Friede da!“

Und als die Mordbrenner kleinlaut stammelten, von wannen ihnen die Kunde gekommen sei, jubelten sie: „Wir haben auf einer weißen Hindin ein goldenes Kind gesehen! O Schwestern, Brüder, selig, selig! Heil uns, wie ist der Friede süß!“

Da wollten sich die Freibeuter auf die hellen Boten stürzen. Der Glockenklang jedoch verwirrte sie, und das starke Licht blendete sie so, daß sie sich gegenseitig die Schädel einschlugen.

Hinter dem goldenen Kind aber, das auf seiner Hindin hier und da noch gesehen wurde, klang immer eine tönende Stimme drein: „Nur wenn das Alte ganz vergangen ist, das Reich des Hasses, kann das Neue lebendig werden: das Reich der Liebe! Halleluja!“

Maria und Elisabeth

Von K. A. Schimmelpfeng

**Ich lehne an des kleinen Gartens Gitter
Und höre hinter mir den leisen Tritt
Der Gottesmutter,
Die in blonder Schlankheit
Die Spuren ihrer zarten Füße
Füllet mit heil'gem Lichte,
Das sich in ihrem Haare fängt
Und glänzt wie tausend Perlen.**

**Jetzt geht sie
Durch der schmalen Pforte Raum,
Läßt wiegend ihren zarten Körper
Über sel'ge Stufen treten
Und wendet sich zur Freundin hin,
Die Segens voll und still
Im Garten ausruht.**

**Da stehn die Frauen beieinander,
Die holden Häuser ihrer Kinder
Rühren leicht sich an,
Und in Elisabethens Schoße
Hüpft bewegt das Kind Johannes.**

**Mein Herz ist selig still
Im Anschaun beider Frauen,
Und ich singe innig mit
Mariens süßen Dankgesang.**

**Dann sehe ich Maria
Durch den Garten kommen:
Und alle Blumen öffnen ihre Blüten,
Und aller Duft des Frühlings schwebt um sie,
Die rein und schimmernd
Wie ein heller Stern
Geht durch die junge Saat — —
Die ist ein Feld und glänzt
Wie zarte rote Rosen.**

Rundschau

Die Rückkehr des Kaisers

Nach § 7 des Vertrages zwischen dem Staate und dem preußischen Königshause stellt der Staat König Wilhelm II. auf etwaigen Wunsch Schloß und Park zu Homburg v. d. H., die im übrigen Staatseigentum sind, als Wohnsitz für ihn und seine Gemahlin auf Lebenszeit beider zur Verfügung. Daran hat sich die Frage geknüpft, ob die Rückkehr des Kaisers rechtlich möglich ist und inwieweit ihr rechtliche Hindernisse im Wege stehen.

Der Versailler Vertrag verbietet diese Rückkehr nicht. Nach Art. 227 stellen die alliierten und assoziierten Mächte den Kaiser wegen schwerster Verletzung des internationalen Sittengesetzes und der Heiligkeit der Verträge unter öffentliche Anklage und erklären, die Regierung der Niederlande um seine Auslieferung zum Zwecke der Aburteilung ersuchen zu wollen. Die niederländische Regierung, die nicht zu den Vertragschließenden gehörte und daher durch den Versailler Vertrag nicht gebunden war, hat bekanntlich die Auslieferung abgelehnt, und die alliierten und assoziierten Mächte haben sich dabei beruhigt. Anders läge die Rechtsfrage bei einer Rückkehr des Kaisers nach Deutschland. Das Deutsche Reich hat sich dem Versailler Vertrage unterworfen. Sollte freilich die schamlose Forderung einer Auslieferung des Kaisers gestellt werden, so würde die Reichsregierung dieser Forderung ebenso wenig entsprechen können wie der der Auslieferung der sogenannten Kriegsverbrecher, zu der sie nach Art. 228 verpflichtet ist. In bezug auf den Kronprinzen, der bekanntlich auch auf der Liste der Kriegsverbrecher stand, äußerte der Minister Stresemann nach der Rückkehr des Kronprinzen: „Ausliefern werden wir ihn nicht.“ Tatsächlich ist auch keine Forderung nach Auslieferung gestellt worden. Voraussichtlich würde sich die Lage bei Rückkehr des Kaisers unter einigem Geschrei der französischen Presse und unter Zurückhaltung der englischen ähnlich gestalten. Immerhin könnten der deutschen Regierung aus Art. 227 einige diplomatische Schwierigkeiten erwachsen, die aber keinen Grund bilden, einem Deutschen die Rückkehr in die Heimat zu versagen. Im Gegenteile müßte jeder Schritt der feindlichen Mächte die Reichsregierung nötigen, endlich zur Kriegsschuldfrage grundsätzlich entschieden Stellung zu nehmen. Schon deshalb würde wahrscheinlich diplomatisch gar nichts geschehen. Die Möglichkeit internationaler Schwierigkeiten ist nicht ganz zu leugnen, aber wenig wahrscheinlich.

Die persönliche Sicherheit des Kaisers würde also international in Deutschland nicht gefährdet sein, noch sicherer ist er freilich in den Niederlanden.

Im preußischen Landtage hat ferner der Berichterstatter über die Ausschußverhandlungen, der demokratische Abgeordnete Falk behauptet, trotz der Einräumung des Schlosses Homburg sei nach der staatsrechtlichen Seite hin die Rückkehr des Kaisers gemäß den Bestimmungen des Republikschutzgesetzes unmöglich. In dem Gesetze zum Schutz der Republik vom 21. Juli 1922 lautet der § 23:

„Mitgliedern solcher Familien, von denen ein Angehöriger bis November 1918 in einem ehemaligen deutschen Bundesstaate regiert hat, kann, wenn sie ihren Wohnsitz oder dauernden Aufenthalt im Auslande haben, von der Reichsregierung das Betreten des Reichsgebietes untersagt oder der Aufenthalt auf bestimmte Teile oder Orte des Reiches beschränkt werden, falls die Besorgnis gerechtfertigt ist, daß andernfalls das Wohl der Republik gefährdet wird. Im Falle der Zuwiderhandlung können sie durch Beschluß der Reichsregierung aus dem Reichsgebiete ausgewiesen werden.

Jede der vorbezeichneten Anordnungen ist mit schriftlichen Gründen zu versehen und den Betroffenen zuzustellen. Binnen zwei Wochen nach Zustellung kann der Betroffene die Ent-

scheidung des Staatsgerichtshofes zum Schutze der Republik anrufen. Das Verfahren regelt der Reichsminister des Innern mit Zustimmung des Reichsrats."

Zunächst tritt das Gesetz zum Schutze der Republik mit dem 21. Juli 1927 außer Kraft. Der Kaiser braucht also nur noch acht Monate zu warten, dann kann ihm das Republikschutzgesetz nicht mehr entgegengehalten werden. Und das wird voraussichtlich geschehen.

Aber abgesehen davon ist gegen den Kaiser ein Betretungsverbot nicht erlassen. Es ergehen zu lassen, falls er einen Paß nach dem Reichsgebiete verlangen sollte, liegt ebenso wenig Veranlassung vor als bei der Rückkehr des Kronprinzen von Wieringen.

Das Republikschutzgesetz bildet also gegen die Rückkehr des Kaisers das Hindernis eines Zwirnfadens. Der Abgeordnete Falk hätte sich also, ehe er mit solcher Bestimmtheit die Behauptung aufstellte, daß die Rückkehr des Kaisers gemäß den Bestimmungen des Republikschutzgesetzes unmöglich sei, das Republikschutzgesetz selbst etwas näher ansehen sollen.

Endlich soll durch einen Vertreter des Königshauses erklärt worden sein, daß der Kaiser von seinem Wohnrechte niemals Gebrauch machen werde. Eine solche Erklärung eines Vertreters ist natürlich für den Kaiser selbst gänzlich unverbindlich. Und auch wenn er selbst erklärt haben sollte, er denke nicht daran, nach Deutschland zurückzukehren, so kann er ja diesen Entschluß jederzeit ändern. Entscheidend ist vielmehr allein die Tatsache, daß der Kaiser bei dem Vertragsabschlusse auf das Wohnrecht in Homburg besonderen Wert gelegt hat. Wenn er aber darauf Wert legte, so muß er auch die Absicht gehabt haben, jetzt oder später von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Indem die Regierung ihm das Recht einräumte, ging sie aber auch die Verpflichtung ein, der Ausübung dieses Rechtes keine Hindernisse in den Weg zu legen.

Der Rückkehr des Kaisers steht also kein wesentliches Hindernis entgegen, zumal wenn er noch einen Winter in Doorn aushält und bis zum Sommer wartet. Paß mit Einreiseerlaubnis muß ihm gewährt werden, sobald er es verlangt. Etwas anderes ist es freilich, ob der Kaiser in solche verworrene Verhältnisse überhaupt zurückkehren will.

Ein neues besonderes Ausnahmegesetz, das dem Kaiser die Rückkehr verbietet, wird als verfassungsändernd einer Zweidrittelmehrheit im Reichstag bedürfen. Und diese würde nie zu erreichen sein. Das von den Kommunisten gestellte Verlangen nach einem solchen Gesetze hat also nur agitatorische Bedeutung.

Prof. Dr. Conrad Bornhak

Kriegsweihnachten in Skierniewice

Es war im Dezember 1914. Wir waren, nachdem wir uns der Umschnürung durch die Russen bei Brzeziny entzogen hatten, erst nordwestlich, dann nordöstlich marschiert, hatten bei Glowno gekämpft und lagen etwa zwei Wochen mit der Bagage der 50. Reservedivision bei dem Dorfe Domaradzyn. Infolge eines gelungenen Rittes, durch den es mir gelang, unsere seit Wochen getrennte große Bagage endlich an das Regiment heranzuziehen, hatte mich der Kommandeur zum Führer der Regimentsbagage ernannt: ein Amt, das insofern neue Aufgaben mit sich brachte, als ich mich fortan nicht nur um das Wohl meiner Untergebenen, sondern auch der Pferde kümmern mußte. Einige Zeit lagen wir still; plötzlich folgte dann, wie üblich, der rascheste Vormarsch hinter dem zurückgehenden Feinde her. In langen Wagenreihen durchquerten wir die furchtbar zusammengeschossene kleine Stadt Glowno; rauchgeschwärzte Trümmer bezeichneten unseren Weg. Der Marsch ging in östlicher Richtung; denn als unser Ziel galt Warschau.

Es herrschte leichter Frost, und eines Morgens sahen wir Schneefelder, soweit das Auge reichte. Immer dieselbe, selten durch welliges Gelände unterbrochene Ebene! Endlich, von einem Dorfe

aus, wo wir Nachtquartiere bezogen, ein hölzerner Wegweiser mit der Aufschrift: Skierniewice. Bei prächtigem Winterwetter ritt ich eines Vormittags zum erstenmal, mit begreiflicher Neugier, in diese Sommerresidenz des Zaren ein. Die blauen und goldenen Kuppeln der russischen Kirchen mit ihren Zwiebeltürmchen leuchteten in der Sonne, und trotz des unvermeidlichen, ungeheuren Schmutzes in der kleinen Stadt machte doch alles, nach dem endlosen Durchziehen durch elende Dörfer, einen heiteren, festlichen Eindruck.

Skierniewice ist von weitgedehnten Waldungen umgeben: dem Jagdgebiet des Zaren. Gleich am Eingang, von Westen her, wo sich auch der Bahnhof nebst dem kaiserlichen Sonderbahnhof befindet, empfängt uns die rauschende Skiernawka. Eine Brücke geht über sie weg; zur Linken schweift der Blick über den Schloßpark, den der Fluß durchströmt und der landschaftlicher Reize nicht entbehrt. Das Bild erinnert mich seltsam an meine oberschlesische Heimatstadt Oppeln, in der ich meine Kindheit verbrachte. Über die hölzerne Brücke weg kommen wir zur Linken an den Haupteingang des Gitters, wodurch das Schloß von der Stadt abgeschlossen ist; es war dort der Sitz eines Armee-Oberkommandos. Zwei Posten stehen vor dem Eingang. Man sieht das Schloß: ein helleuchtender, mäßig großer Bau, etwa gleich dem Herrenhaus eines märkischen Edelmannes. Um das Einsinken in den unergründlichen Schmutz zu vermeiden, ist Bretterbelag vom Eingang bis zum Schloß und zu den Nebengebäuden hergestellt. Geradeaus und rechts liegt nun die Altstadt: es ist derselbe Anblick wie bei den üblichen Landstädten, durch die wir gekommen waren. Um den Ring in der Mitte der Stadt, auf dem sich das hauptsächlichste Leben der Einwohner zusammendrängt, eine Anzahl niedriger und schmutziger Häuser. Nach dem Umkreis der Stadt zu sah es noch schlimmer aus: für unsere deutschen Begriffe von Ordnung und Reinlichkeit immer dasselbe trostlose Bild. Am meisten fesselten die drei Kirchen der Stadt: schön gelegen und, wie immer, durch Pracht und Reichtum der inneren Ausstattung hervorragend. Dies war der erste Eindruck Skierniewices, wie es sich mir bei jedem Morgenritt darbot.

Bald danach kam ich eines Abends mit der Truppe in die Stadt und mußte stundenlang im Schloß warten, ehe mir für meine Leute Quartier in der Stadt angewiesen wurde. Ein Stabsoffizier forderte mich auf, in einem Zimmer des Erdgeschosses Platz zu nehmen. Seltsames Gefühl, sich plötzlich nach all dem Schmutz und der Dürftigkeit in dem sauberen, vornehm eingerichteten Gemach eines kaiserlichen Schlosses zu befinden, dessen Einrichtung einigermaßen an die Schlösser Kaiser Wilhelms I. — etwa zu Babelsberg — erinnerte. Man konnte ungestört seinen Gedanken nachhängen. Eine Lampe mit dunkelgrünem Schirm verbreitete ein mildes Licht, hier draußen ein wertvoller Gegenstand. In diesen Räumen also weilte der Selbstherrscher aller Reußen alljährlich, wenn er der Jagd oblag: bisher der Herr eines mächtigen Reiches, jetzt ein Besiegter, dessen Millionenheere nach ungeheuren Verlusten zurückfluteten, und dessen Sommersitz und Schloß in den Händen des Feindes war! Wo er sonst sich der Muße und Erholung widmete, waren jetzt seine Feinde und sannen, in die Karten vertieft, auf seine Vernichtung! Ob er, der Friedenszar, der schon von Japan Bezwungene, wohl diese Wendung des Schicksals vorausgesehen hatte? Ob er sich in diesen furchtbaren Krieg eingelassen hätte, wenn er nicht, gleich seinen Verbündeten, an einen schnellen und fast mühelosen Sieg über die Deutschen durch die ungeheure Übermacht fest geglaubt hätte?

Endlich kam eine Weisung: man stellte mir anheim, meine Leute in einem entlegenen Teil von Skierniewice unterzubringen. Der Marsch, der seit Stunden gestockt hatte, wurde also wieder aufgenommen; wir zogen in die östliche Vorstadt, machten dort Halt und gingen zur Ruhe über. Ich ließ die Bagage unseres Regiments auf einem freien Platz parkieren und suchte mir dann selbst mit meinen Begleitern in der Nähe Unterkunft. Nach einigem Suchen fand sich eine solche in dem geräumigen Hinterzimmer eines jüdischen Kramladens: sie war verhältnismäßig hell und sauber, und man war wenigstens von fremden Mitbewohnern nicht beein-

trächtigt. In der Annahme, daß wir hier wohl Weihnachten verbringen würden, richteten wir uns so gut als möglich häuslich ein.

Der Vormarsch unserer Division war nämlich inzwischen wieder zum Stehen gekommen, und die Unseren lagen den Russen östlich von Skierniewice längs des Flüßchens Rawka gegenüber. Den ganzen Tag über erscholl Kanonendonner; mitunter so, daß unser kleines Haus zitterte; fast jeden Morgen strichen Flieger dicht über unser Haus weg in der Richtung auf den Feind. Das Wetter war im Dezember, im Gegensatz zu dem vorigen Monat, bisher meist sehr mild gewesen; oft 7 Grad Wärme, so daß wir ganz frühlingsmäßige Tage in manchen Dörfern verbrachten; erst gegen Weihnachten wurde es winterlich; es stellte sich eine leichte Schneedecke und schwacher Frost ein.

Von der Straße aus gelangte man durch einen Torweg auf den nicht besonders sauberen Hof; links und rechts bescheidene Häuschen, sämtlich einstöckig. Zur Linken ging es durch eine nur angelehnte knarrende hölzerne Pforte in einen Vorraum, der gleichzeitig als Küche diente: dort schliefen die beiden jüdischen Inhaber des Kramladens, mein Bursche und mitunter noch ein Meldereiter. Daran stieß das große Zimmer, mit einem ansehnlichen Fenster: sonst den Besitzern als Wohnraum dienend, hatte man es mir sogleich völlig zur Verfügung gestellt mit der eilfertigen Unterwürfigkeit, mit der in Rußland der Einwohner dem Offizier begegnet. Die Ausstattung war einfach, zeugte aber doch in diesem und jenem von dem Wohlstand der Krämer. Gelüftet schien seit Menschengedenken nicht zu sein; das Fenster ließ sich schlecht öffnen; aber an derlei war man ja seit dem Betreten russisch Polens gewöhnt. Immerhin war ein Schreibtisch vorhanden: eine Annehmlichkeit, deren ich bisher während des ganzen Feldzugs entbehrt hatte. Die beiden leidlichen Betten nahm ich mit meinem Begleiter, einem Gefreiten, der Unteroffizierdienste tat, in Gebrauch. Tagsüber störte es, daß das Zimmer mitunter als Durchgang für die Geschäftsinhaber benutzt wurde, was schwer zu vermeiden war: denn der Laden stieß, nur durch eine Glastür getrennt, unmittelbar daran. Dort ging es oft sehr laut und lebhaft her, — denn die Nachfrage unserer Soldaten war sehr stark; man handelte und feilschte um den Preis, wobei sich unsere Leute nicht selten übervorteilt glaubten, so daß es zu erregten Auseinandersetzungen kam und ich mehr als einmal einschreiten mußte. Es gab alles und jedes zu kaufen: Seife, Schwämme, Tinte, Nägel, Lebensmittel aller Art; und ich bin überzeugt, daß die Ladeninhaber, soweit sie von den Russen nicht ausgeplündert waren, mit den Unsrigen ein glänzendes Geschäft machten, um so mehr, als diese bei der schlechten Verbindung mit der Heimat und dem Mangel des Nötigsten auf den Kauf angewiesen waren. Dies wußten die Juden und machten es sich natürlich zunutze.

Hier mag erwähnt werden, daß bei unserem Vormarsch weichselaufwärts in der Richtung auf Lodz und noch nachher, als wir in der Richtung auf Warschau marschierten, wochenlang jede Verbindung mit der Heimat erloschen war. In Thorn, am 10. November, hatten manche von uns Post erhalten, obwohl gerade damals eine neuntägige Briefsperre für den ganzen Osten verhängt war; dann aber bekam man einen Monat lang keine Nachrichten von daheim, denn, da es erst einmal galt, russisch Polen vom Feinde zu säubern, so waren natürlich noch nirgends Feldpoststellen eingerichtet. Höchst selten begegnete uns einmal auf dem Vormarsch ein Wagen der Feldpost; und wir benutzten jede Gelegenheit, wenn etwa einzelne Leute von uns zurückmarschierten oder ein Marketenderwagen zur Grenze fuhr, Schreiben und Drahtmeldungen mitzugeben. Erst im ersten Drittel des Dezember in Domaradzyn erreichte uns die Feldpost: erst Briefe und Karten, dann in Massen Päckchen aller Art, die mit Mühe unter größten Schwierigkeiten auf hochgestauten Wagen verladen auf den grundlosen Straßen Rußlands endlich uns erreicht hatten. Auf dem Gut ward eine Feldpost eingerichtet, die sich bald lebhaftesten Zuspruchs erfreute. Von Paketen gelangten damals einzelne vom Herbst in unsere Hände, und wir konnten uns leicht ausrechnen, daß die Ende November aufgegebenen Weihnachtspakete wohl zu Ostern oder gar nicht zu uns stoßen würden. Kluge Leute in der Heimat

hatten sich dies übrigens gedacht und verteilten den Inhalt der Weihnachtspakete auf ein halbes oder ganzes Dutzend einzelner Päckchen, die dann meist den glücklichen Empfänger auch zur Zeit erreichten.

In Skierniewice lagen wir wirklich wieder einige Wochen still. Man hatte Muße, sich die Stadt und die Kirchen anzusehen; auch den Park des Zarenschlosses habe ich durchforscht: er lag verlassen und öde. Die Stadt, bei dem Schwanken der Wärmelage um den Gefrierpunkt kaum überaus schmutzig, wimmelte von Truppen aller Art: alles in hartmitgenommenem feldgrau, bis zu guter Letzt noch bayerischer Landsturm in hellblauen Waffenröcken eintraf und das Bild farbig belebte. Es waren kernige, abgehärtete Leute mit weißer Haut, hellblauen Augen und oft rötlichblondem Vollbart: eine echt germanische Welle, die in die schwärzliche Völkerflut des Ostens sich ergoß. Man sah auch viel Angehörige von Stäben; denn eine ganze Anzahl Armee-Oberkommandos lagen, jedes mit eigener Feldpost, in der Stadt. Da das Spazierengehen bei dem jämmerlichen Pflaster und dem Schmutz der Wege keineswegs empfehlenswert war, überdies eine Gewohnheit, die man sich im Kriege wegen der meist mehr als auszehrenden Anstrengungen völlig abgewöhnt hatte, so ritt ich, um mir Bewegung zu machen, fast täglich spazieren, durchquerte im Schritt die Stadt und machte mich auch mit der Umgegend bekannt. Mehrmals ritt ich nach Miedniewice, einem Dorfe östlich von uns in etwa fünf Kilometer Entfernung, wo sich das Quartier unseres Regimentskommandeurs befand, während unser Geschäftszimmer noch in Skierniewice war. Alle paar Tage rückten unsere Kompagnien von der Rawka wieder in die Stadt ein und bezogen für einige Nächte Ortsunterkunft, während andere Truppenteile sie ablösten, danach mußten sie wieder in die Schützengräben zurück. Der Ritt nach Miedniewice über hartgefrorenes Feld war nicht gerade ungefährlich, weil die Straße oft vom feindlichen Granatfeuer bestrichen wurde. Man konnte sie, auch bei schneidendem Gegenwind, fast ganz im Trabe zurücklegen, und der wiederholte Ritt mit einem Begleiter durch die weite Winterlandschaft bis zu dem langgestreckten Dorfe unter dem unaufhörlichen Donner der Geschütze gehört zu den schönsten Bildern, die mir aus dem Feldzug vor Augen stehen.

Schon längst hatte ich darüber nachgedacht, wie wohl meinen Leuten eine Weihnachtsfreude zu machen wäre, um so mehr, als manche von ihnen ohne Spenden aus der Heimat geblieben waren. Erst wußte man sich keinen Rat, schließlich aber zeigte sich doch ein Ausweg. Zufällig bot sich Gelegenheit, daß ein mir als zuverlässig bekannter Mann mit einem Wägelchen nach Thorn zurückfuhr, der zur Truppe zurückkehren mußte. Ich trug ihm auf, sich an meinen dortigen Gastfreund, den Pfarrer Heuer, mit der Bitte um Liebesgaben zu wenden, da ich wußte, daß der Pfarrer und seine Gattin eifrig für das Rote Kreuz tätig waren. Aber Weihnachten rückte heran und unser Bote war nicht zurückgekehrt; schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, als er plötzlich auf offener Landstraße mir gemeldet wurde. Sein Wägelchen war wirklich vollgepfropft mit allerlei köstlichen Sachen. Der Herr Pfarrer, so berichtete er, hätte höchlich bedauert, daß unsere Botschaft so spät an ihn gelangte, denn kürzlich erst hätte er große Vorräte vom Roten Kreuz an andere Truppenteile verschickt; so könne er uns nur mit eilig Zusammengerafftem bedenken. Aber auch so war die Ausbeute groß, und die Fürsorge des trefflichen Mannes rührte uns um so mehr, als seine Zeit und Kraft schon über Gebühr in Anspruch genommen war. Natürlich war die Freude bei unsern Leuten, als sich das Gerücht von dieser Sendung aus Thorn verbreitete, nicht gering.

Der Weihnachtsabend kam heran. Es ward früh dunkel. Dann hörte das dumpfe Dröhnen der Geschütze auf, das Schießen, dessen Lärm ab und zu herüberdrang, verstummte allmählich, und es trat Ruhe ein. Schon einige Tage vorher hatte ich Auftrag gegeben, aus dem Forst eine stattliche Tanne in unsere Stube zu holen und sie aufzustellen; diese Vorsorge erwies sich jetzt als vorteilhaft: denn es zeigte sich, daß als man zur Vorbereitung einer kleinen Feier auf dem Parkierungsplatze schritt, man den Weihnachtsbaum vergessen hatte. Es wurde also der

unsrige aus unserer Stube ins Freie gebracht. Um fünf Uhr traten die Leute bis auf die unabkömmlichen an; nicht ganz hundert an der Zahl. Es wurde ein Ring gebildet und die Tanne in der Mitte aufgepflanzt und vor ihr ein Holzstoß von Reisig und Rutenbündeln errichtet. Die Leute sangen nun aus ihren mitgenommenen Gesangbüchelchen das Lied: Stille Nacht, heilige Nacht. Alsdann ward der Holzstoß entfacht, und bald stieg unterm Nachthimmel funkensprühend die Feuerlohe empor. Wintersonnenwende — wie in der Heimat nach altem Brauch gefeiert! Nun trat ich neben das Feuer und hielt eine Ansprache an meine Leute, in der ich sie auf die ungewöhnlichen Umstände hinwies, unter denen sie diesmal in Feindesland das heimatliche Weihnachtsfest verlebten: jeder für den Augenblick verhältnismäßig gesichert und sich eines ruhigeren Lebens erfreuend, indes eine geringe Spanne von hier entfernt unsere Kameraden täglich dem Tod ins Auge schauten, und jeder von uns abermals jeden Augenblick wieder in das blutige Würfelspiel der Schlacht hineingerissen werden konnte. Wie viele Kameraden lagen schon in der kühlen Erde! Ja, manchem hatten wir, im Drang der Verhältnisse, nicht einmal die Ehre einer Bestattung angedeihen lassen können! Mehr als 30 Gefechtstage hatte unser Regiment, seit es Mitte September in Breslau aufgestellt war, schon durchgemacht; es hatte an dem harten Feldzug in Ostpreußen teilgenommen und beim Durchbruch von Brzeziny auf ausgesetztestem Posten gekämpft; damals auf ein Fünftel seines Bestandes zusammengeschmolzen, hatte es sich durch 700 Mann Ersatz wieder und wieder ergänzt, um oft schon am nächsten Tage bei einem Gefecht bis einhundert Mann Abgänge zu verlieren: durch Tod, Verwundung oder Krankheit. Wie schwer auch den einzelnen, zumal den Älteren, die Trennung von Weib und Kind fallen mochte, es mußte durchgehalten werden: wußte doch jeder, was auf dem Spiel stand, daß es sich um Sein oder Nichtsein unseres geliebten Vaterlandes handelte! Wiegten wir uns doch alle in dem Gedanken, daß mit dem Frühling auch der Friede wiederkehren müsse; da ja, infolge der früheren kurzen Kriege von 1864, 1866, 1870/71, bei uns wie bei den Feinden niemand an einen langen Feldzug glaubte — geschweige denn an einen mehrjährigen!

Solches oder ähnliches führte ich aus und sprach meinen Leuten ins Gewissen, in dem Bewußtsein, daß ein solches Lichtfest in unserem Leben niemals wiederkehrte. Die soldatische Brüderlichkeit im Felde ist ohnegleichen, weil sie Männer in Not und Tod zusammenschmiedet. Auf einen Wink gingen nun einzelne mit den bereitgehaltenen Liebesgaben im Kreise von Mann zu Mann, und niemand ging leer aus. Alle äußerten Freude und Dank über die reichlichen Spenden, zu denen außer wollenen Westen, Strümpfen, Kopfschützern und dergleichen nützlichen Sachen auch Äpfel und Nüsse gehörten. Dann schüttelte ich allen die Hand und die Mannschaft war in ihre Quartiere entlassen, während das Holz zusammenfiel und das Feuer in den letzten Scheiten verglühte.

Zu Haus wurde nun noch für den einzelnen auf der Tischplatte beschert, je nachdem was grade an Gaben und Päckchen eingetroffen war; dabei leuchteten vereinzelte Wachskerzen auf der wieder eingebrachten Tanne, und auch einige winzige Lichterchen auf den Zwergweihnachtsbäumchen, die mir treue Liebe aus der Heimat gesandt hatte, gaben hellen Schein. Selbst an Pfeffernüssen fehlte es nicht; das Schönste aber waren doch die Nachrichten von Hause.

Endlich sollte mir noch eine besondere Überraschung zuteil werden: am späten Abend, in der neunten Stunde, kam ein Bote vom Regiment und brachte mir in einem Kästchen das in Florpapier eingewickelte Eiserne Kreuz, das uns Offizieren, soweit wir es noch nicht hatten, für den Durchbruch von Brzeziny und die dortigen Kämpfe verliehen war. Auch eine nicht geringe Zahl einfacher Leute wurden mit dem Ehrenzeichen bedacht. So endete unsere Kriegsweihnacht in Skierniewice.

Dr. Ernst Wachler, Hauptmann a. D. der Landwehr-Jäger

Der Krückenbrecher

Als mir der Professor in Jena Pistyan verordnete, erhoben sich die Warnfinger der Freunde: In die Tschecho-Slowakei? Mein Gott!

Aber wenn nun doch gerade Pistyan dasjenige europäische Bad sein sollte, das die unwidersprechbaren Wunder vollbringt, nicht nur an Gicht und dem verstocktesten Rheuma, sondern auch an [illegible], das Leben so beträchtlich dämpfenden und einengenden Dingen wie Gelenkentzündungen jeder Art? — Und zudem — die Ferne! Das lockende Geheimnis des fremden Landes!

Man brauchte ja nur zurückübersetzen, wie es vor sieben Jahren gültig war: Ungarn stand dann vor einem: unabsehbare Weiten, Kukurutzfelder, Ochsen mit breitausladendem Gehörn und frommen rätselhaften Kinderaugen. Irgendwo glühte es dunkel und feurig: Die Hedyalja-Tokai! Oder war es nicht der Wein? War es auch eine Zigeunerkapelle? Frauenfüßchen in Schaftstiefeln zerknirschten den Sand zum Wirbeln des Czardas. Halbmond und Roßschweif [illegible]lodernde Bahnen, und — wie hieß sie doch? Ja, es war Elisabeth Bathory, die sich im Blut junger Mädchen badete, um die entfliehende Jugend zu bannen!

Nun — es kam alles, wie es kommen sollte. Paß und Visum waren zur Stelle, der Koffer bis nach Pistyan aufgegeben, um in Bodenbach die Mühe der Zollrevision zu ersparen. An einem regennassen Morgen fuhr man durch diese kleine schlafende mitteldeutsche Residenz, und nachmittag halb vier türmte es golden auf der Höhe: Prag!

Ja, dies war der Anfang: Prag, die Stadt des Unerhörten. Prag, in dem die Gotik und der Barock in unzähligen Kirchen, Palästen und Bürgerhäusern Triumphe feiern. Prag mit der Karlsbrücke und dem Hradschin. Prag, wo man immer von Zeit zu Zeit die Fischhaut im Nacken spürt, weil seine Geschichte bis dorthin reicht, wo sie Sage, Legende oder Märchen wird...

Eigentlich wollte man niemals wieder fort aus Prag. Aber dieser gewisse, getreue und schmerzliche Begleiter erinnerte zu deutlich, daß man um seinetwillen dies alles unternommen hatte, und daß sein Ziel nicht Prag, sondern Pistyan war.

Nun, und dann kam die Fahrt durch das alte Böhmen und Mähren. Länder, gesegnet mit Schönheit und Fruchtbarkeit. Ewigkeitsweit wurde das Land. Auf den Äckern die Garben standen anders als wir es gewohnt sind: sanft an den Spitzen zusammengelehnt, streckenentlang, wie das kindlich fromme slowakische Volk beim Gebet die Spitzen der Finger aneinander legt. Dann wieder standen sie eigentümlich wallartig in langen Reihen geschichtet, durch regelmäßig wiederkehrende quergestellte Prellböcke einzelner Garben gestützt. Nun — dies war doch das Land der Türkeneinfälle, wo so viel Blut floß und so viel gebetet wurde. Die Türkenburgen und ihre Schutzwälle sind heute Ruinen, aber die Garbenwälle stehen jedes Jahr neu auf den Äckern und die betende Gebärde der Garben.

Hier und da arbeiteten Frauen in weiten blauen, rosa und weißen Röcken, die strammen Beine nackt oder in Schaftstiefeln, auf den Äckern. Auch die niedrigen sauberen Häuser der Dörfer waren blau, rosa oder weiß gemalt. Die Kukurutzfelder begannen, schwere, goldene Girlanden von dörrenden Maiskolben hingen um holzgeschnitzte Veranden. Und dann dämmerte es perlblaß und nebelfarben um die Ewigkeitsweite, bis sich der Dämmer vertiefte und dunkelblau wurde. Bergzüge rückten heran, belagerten die Eisenbahnstrecken so dicht, daß sie in immer neuen Tunneln der Zug durchbrechen mußte. Dann war jedesmal, wie nach erbittertem Kampf, das Antlitz des Landes vom Lachen und Glück der Versöhnung überglänzt.

Nach und nach wurde es Spätnachmittag. Ein leiser Regen gab den Ton der Verwunschenheit um Burgen und Bergeshöhen. Hirten in weißen Filzhosen, unten gezattelt und weit wie Frauenröcke vergangener Moden, standen mit ihren Ziegen oder den breitgehörnten Ochsen um das blaue Rauchsäulchen eines Feuers. Hätte ich nicht einen kleinen Besuchsabstecher nach Osten gemacht, so wäre ich um halb sieben Uhr abends in Pistyan gewesen.

Ja, aber weshalb sorgtet Ihr denn um mich, liebe Freunde? Erstens ist es doch ausgemacht vom guten Schicksal, daß alle Schaffner mich unter Protektion nehmen! Und dann die Schaffner auf dieser Strecke! Wie auf Cherubsflügeln schwebte man in ihren Armen diese unmöglich hohen Stufen hinauf und hinab in die Wagen. — „Ungarrn lieben die Daitschen!“ sagte mein Reisegefährte, ein Großkaufmann in Strickwaren aus Kairo und gebürtiger Pistyaner, der soeben — o kleine Welt! — geschäftlich aus Apolda kam!

Daß ein fremder Herr, auf einer Station, wo kein Kofferträger zur Stelle war, mein Gepäck nahm, mir in den Zug trug und auf meinen Dank sagte: „Es war nur meine Pflicht, Gnädigste“ — das war schön; aber ähnlicher Ritterlichkeit durfte ich öfter schon dankbar froh werden. Nur dieses hätte ich nicht vermutet, daß ein anderer Herr ganz einfach mir den Kofferträger entlohnen würde. Wie geschehen auf dem Bahnhof in Trescin! Ich hatte in Bodenbach nicht genügend kleine Münze gewechselt und nur noch Fünfzigkronenscheine bei mir. Der Träger konnte nicht zurückgeben. Aus dem Zug, nordwärts gerichtet, erschaute ein Herr meine Not, entstieg dem Wagen, trat herzu, Börse in der Hand: „Sie wollen mir wechseln?“ Ich war freudig erleichtert.

Der Herr sah nach, schüttelte den Kopf, lächelte, drückte dem Träger drei Kronen in die Hand: „Küß die Hände, Gnädigste!“ Ehe ich noch begriffen, entbrauste er nordwärts.

Trenscin = Teplitz — blaue Berge, Burgen! Ich staune noch herzwarm über den Retter, der mir, d. h. dem Träger — also tatsächlich mir — drei Kronen geschenkt hat — die Erwartung auf Pistyan ist aufs höchste gestiegen.

Es dauert noch eine Weile. Das Land wird flach, ohne Ewigkeitsweite, im Mittagsdunst ausdruckslos. Die Hitze flimmert. Man wird verzagt. Wo bleibt denn die Waag? Es hieß doch, Pistyan liegt auf einer Waaginsel? — Der Zug hält. Ein wundervoll blumengeschmückter Bahnhof. Aber dennoch — Dieses ist Pistyan? O . . .

Der „Kondukteur“ vom Sanatorium steht schon bereit. Ein junger, lockiger Bursche. Er nimmt einen in Empfang mit dem Ausdruck einer herzlich besorgten Tante. „Koffer — Zoll — Gnädigste? Bitt' schön, die Schlüssel!“

Ich nehme müde die Schlüssel heraus. „Werrde alles besorgen. Hier ruhn sich die Gnädigste.“

Die Gnädigste ruht sich, d. h. sie starrt in die weißgraue, weißglühende, staubverhängte, aller Schönheit bare Gegend. Sie hat keine Entschlußfähigkeit mehr zu bedenken, daß die besten Dinge des Lebens sehr oft mit einer Enttäuschung beginnen. Die Handtasche fällt herunter. Ein Flakon zerbricht, löst die Farbe der Tasche mit seinem Inhalt, um sie zur Erinnerung an die Pistyaner Kur auf ewig dem neuen Kostüm einzuprägen. Der lockige, herzliche Kondukteur kommt zurück mit dem Schlüssel. „Alles in Ordnung, Gnädigste!“

Mir scheint alles aufs höchste in Unordnung und verkehrt. Aber, wenn er es so findet, der Gute . . . Er hebt mich ins Auto, wie die Schaffner in den Zug. Wir durchrasen eine Gegend, die keine ist; vorbei an etwas Häßlichem mit einem Turm, wahrscheinlich eine elektrische Mühle oder dergleichen. Hernach durch ein kleines städtisches Dorf, vorläufig mir noch ohne jedes Merkmal, denn so vorbeirasend, verstaubt, enttäuscht und zudem das alte Pistyan im Rücken — wer sieht die eigentümlichen Durchgänge von Haus zu Haus? Die Melonenkarren, die leuchtenden Trachten der Frauen und die Lädchen mit Spitzen und Stickereien — alten köstlichen slowakischen Stickereien?

Nun — wozu noch weiter vom Anfang, als ich Pistyan noch nicht kannte. Jetzt — da ich es kenne — ich liebe Pistyan!

Ich sitze in meinem sonnendurchfluteten, behaglichen Zimmer vor der weit offenen Balkontür und genieße die schöne Waag. Denn es stimmt schon. Es stimmt überhaupt alles nach und nach.

Den weiten, gepflegten Kurpark mit seinen Konzerten und den einzigartigen, herrlichen Pappelalleen möchte ich nur kurz erwähnen, desgleichen die Hotelpaläste großen Stils, mit allem Komfort, das vorzüglich geleitete Spezial-Sanatorium und verschiedene Villen und

Privatwohnungen. Wer darauf Wert legt, dem sei verraten, daß es auch in Pistyan Réunions gibt, Chrysanthemenbälle mit Preiskrönungen des reizendsten Bubikopfes und der vollkommensten Glatze; daß es alle Sprachen der Erde gibt, Damen in ein wenig gemaltem Chiffon — übrigens auch sonst ausgiebig gemalt — mit viereckigen Sonnenschirmen und sehr viel kostbaren Steinen. Aber vielleicht sind diese Damen hier seltener als in anderen Bädern. Denn zu der angreifenden Pistyaner Kur entschließen sich in der Hauptsache nur wirklich schwerkranke Menschen, die anderswo vergeblich Heilung suchten. Wie viele sie hier schon gefunden haben, beweist das Krückenmuseum im Thermia Hotel, wo die hölzernen Helfer überwundener Leiden wie in einer Votivkapelle zum Dank aufbewahrt werden. Auch den „Krückenbrecher" beherbergt der Verbindungsgang zwischen Thermia Hotel und Bad, die schöne Plastik von Arthur Heuer, das Wahrzeichen dieses gesegneten Ortes.

Unvergeßlich ist mir mein erster Eindruck im Sanatorium: ein Kranker, in Decken gewickelt, auf einer Trage, unbeweglich, kam den Lift heruntergefahren und wurde in das Bad geschafft. Die Geschichte der Bibel fiel mir ein: Und sie brachten einen Kranken zu Jesus, der war gichtbrüchig. Und da sie nicht zu ihm gelangen konnten vor der Menge des Volks, deckten sie das Dach des Hauses ab und ließen den Kranken nieder zu Jesu Füßen ... Unser Kranker hier geht heut, wenngleich noch mühsam, auf zwei Stöcke gestützt. In anderen Fällen ist nach der meist im Anfang eintretenden Reaktion mit Steigerung der Schmerzen die folgende Besserung noch deutlicher ins Auge springend, wenngleich der wirkliche Erfolg der Pistyaner Kur erst als Weihnachtsgeschenk sich einstellen soll.

Denn die Heilkraft dieser 70 Grad Celsius naturheißen, radioaktiven Schlammquellen und die besondere Art der Pistyaner Kurmethode macht dieses Bad zu etwas einzigartig Dastehendem. Was wird alles in Pistyan geheilt? Akuter und chronischer Gelenk- und Muskelrheumatismus, Neuralgien, Gicht, Gelenkentzündungen mit rheumatischem und traumatischem Beweggrund, Frauenleiden, Lähmungen, ja selbst Knochenbrüche.

Ein Beispiel für die Hitze der Quellen, ebenso wie für ihre Eigentümlichkeit, immer mit dem Spiegel der Waag gleichen Schritt zu halten, erbringen eine Anzahl Bäume im Badhofe. Jedesmal zu Hochwasserzeiten verdorren ihre Äste, weil dann die Thermalwasser so hoch stiegen, daß sie den Bäumen die Wurzeln versengten. Auch jene unselige Frau, die beim Schöpfen in einen der Brunnen fiel, ist der Beweis. Sie blieb unbemerkt, und als man sie am nächsten Tage herauszog, war sie vollständig zerkocht und verbrüht.

Die ungeheure Ausgiebigkeit der Thermen erhärtet der Umstand nicht nur, daß sämtliche Wannen und Bassinbäder der verschiedenen Anstalten überreich von ihnen versorgt werden, sondern daß die naturheißen Wasser, aus einer Tiefe von 1500 Meter beständig quellend, auch sämtliche Anstalten heizen. 4000 cbm werden von einer Quelle in der Stunde heraufgehoben, und der Spiegel des Brunnenbeckens verändert sich niemals.

Es gibt die wunderbarsten Heilungsgeschichten mit Pistyaner Schlamm, die manchmal bis in die ferne Vergangenheit zurückreichen, denn Pistyan war schon berühmt im Jahre 1551, als Herberstein, der vielgereiste Gesandte Kaiser Maximilians darüber berichtete. Ihm folgte später Crato von Creitheim, der Leibarzt dreier Kaiser.

Einigermaßen barbarisch verfuhr jener Mann mit sich, damals als die Badevorrichtungen einfach aus Gruben bestanden, von den Bauern mit Zweigen ringsum ausgeflochten, in welche die heißen Schlammassen von unten her fortwährend eindrangen, jener, seit Jahren unbeweglich kranke Mann wurde von Mitleidigen in eine solche Grube gesetzt und auch von ihnen gefüttert, denn er blieb drei Tage und drei Nächte darin sitzen. Hernach kroch er heraus, geradeswegs in die fließende Waag, woselbst er sich reinigte. Alsdann wanderte er zufrieden nach Hause.

Man badete früher überhaupt viel länger als heute. Als Anfang vorigen Jahrhunderts die zugedeckten Wannen aufkamen, saß man noch den ganzen Tag darin. Schokolade, ganze Mahlzeiten wurden auf dem Holzdeckel angerichtet. Der Verehrer einer Schönen stellte ihr Blumen darauf,

ja, nahm auch nicht selten selber Platz auf besagtem Deckel zur besseren Verkürzung und Erheiterung der dunklen Prozedur. Denn geliebt und geflirtet wurde natürlich in Pistyan schon damals, so wie in jedem andern Bade der Welt.

In jener Zeit gab es auch noch in franziskanischer Weltbetrachtung ein Bad für den „Bruder Pferd“. Wenn zurzeit diese Einrichtung des Pferdebades nicht mehr besteht, so ist dafür in großzügigster Weise für den armen Bruder „Mensch“ gesorgt: durch die Anstalt Pro Patria, die jährlich Tausenden für ein geringes Geld zu neuer Gesundheit und neuer Lebenskraft verhilft. Wie überhaupt die Kurverwaltung, hier gleichbedeutend mit Pachtung — die Familie Winter hat Bad Pistyan auf 90 Jahre von den Grafen Erdödy gepachtet — aufs uneigennützigste dem Bade dient und jedem Wunsch und jeder Vermögenslage entgegen kommt.

Ja, nun sitze ich noch immer auf meinem Balkon. Ich habe die Summe von Pistyan als Bad gezogen, nun träume ich wieder hinaus auf die Waag, die Pistyan zum reizvollsten Ereignis macht. Über der Waag vergißt man die Anstrengungen der Kur. Man genießt den Zauber des fremden Landes. Diese nicht sehr hohen Berge, die im Osten den Fluß begleiten, mit ihm im Verein sind es wohl, die der Landschaft das tief Beruhigende, Beglückende, Zärtliche verleihen. Einmal sind sie zart wie Opal und verklärt diese Berge, ein andermal tief dunkelblau. Auch die Waag ist zart wie Opal, und sie kann blau sein, blau wie ein südliches Meer zwischen den schneeweißen Uferbänken, den leuchtend grünen Wiesen voll zahlloser schneeweißer Gänseherden zwischen den riesigen Weiden- und Nußbäumen, den stolzen unvergleichlichen Pappeln. Aber die Waag hat tausend Gesichter, wie der Himmel und wie die Berge, lachende, düstere, sehnsüchtige und geheimnisvolle. Sie ist wie Meer. Immerfort sorgt sie für Unterhaltung oder Traum. Man braucht nichts zu tun als zu schauen.

Auf der Steinmole sitzen ein paar Angler unbewegt, wie indische Götterbilder. Weiterhin schlagen Frauen die herrlich weiße Wäsche auf den Steinen, und mitten im Wasser stehen zwei große Wagen. Die Pferde lassen es sich wohl sein im Bade bis an den Bauch, während ihre Riesentonnen vollgepumpt werden zum Sprengen.

Ja — gibt es denn nur so viele Bäume in der Welt? Und diese kommen alle allein aus der Tatra! Floß nach Floß, waagabwärts, nach Komorn, dort empfängt sie die Donau, und dann: reise, mein Herz, reise!

Die Waag nimmt vieles mit, sicher und schnell. Nicht nur sämtliche Krautstrunken und Apfelschalen der Umwohnenden — Benjamin, der getreue Patron sämtlicher Sanatoriumschuhe, mit einer ganzen Kiste voll Papier hockt er zuweilen am Waagufer. Da zieht es dahin, schneller als gesagt: weiß, rosenrot, fliederfarben. Sieh so, das sind die Hüllen sehnsüchtig erwarteter Briefe aus der Heimat. Soeben schifft sich die Kladde meines neuen Romankapitels ein, zur Fahrt ins Schwarze Meer! Reise, mein Herz, reise!

Drüben über die Brücken zieht es ununterbrochen: Frauen in weißen Kopftüchern und den herrlich gestickten Blusen, den weiten Röcken und Schürzen und hohen Schaftstiefeln mit riesigen Kiepen auf dem Rücken oder eine Gans unter dem Arm. Das Sanatoriumauto schafft die Kranken ins Bad oder holt sie, die Infantristen pendeln hin und zurück. Ein Infantrist ist etwas Bezauberndes. Es ist so echt und eigen Pistyan wie der Schlamm und die Waag. Er besteht aus einer richtigen mittelalterlichen Sänfte, auf zwei Räder gesetzt und gezogen von Mann, Frau oder Kindern — den vergnügtesten kleinen Kulis der Erde —, die den Badenden, der privat wohnt, und dem kein Auto zur Verfügung steht, ins Bad bringen. Ich darf dem allen zuschauen, denn ich habe einen kostbaren Rasttag. Man kann schauen ohne Ende, bis es Abend wird. Und nun ist es Abend. Der Himmel und die Waag kleiden sich rosenrot, ametyst- und perlfarben. Sieh, Joschka, meine kleine Freundin, die mich so fest in die schworze Labe wickelt, nun wandert auch sie nach Hause. Bald flimmern die Lichter über der Waag. Dann träumt man nicht mehr von Reisen und Ferne. Nun träumt man von Heimkehr und liebsten Menschen, und von der neuen Gesundheit und dem neuen Leben, die warten, warten.

Friede H. Kraze

Das Planetarium als Kulturfaktor

„Die Astronomie ist eine erhabene, weil erhebende Wissenschaft, darum sollte sie keinem Menschen vorenthalten bleiben.“ Diesterweg

Umreißt man den Begriff „Kultur“ als „fortschreitende Disziplinierung des Denkens“ mit allen Folgerungen daraus, so kann man nirgends deutlicher als an der langen Reihe menschlicher Generationen seit dem Auftauchen des ersten homo sapiens das Zutreffen dieser Umschreibung bestätigt finden. Insbesondere die Entwicklungsgeschichte der Himmelskunde ist hier als vergleichendes Beispiel geeignet, denn der gestirnte Himmel flößte schon dem Primitiven Ehrfurcht ein, gab überall Anlaß zur Herausbildung von Astralkulten. Wir können das auch heute noch an kulturell niedriger stehenden Völkern beobachten. So zeigt eine neuerdings erschienene Zusammenstellung des astronomischen Wissensschatzes der Maori, der Ureinwohner Australiens, Kenntnisse der himmlichen Erscheinungen, die in ihrer Gesamtheit an die chaldäische Priesterastronomie erinnern.

In fast allen Fällen bildete das Zeiteinteilungsproblem den Kernpunkt, und so wurde die Himmelskunde zum ersten Feld wissenschaftlicher Betätigung und künstlerischen Formgefühls im Instrumentenbau. Schon sehr frühzeitig also brachte sie es zur Entwicklung der beiden Hauptbereiche kultureller Auswirkung, Kunst und Wissenschaft. Verfolgen wir nur einmal, wie die Abbildungen des gestirnten Himmels von der Darstellung einzelner Sterngruppen über den „Globus des Hipparch“ — mit den Sternbildern außen auf der Kugel — hinweg zum sogenannten „Gottorpschen Globus“ von 3½ m Durchmesser sich auswachsen, bei dem man die Fixsternsphäre von innen her betrachten konnte.

All das spricht für die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft, gewiß! aber doch eben beschränkt auf jenen kleinen Kreis von Menschen, die in näheren Beziehungen zur Astronomie standen. Als der „gelahrte Adam Olearius“ in acht mühevollen Jahren den Gottorpschen Globus für Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp geschaffen hatte, als 1661 — fast gleichzeitig — im „fernen“ Thüringen Herzog Wilhelm IV. von dem „hochperühmten Astronomicus Ehrhardus Weigelius“ einen „63 Schuch hohen Globum coelestem“ auf sein neu erstanden steinern Schloß zu Jena hatte setzen lassen, — da haben wohl Potentaten und ihre Höflinge die „artigen Machwerke“ gebührend bewundern dürfen, doch weiteren Kreisen, gar der breiten Öffentlichkeit erwuchs keine Förderung daraus. Die beiden kunstvollen Globen waren den Fürsten ein rares Schaustück, um dessen Besitz sie sich gern beneiden ließen, und wenig mehr.

Die geringe Kenntnis vom gestirnten Himmel, die früher einmal bestanden hat, ist der Allgemeinheit überhaupt verloren gegangen. Auch die Epoche, die das Lesen und Schreiben zum Gemeingut aller machte, führte trotz Hebung der Allgemeinbildung keine Änderung auf diesem Sondergebiet herbei. Das gilt gerade auch noch für unsere Zeit! Denn besonders seit Beginn dieses Zeitabschnittes haben wir uns immer enger in Städte zusammengedrängt. Da sitzen wir jetzt in unseren Steinwüsten mit ihren immer höher strebenden Bauten in einer wahren Flut von künstlichem Licht, das uns blendet, unsern Horizont einengt und uns absperrt von jenem sanft leuchtenden Sternendom, der im tiefsten Sinne doch unser aller Heimat ist.

Hier das verloren gegangene Land zurückzuerobern, den ewig-gleichbleibenden Uranlaß zu menschlichem Hochgefühl und Ergriffensein neu zu erschließen, das konnte leider nicht durch direktes Zurückführen auf die Natur, sondern nur mit Hilfe eines schlechthin vollendeten, künstlichen Sternenhimmels möglich sein. Denn schon das schlichte Erleben einer Sternennacht mit ihren unvergleichlichen Eindrücken auf Geist und Seele will heutzutage für die meisten Menschen erzwungen sein. Jeder, der einmal sogenannte „Sternführungen“ veranstaltet hat, weiß das. Legt man einen bestimmten Wochentag fest, so darf man in unseren Klimaten durchschnittlich nur mit wenig mehr als einem halben Dutzend klarer Nächte von 26 möglichen im Halbjahr rechnen. Und wenn selbst ein Dutzend Abende für das bloße Kennenlernen der Sternbilder ge-

eignet ist, so fallen doch häufig zwei, drei Abende hintereinander aus. Dann aber ist das Interesse des Laien längst erlahmt. Zu tieferem Einblick selbst nur in die einfacheren Planetenbewegungen kommt es auf diesem Wege nie, schon deshalb nicht, weil alle Bewegungen sich außerordentlich langsam vollziehen.

In der Bewußtheit dieser Umstände wurde der lebhafte Wunsch, die Menschen zu Weltbürgern im weitesten Sinne des Wortes zu erziehen, der Anstoß zur Schaffung des Planetariums.

Man konnte auch hier sagen:

> Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
> Die Sterne dürfet ihr verschwenden; ...
> So schreitet in dem engen Haus
> Den ganzen Kreis der Schöpfung aus!

Nie hörte ich spontanere Ausrufe restlosen Entzückens als ständig in dem Augenblick, wo der künstliche und doch so natürliche Sternenhimmel vor den überraschten Blicken aufleuchtet! Auch dem Menschen von heute ist also die Empfänglichkeit für die unvergleichliche Schönheit einer klaren Sternennacht nicht verloren gegangen Diese Erkenntnis verdanken wir dem Planetarium, und schon das würde genügen, um seine Daseinsberechtigung zu beweisen.

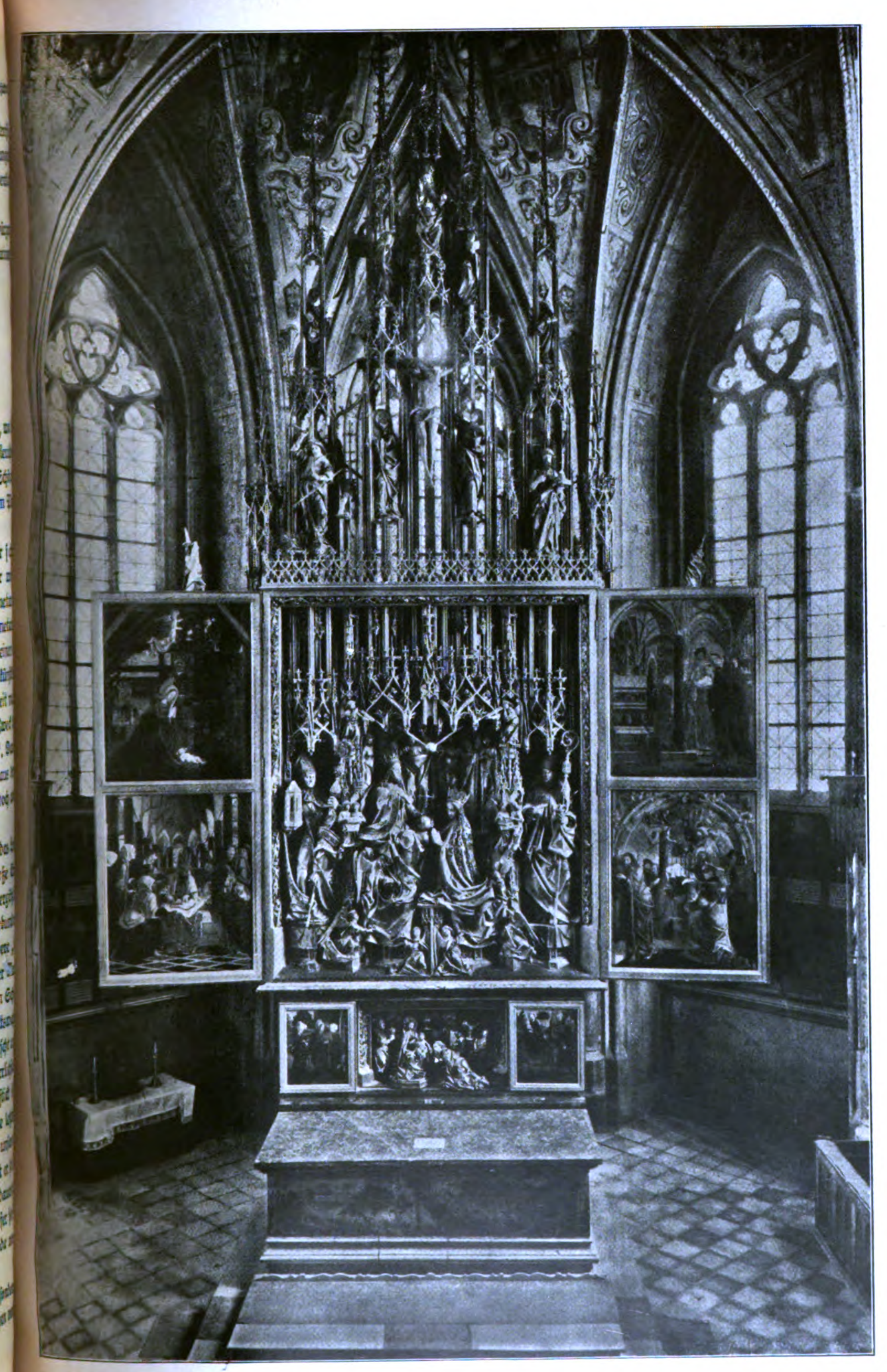
Gelegentlich ist mir selbst von Akademikern gesagt worden, daß die Darstellung der scheinbaren Himmelsvorgänge weniger wünschenswert wäre, als die Vorführung der für wirklich erkannten heliozentrischen Bewegung. Das ist grundfalsch! Ein coppernicanisches Planetarium, wie es auch das Deutsche Museum in München besitzt, ist neben dem Projektionsplanetarium sicher sehr wertvoll. Aber es kann unmöglich auf das Gemüt wirken, kann nicht zu reiner Erhebung des Empfindens führen. Schon allein in dem ästhetischen Genuß, den der neue künstliche Sternhimmel bietet, liegt ein ungeheurer Anreiz, nun auch einmal die Pracht des weit majestätischer wirkenden natürlichen Himmels zu schauen Das aber ist ja gerade „der Zweck der Übung"! Wir sollen nicht haften bleiben an der Erde mit „klammernden Organen". Davon sollen wir frei werden, nicht nur der verstandesmäßigen Erkenntnis nach, sondern aus dem tiefen Gefühl heraus „Weltbürger" zu sein, weniger zwar als ein Stäubchen im All, doch aber eine Persönlichkeit im Sinne von Laßwitz.

Das ist es ja gerade, was uns nottut, das Herausheben der geistigen Wertigkeit und das Loskommen von der Erdenschwere — dem anthropozentrischen Gefühlskomplex: die große Erde und der Mensch, um dessentwillen die Schöpfung überhaupt nur entstand!?? — Wie ergötzlich wirkt doch Kants Satire in seiner „Naturgeschichte des Himmels" auf diese Art der Erdgebundenheit: Die „Bewohner" auf dem Kopfe eines Kavaliers erblicken unvermutet eine andere „belebte" Weltkugel und werden von ihrem Größenwahn, die einzigen belebten Wesen der Natur zu sein, geheilt ... Und wie ernst, fast streng wendet sich Nietzsche im „Wanderer und sein Schatten" mit dem Gleichnis von den Ameisen im Walde gegen diesen irdischen Mittelpunktswahn.

Und dann dieser öde seelenlose Geist der „Nichts-als-Technik", wie er in Amerika herrscht und auch bei uns Eingang sucht, ihm muß mit aller Macht entgegengewirkt werden. Unser herrlichstes Volksgut, das deutsche Gemüt, muß aufgerüttelt werden, ehe es im platten Alltag erstickt ist!

Welch ein Eindruck, wenn im Planetarium langsam die Sonne zur Rüste geht, die letzten Dämmerungsstrahlen verblassen und nun mit einemmale der funkelnde Sternendom zu unseren Häupten aufflammt! — Das reißt mit, das packt auch den Nüchternsten und dann leiht er sein Ohr auch willig der Schilderung kosmischen Geschehens, die nun folgt. Habe ich es doch dauernd beobachten können, wie jeder Zweite, Dritte wieder und wieder kam, um sich noch tiefer hineinzuempfinden in das Räderwerk des Makrokosmus, um „alles zu verstehen", was da vorgetragen wurde.

Das ist der einzigartige Zauber des Planetariums, daß es nicht nur einmal anlockt, sondern festhält und zu tieferem Eindringen förmlich zwingt. Nur so ist es möglich, die Menschen von



Der Hochaltar Michael Pacher

der Mühe und Qual des täglichen Lebenskampfes abzuziehen und sie hinaufzuführen in höhere, reinere Sphären.

Dann aber soll man auch eins beachten: den Geist, der da willig eindrang in die kleineren Geheimnisse des Sternhimmels, dem soll man auch den ferneren Weg erleichtern, soll das einmal erweckte Interesse nicht verlöschen lassen. Dem Wunsch, auch die mit unbewaffnetem Auge nicht erreichbaren Wunder des gestirnten Himmels zu schauen, läßt sich leicht durch eine kleine Volkssternwarte entgegenkommen, und jedes Planetarium sollte damit verbunden sein; das läßt sich auch ohne „Riesenfernrohr" erreichen.

Nicht trockene Lehrhaftigkeit bietet das Planetarium, sondern es vermittelt durch eine aufs höchste getriebene Anschaulichkeit lebendiges Wissen Das Erleben des Alls, zu dem es hinführt, wirkt verinnerlichend auf uns, und darin liegt der Wert des Planetariums als Kulturfaktor! Das hat auch das Ausland anerkannt. Während gewisse Nationen freilich auch heute ihren Kindern ins Schullesebuch schreiben, daß die Deutschen eine Barbarenhorde von Vertragsbrechern sei, Übeltäter schlimmster Art, die den Gefangenen im Kriege Nasen und Ohren abschnitten, schreibt in den „Children Times" der Engländer Arthur Mee zum Schluß einer Schilderung des Planetariums: „Napoleon won the battle of Jena in 1806, but he did not obtain a tithe of the glory the people of Jena have won in 1925 by this marvellous triumph of science and mechanics."

Da steht nichts mehr von „huns", das ist das ehrliche Bekenntnis, daß wir Deutsche auch in dieser Zeit der Not ein Kulturvolk höchsten Ranges sind, nach wie vor das Volk der Dichter und Denker! — und daß unser deutsches Gemüt, aus dem wir tiefinnerlich die Kraft zu weiterem Emporstreben schöpfen, dem Ansturm des seelenlosen Amerikanismus standhalte, dazu wird uns auch das Planetarium helfen.

Dr. **Kurd Kißhauer**, Direktor des Städt. Planetariums Dresden

Die Gestaltlehre, die Philosophie der Zukunft?

I.

Noch der vorigen Generation erschien es als etwas Selbstverständliches, daß auch die Wissenschaften vom Leben sich jener Methode einer bloßen Analyse zu bedienen hätten, welche in der Physik zu so beispiellosen Erfolgen geführt hatte. Heute dagegen beginnt man wohl allenthalben einzusehen, daß analytisches Denken allein weder ein biologisches noch psychologisches Problem zu enträtseln vermag, weil hier nämlich der zu analysierende Gegenstand keineswegs schlechthin gegeben ist, wie z. B. in der Physik.

Ich kann zwar unmittelbar beobachten, wie ein Stein zu Boden fällt, und daraus meine physikalischen Schlüsse ziehen; aber ich kann nicht das Leben einer Pflanze, eines Tieres, eines Menschen einfach wahrnehmen als eine äußere Tatsache. Folglich vermag ich über dieses Leben als solches auch dann nicht das mindeste auszusagen, wenn ich seine exakte Beobachtung der minutiösesten Analyse unterziehe. Wo eben das Objekt fehlt, läuft selbst der kritischste Denkapparat naturnotwendig leer. Weshalb denn auch die meisten lebenswissenschaftlichen Bemühungen der vorigen Generation — um mit Ludwig Klages zu reden — „über einen ziemlich engen Kreis der Fragen niemals hinausführten".

II.

Will der bewußte Verstand auf direktem Wege urteilen über die Wunder unbewußt sich gestaltenden Lebens, so gleicht er jenem Blinden, der von der Farbe faselt. Die neue lebenswissenschaftliche Forschungsweise nun will nicht mehr blind darauflos analysieren, vielmehr zu allererst einmal die Lebensphänomene als solche erschauen, bevor sie irgend etwas über sie auszusagen wagt. Daher geht ihr erstes Bestreben dahin, die einheitliche Gestalt jedes Lebewesens

zu erfassen, seine typische **biotische** Gestalt, die nicht verwechselt werden darf mit der mathematischen Form etwa eines Kristalles. Wie aber kann es möglich sein, zur Anschauung des gestalteten Bios zu gelangen?

Es liegt auf der Hand, daß zu diesem Ziele die neue Methode sich **irrationaler** Mittel bedienen muß. Ein solches irrationales Mittel ist z. B. die Idee, nicht zwar die reine Vernunft-Idee im Sinne Kants, dieses gestaltlose Begriffsgespenst oder Noumenon, wohl aber das ideelle Phänomenon im Sinne Platos. Was unterscheidet aber eine derartige Gestaltidee von einer geometrischen Idealform, beispielsweise von einer Kugel? Der große Unterschied liegt darin, daß sie keine bloße Abstraktion vorstellt wie die mathematische Kugel, vielmehr ihre Grundlage findet in einem konkreten Exemplar eines Lebewesens. Die Idee einer Pflanze bedeutet also immerhin eine konkrete Pflanze, die jedoch auf abstrakte Art zu einer Idealgestalt umkonstruiert ward. Solche Umkonstruktion lebendiger Gebilde soll nun das Erschauen ihres eigentümlichen Wesens erst ermöglichen, das der bloßen Analyse ewig verschlossen bleibt.

III.

Wie sich versteht, mißtraut die exakte Wissenschaft der Überschreitung der rationalen Grenzen durch die moderne Gestaltmetaphysik und prophezeit die Heraufkunft eines schrankenlosen Subjektivismus, welcher die objektive Zuverlässigkeit, diese große Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, mehr und mehr unterhöhlen werde. Betrachten wir einige prominente Werke des Gestaltidealismus, so kann allerdings kaum geleugnet werden, daß der zweifellos erreichten wissenschaftlichen Vertiefung eine gewisse „dichterische" Willkür entgegenzustehen scheint.

Besonders typisch hierfür ist vielleicht Friedrich **Gundolfs** „Goethe". Hier sprach kein rationalistisch Erblindeter von der goetheschen Farbe, sondern ein zu transzendentaler Wesensschau Befähigter, der die Unzahl Goethescher Wesenszüge zusammenballte zu einer großen Gestalt. Endlich hatte hier ein bedeutender Kopf den Mut, die große Einheit Goethe, die doch ein jeder als Lebenstatsache dunkel empfand, wissenschaftlich klar herauszuarbeiten. Das alte üble Mosaikbild „Goethe als alles und jedes" ward kühn ersetzt durch das neue Gestaltideal „Goethe an sich."

Was nun die von der strengen Wissenschaft so hart gerügte subjektive Willkür angeht, so liegt ja Gundolf und verwandten Köpfen des George-Kreises gar nichts an völliger Wirklichkeitstreue ihrer Gestalten. So rühmte kürzlich — um nur ein Beispiel zu nennen — ein diesem Kreise nahestehender Kritiker, daß Hankammer in seinen „Jakob Böhme" die „Weltanschauung der Gestaltmetaphysik" **hineingelegt** habe. Der „Respekt vor der Realität" nämlich ist bei allen Gestaltaprioristen ein nur geringer. (Womit keinesfalls ein Werturteil ausgesprochen, wohl aber der idealisierende **Typus** der georgianischen Gestaltforscher eindeutig bezeichnet werden soll.)

Ob **George**, ob **Goethe**, ob **Caesar**, ob **Jakob Böhme** — in alle diese heterogensten Charaktere wird **die** Gestaltidee hineinprojiziert. Nichts bleibt billiger, als wenn die strenge Wissenschaft über solchen „Schematismus" spottet; vermag sie selbst doch dem Wesen des Persönlichen überhaupt nicht näher zu kommen, während die von ihr verpönten Subjektivisten zu einem wenngleich leblos stilisierten Wesensbilde vorzudringen vermögen.

Einen ganz ähnlichen Weg wie die Georgianer schlagen neuerdings die Charakterologen der phänomenologischen Schule ein, indem sie sich bestreben, die theoretischen Erkenntnisse des großen Philosophen Edmund **Husserl** zu praktischen Anwendungen zu führen. Phänomenologische Forscher, wie **Pfänder** und **Scheler**, suchen gleichfalls die zu Lebenserkenntnis unfähige Ratio zu unterstützen durch den apriorischen Gedanken. Denn das „Phänomen" Husserls, das sie der Charaktererkenntnis dienstbar machen, ist kein goethesches Urphänomen wirklicher Natur, sondern gleich der Gundolfschen Gestalt ein Transzendentalgebilde. **Pfänder** scheidet zunächst alles „Unvollkommene" eines bestimmten Lebewesens aus, worauf dann durch „ideali-

sierende Konstruktion" das „vollkommene Phänomen" geschaffen wird. Auch hier ist, wie bei Gundolf, eine subjektive Gestaltidee wirksam, keineswegs objektive Gestalterfahrung im Sinne Goethes.

IV.

Denn um es auszusprechen: So sehr wir geneigt sind, die großen Verdienste der Georgianer und Phänomenologen stets anzuerkennen, in einem Punkte melden wir dennoch allerschärfsten Protest an; nämlich wenn diese Gestaltphilosophen es als eine Selbstverständlichkeit hinstellen, daß alle ihre Bemühungen letzten Endes „sich zurückbeziehen lassen auf Goethes Naturwissenschaft". Denn unseres Wissens bedeutet die Goethesche Forschungsweise geradezu den Gegenpol zu ihren idealisierenden Methoden. Mögen diese im einzelnen noch so sehr voneinander abweichen, mögen sie z. T. noch so vorsichtig sich zu maskieren wissen, im wesentlichen trifft doch auf alle folgende Kennzeichnung von Wegwitz zu: „Räumliche Formen, an die unsere Anschauung gleichsam gebunden ist, werden von uns nach außen auf die Welt der Erscheinungen projiziert, oder diese werden ihnen untergeordnet. Das Gesetz ihrer Bildung stammt offenbar nicht aus der Erscheinung selbst, sondern aus dem, der die Erscheinungen ‚hat'."

Diese überaus treffende Charakteristik würde vielleicht die philosophische Denkweise Friedrich Schillers gar nicht übel kennzeichnen. Dessen rein dichterischer Antipode aber dachte zweifellos durchaus entgegengesetzt. Ganz offenbar stammen alle goetheschen Naturgesetze und Urphänomene aus der Naturerscheinung selbst. Wann dachte Goethe je daran, aus seinem Subjekt nach außen auf die Welt der Erscheinungen Gestaltideen zu projizieren, um auf diese Art zu Idealgestalten zu gelangen? Das war das typische Verfahren seines großen Feind-Freundes, niemals aber das seinige.

Schiller allerdings mißverstand die goethesche objektive Gestalterfahrung zuerst ebenfalls. Nach jenem berühmten Gespräch über die Metamorphose der Pflanze sprach er kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!" Aber trotz allem schillerschen Protest, es war dennoch kein Gestaltgedanke — sonst wäre Goethe eben nicht Goethe gewesen —; es war eine typische Gestalterfahrung, was Schiller später einsehen lernte, ohne allerdings dieses Geheimnis je ganz fassen zu können.

Heute besteht die erhebliche Gefahr, daß solche Einsicht durch den mächtigen Aufschwung des modernen Gestaltidealismus verdunkelt wird. Wir verdanken dieser großartigen Bewegung unsere Befreiung aus Goethephilisternetzen. Um so entschiedener müssen wir Einspruch erheben, wenn von der gleichen Seite nunmehr versucht wird, das Typische an Goethe, seine Gestalterfahrung, ins Metaphysische umzubeuten. Es kommt heute wesentlich darauf an, klar zu erkennen, daß wir in der Gestaltidee nicht die alleinseligmachende lebenswissenschaftliche Methode besitzen, und daß neben ihr noch eine zweite Forschungsweise, sehr gegensätzlicher Art, imstande ist, Lebensgestalten zu erfassen.

V.

Alle heutigen Versuche dieser zweiten rein realistischen Art beziehen sich in der Tat zurück auf Goethes Naturwissenschaft und übrigens gleichermaßen auf Friedrich Nietzsches konstruktionsfreie Seelenwissenschaft. Goethe und Nietzsche — so fern sie sich sonst immer sein mögen — gleichen sich darin durchaus, daß sie ihr Forschen frei zu halten wissen von aller Metaphysik. Das irrationale Mittel, mit dem sie die Lebensgestalten zu fassen suchen, ist nicht der transzendentale Urgedanke, sondern das rein unbewußte Miterleben jenseits jedes Rationalismus wie Idealismus. Sie suchen die ganze tausendfältige Fülle der Lebensmöglichkeiten in naiver Sympathie in sich hineinzusaugen, ohne die Spur einer Absicht, irgendein Lebensphänomen von sich aus zu „vervollkommnen". Die Fähigkeit zu absichtslos-dichterischer, philosophiefreier Hingabe an jedwede Lebensgestalt, sie bedeutet für die realistische Lebensforschung das Entscheidende; denn sie liefert dem kritischen Verstand erst das überall sonst vergeblich gesuchte Objekt wirklichen Lebens.

Nicht als ob der wissenschaftliche Gestalt-Empirist identisch wäre mit dem reinen ideenfreien Dichter. Er besitzt nur das unbewußte Hingebungsvermögen des dichterischen Realisten, nicht aber dessen Willen zur künstlerischen Darstellung. An dessen Stelle tritt vielmehr der Wille zur wissenschaftlichen Kritik des Erlebten, der ja schon in Goethe und weit stärker in Nietzsche kunstverdrängend sich betätigt. Der moderne Gestalt-Empirist verzichtet nun bewußt auf jede dichterische Produktivität, um sich ganz zu konzentrieren auf die kritische Erkenntnis seines dichterischen Miterempfindens. Wissenschaftliche Gestalterfahrung heißt: die Fülle seiner unbewußt-dichterischen Eindrücke rational auf ihre Gesetzlichkeiten und typischen Eigenschaften prüfen. Diese rein empirische Methode unterscheidet sich von der physikalischen Forschungsweise durch ihren nur auf unbewußte Art faßbaren Gegenstand. Sie hat mit der Physik so wenig gemein wie mit der Metaphysik. Die völlige Unabhängigkeit ihres Charakters ermöglicht es ihr erst, die Vorzüge des physikalischen wie des metaphysischen Forschens in sich zu vereinigen. Denn sie bleibt genau so frei von jeder subjektiven Einmischung wie die exakteste Naturwissenschaft und andrerseits genau so frei von jeder objektivistischen Oberflächlichkeit wie die tiefste Philosophie. Und so nennen wir diese Gestalterfahrungslehre unbedenklich die Philosophie der Zukunft, wenngleich wir es vorzögen, den erblich belasteten Terminus Philosophie zu ersetzen durch Psychologie oder besser noch durch das neue Wort „Charakterkunde“.

Von heutigen Versuchen, die goethe-nietzschesche Gestalterfahrung unter Verzicht auf alle Dichtung wissenschaftlich fortzusetzen, können wir nur die von Ludwig Klages nennen. Zur Einführung in die Welt der kritisch-dichterischen Gestalt-Erkenntnis eignet sich aber vielleicht keine Arbeit so trefflich wie Ludwig Klages' Einleitung und Kommentar zur „Psyche“, dem kürzlich neuerschienenen Hauptwerk von Carl Gustav Carus, dessen Symbolik der wirklichen Gestalt der ihm befreundete Goethe bewunderte als folgerichtigen Weiterbau seines eigenen lebenswissenschaftlichen Wirkens.

Albrecht von Kobilinski

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Weltreligion oder Volksreligion?

Der Türmer, der, von seiner hohen Warte ausspähend, Umschau hält nach dem Kommenden, läßt im Augustheft der Zeitschrift einen deutschen Vertreter der Theosophischen Gesellschaft (Georg Korf) über das Thema des kommenden Weltlehrers das Wort ergreifen. Dieser Weltlehrer wird hervorgehen aus der Theosophischen Gesellschaft, die ihren Mittelpunkt in Indien hat, er wird nicht, wie einst Jesus, zu einem Volke sprechen, sondern zu der ganzen Menschheit und wird sie durch seine Lehre und Persönlichkeit vereinigen zu einer Gemeinschaft in brüderlicher Gesinnung, die sich in der sozialen Tat auswirkt, „brauchbare und gute Werke aufzurichten zum Wohle der ganzen Menschheit". Jeder einzelne muß zu „solchem gewaltigen Werk beitragen", alle Völker werden sich unter diesem Zeichen zu einer großen Einheit zusammenfinden, und für uns wird es darauf ankommen, „ob das deutsche Wesen zu einem kleinen oder großen Werkzeug des Weltreformators wird".

Wieder einmal wird uns der erhabene Gedanke einer einheitlichen, unter einer so zusammenfassenden Idee stehenden Menschheit nahegebracht, nicht wie im Mittelalter unter dem Zeichen der imperialistischen Weltherrschaft, nicht wie im Zeitalter der Renaissance unter dem des allumfassenden Forschens und Wissens, nicht wie im ausklingenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert im Ideal von Kunst und Schönheit, sondern diesmal in der Religion. Wer unsere Zeit in ihren Bewegungen erfaßt, weiß, daß neben dem Aufschwung aller Wissenschaften, neben der ungeheuren Entwicklung der Technik ein starker Zug zum Religiösen hergeht, daß das Religiöse für das geistige Leben der kommenden Zeit das Bestimmende sein wird. Religion ist der Ausdruck des Erlebens des Göttlichen durch ein Volk. Das Göttliche an sich ist übervölkisch, nicht aber seine Ausstrahlung im Bilde eines Volkes. So gibt es „Sonderreligionen", nicht aber eine Weltreligion. Der einzige, der innerhalb der Geschichte der Menschheit das Göttliche als Ganzes in sich erlebte und aus sich herausstellte, war Christus, alle noch so großen Religionsstifter waren von vornherein gebunden und begrenzt in ihrem Volkstum und durch dieses. Christus selbst hat keine „Religion" begründet, wohl aber jedem Volk die Möglichkeit gegeben, das Göttliche von ihm aus zu erfassen und es dann seiner völkischen Eigenart entsprechend zu gestalten. Für das deutsche Volk ist das Christentum die einzig wahre Religion, weil es, befreit von allem Zeitlichen und Fremden, sich deckt mit dessen sittlichem und göttlichem Erleben. Unser deutsches Volk erlebte in seiner mythischen Zeit das Göttliche in reinem Schauen, nichts Sinnenfälliges war in seinen Vorstellungen von Welt und Leben, Werden und Vergehen, die es in körperlose Gestalt-Idee bannte. Und als es in Gefahr war, durch das Leben dieser Erde mehr und mehr abgelenkt zu werden und aus der Gestalt Gestalten zu machen, d. h. Götter zu verehren, da nahm es das Christentum auf und ging aus einer Geistesreligion in die andere über. Freilich ward damit auf den Stamm unseres Volkstums ein fremdes Reis gepfropft, aber der Stamm war kräftig genug, um sich am Leben zu erhalten und das fremde Gewächs zu großer Blüte zu treiben. Doch nun gilt es, ein wurzelechtes, d. h. im völkischen Bewußtsein ruhendes Gottempfinden herzustellen, das, befruchtet durch das Christentum, stammechte Frucht bringt. Die Lebenskräfte unseres Volkes sind noch lange nicht erschöpft, es verlangt noch immer nach seiner letzten und vollendeten Gestaltung und ringt um sie und wird sie finden in der Verschmelzung seines ihm von Anfang an gegebenen Weltempfindens mit dem Gotterleben Christi, befreit von den Dogmengebäuden der Kirche. In dieser Erkenntnis und Sehn-

sucht stehen heut sehr viele Menschen in unserem Volk, aber sie schweigen noch, weil anscheinend kein Mittelpunkt besteht, um den sie sich sammeln können. Doch ist dieser Mittelpunkt da: er nennt sich „Deutsch-Christliche Kulturgemeinschaft" und umfaßt bis jetzt nur einen kleinen Kreis deutscher Männer und Frauen, denn es kommt dieser Vereinigung nicht auf große Zahlen an, nicht auf die plötzliche Durchdringung der „Welt" mit einer neuen „Lehre", sondern nur darauf, die zu sammeln, die auf dem Boden der Erkenntnis stehen, daß unserem Volke das Heil, d. h. seine Vollendung nur kommt aus den unzerstörbaren Kräften seiner eigenen Art. Viele Völker sehen wir jetzt um ihre Gestaltung ringen, uns geht nur die unseres eigenen Wesens an, denn nur für dieses tragen wir die Verantwortung. Wird der „Weltlehrer" kommen, den die Theosophische Gesellschaft erwartet, so wird gerade an unser Volk wieder einmal die Frage gestellt werden, ob es sich um der Idee eines falsch verstandenen Weltbürgertums willen wieder dem Fremden, von außen her Kommenden zuwenden, wieder einen Umweg machen, oder ob es endlich den geraden Weg zum Ziel einschlagen will: zur Vollendung zu kommen in seiner eigenen Volkheit und durch die in ihr wirksame göttliche Kraft.

M. Schubert, Quedlinburg

Christus im zwanzigsten Jahrhundert

Antwort auf den obigen Aufsatz: „Weltreligion oder Volksreligion?"

Der Hauptzweck der Theosophischen Gesellschaft ist, die Idee zu verbreiten, daß die Bruderschaft der Menschen aller Völker und Bekenntnisse eine Tatsache ist, da alle Menschen eines geistigen Ursprungs sind. Wenn wir von dem christlichen Grundsatz ausgehen, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist, dann finden wir, daß Theosophie mit ihrer starken Betonung der Bruderschaft aller Menschen den Lehren Christi nicht zuwiderläuft, sondern sie in der Ausdrucksweise eines vorgeschritteneren Zeitalters leicht verständlich bestätigt.

Rückschauend können wir uns vorstellen, daß die Liebe sich im Laufe einer vieltausendjährigen Entwicklung innerhalb der Menschheit langsam und mühselig durchgerungen hat. Wir können auch sagen, daß das, was die Wissenschaft den Entwicklungsprozeß nennt, ein Vorgang ist, der mehr und mehr die göttliche Natur des Universums offenbart. So hat das Leben des Menschen, da er göttlicher Natur ist, zum Hauptzweck die Befreiung der Gottheit: die Offenbarung der Liebe im Menschen. Aus der Selbstliebe wuchs einst die Liebe zu einem andern Menschen. Gattenliebe, Kindesliebe, Elternliebe sind im gegenwärtigen Zeitalter Selbstverständlichkeiten. Eine größere Ausbreitung der Liebe ist schon innerhalb einer Gruppe gleichstrebender Menschen gegeben. Größer ist die Liebe zum Vaterland; darüber hinaus lehrt uns Christus die Nächstenliebe, die im Falle der Hilfsbedürftigkeit keinen Unterschied kennt zwischen Landsmann und Ausländer. Wo immer das Schicksal uns einen nach Klarheit suchenden Menschen, einen geistig Hungernden in den Weg stellt, haben wir eine Gelegenheit, wie beim leiblich Hungernden, Nächstenliebe zu betätigen; benutzen wir sie nicht, versäumten wir eine Gelegenheit, Gottheit (Liebe) auszulösen und verstießen gegen das höchste Gebot Christi.

Der eine Allwissende und Allmächtige schaut auf die ganze Menscheit unseres Planeten. Die Menschheit ist ein großer Garten Gottes, die verschiedenen Völker sind die verschiedenen Blumengruppen. Gottes Wille ist, daß jedes Volk seine besten Eigenschaften zur Entfaltung bringe, damit sein Garten einst in vollendeter Schönheit prangt, die göttlich ist. Was Menschen und Völker bisher zur Entfaltung brachten, waren in den meisten Fällen keine göttlichen Schönheiten, sondern menschliche Unvollkommenheiten bis zur Häßlichkeit des Hasses. Das sind die Quellen der Leiden auf der Erde, und jeder Mensch ist von Gott berufen, Leiden zu mindern, Freude und Friede zu mehren. Weisheit, Liebe, Schönheit sind die Grundpfeiler,

auf welche die Allmacht die Welt gefügt hat. Unsere Aufgabe ist, diese Pfeiler zu stützen und von schädlichen Einflüssen zu befreien. Jeder muß *bei sich selber anfangen* und seine besten Eigenschaften entfalten.

Die Splitter in dem Auge des anderen gehen uns nichts an; wenn wir auf diese achten, haben wir keine Zeit zur Beseitigung unserer eigenen Fehler.

Die Erkenntnis der geistigen Bruderschaft aller Menschen ist in dem gegenwärtigen Zeitalter in vielen Tausenden erwacht; deshalb kann Christi diesmaliges Werk für die Menschheit sich über den ganzen Erdball erstrecken. *Daher* ist der Ausdruck „*Weltlehrer*" von den verantwortlichen Führern der Theosophischen Gesellschaft gewählt worden. Wir Theosophen begrüßen jede Bestrebung einzelner Menschen oder Vereinigungen, die das *wahre Evangelium* Christi, nämlich „*Bruderliebe*" fördern wollen. So begrüßen wir auch die Deutsch-Christliche Volksgemeinschaft; denn auch sie ist nach theosophischer Denkweise eine aufkeimende Blüte, die ihren Lebenswillen von der einen geistigen Sonne empfing, die wir Christus zu nennen gewohnt sind. Seine Saat ist es, die überall aus den Menschenherzen hervorsprießt. Wer will ergründen, wie lange der Herr der Liebe und Weisheit schon mit der Ausgießung seiner heiligen Kraft besonders tätig ist! Wie die Strahlen der natürlichen Sonne die Mannigfaltigkeit des Wachstums auf Erden hervorrufen, so werden sich auch die Strahlen der *Geistessonne* in den verschiedenen Menschen zu verschiedenen Blüten und Früchten verwandeln, die Erde verschönernd, wenn nur erst das Unkraut, das noch wuchert, vergangen sein wird.

Wir Theosophen sind nicht der Meinung, daß der Herr der höheren Welten (Mein Reich ist nicht von dieser Welt) sich auf die Theosophische Gesellschaft beschränkt; aber mir scheint, daß die T. G. *ein* guter Garten neben vielen andern guten Gärten ist, in denen sich geistiges Wachstum vollziehen wird. Pflegen wir, die wir verschiedenen Gemeinschaften angehören, jeder für sich seinen Garten und suchen wir seine besten Keime zur Entfaltung zu bringen, dann handeln wir wohl in Seinem Sinne.

Aus meinen Ausführungen dürfte wohl zu erkennen sein, daß die Theosophische Gesellschaft keinen Anspruch darauf erhebt, daß der „Weltlehrer" (derselbe Christus, der vor 1900 Jahren wirkte) aus der T. G. hervorgehen wird. Dies ließen meine Worte in dem Aufsatz „Die Theosophische Gesellschaft und der kommende Weltlehrer" im Augustheft des „Türmer" fraglos erkennen: „Diesmal wird der Weltheiland auf dem ganzen Erdball unter *allen* Völkern sprechen und wirken und mit seiner Weisheit geeignete Persönlichkeiten inspirieren." Dies schließt allerdings nicht aus, daß der Herr sich ein besonderes Werkzeug erwählt hat, durch das Er die größten Dinge vollbringen und durch dessen Mund Er am häufigsten und wirksamsten sprechen wird für diejenigen, die fähig sind, Ihn zu erkennen.

Eine zweite große Tagung des „Ordens des Sterns im Osten" im Rahmen der Theosophischen Gesellschaft fand im Juli d. J. in Ommen in Holland statt, wo sich mehrere tausend Mitglieder aus allen Ländern der Erde versammelt hatten. Hier hat der Herr zum zweitenmal durch den Mund Krishnamurtis (vgl. meinen Aufsatz im Augustheft des „Türmer") zu Seiner Gemeinde des zwanzigsten Jahrhunderts gesprochen; es waren gewaltige Worte, die die Zuhörer erschüttert und zugleich erhoben haben zu geistigen Höhen, die nur in Seiner Gegenwart erschaut werden können. Die Verheißung: „Er wird kommen wie ein Dieb in der Nacht", *ist* Tatsache geworden. „Wie ein Dieb in der Nacht": Die Welt liegt noch in geistiger Finsternis, inmitten der Schläfer wirkt Er bereits, unmerklich für die Schlafenden, die nur von irdischen, vergänglichen Schätzen träumen. Seien wir wenigen — welcher äußeren Gemeinschaft wir auch angehören — *wachsam* in dieser großen Zeit Seiner Wiederkunft, damit wir unterscheiden können, wann der Herr des Lichtes Seine göttliche Weisheit ausströmt oder wann Stimmen der Finsternis uns betören wollen. In diesem Kampf des Lichtes mit der Finsternis sind alle satanischen Kräfte mobil gemacht, um das Licht und die Wahrheit zu verdunkeln. Schließen wir unsere Herzen auf für die wahre Liebe zu Gott und zu unsern Erdenbrüdern; denn „Daran

erkenne Ich euch, daß ihr Liebe untereinander habt". So sprach Er vor 1900 Jahren. Und im Zeichen der Bruderliebe werden wir Ihn erkennen, da Er der Herr der Liebe und Barmherzigkeit ist.

Die Inder beten seit Generationen: „Herr, laß mich auf der Erde sein, wenn der Lord Maytreya kommt". Der Herr ist gekommen. Wir haben den Vorzug, in dieser Zeit auf der Erde zu leben, in der uns eine göttliche Hilfe zuteil werden kann, wie es nur von Zeitalter zu Zeitalter möglich ist. Diesmal wird das Licht den vollen Sieg über die Finsternis erringen. Sein Befreiungswerk wird in dieser Zeit vollendet werden, nicht gleich erkennbar, aber in der zeitlichen Auswirkung durch die Menschheit. Er will uns die Lebensschule erleichtern durch Seine klaren Lehren, aber wir müssen die Lehren im Leben verwirklichen. Er bringt himmlische Kräfte auf unsere Erde, wir sollen diese Kräfte schöpfen und sie im Dienste der Entwicklung nutzbar machen; wir müssen trachten, daß wir durch Seine Kraft wachsen zu brauchbaren Werkzeugen für Seine Pläne in dieser alles umfassenden Weltenwende. Wir müssen der Strom der Entwicklung werden, der Schwache und Kräftige mit sich forträgt; wir müssen den Lichtweg bahnen und die trägen Stauwasser, in denen die Vielen gefangen sind, aufrühren und sie in den Hauptstrom stoßen. Nur durch Selbstzucht und Anstrengungen können wir bei der Geburt der neuen Ideale, deren die Welt bedarf, uns würdig machen, Seine Helfer zu sein.

Georg Korf, Hamburg 21

Nachwort des „Türmers". Wir stehen unsrerseits, bei aller Achtung vor jedem ehrlichen Gottsuchen, auf dem Standpunkt: Christus ist immer bei uns und braucht nicht „wiederzukommen". Es ist an uns, das Herz einzustellen auf seine göttliche Schwingung, auf seinen Rhythmus. „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" (Matth. 28, 20). Aber daß es freilich Blütezeiten der Kultur gibt, wo Sein göttlicher Geist stärker als sonst in die materielle Schicht einwehen kann, davon sind auch wir überzeugt. Das ist jedoch kein „Wiederkommen" Christi, sondern eine stärkere Erhebung der Menschenherzen, die gleichsam wie ein mattes Feuer angefacht werden durch ein kosmisches Geisteswehen, dessen Geheimnis uns unergründlich ist. So werden immer wieder Geistesmenschen in den Formen ihres Zeitalters auftreten und die Wahrheit beleben und beseelen wie einst Franz von Assisi und andre religiöse Genies. In solchem Sinne sei uns auch der „Weltlehrer" willkommen! D. T.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Der Weihnachtsabend in deutscher Dichtung

Ja, „die holde, die selige Weihnachtszeit mit ihren heiligen Mythen ist eine Blume mitten im Winter des Jahres und des Lebens“ (Rosegger), und wenn man das Weihnachtsfest selbst im entseelten Zeitalter der Gegenwart auch weiterhin als das deutscheste aller Feste preisen darf, so nimmt es nicht wunder, daß gerade dieses am mächtigsten und tiefsten in deutscher Seele wurzelnde Fest zu allen Zeiten in der deutschen Dichtung verherrlicht worden ist. Immer wieder versuchten unsere Dichter, der seelisch kraftlosen und innerlich verarmten Menschheit die Poesie und Gemütswärme dieses Lichtfestes der Liebe aufleuchten zu lassen, eben in dem Sinne, wie es Lienhard in den Weihnachtsgedanken seines Hausbuchs „Unter dem Rosenkreuz“ ausspricht: „Eine Woche gibt es im Jahre, wo alle Menschen der christlichen Kulturwelt auf schenkende Liebe bedacht sind. Da sind reine Schwingungen in der Luft. Feinfühlige Herzen fühlen diese Welle, wie sie schon den Sonntag in aller Frühe spüren mit seinem Glockengeläut und Kirchengesang. Und ihnen bedeutet die Weihnachtszeit eine erhöhte Lebensstimmung. Es wird Vorrat von Liebe gesammelt für das ganze Jahr.“ Der heiligste Tag solcher schenkenden Liebe aber ist der Weihnachtsabend, den Rosegger mit einem tiefen Gedanken so sinnvoll ausdeutet: „Der heilige Abend und der Christtag! Zwei Tage haben wir im Jahre, an welchem die Liebe herrscht, die vor nahezu zweitausend Jahren der Heiland geoffenbaret hat. Wenn jedes neue Jahrtausend auch nur einen Tag der selbstlosen Liebe in das Jahr dazu legte, so brauchten wir nur mehr dreihundertdreiundsechzigtausend Jahre, bis die Erde — vorausgesetzt, daß sie so lange das Leben hat — ein Himmelreich ist.“ Ins Himmelreich des Weihnachtsabends wollen wir uns auf den seelischen Friedensgefilden unserer deutschen Dichtung geleiten lassen. In Dur und Moll werden uns dort die Glocken der Weihnacht entgegentönen...

Das Eingangskapitel „Waldweihnacht“ in Agnes Günthers Roman „Die Heilige und ihr Narr“ führt uns in eine wundersam durchwobene Weihnachtslandschaft im Walde. Wie eine Märchengestalt schreitet das arme Prinzeßchen irrend durch den weihnachtlich verzauberten Wald, mit unauslöschlichem Kinderglauben des Christkinds harrend, bis das Mädchen, von den starken Armen des Torsteiners getragen, an diesem heiligen Abend noch in des rechten Christkinds Reich geleitet wird. Eine ebenso hohe dichterische Kunst in der Schilderung einer echten Weihnachtslandschaft entfaltet Stifter in der Erzählung „Bergkristall“, wo er uns in jener von Schneeflocken eingehüllten Gebirgswelt das Schicksal der beiden im Schneesturm verirrten, dann aber doch in den Frieden des elterlichen Weihnachtshauses heimgeretteten Kinder miterleben läßt. — In E. T. A. Hoffmanns Märchenerzählung „Nußknacker und Mausekönig“ ist das erste Kapitel „Der Weihnachtsabend“ überschrieben und schildert die Bescherungsfeier im Hause des Medizinalrats Stahlbaum. Wie innig hat der Dichter hier die festfrohe Erwartung der Kinder, ihren Jubel über den reichgeschmückten Gabentisch und ihre bunt durchwobenen Träume in der Weihnachtsnacht dem Leben abgelauscht! Betont nicht auch Lienhard die Weihnachtszeit ganz besonders als Kinderland, „indem auch in uns das Kindlich-Gute sich herauswagt und auf freundliche Überraschungen vom Herzen aus bedacht ist? Stehen nicht mit Recht die Kinder im Vordergrunde der liebenden Fürsorge? Ist kindlicher Jubel vor dem Weihnachtsbaum nicht ein Gruß aus dem Himmel? Weihnachten ist Religion und Poesie zugleich. Denn es ist Schönheit, Singen und Freude dabei. Das Kind um uns und in uns feiert dann seinen Festtag: die Urkraft der Seele, die gestaltende, erfreuende Seele“. — Ernst gestimmt ist

Hermann Kurz' zu Unrecht vergessene, in echtem Volkston erzählte Geschichte „Der Weihnachtsfund“: sie erfreut im ersten Teil durch die Schilderung trauter altherkömmlicher Weihnachtsbräuche und berichtet dann die ergreifenden Schicksale der Mutter jenes Christtagsfindelkindes, das die Magd aus dem Gasthof zum roten Löwen in der Christnacht den kindergesegneten Schustersleuten vor die Tür legt.

In seiner Weihnachtsskizze „Vereinsamt“ läßt Ludwig Anzengruber den einsamen, vom Schicksal hart gepackten Handlungsgehilfen einem Weihnachtsabend aus einer glücklicheren Vergangenheit nachträumen, bis der Arme schmerzüberwältigt die Wohnung verläßt und in einem Wirtshause in die lärmende Zechgesellschaft der Ausgeschlossenen und Ausgestoßenen hineingerät. Aus dieser erschütternden Skizze leuchtet aber ein schönes Wort mild versöhnend auf: „Zu der Zeit, wo der leuchtende Tannenbaum in die Stube kommt, lebt jeder ein Märchen. Selbst wenn er den Baum mit eigenen Händen geschmückt hat, wenn er ganz gut weiß, wieviel Taler, Groschen und Pfennige auf all die Herrlichkeiten darauf gegangen; der Baum rauscht mit seinen Schleifen gar geheimnisvoll, die Herrlichkeiten wollen nicht Ware werden, sie bleiben ganz ungewöhnliche Dinge, die erst im Kinderjubel lebendig werden wollen; in diesem Jubel aber erwacht das Kind noch einmal in jedem, auch der kälteste, trockenste Geselle lebt — für einen Augenblick ein Märchen — seine Kindheit noch einmal!“

Für die Weihnachtsdichtungen Theodor Storms, der die Märchenstille dieses ihm ewig jungen Kindheitsfestes so tief in sich aufnahm und diesen zumeist von reinster Froheit durchsonnten Tagen der Julzeit seiner Heimat auch in zahlreichen Dezemberbriefen ein unvergängliches Denkmal setzte, gilt so recht, was Liliencron dem Dichterfreunde ins Grab nachrief: „Wie tief sahst du in ein Menschenherz; und unser Heimatland, das ernste, treue, du kanntest seine Art!“ Wie ergreift uns in der Novelle „Immensee“ des jungen Studenten Reinhard weihnachtliche Heimwehstimmung, und ein ernstes Moll klingt nicht allein durch die Weihnachtstragik der alten Gutsmamsell in der Erzählung „Abseits“, sondern auch durch die erinnerungsreiche Idylle „Unterm Tannenbaum“, in der uns Storm das Christfest in seinem elterlichen Hause so lieblich-heimatlich vor die Augen zaubert.

Mit Storm weilen wir im nordischen Bezirk unserer Dichtung. Da sei denn gleich an einen andern liebenswerten Weihnachtsdichter dieser Gegend erinnert. Wer die Feier eines „Heil-Christ-Abends“ nach alttrauter norddeutscher Sitte kennen lernen will, der freue sich an der wahrhaft herzerquickenden Schilderung des Christabends im Pastorhaus, wie sie uns Fritz Reuter in der „Stromtid“ so ergötzlich ausmalt. Wie da die kleine, runde Frau Pastor in rührend mütterlicher Weihnachtsgeschäftigkeit sich an gütevollem Eifer im Freudespenden gar nicht genug tun kann; wie das von der Magd Rieke besorgte Julklappwerfen mit lautem Jubel begrüßt wird; wie sich bei der Bescherung der Dorfjugend gar drollige Szenen abspielen — alles dies ist von einem warmbeseelten Weihnachtszauber überstrahlt, den Reuter in diese heimattreuen Worte ausklingen läßt: „Hir un dor steg en frames Wihnachtlied ut de lütten, armen Daglöhnerkaten tau den stillen Hewen up, un baben hadd uns' Herrgott sinen groten Dannenbom mit de dusend Lichter anstickt, un de Welt lag dorunner as en Wihnachtsdisch, den de Winter mit sin wittes Sneilaken sauber deckt hadd, dat Fröhjohr, Sommer un Herwst ehre Bescherung dorup stellen künnen.“ Und wie tief und gemütvoll auch diese Worte: „Wenn wi denn Wihnachterabend upstahn, denn drücken wi uns de Hän'n un gahn in Freden un in Freuden utenanner, un jedes Gesicht seggt: Na, ümer Johr wedder!“ — Neben Reuter begegnen wir auch in den „Buddenbrooks“ einer echt norddeutschen Weihnachtsszene. Thomas Mann läßt uns hier den Weihnachtsabend in einem altlübischen Patrizierhause mitfeiern. Die Frau Konsulin fühlt sich dafür verantwortlich, daß in jedem Jahre das weihevolle Programm, das ihr verstorbener Mann für die Feierlichkeit des Christabends festgesetzt hatte, nichts von seinem Glanz einbüßt. So liest sie wie damals die weihnachtliche Epistel aus der alten Familienbibel mit den ungeheuerlichen Buchstaben langsam vor; die versammelten Familienmitglieder lauschen dem

rührenden Gesang der Chorknaben von St. Marien, der von der Diele des Hauses herauftönt, im prunkvollen Saal deckt sie allen eine überreiche Geschenktafel und lädt danach die Familie zu einem üppigen Weihnachtsschmaus — wer würde diese meisterhafte Schilderung eines Weihnachtsabends aus verklungenen Tagen der ehrwürdigen Hansastadt nicht mit frohem Behagen lesen? Das dekadente Gegenstück liefert der Dichter des „Zauberbergs“ mit der sehr ernüchternden Schilderung des weihnachtlichen Treibens der mondänen Welt im internationalen Sanatorium „Berghof“. —

Gar zu selten wird heute noch die sonnenhelle Weihnachtslandschaft Heinrich Seidels durchwandert. Seine Weihnachtsgeschichte „Am See und im Schnee“ erzählt in ihrem zweiten Teile launig und schalkhaft die Versöhnung zweier Gutsfamilien am Heiligabend. Die Schlitten der beiden Gutsherren bleiben am Weihnachtsabend bei der Rückfahrt aus dem Städtchen im Schnee stecken, und die zwei Liebesleutchen der verfehdeten Väter wissen gar mutig und erfolgreich in der wohldurchwärmten Herrenstube des Dorfkrugs von Büchtingshagen bei lecker gedeckter Tafel die Versöhnung der Familienoberhäupter zu erreichen. Und während draußen die Kirchenglocken mit feierlichem Klange das Weihnachtsfest einläuten, stoßen die zu alter Freundschaft versöhnten Väter und das frohbeglückte junge Paar mit den Gläsern an und drücken sich stumm und gerührt die Hände. Wackere Dorfleute haben inzwischen den verschneiten Hohlweg ausgeschaufelt, und so hüllen sich die Versöhnten und Verlobten wieder in Mäntel und Pelze und fahren in die sternklare Weihnachtsnacht hinaus. Und ob die Liebenden nun auch getrennt mit ihren Vätern weihnachtgesegnet der Heimwelt entgegenfuhren „durch die blaue, funkelnde Winternacht und den silberglänzenden Schnee, sie trugen in ihren Herzen den jungen Frühlingsmorgen mit rosigem Gewölk und dem Gesange jauchzender Lerchen“. In der „Weihnachtsgeschichte“ (aus Seidels „Heimatgeschichten“) folgt einem stillschönen Familienglück am Weihnachtsabend am zweiten Festtage jenes fast verhängnisvoll ausgehende Abenteuer beim Schlittschuhlaufen über dem See: verirrt in der großen Einsamkeit des Schneegestöbers finden sich in dieser schweren Not zwei Menschen zum treuen Bunde. Dann naht geschwisterliche Hilfe und bringt dem Paare die Rettung aus der gefährlichen Irrfahrt auf dem Eise. — Das Kapitel des Weihnachtsfestes im „Leberecht Hühnchen“ enthält jene gemütvolle, von echt deutschem Weihnachtsglück erfüllte Christabendfeier in Villa Hühnchen, wo jener sinnige Weihnachtsbrauch seit Jahren geübt wird, von dem der Hausherr mit Stolz erzählt: „Alle die kleinen Wachslichtstumpen vom Tannenbaum hebe ich auf, und das ganze Jahr hindurch dienen sie mir für solche Zwecke, wo man auf kurze Zeit ein Licht braucht, wie zum Siegeln und dergleichen. Fast an jedem haften einige Tannennadeln, und so geht bei uns durch das ganze Jahr eine Kette von süßem Weihrauchduft von einem Fest zum andern, und jedesmal, wenn ein solches Licht ausgeblasen wird, rufen die Kinder entzückt: ‚Ah, das riecht aber nach Weihnachten!‘ Das letzte jedoch wird auch im Falle der äußersten Not nicht verbraucht, sondern damit werden die Lichter des nächsten Weihnachtsbaumes angezündet.“ Auch hier führt der Weihnachtszauber ein liebendes Paar zusammen: das Fräulein aus vornehmem Stande ersingt sich das Herz des wackeren Majors. Und auch in der Erzählung „Lang, lang ist's her“ finden zwei Herzen ihr Lebensglück unter dem strahlenden Weihnachtsbaum.

In Paul Heyses „Weihnachtsbescherung“, dieser gemütdurchwärmten Erzählung aus der kleinbürgerlichen Welt duftet es von Fichtennadeln, Wachslichten und Pfefferkuchengewürz, und heller Weihnachtssonnenschein breitet sich über die Erlebnisse des lebensfesten Wachtmeisters a. D. Fritz Hartlaub, der am Heiligabend am Grabe seiner Rosel ein fast verhungertes Kindchen findet und es sich als schönste Weihnachtsgabe zu rührend sorglicher Pflege mit nach Hause nimmt. Heyses „Geschichte von Herrn Wilibald und dem Frosinchen“ läßt zwei einsamen, hartgeprüften Menschen aus gemeinsamem weihnachtlichen Erleben ein stillbeseligendes Glück erblühen, und die Erzählung „Die Dryas“ ist durchleuchtet von einem märchenholden Traumerlebnis des Künstlers am Heiligabend. In eine andere Welt schöpferischer Einsamkeit

führt Walter von Molos Schillerroman, wo wir Zeuge sein dürfen von jenem zerquälenden Selbstgespräch Schillers während der Jenaer Weihnachtsnacht, in welcher der Dichter dem Kopisten Möller den „Wallenstein" fertig diktierte. Nur ein einziges Mal wird diese erschütternde Szene vom Zauber der Weihnacht überschimmert: „Ohne zu wissen, warum, klinkte Schiller die Türe ins dunkle Wohnzimmer auf: Schwarz hob sich und vielfach geteilt die Kontur des kegelförmigen Christbaums vom hellen Fenserviereck ab. Es riecht nach Tannenwäldern? Schiller schloß selig ergriffen die Augen; mit einem traurig-glücklichen Kinderlächeln des weitzurückgelegten Kopfes sog er gierig die warme Luft ein, die aus Tannen- und Wachskerzenduft seltsam erinnernd gemischt war. Etwas wie Friede kam. Kindheitserinnerung."

Welch Zauber aber umfängt uns im Weihnachtslande Wilhelm Raabes! — „Weihnachten! — Welch ein prächtiges Wort!" — Das ist der Anfang eines der schönsten Kapitel aus Raabes „Chronik der Sperlingsgasse". Da dürfen wir den Dichter zusammen mit dem Maler Strobel ins Gewühl des Altberliner Weihnachtsmarktes begleiten, und wir treffen inmitten all des Lärms und Getöses dieser zauberischen Budenwelt die arme Tänzerin Rosalie mit ihrem Kinde. Und tränenfeucht werden unsere Augen, wie Freund Strobel den kleinen Alfred auf die Schulter nimmt und das beglückte Kind selig in den Weihnachtstrubel hineinträgt. Und zum Schlusse die sonnenhelle Szene in des Dichters Zimmer, wo acht glückliche Menschen in echter Weihnachtsstimmung beieinandersitzen und einen Hauch tiefer Freude aus der Stimmung dieses wunderseligen Festes verspüren. — Frohgelaunter Humor durchleuchtet die aus echt raabescher Weihnachtsmärchenstimmung heraus geborene Christfestidylle „Die Weihnachtsgeister"; in ein seltsam schönes Märchenland führt sie uns nach echter Märchenart und ist doch Künderin des Lebens in seiner ernstesten Wirklichkeit. Während die schönste Nacht der Christenheit ins Land hineinlauscht, während die Kinder über ihren Freuden, ihren Puppen und bunten Bildern und goldenen Früchten einschlafen und traumbeseligt in ihren Bettchen liegen, begeht Redakteur Hinkelmann auf seiner Bude zusammen mit dem Freunde und Kollegen Weitenweber bei sachkundig gebrautem Punsch den Weihnachtsabend. Aus dieser punschgesättigten Weihnachtsstimmung erwächst auf den Wunsch des Freundes hin: „Gebt mir Weihnachtsträume, gebt mir einen Weihnachtstraum, ihr geheimen Mächte, welche ihr die Menschen führt auf ihren Wegen!" — ein in bunten Farben schillerndes Märchen: Eine am gleichen Abend von Hinkelmann erstandene Puppe plaudert von ihrer Vergangenheit, und auf ihre Veranlassung erzählt nun auch allerlei Schmuck des von der Puppe hergezauberten Christbaums seine Lebensgeschichte. — In „Altershausen", dem letzten Buche Meister Raabes, hat der weithin berühmte Arzt Geheimrat Feyerabend im Halbschlummer auf dem Sessel am Fenster seines Wirtshauszimmers auch ein weihnachtliches Traumerlebnis: er marschiert als Nußknacker in die elterliche Weihnachtsstube ... Heimwehstimmung nach dem Weihnachtsglück der Kindheit erfüllt dieses Kapitel ebenso wie den weihnachtlichen Abschnitt in den „Kindern von Finkenrode", wo der Dichter zunächst im Lärm und Jubel der ausgelassen gefeierten Festnacht des Hauses Fasterling untertaucht, dann aber daheim in der Stille der Nacht sich von den Weihnachtsglocken von Finkenrode aus stundenlangem Brüten wecken läßt und sehnsuchtsvoll diesen altvertrauten Klängen der Christfeier lauscht. — Unvergängliche Kleinodien deutscher Weihnachtsdichtung sind die beiden Kapitel am Schlusse des „Hungerpastors": Fränzchen Götz und Hans Unwirsch fahren am Tage eines 24. Dezembers mit dem Postschlitten über den sonnbeglänzten Weihnachtsschnee nach Freudenstadt. Um die Stunde, in der alle Christbäume im deutschen Lande aufstrahlen und jedes Herz sich dem Weihnachtsglanze öffnet, halten sie Einkehr in die frohbeseligte Weihnachtslandschaft des Dorfes Grunzenow, eben gerade zu rechter Stunde, um hungernd nach Freude und Liebe in ein neues Glücksdasein mit dankbewegtem Herzen einzuziehen: „Durch das Dorf klingelte der Schlitten; — Weihnacht, Weihnacht! — Glanz und Lichter der Weihnacht aus allen Fenstern ... Da war der große, alte Saal des Hauses Grunzenow! Die beiden riesenhaften holländischen Kachelöfen glühten, — ein riesenhafter Christbaum glänzte im Schein von hundert

Wachslichtern — Weihnacht, Weihnacht! Ein solches Weihnachtsfest hatte das Haus Grunzenow seit hundert Jahren nicht erlebt." Wie ein liebreiches Bild sitzt Fränzchen unter der Weihnachtstanne, und Hans Unwirsch lächelt unter Tränen unaussprechlich beglückt über das heilige Geschenk, das sie unter dem Christbaum zu Grunzenow fanden. Den nächsten Morgen läutet ihnen die Glocke der Weihnachtskirche jenes Fischerdorfs ein, und während das Meer unter dem sternübersäten Winterhimmel rauscht, steigt das Volk der Fischerleute beim matten Schein der mitgebrachten Laternen zu seiner Kirche empor. Und drinnen in der lichtererhellten kleinen Kirche ruft der alte Josias Tillenius seiner Gemeinde zu Anfang seiner herrlichen Weihnachtspredigt jenen Gruß der Engel entgegen, „über welchen kein anderer in der Welt geht": „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Und nun verweilen wir wie am Anfang unserer Wanderung durch die Weihnachtslande unserer Dichter noch einmal auf freier Bergeshöh': Feierglockenschwingen hallt auch uns wohl durch die sternenerleuchtete Christnacht, wie sie Peter Roseggers Waldschulmeister in einsamer Stube verlebt oder zusammen mit seinen Wäldlern bei sich daheim oder im Winkelsteger Kirchlein feiert...

Und hier in der weihevollen Bergwelt erleben wir das ewig junge Wunder der Christnacht mit empfänglichem Herzen nach den schönen Worten aus Scheffels „Ekkehard": „Leuchtender als alles Nordlicht steht jene Nacht in der Menschen Gemüt, da die Engel niederstiegen zu den Hirten auf der Feldwacht und ihnen den Gruß brachten: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen, die eines guten Willens sind!'"

Dr. Paul Bülow



Knecht Ruprecht — Georg Plischke

Die Gegenspielerin Goethes

Bei den Studien zur Geschichte Carl Augusts, mit denen ich mich eine Reihe von Jahren beschäftigt habe, wurde mir das Verständnis für meinen Helden von vornherein erleichtert durch die persönliche Erinnerung an einen der von Caroline Jagemann ihm geborenen natürlichen Söhne, den General Carl von Heygendorff. Er gehörte zu den treuesten Freunden meiner Familie und war uns stets ein lieber Besuch. Von seinem „Herrn Vater", wie er bescheiden zu sagen pflegte, hatte er nicht allein die Statur, die äußere Erscheinung, sondern war ihm auch innerlich nah verwandt. Beide kennzeichnete vor allem der unter der rauhen Schale des vollendeten Originals verborgene edle Kern des feinen Empfindens und tiefen Gemütes.

Das Andenken der Eltern bewahrte General Heygendorff mit rührender Pietät, doch litt er trotz allem Stolz auf die Abkunft von einem so berühmten Paare zeitlebens unter dem Gefühle seiner unehelichen Geburt, und es konnte mich daher kaum wundern, als mir von der ehrwürdigen Witwe des 1895 verstorbenen ritterlichen Mannes bei dem Versuche, zu jener Arbeit auch den handschriftlichen Nachlaß seiner Mutter mit heranzuziehen, eröffnet wurde, ihr Gatte habe ihn vernichtet.

Nach diesem mir sehr schmerzlichen Bescheide war ich um so angenehmer überrascht, aus den vor wenigen Monaten von Eduard von Bamberg im Sibyllen-Verlag in Dresden herausgegebenen „Erinnerungen der Caroline Jagemann" zu ersehen, daß wenigstens ein Teil ihres geistigen Vermächtnisses gerettet worden ist. Dank der Erschließung dieser wichtigen Quelle konnte endlich das Bild der seltenen Frau mit Hilfe der schon bekannten Zeugnisse wahrheitsgetreu dargestellt werden, was dem Herausgeber aufs beste gelungen ist, durch die gründliche Bewältigung und geschickte Behandlung des überreichen Stoffes, wie durch die Betrachtung der Persönlichkeit Carolinens im Rahmen ihres Jahrhunderts. So entspricht dem glänzenden äußeren Gewande des mit reichem Bildschmuck ausgestatteten starken Bandes in vollem Maße sein gediegener innerer Gehalt. Ganz besonders wichtig erscheint dieser neue Beitrag zur Geschichte des klassischen Weimar im Hinblick auf Carl August, dessen künftige Lebensbeschreibung durch das erschöpfende Werk über seine Geliebte um eine sehr wertvolle Vorarbeit bereichert worden ist.

Das letztere beginnt mit den Aufzeichnungen Carolinens, die, vom Herausgeber durch andere Nachrichten sorgfältig ergänzt, ihre Entwicklung bis zum fünfundzwanzigsten Jahre mit Anmut und Geist zu schildern wissen. Als Tochter des gelehrten, feingebildeten und durch die wechselvollen Schicksale seiner Jugend merkwürdigen Bibliothekars der Herzogin Anna Amalia, Christian Joseph Jagemann, war sie 1777 in Weimar geboren. Ein reich und vielseitig begabtes Kind, zeigte sie sich weder unempfänglich für die vom Vater ausgehenden geistigen Anregungen, noch unterließ sie, ihre künstlerischen Neigungen und Fähigkeiten zu pflegen, namentlich ihre klangreiche Stimme, die sich von Jahr zu Jahr schöner entwickelte. Auch die musikverständige Anna Amalia fand daran Gefallen: mit ihrer Beihilfe war es dem Vater möglich, seine Tochter im Frühling 1791 zu weiterer Ausbildung nach Mannheim zu schicken, wo die treffliche Sängerin Josepha Beck ihre Lehrerin wurde. Noch war seit ihrer Ankunft kein Jahr vergangen, so trat sie schon vor dem kurfürstlichen Hof in Konzerten auf, bei denen sie durch ihren Gesang ebenso wie durch den Liebreiz ihres Wesens alle Herzen für sich einnahm. Kein Wunder, daß sie im Herbst 1792 trotz ihrer großen Jugend an das dortige Theater berufen wurde, das, von Heribert v. Dalberg und Iffland trefflich geleitet, damals zu den bedeutendsten in Deutschland gehörte. Hier übte sich Caroline in der Oper und gleichzeitig auch im Schauspiel, in bedeutenden und unbedeutenden Rollen; bei ihrem Eifer und Talent aber machte sie so rasche Fortschritte, daß der Ruf ihrer Kunstleistungen bald in weitere Kreise drang und von verschiedenen großen Bühnen lockende Anträge an sie ergingen. Auf Wunsch des Vaters schlug sie diese jedoch aus, und

es blieb ihr somit nicht erspart, die Greuel des Kampfes zwischen Franzosen und Kaiserlichen um den Besitz der Stadt Mannheim vom Dezember 1794 bis zum Oktober 1795 an Ort und Stelle zu durchleben.

Ein halbes Jahr darauf kehrte sie zu den Ihren zurück, nach denen sie sich in der Fremde oftmals mit Schmerzen gesehnt hatte, obwohl infolge der unglücklichen Ehe ihrer Eltern und deren Scheidung die häuslichen Verhältnisse, die sie in Weimar erwarteten, nichts weniger als verlockend waren. Um so angenehmer fühlte sie sich durch den ihr bereiteten freundlichen Empfang von seiten des Hofes und der Gesellschaft berührt. Durchaus im Einklange damit standen die Vorteile, die ihr bei der Anstellung als Kammersängerin im Januar 1797 gewährt wurden. Sie war deren jedoch nicht unwürdig, denn an dem jetzt unter der Ägide der beiden innig verbundenen großen Dichter beginnenden Aufschwunge des weimarischen Theaters hat sie kein geringes Verdienst. Indem sie durch ihre an das antike Schönheitsideal gemahnende Erscheinung, ihre melodische Stimme und ihr Spiel ganz Weimar zu jubelndem Beifalle begeisterte, regte sie zugleich die Kunstgenossen, vor allem den weiblichen Teil, zum Wettstreit an, was ein sehr wohltuend empfundenes, glückliches Zusammenspiel bewirkte.

Das allgemeine Entzücken über Caroline Jagemann teilten aus vollem Herzen die damals in Weimar vereinigten erlauchten Geister, doch freute sich niemand ihrer Gegenwart so sehr wie Herzog Carl August, der in Mannheim, wo er als Kriegsteilnehmer gewesen war, zu dem ihm schon von früher bekannten jungen Mädchen eine lebhafte Neigung gefaßt hatte. Sie steigerte sich nach dessen Rückkehr allmählich zu einer wahren Glut der Leidenschaft, die ihn seelisch und auch körperlich geradezu verzehrte. Carl Augusts Gefühlen zeigte sich Caroline keineswegs unzugänglich, die Zumutung aber, seine Geliebte zu werden, wies sie standhaft zurück und suchte sich seinen unablässigen Werbungen mehrmals im Laufe der nächsten Zeit durch längere Gastspielreisen nach Berlin, Wien, Göttingen und Mannheim zu entziehen. Ihr andauerndes Widerstreben versetzte ihn jedoch in einen an Verzweiflung grenzenden, ernste Besorgnis erregenden Zustand; nach langem, schwerem Bedenken brachte ihm deshalb Caroline schließlich um die Wende des Jahres 1801, zum Teil aus Mitleiden, das gewünschte Opfer. Sie tat es nicht am wenigsten auf Zureden seiner Gemahlin, der Herzogin Luise, die in der Verbindung mit ihr ein sicheres Mittel zu Carl Augusts innerer Befriedigung erblickte. Aus diesem Grund ließ sie nicht nur geschehen, was sie nicht ändern konnte, sondern behandelte sogar Carolinen, deren Charakter sie schätzte, vor aller Welt mit ausgesuchter Güte.

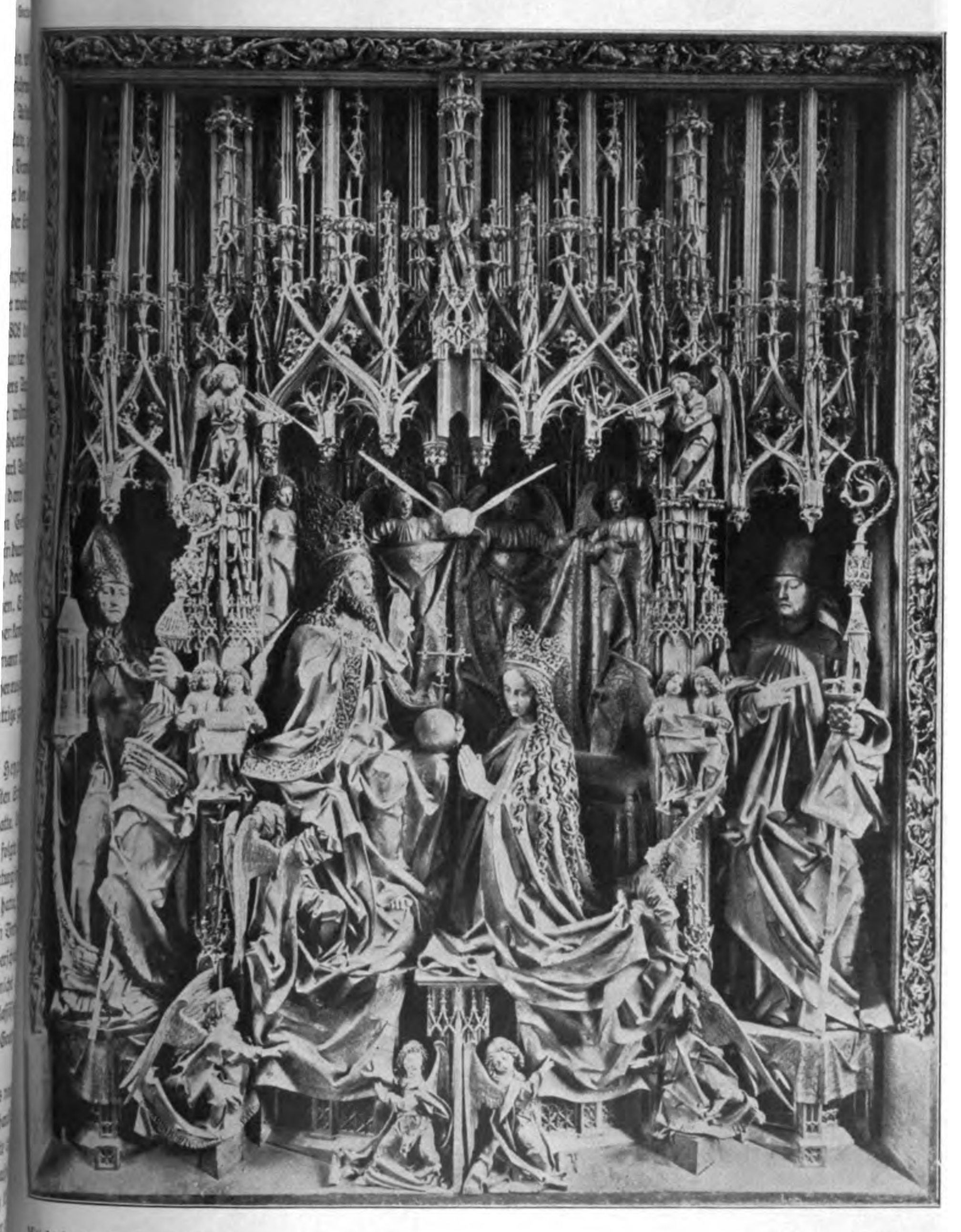
Der Wunsch der hochherzigen, selbstverleugnenden Frau, jener ihre Stellung nach Kräften zu erleichtern, hinderte freilich nicht, daß sie in Weimar als Mätresse des Herzogs von manchen Seiten verlästert und oft schwer gekränkt wurde. Neben dem tapfer auf sie schmälenden Kreise der Familie Herder zeigte ihr besonders der Hofadel eine sehr unfreundliche Gesinnung: selbst Frauen wie Caroline von Wolzogen und Charlotte von Stein konnten es sich nicht versagen, sie gehässig zu begeifern. Man war sich offenbar gar nicht klar darüber, was eine Künstlerin wie sie für Weimar bedeutete. Bei ihrem hohen Rufe wäre es ihr, wenn sie gewollt hätte, ein Leichtes gewesen, ihre Laufbahn an einem größeren Schauplatz unter viel glänzenderen Bedingungen als in ihrer Heimat fortzusetzen. Die Kraft, Weimars Enge trotz aller Gegner, denen sich später auch die Großfürstin Maria Paulowna anschloß, gleichmütig zu ertragen, schöpfte sie zunächst aus dem beglückenden Verkehr mit Carl August, dem sie, nach Goethes Worten, „die Göttin der lieblichen Laune“ war. Sie fühlte sich ferner gestärkt durch das Bewußtsein ihrer uneigennützigen Gesinnung, nicht minder jedoch durch die freudige Hingabe an das von der Natur ihr verliehene Talent und die bedeutenden Aufgaben, die ihm jene ewig denkwürdige Blütezeit der Dicht- und Tonkunst immer von neuem stellte. Vor allem ist mit der Erinnerung an die 1799 beginnenden Erstaufführungen der großen klassischen Dramen Carolinens Name dauernd verbunden: als Darstellerin der Thecla, Königin Elisabeth, Beatrice und Eugenie lebt sie fort in den Annalen der Glanzperiode des weimarischen Theaters.

Ihr Andenken bleibt aber auch für seine spätere Zeit hoch in Ehren: das der Tragödin und Sängerin ebenso wie das der Egeria ihres fürstlichen Freundes, die auf Grund reicher Erfahrung mit Tatkraft, Zartgefühl und gesundem Urteil sich ohne Unterlaß um das Wohl der Anstalt bemüht hat. Ihr stilles Wirken, das sich allmählich zur Leitung des Theaters entwickelte, gereichte diesem entschieden zum Segen. War doch nach dem Tode Schillers, des großen Dramaturgen, sein Niedergang ernstlich zu befürchten, da Goethes Interesse daran jetzt, wo er den als Dramatiker ihm weit überlegenen, treibenden und anregenden Freund nicht mehr an der Seite hatte, zusehends erkaltete.

Mit der Jagemann stand er äußerlich auf dem besten Fuß; ihre Mitregierung empfand er allerdings, selbstherrlich wie er war, oft drückend genug, indessen wurde es ihm bei seiner wachsenden Gleichgültigkeit in Theaterfragen nicht allzu schwer, gegen Ende des Jahres 1808 deren Erledigung, soweit sie die Oper angingen, ihr zu überlassen. Während sie sich ihnen unter dem Beistande des 1810 von Leipzig nach Weimar berufenen hervorragenden Kapellmeisters August Eberhard Müller sogar im Drange der Befreiungskriege mit nie ermüdendem Eifer widmete, gab der alternde Dichter seinen Überdruß an der ferneren Beschäftigung mit dem Theater und die Sehnsucht, sich ihrer zu entledigen, immer deutlicher zu erkennen. Wohl suchte Carl August, der unterdessen am Kampfe gegen Napoleon rühmlichen Anteil genommen und dann vom Wiener Kongreß für sein Haus die großherzogliche Würde samt einer erheblichen Gebietsvergrößerung mit heimgebracht hatte, den alten Freund in der so viele Jahre hindurch bekleideten Stellung zu halten, indem er ihm seinen Sohn als Gehilfen beigesellte, doch hielt Goethe gleichwohl an seinem Vorhaben fest, sie bei nächster Gelegenheit niederzulegen. Es war ein Zufall, daß die vielbesprochene Begebenheit mit dem Hunde des Aubry dazwischenkam und die Frist abkürzte, die er sich gesetzt hatte. In betreff der Rolle, die Caroline Jagemann dabei gespielt hat, gewinnen wir aus ihren Denkwürdigkeiten und den übrigen vom Herausgeber angeführten Zeugnissen den Eindruck, daß sie den auf ihr lastenden Vorwurf der Intrige gegen Goethe nicht verdient.

Dafür spricht auch die Fortdauer seiner freundlichen Beziehungen zu Frau von Heygendorff, wie Carl August inzwischen Carolinen und ihre Kinder nach dem ihrem ältesten Sohne Carl geschenkten gleichnamigen Rittergut, einem heimgefallenen Lehen, genannt hatte. Dem Bildungsgange des letzteren, dessen Pate er war, und seiner beiden Geschwister folgte der Dichter mit wohlwollendem Interesse, wogegen sich Caroline wiederholt in dramaturgischen Dingen vertrauensvoll an ihn wandte. Seitdem er sich vom Theater zurückgezogen hatte, erschien sie geradezu als dessen Spiritus Rector, doch ist sie ebenso wenig wie früher in den Vordergrund getreten, sondern hat sich mit dem Einfluß auf die Männer begnügt, denen die verschiedenen Ämter verantwortlich übertragen waren. Von der bisherigen Richtung wurde nicht abgewichen, sondern bei aller Rücksicht auf die Gegenwart der Zusammenhang mit der klassischen Zeit gewahrt. Dadurch hielt sich, wenn auch der große Name fehlte, die einstige Bühne Goethes doch im ganzen vollkommen auf der Höhe.

Unter deren Mitgliedern stand Caroline, wie wir der eingehenden Schilderung dieses neuen Abschnittes ihres Lebens entnehmen, noch immer obenan. Sie spielte Heroinen sowie charakteristische Lustspiel- und ernste dramatische Rollen mit gleicher Vorzüglichkeit, erweiterte trotz vorgerückter Jahre noch ihr ursprüngliches Programm und trat in der Oper wie im Schauspiel mit den bedeutendsten auswärtigen Künstlern in die Schranken. Nachdem am 21. März 1825 das Theater, an das sich für sie so stolze Erinnerungen knüpften, ein Raub der Flammen geworden war, wirkte sie auch bei der Weihe des neuen Hauses mit, das am darauffolgenden 3. September, dem Tage der fünfzigjährigen Jubelfeier der Regierung Carl Augusts, mit der Oper „Semiramis" von Rossini eröffnet wurde; am 7. November aber gab sie bei der Jubelfeier der Ankunft Goethes in Ilm-Athen die Iphigenie und bewies durch ihr alle Zuschauer hinreißendes Spiel, daß sie den Ruhm, den sie seit einem Menschenalter genoß, noch nicht über-



Mittelschrein des Hochaltars Michael Pacher

lebt habe. Indessen schränkte sie doch ihre Bühnentätigkeit mehr und mehr ein. Am 17. März 1827 trat sie zum letztenmal als Sängerin auf, am 11. Juni 1828 aber nahm sie mit einer ihrer besten Schauspielrollen, der Lady Macbeth, unbewußterweise Abschied vom Theater.

Wenige Tage danach traf in Weimar wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Trauerbotschaft ein, daß Großherzog Carl August auf dem Heimwege von Berlin im Schlosse Graditz bei Torgau einem Schlaganfall erlegen sei. Caroline war tief erschüttert. „Mir scheint die Seele aus meinem Leben geschwunden zu sein", schrieb sie am 20. Juli ihrem Freunde, dem Großherzoge Georg von Mecklenburg-Strelitz.

Dieser hatte sie zuerst in Mannheim gesehen, wo er als ganz junger Prinz mit seinen beiden lieblichen Schwestern Luise und Friederike, den dereinstigen Königinnen von Preußen und Hannover, zu Besuch bei den pfalzgräflichen Verwandten weilte, während Caroline der dortigen Bühne angehörte. Ihr späteres Leben bot ihr manche Gelegenheit, sich den fürstlichen Geschwistern, die sie auf den ersten Blick gefesselt hatte, wieder zu nähern, ganz besonders dem Großherzoge Georg, einem geistvollen, warmherzigen, feinsinnigen und hochgebildeten Fürsten, der sich mit Stolz einen Goetheaner nannte. Wie innig seine Beziehungen zu Frau von Heygendorff waren, geht aus dem Briefwechsel mit ihr von 1828 bis 1848 hervor, der dem Leser der Jagemann-Erinnerungen zugleich von dem Schicksale Carolinens und der Ihren nach Carl Augusts jähem Hinscheiden willkommene Kunde gibt.

Wie wir daraus entnehmen, lebte sie fortan fast ganz für die drei Kinder, die sie als Unterpfand der Liebe des unvergeßlichen Entschlafenen betrachtete. Ihre gleichnamige Tochter starb zu ihrem großen Schmerze nach kurzer Ehe im Sommer 1836, von den beiden Söhnen blieb der jüngere, August, der im preußischen Heere diente, unvermählt, dagegen ist sein Bruder Carl, der sich für den sächsischen Militärdienst entschieden hatte und vom alten König Anton wie ein Verwandter, mit wahrhaft väterlicher Güte, empfangen worden war, dreimal verheiratet gewesen. In Anbetracht seiner häuslichen Verhältnisse, besonders während der langen Witwerschaft nach dem Tode der zweiten Frau, hielt es die an der Schwelle des Greisenalters stehende Mutter für ihre Pflicht, ihm, der eine Zeitlang bedenklich krank war, und den verwaisten Enkeln, soviel sie konnte, helfend zur Seite zu stehen. Zu deren Erfüllung hat sie sich, der eigenen körperlichen Gebrechen nicht achtend, von Weimar, wo sie 1838 nach langer Abwesenheit wieder ihren ständigen Wohnsitz genommen hatte, häufig zu ihm nach Dresden begeben, und dort ist sie auch am 10. Juli 1848 nach einer Krankheit von wenigen Tagen in seinen Armen verschieden. „Ich habe sie", schrieb ihm der Bruder der Königin Luise auf die Nachricht von ihrem Ableben, „seit ihrem vierzehnten Jahre gekannt, sie in allen verschiedenen Verhältnissen ihres Lebens mit größter Aufmerksamkeit verfolgt und in dieser langen Reihe von Jahren immer gleich edel, liebenswürdig und im höchsten Grade ausgezeichnet gefunden."

Hermann Frhr. v. Egloffstein

Die St. Wolfgang-Kirche und Michael Pachers Altar

Zwischen Salzburg und Ischl liegt St. Gilgen am Aber- oder Wolfgangsee. Schon von weitem, wenn man auf den blaugrünen Wellen des wunderschönen Sees herüberfährt, sieht man den trutzigen, viereckigen Turm von St. Wolfgang, der dem Umriß der Kirche seinen markigen Abschluß gibt, wie eine Schildwache, die sich gewappnet hat und nun schweigend wartet. Abt Benedikt hat ihn im 15. Jahrhundert gleichzeitig mit dem Chor in seinem charakteristischen, altbajuvarischen Stil erbauen lassen. Doch wurde er erst im 18. Jahrhundert zu seiner jetzigen

Höhe emporgeführt. Die Legende erzählt, daß der heilige Wolfgang unter inbrünstigem Flehen zu Gott seine Axt warf, um die Stelle zu finden, wo er dem Herrn eine Kirche bauen soll. Im steil in den See abfallenden Felsen von St. Gilgen, der der Sage nach einst einen Tempel des Gottes Donar trug, blieb sie haften, und dort errichtete er die fromme Wallfahrtskirche. So berichtet's die Chronik, und so zeigt es uns Michael Pacher auf einem Flügelbild des St. Wolfgang-Altars. Wundertätig bis auf den heutigen Tag: auch Ketzer und Sünder müssen vor seiner heiligen, überirdischen Schönheit anbetend in die Knie sinken, und die Seele darf einen Augenblick hinüberschauen in den Glanz einer anderen Welt!

Ursprünglich befand sich an der Stelle der heutigen Kirche eine roh gezimmerte Fichtenkapelle, die der fromme, von Regensburg aus politischen Gründen vertriebene Bischof Wolfgang dort errichtet hat. Nach seiner Heiligsprechung im Jahre 1052 durch Papst Leo wurde der Wallfahrtsort der meistbesuchteste im Salzkammergut, und bereits 1182 findet man die Pfarrkirche erwähnt. Abt Simon Reichlin von Mondsee errichtete von 1420—63 einen Neubau, dem das heute noch bestehende Langhaus, eine in seinen bedeutenden Ausmaßen überraschende, zweischiffige Hallenanlage, angehört. Vier rechteckige Pfeiler scheiden das Hauptschiff von dem nördlichen Nebenschiff. Die Streben sind nach innen gezogen und bilden Wanddienste, die in Verbindung mit den Mittelstützen das wundervoll gegliederte Netzgewölbe der fünf Doppeljoche tragen. Zwischen den Streben sind die kleinen, zum Teil noch gotischen Fenster eingefügt, die die weite Halle nur spärlich beleuchten. Doch erhöht gerade dies geheimnisvolle Halbdunkel, in Verbindung mit dem gewaltigen Gefüge des Baues, die Raumwirkung. Im 15. Jahrhundert ließ Abt Benedikt von Mondsee das Hauptschiff des Langhauses um ein zweijochiges Presbyterium verlängern und den Chor angliedern. Bei dem Bau desselben stieß man auf Bodenschwierigkeiten, so daß er untermauert werden mußte. Diese Erhöhung aber verhalf der an sich einfachen Außenarchitektur zu eindrucksvollster Wirkung und spricht schon von weitem deutlich seine Bestimmung als Kopf der Kirche und Behältnis ihres kostbarsten Schatzes aus. Durch seine beschwingtere Gliederung im Innern gewinnt er dem monumentalen Langhaus gegenüber etwas Lichtes, Emporweisendes. Ein Eindruck, der noch verstärkt wird durch die wundervolle farbige Beleuchtung, die durch fünf mächtige Maßwerkfenster hereinfällt, von denen leider nur noch das mittelste Reste der alten Glasmalerei enthält. Durch diese reichgegliederten, schmalen Pforten des Lichtes wird der Altar Michael Pachers in goldene Helle getaucht.

Den ältesten Kultraum, eine in die Kirche einbezogene Erhebung des felsigen Baugrundes, überwölbt die 1713 errichtete Gnadenkapelle, der eigentliche Schauplatz der Mirakel.

Eine kleine Treppe führt von da hinab zum St. Wolfgang-Gnadenaltar, einem gewaltigen Doppelaltar mit einer spätgotischen Holzfigur des Heiligen. Der jetzige Aufbau ist ein gold- und farbenglühendes Werk des Bildhauers Thomas Schwantaler aus Ried im Innviertel von 1676. Der Altar ist umgeben von einem kunstreichen, 1599 gefertigten Eisengitter. Auch die übrige, später hinzugefügte Innendekoration der Kirche ist in demselben, etwas überreichen Geschmack gehalten. Doch hat die Zeit die ein wenig allzu bunten Farben gedämpft und das Stilfremde harmonisch zusammengestimmt mit dem tiefernsten gotischen Bau, dessen Schwere sich belebt durch die Farben und leichteren Linien, so daß das Ganze verschmolzen ist zu einem wunderbar malerischen Kircheninnern.

Die ausgehende Gotik hat die Farbenwirkung des Kirchenraums in den Altären wie in einem Brennpunkt gesammelt. Der lichtausstrahlende, seelische Mittelpunkt der St. Wolfgang-Kirche ist der Altar Michael Pachers. Der Chor wurde seinerzeit eigens für diesen Altar erbaut, und er hat einen wundervollen erhöhten Platz darin gefunden. Das Mondseer Stiftsarchiv verwahrt die Vertragsurkunde der Altarbestellung, die also beginnt: „Vermerckt die abred und das geding der tafel gen sannd Wolfgang ze machen, so besehehen ist zwischen des erwirding und geistlichen heren Benedicten Abbt zu Mànnsee und seines convents daselbst und maister Micheln, maler von Prwanegk an sand Lucientag im 1471 jahre.“ (13. Dez. 1471.)

Über der kräftigen Mensa erhebt sich die Predella. Ihre geschweiften Seitenwangen sind mit einer Blendarkatur verkleidet. Auf ihr erhebt sich der Hauptschrein, der gemäß dem verjüngenden aufgehenden System der Gotik organisch in den Aufsatz des Altares übergeht. Das ganze gotische wunderreiche Zierat sieht aus wie ein goldener Blütenbaum. Wir erwarten unwillkürlich einen seraphischen Gesang zu vernehmen. Es wächst und blüht empor wie ein ungeheurer Jubel, ein Preis- und Lobgesang. Und im Herzen birgt es den unaussprechlich süßen und zarten Hymnus Mariens im goldgewirkten Brokatmantel, über den ihre lichtbraunen Locken herabfließen. Eine einzige Linie der Anmut und frommen Innigkeit von den feinen emporgefalteten Händen über das seitwärts geneigte Haupt mit dem wunderholden Antlitz bis zum Saum des königlichen Mantels. In dieser Gestalt feiert die Weichheit des edlen Lindenholzes und die begnadete Kunst des Meisters ihren seligsten Triumph. Die gekrönte Gottesmutter, die vor Christus kniet, um im Beisein des heiligen Wolfgang und des heiligen Benedikt den Segen zu empfangen und für die bedrängte sündige Menschheit Vergebung zu erflehen, ist nicht nur der Mittelpunkt des Schreins im Sinne des Aufbaus, es ist auch das strahlende Herz des Altars, von dem das Leuchten ausgeht. Der Schrein ist umgestaltet in eine zauberhafte Kapelle, wie sie die spätgotische Phantasie erträumt als himmlischen Schauplatz der Krönung Mariä. Er ist durch reiche, von Bildhäuschen und Engelsfiguren durchbrochene Pfeiler in drei Tabernakel eingeteilt. Darüber erheben sich vier Baldachine, verschwenderisch geziert mit wundervoll durcheinanderschwingenden Wimpergen, krabbenbesetzten Kielbögen, Fialen. In diesem goldenen Geäste sitzen entzückende, musizierende Engelbüblein, die die heilige Handlung mit seliger Musik begleiten. Und dabei haben sie den Schalk im Nacken. Vier größere Engel breiten im Hintergrund den herrlich gemalten Thronteppich aus, bereit, ihn über dem erhöhten Sitz der Himmelskönigin zu legen. Wie ein lebendiger Rosenkranz schlingt sich der Engelreigen um den Triumph unserer lieben Frau. Prachtvoll sind die Gestalten des heiligen Wolfgang und des heiligen Benedikt. In letzterem vermuten einige Gelehrte das Idealbildnis des geistgewaltigen, aus Cues a. d. Mosel stammenden Bischofs von Brixen, Nikolaus von Cusa (Kusa).

An den Frontecken des Altars sind die ritterlichen Gestalten des heiligen Florian und Georg, von Kopf zu Fuß in silberschimmernde Rüstungen gehüllt, als Paladine der Himmelskönigin postiert. Der heilige Florian, das Urbild eines Feudalherrn des 15. Jahrhunderts. Dagegen ist Georg, diese leuchtende Jünglingsgestalt, das verkörperte Ideal des Rittertums und der höfischen Poesie. Die Romantik des mittelalterlichen adeligen Lebens umschwebt die beiden prachtvollen Geharnischten. In den Tabernakeln über den beiden christlichen Streitern stehen die Märtyrerinnen Katharina und Margareta, in wundervolle, reiche Gewänder gehüllt, in zärtlich-steifer, echt gotischer Haltung.

Der Altaraufsatz birgt in der Mitte den Kruzifixus. Im Mittelschrein: Christus der Segnende, übermenschlich weise und ruhig. Oben: Christus der Vollender. Ergreifend ist sie dargestellt, die große Qual des Gekreuzigten und der unsagbare Schmerz der Mutter und des getreuen Jüngers Johannes. Über allem aber in der höchsten Höhe der „supernia curia coelestis" thront Gottvater: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort." Also feierlich, fern und mystisch thront Gottvater. Er hat Gabriel ausgesandt, der Gebenedeiten die Verkündigung zu bringen. Im linken Seitenturm hat der Engel sich niedergelassen, ehrfürchtig Maria begrüßend, die in der Laube gegenübersteht und tief versunken in ihrem Gebetbuch liest. „Am Anfang war das Wort . . ." In dieser feierlichen Stille der höchsten Höhen begann und beschloß, was in der Predella lieblich, menschlich — nahe dargestellt wird: die Anbetung des Kindes durch die drei Könige aus dem Morgenland.

Die Rahmenfriese des Schreins und der Predella bilden gewissermaßen den verbindenden Text zwischen den großen Geschehnissen. In die Hohlkehlen der Umrahmungen sind Füllbretter mit freigeschnitztem Laubwerk gelegt, das von Figürchen belebt ist: Gestalten des Alten Testaments, die der Erfüllung der Weissagungen harren.

Der Altar ist ein „Wandelaltar". Das heißt, daß die mit zwanzig Bildern geschmückten Flügeltüren ein verschiedenes Öffnen, Auseinanderfalten und Schließen gestatten. Je nach den verschiedenen Bedeutungen der Kirchenzeiten. Die Tafeln zeigen einen Marienzyklus, Bilder aus dem Leben Jesu und solche aus dem Leben des heiligen Wolfgang. Die Technik ist die damals übliche Öltempera, doch ein besonderes Verfahren Pachers ermöglichte ihm, jenes schwere, monumentale, starkfarbige Kolorit hervorzubringen, das ein Wesentliches für den großen Stil seiner Bilder bedeutet.

Ein genialer Geist hat hier eine ungeheure Fülle der Erscheinungen, Formen und Geschehnisse zu einem Gesamtkunstwerk verbunden, dessen harmonisches Ganze gebändigt ist von einem dahinter stehenden, überlegenen technischen Können. Das große Bindemittel war die Polychromie. Das Flimmern des Goldes, die schimmernde Farbe schaffen die Stimmungseinheit, in der Architektur, Plastik und Malerei verschmelzen. Die Zeit hat dieser Köstlichkeit eine Patina gegeben, daß sie in dem mild verklärten Glanz erstrahlt, wie sie wohl als Vision in der Seele ihres Schöpfers zuerst geleuchtet haben mag.

Heraustretend aus dem Schauer dieser geheimnisvollen, wunderbergenden Kirche empfängt das Herz die Wohltat dieser schönen, beseelten Landschaft wie eine Liebkosung und löst sanft die gesteigerte Spannung der Seele, die in Anbetung versunken vor so viel Glanz eines schöpferischen Geistes, wie er im St. Wolfgang-Altar des großen Tiroler Meisters Michael Pacher seinen bezwingenden Ausdruck gefunden hat. J. D. Ungerer



Maria und Kind im Rosenhag Georg Plischke

Bücher unterm Tannenbaum

Es geht den guten Büchern schlecht — Rundfunk, Kino, die Berliner Illustrierte, Wirtschaftsnot und die Welle rationalistischen Lebensgefühls haben die Auflagenzahl des wesentlichen Buches immer geringer werden lassen im Lande der Freunde stiller, am Wesen bauender Lese- und Feierstunden. Die deutschen Kritiker, die nicht nur beurteilen, sondern auch (und vielleicht noch mehr) fördern wollen, sollten einen Kreuzzug für das deutsche Buch eröffnen. Herzlich wünsche ich mir zu Weihnachten, daß wenigstens unterm Tannenbaum, unter den Geschenken vieler Türmer-Leser Bücher liegen, die ich hier anzeige und empfehle.

Franz Karl Ginzkey hat sich zu einem der feinsten zeitgenössischen Erzähler entwickelt. Seine reife Kunst hat als besonderes Merkmal den erlesenen sprachlichen Ausdruck und die seltene Gabe, an alle Herzen zu rühren. Den echten Poeten zeigen uns auch die beiden neuen schönen Erzählungen: „Der Weg zu Oswalda" (bei L. Staackmann, Leipzig, Ganzl. 3 M) — das ist der Weg der Liebe zu einer erblindeten, seelisch reichen und großen Frau, den nach starken Erschütterungen der Jugend der Held dieses Buches geht; „Der Wiesenzaun" (bei L. Staackmann, Leipzig, Halbl. 3.50 M), eine unvergleichlich fein und beziehungsreich geschriebene Dürer-Erzählung, die es versucht, das bekannte seltsame Bild des Meisters mit der Madonna vor dem Wiesenzaun aus der Seele und dem Leben Dürers zu deuten. Die kühne, aber künstlerisch und menschlich überzeugende Deutung, daß es sich hier um ein kurzes Liebeserlebnis des großen Meisters handelt, ist Ginzkey wohlgelungen.

Ein anderer Österreicher, dem wir den ersten Wieland-Roman verdanken, Ludwig Huna, schrieb sich seinen „Herr Walther von der Vogelweide" recht vom Herzen (Verlag Grethlein & Co., Ganzl. 7.50 M). In diesem leidenschaftlichen, von echtem Sang durchklungenen, das Bild des farbenrauschenden Mittelalters meisterlich zeichnenden Roman erleben wir den gewaltigen Sänger und Ritter ursprünglich lebendig und vor allem als den tapferen männlichen Reichsvorkämpfer und politischen Streiter. Der Untertitel „Ein Roman von Minne und Vaterlandstreue" trifft die beiden Pole dieses deutschen und frohen Buches.

Eine nicht minder starke Leidenschaft erfüllt das neue Werk von Hans Friedrich Blunck: „Kampf der Gestirne" (bei Eugen Diederichs, Ganzl. 8 M), nur dunkler, herber, dämonischer. Ich scheue mich, diese große Erzählung und Dichtung einen Roman zu nennen. Dieser noch junge, stark aufstrebende niederdeutsche Dichter weist ein seltenes, geniales Merkmal auf: Seine germanischen Dichtungen (diesem Werk vorangegangen ist „Streit mit den Göttern") schöpfen ihr strotzend blutvolles gewaltiges Leben unmittelbar aus der fast verlorenen und verschütteten Mythe unseres Volkes. Es ist nicht Literatur aus zweiter Hand, sondern ganz aus dem Geheimnis des Blutes, der Art stammendes Schauen, das künstlerisch gemeistert wird. Aus der Zeit Irgendwann erzählt in diesem Werk der Dichter die phantastisch-seltsame Geschichte von Ull dem Wikingerkönig, seinen Aufstieg von der einsam bewohnten Insel im Nordlandmeer bis zum tragischen, heldischen, unerhört einsamen Niedergang. Blunck schuf sich für diesen ungewöhnlichen Inhalt eine ebenbürtig starke, an die Skalden und Sagas fern erinnernde Sprachform.

Gustav Renner, der so lange geschwiegen und an dessen Werk wir Deutschen noch viel gut zu machen haben, hat einen schon vor mehreren Jahren geschriebenen kleinen Roman „Heimkehr" bei Bonz & Co. (Ganzl. 7 M) erscheinen lassen. Die unendlich feinfühligen, die Dinge in ihrer unbewußten Tiefe und Schönheit erschauenden Künstleraugen dieses Dichters stellen uns in dieser zarten, stillen Erzählung von der Heimkehr eines Musikers aus der Großstadt in die Bezirke der Jugend ein wundervoll belebtes, menschlich bewegendes Abbild dar. Bemerkenswert ist der gebändigte, durchblutete Stil dieser Erzählung, die uns von dem Dramatiker und Lyriker Renner noch weitere bedeutende epische Gaben verheißt.

Auf den hervorragenden sudetendeutschen Dichter und Hüter des Deutschtums im Böhmerland Hans Watzlik möchte ich nachdrücklich hinweisen. Er hat zahlreiche, meisterliche Romane

geschrieben — sein neuester „Ums Herrgottswort“ (bei L. Staackmann, Ganzl. 6.50 ℳ) zeigt ihn auf der Höhe seines reichen Könnens. Der Dichter widmet das Werk „In Gedenken an das leidende Deutschland“. Es ist der blutige Bauernkampf in Niederösterreich und Böhmen, zwischen evangelischen und katholischen Christen — ums Herrgottswort —, der hier einen epischen Gestalter von Rang gefunden hat: einen Meister großer, visionär ins Innerste treffender Darstellung, die uns das Herz bewegt, zerreißen will und doch erhebt zum Willen duldsamer Gemeinschaft im leuchtenden Namen Christi.

Ein Idyll heute zu schreiben, ist ungewöhnlich, altertümlich, unmodern. Aber was will das heißen und bedeuten vor diesem entzückenden Werk „Pankraz der Hirtenbub“, das Hans Brandenburg gedichtet, Dora Brandenburg-Holster wundervoll naturselig bebildert und der Verlag H. Haessel liebevoll betreut hat! (Ganzl. 5.80 ℳ). Der köstliche Inhalt einer richtigen Hirtenbubengeschichte in einer wahrhaft erlebten Voralpenlandschaft, dazu die quellfrische Zeichenkunst und der billige Preis müssen dem Buch die Türen und Herzen öffnen. Schlichtes, vollkommen mit der Natur einheitliches Leben, mit ihm aller Segen von Armut, Sonne und Ursprünglichkeit sind hier eingefangen. Ein Buch für uns „Alte,“ „Erwachsene“, so gut wie für Kinder vom 12. Jahr an.

Diesem Idyll in der Lebensstimmung verwandt ist Hans Raithels, des fränkischen Roseggers, wie man ihn nennt, Dorfgeschichte von der schönen „Annamaig“ (Köhler & Amelang, 4 ℳ). Das Buch und das Mädel haben es mir angetan, weil auch sie beide aus dem Leben gekommen, durch ein kluges, warmes Herz gegangen und von einer künstlerisch ordnenden Hand in das öffentliche Leben gestellt worden sind. Die Geschichte einer durch Bauernschwere und Dickköpfigkeit, durch Familienpolitik schwer errungenen Liebe und Ehe.

Peter Dörfler, der treffliche, volkstümliche, süddeutsche Erzähler, hat mit seinem erfolgreichen Buch „Als Mutter noch lebte“ (Verlag Herder & Co., 4.20 ℳ) sich am tiefsten in die Herzen seiner Leser eingeschrieben. Auch hier trifft zu, was ich über Raithels Buch sagte. Eine uns alle beglückende Mutter-Ehrung und ein uns alle ergreifendes Bild eines schlichten, ländlichen Lebens und Werdens. So wissen wir, woher dem Schaffen dieses Priester-Dichters der Segen kam: Heimat und Mutterliebe.

Zwei schöne, kleine, billige Bücher (je 1.50 ℳ) legt der Verlag Eugen Salzer, Heilbronn, vor: „Aus Weimar und Schwaben“ — Dichternovellen — von Heinrich Lilienfein; fein gezeichnete Stimmungsbilder und Szenen um Wieland, Schiller, Hölderlin, Weimar. Von Heinrich Federer, über dessen Gesamtwerk wir an anderer Stelle berichten werden, „Das deutsche ABC“. Der Kampf um das gotische und lateinische ABC tobt zwietrachtstiftend und erkältend in einem deutschen Dorf, bis die schreibunkundige Weisheit des Dorfältesten die Spannungen glücklich löst. Ein echter Federer ist dieses humorvolle Gleichnis, daß es nicht so sehr auf die Schriftzüge als auf des Herzens Züge und Triebe ankomme.

Der Dichter der Landschaft und des Volkes von Tirol, Rudolf Greinz, legt fast als Dank für die Anhänglichkeit der Leser, die kürzlich seines 60. Geburtstages gedenken konnten, einen neuen Band lustiger Geschichten vor: „Tiroler Leut“ (bei L. Staackmann, Ganzl. 5 ℳ). Das ist ein behagliches, urwüchsiges, männlich-unerschrockenes Erzählen, saftig und bildkräftig, wirklich nach Tirol und nicht nach dem modernen Herrenzimmer duftend. Eine echte Lustigkeit, wie sie nicht der Witz, sondern nur das quellende, bewegte Leben spendet.

Da ist noch ein lustiges Buch, das die Bekanntschaft und Freundschaft vieler verdient: „Settchens Hut“ von Ludwig Mathar (Herder & Co., 4 ℳ). Ja, das ist eine Revolution, gegen die 1848 nur ein kümmerliches Schützenfest ist, als unter den traditionellen Kopftüchern des altfränkischen Dorfes der erste Stadthut erscheint, so halb nach Pariser Mode — da grimmt er los gegen den Hochmuts- und Hüteteufel, der eherne Priester und Hüter alter Sitten —, da kämpft die alte und neue Zeit, du lieber Gott, die ewig erregte Liebe der Damen für Frau Mode gegen die konservative Weltanschauung. Beinahe gibt es Leid und Weh — bis das Herz des edlen,

prächtigen Priesters über den Ärgernis erregenden frühlingsbunten Gegenstand von Settchens gewaltigem Panamahut, bis die christliche Liebe — das Recht der Jugend bejaht.

Der Reise ins Pfarrhaus läßt Hans Heinrich Ehrler eine „Reise in die Heimat" folgen (Verlag Kösel & Pustet, Ganzl. 5 ℳ). Das ist ein hohes Lied auf die Heimatstadt Maulbronn, auf den Segen einer Jugendzeit und eines Elternhauses, auf eine Mutter. Die Gegenstände, wie immer bei Ehrler nach außen hin nicht groß, aber unendlich reich, vielfältig, strahlend nach innen. Dieser wahrhaft selige Poet, in unserem Zeitalter eine liebenswerte Merkwürdigkeit, schafft auch in diesem Werk ein Glanzstück seiner edlen Sprachkunst, wenngleich ich, wie im „Wolfgang" auch hier manche Übersteigerungen, manches unmögliche Bild antreffe. Es ist, als ob der Dichter das Niedergeschriebene nicht noch einmal in strenge Sicht und Zucht nehmen will. Aber nichtsdestoweniger, es ist der Schönheit genug in diesem kleinen schmalen Werk.

Mit Hinweisen müssen sich vorläufig wegen Raummangel zwei bedeutende Werke begnügen: Hans Grimms zweibändiger „politischer", aber dichterisch sehr starker Volksroman „Volk ohne Raum" (bei Albert Langen, Ganzl. 20 ℳ) — eine monumentale Leistung von stärkster Aktualität — ein Handbuch deutschen Kampfes um Lebensraum. Ferner der staatspolitische Roman „Politeia" des Fürsten Wrede (bei Ernst Hofmann & Co., 11 ℳ). Fürst Wrede hat als erster den wohl gelungenen Versuch unternommen, in der Form einer Erzählung den großen Zusammenstoß der kollektivistischen und individualistischen Staatsauffassung im Weltkriege zu schildern. Ein politisches Lehrbuch, geschickt für das Verständnis des gebildeten Laien angelegt, gleichzeitig ein treffliches Bild Salzburgs in und nach dem Kriege.

Reclams neue Bücherreihe, „Der schöne Reclamband", empfiehlt sich durch drei Vorzüge: Erlesener Inhalt, farbig hübsche und gute Ausstattung, billiger Preis. Für 80 Pfg. kann man die gebundenen Ausgaben lebender Autoren haben, so durchweg hochstehende Erzählungen von Rudolf Huch: Der tolle Halberstädter, Friedrich von Gagern: Der Marterpfahl, Hans Watzlik: Ungebeugtes Volk, Alice Berend: Kleine Umwege, Hermann Stehr: Der Schindelmacher, Emil Lucka: Thule — eine Sommerfahrt, Adolf Kölsch: Gaukler des Lebens. Man lasse sich beim Buchhändler diese reizende und wertvolle Taschenbibliothek vorlegen.

In dem (bei Grethlein & Co., ℳ 4) erschienenen schön ausgestatteten Buch „Der singende Flügel" gibt der bekannte Dichter und Naturforscher Adolf Kölsch Bilder, Beobachtungen und Skizzen aus dem Tier- und Pflanzenleben. Aber durch den starken, eigentümlich warmherzigen dichterischen Ausdruck formen sich diese Bilder auch für den Leser zu Erlebnissen und Gesichten wundersamer, nachdenksamer Art. Die biologischen Tatsachen werden hier nicht losgelöst vom Naturganzen — und die rationalle Erkenntnis schließt nicht Unerklärliches, Geheimnisvolles, das Unsichtbar-Lebenspendende aus. Der Blick für das Kleinste und Geringste wird vertieft und beseelt durch den Blick für das Fernste und Große — die Erkenntnis der natürlichen „Grausamkeit" schließt nicht den Humor und die Einsicht in ein höheres Muß des Entwicklungsgesetzes aus. Es sind alle diese Geschichten kein populärer Aufguß wissenschaftlicher Arbeit, sondern höchst lebendige Anschauung, so daß wir das Gefühl haben, „dabei zu sein" — miterleben, mitschauen, mitsinnen. Gerade für den Großstädter ist dieses reizvolle Buch geschrieben — reich an klarer, sachlicher Beobachtung, aber vibrierend von echtem Gefühl und einzigartig spannend durch die Fabulierkunst dieser ungewöhnlichen Dichter- und Forscherpersönlichkeit. Allen Naturfreunden und Wanderfrohen wird dieses Werk besonders lieb und wert werden.

* * *

Das Gedicht im Lärm — ja, und dennoch: höchste Kunst, tiefste Beglückung, erhabene Schönheit gibt uns das kleine Gedicht immer wieder, ist nicht zu besiegen und aufzuhalten der ewige Gang menschlicher Sehnsucht. Auch in diesem epischen und technischen Zeitalter nicht. Heil dem Herzen, dem Geiste, der sich noch hingeben kann dem Gedicht! Aber über Gedichte auszusagen ist noch schwerer als gute schreiben. Aus Richard von Schaukals großer lyrischer Kunst, deren Reichtum vielfältig, glanzvoll in der Form, bedeutend im Geistigen ist, gibt uns der Verlag der

österreichischen Staatsdruckerei einen wundervoll ausgestatteten Auswahlband (17 ℳ). Von Franz Karl Ginzkey empfehle ich die Sammlung „Befreite Stunde“ (bei L. Staackmann, 2.50 ℳ). Das sind tief beseelte, schlichte, von echter Menschlichkeit erfüllte, formschöne Dichtungen, Verkünder deutscher Innerlichkeit. Die kleine Sammlung neuer Gedichte „Musik der Einsamen“ von Hermann Hesse (bei Eugen Salzer, 1.50 ℳ) hat das sechzigste Tausend erreicht — also gibt es doch noch Liebe und Freundschaft für diese echte Poesie, für die schwermutvollen feinen Verse dieses Dichters der Einsamkeit. Robert Hohlbaum, der ausgezeichnete österreichische Erzähler und Novellist gibt mit dem Zyklus „Vaterland“ (bei Staackmann, Ganzl. 5 ℳ) ein in unserer Zeit ungewöhnliches und sehr wertvolles Werk. Es sind machtvoll gestaltete Balladen, den großen Zeichen, Manen und Männern des Deutschtums gewidmet. Mit einem aufreißenden Wielandgedicht beginnt der Zyklus, feiert den Kaisertraum, Hutten, Luther, das Volkslied, Bach, Goethe, Schiller, Kleist, Wagner, und erhebt sich zur Hoffnung und Verheißung in einem Sang an Zeppelin. Die große, heiße, mannhafte Liebe zum großen Vaterland fand in den rauschenden, prachtvoll wechselnden und dem jeweiligen Stimmungsgehalt des Angerufenen entsprechenden Gesängen eine gleiche künstlerische Höhe. Das Buch ist erlesen bebildert und ausgestattet. Zu den wenigen starken, unmittelbaren lyrischen Dichtern unserer Zeit zählt Lulu von Strauß und Torney. Die Gesamtausgabe ihrer Balladen und Gedichte unter dem schönen Titel „Reif steht die Saat“ gibt in einem sehr geschmackvollen Band der Verleger Eugen Diedrichs heraus (7.50 ℳ). Die große Unerbittlichkeit der meisterlichen Ballade wie die zarte Innigkeit des Mütterlichen und Naturempfindens vereinigt die Dichterin und schafft sich eine vielfach neue, durchblutete und durchklungene Sprachform. Eine große Leistung lyrischer Auswahl kann hier und jetzt nur kurz angezeigt werden: Die Anthologie „Ewiger Vorrat deutscher Poesie“ des Verlages „Bremer Presse“ besorgt von Rudolf Borchardt. Es ist die eigenwilligste, persönlichste, aber auch unzweifelhaft wertvollste deutsche Gedichtsammlung, die bis auf die Gegenwart reicht und die strengsten Maßstäbe anwendet — sicherlich auch die schönst gedruckte! Was in einem Nachwort über das deutsche Gedicht und über diese bewundernswert durchdachte Sammlung geschrieben steht, ist ein Genuß für sich.

* * *

Von gesammelten Werken seien für den reicheren Weihnachtstisch angezeigt: die 15bändige Ausgabe von Friedrich Lienhard, ausgezeichnet gebunden, Ganzl. weiß mit goldenem Aufdruck, Preis 150 ℳ. Es kann das Werk auch in einzelnen Reihen bezogen werden. Isolde Kurz, sechs stattliche Bände der hervorragenden Novellistin bei Georg Müller verlegt, Preis 50 ℳ, Ganzl. Die schöne achtbändige Ausgabe von Hermann Löns, die 80 ℳ kostet, und die zehnbändige neue Ausgabe der Werke von Willibald Alexis bei Hesse und Becker, die in Ganzl. 45 ℳ kostet. Das ist die volkstümliche Ausgabe des großen deutschen historischen Erzählers, der noch viel mehr gelesen werden muß in der deutschen Familie, soviel mindestens als der englische Scott, dem Alexis gleichwertig ist.

* * *

Für die Jugend ist das Beste gerade gut genug! Das beste Schutzmittel und vorbeugende Gesetz gegen Schmutz und Schund ist: Verbreitet die guten Jugendschriften, schenkt und spendet immer wieder und immer neue wertvolle Bücher! Da ist die schöne Reihe guter, bewährter Jugendschriften des Verlages Gerhard Stalling in Oldenburg; gut gebunden und gedruckt, weisen diese Bücher oft ungewöhnlich guten Bildschmuck auf. Allen voran seien genannt die Bearbeitungen Will Vespers, dieses echten Volksfreundes und Erziehers: Die Nibelungensage, Gudrun, Till Ulenspiegel, Münchhausen, Robinson Crusoe, Parzival, Don Quichotte, dann die Auswahl der schönsten Geschichten für die Jugend von Adalbert Stifter und von Vesper selbst geschrieben „Gute Geister“ und „Fröhliche Märchen“ Preise von 4.80 bis 5.80 ℳ.

Unvergleichlich ist die Art, mit der der wahrhafte Jugendfreund, der Priester Jon Svensson, seine isländischen Geschichten erzählt. Das ist edelste, eindruckmächtigste und frohsinnigste, im Stillen, unbemerkt die Gemüter bildende Kunst. Das ist wirklich Mitleben mit der Jugend, Mitlachen und Weinen. Ich nenne: „Sonnentage“, „Nonnis Erlebnisse auf Island“ (3.80 ℳ), „Die Stadt am Meer“ (4.80 ℳ). So sehr diese Lebensbücher für die Jugend geschrieben sind — es werden auch viele „Erwachsene“ ihre Freude daran haben, sofern sie innerlich jung empfinden. Zeichnungen und Photographien schmücken die Bücher, die bei Herder erschienen sind. Der gleiche Verlag gibt ein Buch von Marie Batzer heraus, die entzückend geschriebene Erzählung „Im grünen Wagen“ (5.50 ℳ). Der Untertitel gibt die Stimmung des sehr hübsch bebilderten Buches wieder: Von ausgezupften Reseden, einer Glocke, einem Kasperle, einer Rose, einem Brunnen, einem Amsellied, von Puppen, lauter kleinen Dingen und ein paar Menschen.

Der Verlag Eugen Diederichs hat durch Lisa Tetzner eine zweibändige Auswahl der „Schönsten Märchen der Welt“ aus seiner großen Reihe „Märchen der Weltliteratur“ herausgegeben. Es ist das eine neuartige und sehr begrüßenswerte Erscheinung: Unbekannte Märchen der Völker und Rassen, eingeteilt in die Tageszahl eines Jahres, jeden Tag ein neues Märchen. Dazu hat Marie Braun eine, manchmal allzu eigenwillige, oft aber, besonders bei den farbigen Blättern, packende und einprägsame Bild- und Zeichenkunst geschaffen. Der große stattliche erste Band umfaßt 550 Seiten Großformat und kostet 15 ℳ bei hervorragender Ausstattung. Über das Werk wird nach Vorliegen des zweiten Bandes noch zu sprechen sein. Wilhelm Kotzde können wir zwei kräftige und knapp erzählte, von Ernst Liebermann sehr fein illustrierte Jugendbücher verdanken: „Wode Brausebart“ und „Herzog Wittekind“, beide alten Volkssagen nacherzählt, Preis je 4 ℳ bei Enßlin und Laiblin. Bei Thienemann, Stuttgart, erscheinen überraschend gut ausgestattete und inhaltlich wertvolle Schriften für Mädchen von Toni Rothmund „Schloß Ohneleid“ und von Adele Elkan „Das Haus am Park“ — erfolgreiche Versuche, aus dem Süßlich-Billigen ins Wirkliche zu gelangen, Ganzl. 4 ℳ. Bei den Jungens werden Hallo erwecken: Eberleins Seegeschichten „Kapitän Wulff“ und „Der Seebär“, dann von Wilhelm Schreiner „Im Zauber der Südsee“ — alle drei bebildert und je 4 ℳ Halbleinenband. Einen neuen Weg geht der Verlag mit einer Reihe gut ausgestatteter 2-ℳ-Bücher, von denen ich nenne: „Die Artusritter“, „Laurins Rosengarten“, „Der Wunderbaum“, „Das Christkind kommt“, „Umnandi“, „Sonnenvöglein“; Bücher echter Jugendweise, zum Teil von sehr hohem Wert, insbesondere auch in dem Bilderteil. Von Scholz in Mainz liegt ein sehr wirkungsvolles Bilderwerk von Prof. Angelo Jank vor, erzählt von Wilhelm Fronemann: „Hindenburg“!, aus dem Kriege bis zur Gegenwart und der deutschen Familie herzlich empfohlen (2.50 ℳ). Sonst hat Scholz wie immer eine Anzahl Bücher für die Kleinen herausgebracht, aber dieses Jahr wenig Eigenes, Neues, Besonderes. Hauffs Geschichte vom Kalif Storch (3.50 ℳ) und Reineke Fuchs von Hans Fraungruber (2 ℳ) sind etwa zu erwähnen. Georg D. W. Callwey gibt für die deutsche Jugend: „Das Sternbilder-Buch“ von Hermann Häfker heraus — ein Buch von Himmel und Weltanschauuug mit sechs farbigen Steindrucken, zwei Sternkarten und vier Zeichnungen von Kurt Fiedler. Das Buch, schön gedruckt und gebunden, Großformat, kostet 12 ℳ. Das Leben des Weltraums, die Bilder der Sterne, sind in lebendiger Anschauung, schöner Sprache, dargestellt. Von den mythischen Vorstellungen ausgehend, gelangt das ungewöhnlich wertvolle Werk zu den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen, die es in einer anregenden Sprachform wiedergibt. Ein Werk, das sicherlich auch den erwachsenen Laien befriedigen wird.

Nun noch etwas für die Kleinen und Kleinsten. Aus der Reihe der bekannten Nürnberger Bilderbücher des Verlages Gerhard Stalling in Oldenburg einige bemerkenswerte Neuerscheinungen. Es sind Köstlichkeiten in Wort und Bild dabei, die auch den Erwachsenen verweilen lassen, bei den Kleinen aber hellen Jubel und lang anhaltende Freude auslösen. Da ist ein „Hävelmann“ von Storm — wunschlos schön bebildert von Else Wenz-Vietor, von Felix

Timmermanns gibt es eine herrliche Geschichte „St. Nikolaus in Not“, von der gleichen starken Künstlerin herzlich bebildert (je 3.80 M), dann ein anschauliches Bilderbuch von der „Eisenbahn“ von Prof. Wilh. Schulz (4.50 M) und ein Bilderbuch mit alten Kinderrätseln: „Wer will mir mit frischen Backen diese schönen Nüsse knacken?“ (4.20 M). Die drolligen Bilder machen diesen lustigen Zeitvertreib zu einem vollkommenen Vergnügen.

Dann noch von Will Vesper ein Buch, das Ihn lieb und schön in Erscheinung treten läßt den König der Kleinen, und das mein 4½jähriger Stammhalter fast auswendig gelernt hat. „Das Buch vom lieben Weihnachtsmann“ mit feinen Bildern von Else Birkenstock (4.50 M).

Franz Alfons Gayda

Zu unsern Bildern

Ernst Kreidolf, der Bilderbuchmaler und Zeichner war schon vor Jahren in der Kreidolfmappe des Kunstwarts durch die Wiedergabe einer Reihe von Bildern seinen Freunden auch als Maler für die „Erwachsenen“ bekannt geworden. Seine Mappe mit 12 Blättern „Biblische Bilder“ (Rotapfel Verlag, Zürich) erweitert stofflich und seelisch den Umkreis seines Schaffens und zeigt ihn in seiner stillen Art den größten Gegenständen gewachsen. Ein Bild seines Wesens und Schaffens soll später gezeichnet werden. Heute gilt es nur die zwei ersten Bilder der Mappe, die verkleinert unser Heft zum Feste bringt, mit einigen Worten zu geleiten. Bei der „Geburt Christi“ können es deren wenige sein. Das tausendfach Dargestellte atmet hier ganz aus Kreidolfs Wesen eine heilig-naive Märchenstimmung. In ihren reinen Schauern geschieht das Wunder. Im ersten Scheine des neuen Lichtes der Welt staunt die Mutter, verehren ihn die drei Könige und flattern die Engelein aus dem Dachsparren, während die ersten Künder, die Hirten auf dem Felde den Stern erblicken. — Mehr bedarf schon das zweite Blatt „Legende“ eines vermittelnden Wortes, denn hier ist der überlieferte Stoff nicht nur eigen nachgestaltet, sondern der Künstler ist Mitdichter. Christus ist in der Welt. Aber „der altböse Feind“, der Teufel fährt um und sucht, wen er locke und verschlinge. Er lockt mit gelbem Gold, und die Menschen stürzen ihm nach, um einzusammeln und werden ihm folgen ins dunkle Verderben. Da kommt wellenumstürmt ein Floß geschwommen, gesteuert vom heiligen Paar, auf dem das Christuskind friedlich mit den Lämmern spielt. Einige auf der Brücke sehen es, stürzen zum Geländer, winken anderen. Die Botschaft ist gekommen und vernommen und wird wachsen. In die helle und bewegte Stimmung dieses Bildes spricht der Humor. Wohl hat der Teufel „groß Macht und viel List“, aber er ist trotz seines gewaltigen Schweifes und seiner Goldproduktion doch ein armer Teufel. Hier umspielt der lichte Geist der Legende mit liebreicher Phantasie Heiliges und Profanes. C. M.

Das Gemälde „Heilige Familie“ von Jakob Jordaens stellt eines der besten Werke aus dem Beginn der mittleren Schaffenszeit des flämischen Meisters dar. Neben Rubens und van Dyck gilt Jakob Jordaens als einer der größten Maler der Antwerpener Schule. Er wurde 1593 in Antwerpen geboren, woselbst er in Adam von Noorts einen trefflichen Lehrer fand. Seine Gemälde zeichnen sich ganz besonders durch eine sichere Lichtführung und eigenartige Farbgebung aus. Charakteristisch für ihn sind die schillernd schweren Farben und die zusammengedrängte Komposition. Fast alle größeren Galerien Europas besitzen Werke von Jakob Jordaens, der im Jahre 1678 in seiner Vaterstadt Antwerpen gestorben ist. Die „Heilige Familie“ wird in diesem Heft des Türmers erstmalig veröffentlicht. Das Original wurde im Jahre 1892 in der Royal Academy in London öffentlich ausgestellt und befindet sich jetzt im Besitze der Galerie van Diemen in Berlin, die es aus der englischen Sammlung des Majors S. Flood Page erworben hat. —

In Dr. Georg Plischke ist ein neuer Meister der Scherenkunst erstanden. Der Schattenriß gelangt durch ihn wieder zu einer volkstümlichen Verbreitung. Selten hat ein Künstler von solch reicher Erfindungsgabe und solch vollendeter Technik diese lange vergessene Kunst geübt, auf die leider zu Unrecht mit Überheblichkeit von Malern und Radierern herabgesehen wurde. Im Verlag Georg D. W. Callwey in München erschien kürzlich unter dem Titel „Allerlei ha holdrio von der Schere Schnippel-Froh“ zwei Mappen: „Die Reise nach Himmelheim“ und „Vom Osterhasen Schnellebein und den vier bösen Engelein“. Der Verlag Fiedler in Zittau hat sich gleichfalls durch die Herausgabe von Postkarten und Kalendern um Plischkes Werk verdient gemacht. Auf die frische, fröhliche und gesunde Kunst Plischkes können wir nicht eindringlich genug hinweisen.

K. A. Walther

Wilhelm Kempffs Weihnachtsmysterium

Zu Weihnachten letzten Jahres hatte die Württemberger Landesbühne in Stuttgart zu einer Uraufführung eingeladen, die im Theaterleben unserer Tage ein ungewohntes Gepräge trug. Einmal dürfte es nicht alltäglich sein, daß „im großen Hause“ eines berühmten ehemaligen Hoftheaters im Rahmen des ordentlichen Spielplans eine Schüleraufführung stattfindet, wie sie bei dieser Gelegenheit von der Württemberger Hochschule für Musik mit schönem Erfolg dargeboten wurde. Zum anderen war der Gegenstand der Aufführung keine eigentliche Oper, sondern ein Weihnachtsspiel, das von dem Leiter der Hochschule musikalisch und darstellerisch zu vollen Opernmitteln entwickelt worden war. Das „Mysterium von der Geburt des Herrn“ in sieben Begebenheiten nach Spielen des Mittelalters, von dem Neu-Ruppiner Volksschullehrer Hans Thörner eingerichtet, fand vor allem wegen der Musik von Professor Wilhelm Kempff stärkste Beachtung. Der junge Potsdamer Tonsetzer, der nach einer glänzenden Laufbahn als Klaviervirtuose jetzt an der Spitze des musikalischen Erziehungswesens in Stuttgart steht, leitete die Aufführungen selbst temperamentvoll vom Dirigentenpult her, während der bekannte Spielleiter Dr. Otto Erhardt den Bühnen- und Darstellungsrahmen geschaffen hatte. Das Bühnenbild hätte vielleicht stärker und den Absichten des Textbearbeiters entsprechender gewirkt, wenn man statt der wallenden Vorhänge eine spätgotische Kirchenhalle wie die der Memlingschen Madonna als Hintergrund gewählt, also statt des sinnbildhaften „Mysteriums“ mehr das „ministerium“ des 15. Jahrhunderts betont hätte.

Das Wichtigste und Wertvollste der ganzen Begebenheit war aber die Klangwirkung der Partitur. Schon das tonliche Bild war vom ersten Augenblick an ein neues und trotzdem ungeahnt anheimelndes, denn durch die Verwendung von Orgel, Harmonium und einem Klinckerfußschen Lautenklavier, dessen spitze klirrende Klänge unwillkürlich die Vorstellung von goldenem Engelshaar erweckten, erhielt das Kammerorchester etwas ausgesprochen Weihnachtliches. Die ganze Gesinnung der Kempffschen Tondichtung, die streng im Tonalen wurzelt und trotzdem durch Verwendung kirchentonartlicher Weisen und manchen mixturhaften Oberklang in unbebaute Seitentäler vorfühlt, hat etwas in unserer Zeit durchaus Erfreuliches und Lobenswertes. Hier wird nicht Kunst um der Kunst willen verkünstelt, sondern man glaubt, das Volk selbst in seiner ganzen Unbekümmertheit und doch tiefsten Frömmigkeit musizieren zu hören. Mochte es eine geistreiche Anspielung der Spielleitung sein, wenn bei der Anbetung der Hirten und Könige die Engel in der Art des Isenheimer Altars von Grünewald konzertierten, so spürte man doch die ewig-deutsche Musikeinstellung von damals bis auf den heutigen Tag als ein im Untergrund gleichbleibend Entscheidendes heraus.

Es fehlte nicht an mancherlei Schwierigkeiten: Längeres Sprechen gegen das gelegentlich stark aufrauschende Orchester erschwerte den Sängern nachher den Übergang zum Gesang,

der gleichwohl im Schlußauftritt der heiligen drei Könige sehr geschickt über den Sprechgesangston der Gregorianik erreicht wird; die eingestreuten Knabenchöre werden gelegentlich in gefährlichen Höhen beansprucht, erledigten sich aber ihrer Aufgabe zu voller Zufriedenheit. Wie echt künstlerisch Kempff mit seinen Mitteln hauszuhalten weiß, beobachtete man in der weisen Aussparung seines eigenen Instruments, des Klaviers, das erst spät, aber dann in eigentümlich schlagzeughafter Verwendung eintritt, oder an der vornehmen, nur im Orchester angedeuteten Verwendung naheliegender alter Volksliedweisen wie etwa des „Joseph, lieber Joseph mein". Frisches Musikantentum erfüllt die Szene der römischen Soldaten, die das Gebot des Kaisers Augustus verkünden: diese gestaltlich klare Dreiteilung eines prächtig instrumentierten Marsches, dessen Mittelsatz die Heroldsstimme erfüllt, lassen ebenso wie die orchestral reich ausgeführte Schilderung der Sternennacht von Bethlehem erhoffen, daß uns in Kempff ein Oratorienkomponist von volkstümlicher Einprägsamkeit heranreift. Wenn gelegentlich — etwa in dem Gespräch zwischen dem Wirt von Bethlehem und Joseph und Maria — die verwendeten Mittel ans Opernhafte streifen, so werden wahrhaft entzückende Konzertwirkungen in der Engelssinfonie an der Krippe erreicht, die den alten, heute leider meist vergessenen Erfahrungssatz bestätigen, daß ein wahrhaft guter Kontrapunkt auch gut klingt.

Stellt man neben dieses holzschnitthaft schlichte, von der Kunstmusik zum Volksempfinden hindrängende Werk das ebenfalls stark hervorzuhebende Weihnachtsspiel des Nürnbergers Ludwig Weber (Verlag Georg Kallmeyer in Wolfenbüttel), das gleichzeitig unter anderen in der Christuskirche zu Heidelberg durch den Madrigalchor von Dr. Hermann Meinhard Poppen eine höchst eindrucksvolle Darstellung erlebte und von der Hausmusikbesetzung der musikalischen Jugendbewegung den Anschluß an unsere „hohe Kunst" mit edlem Vollbringen erstrebt, so sieht man mit innerer Bewegung, wie sich auf diesem, von uralter Volkheit geheiligten Boden unserer Jahrzeitenfeste mehrere bedeutsame Richtungen neuester Tonkunst begegnen. Heuer soll nun noch eine Krippenmusik von Prof. H. W. Frhrn. v. Waltershausen (München) als drittes Weihnachtskunstwerk moderner Prägung von Rang hinzutreten.

Gemeinsam ist ihnen, von wie verschiedenen Seiten auch ihre einzelnen Führer herkommen mögen, eine neue, tiefernste und verinnerlichte Grundeinstellung, die nicht ins Zwischenvölkische mit leerem Blendwerk ausschweift, sondern tief in der eigenen Heimatscholle wurzelt. Gelingt es uns, das neunmal weise Kritteln gewisser Kreise der zünftigen Kunstkritik, denen dergleichen selbstverständlich nur zu Spott und Ärgernis gereicht, niederzuhalten, so steht es um die Zukunft unserer Musik hoffnungsvoll. Gute Gesinnung kann und darf niemals Kunst ersetzen, aber ohne sie wird Kunst immer nur hohles Künsteln bleiben. Unsere Musikbeilage bietet ausnahmsweise kein geschlossenes Tonstück, sondern eine Thementafel des noch ungedruckten Kempffschen Werkes — solch andeutender Überblick des Ganzen in den anklingenden Hauptgedanken möchte die Phantasie des Lesers anregen und zum Kennenlernen des Werkes selbst verlocken.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser (Heidelberg).

Türmers Tagebuch

Von der Antithese zur Synthese · Thoiry-Geist und Thoiry-Geschäft · Deutsche im Prager Kabinett · Stalin, der Nationalbolschewist · Landsberger Feme · Die demokratischen Psycho-Analytiker · Mussolinis „Ehrlichkeit und Loyalität" · Das Wirtschaftsmanifest · Die Paneuropäer

„Was vernünftig, das ist auch wirklich; was wirklich ist, auch vernünftig." Hegel hat viel Spott geerntet für dies berüchtigt-berühmte Wort. Mußte es nicht Höllengelächter wecken gerade in einer Zeit, wo wir Deutsche so furchtbar Wirkliches erlebten, was doch zugleich so schreiend unvernünftig ist?

Allein nicht der Philosoph versteht die Welt falsch, vielmehr die Welt ihn. Hegel lehrt auch, daß das menschliche Erleben sich im steten Widerstreit der Antithese zur These bewege, um sich endlich auszuglätten in der Synthese. Jede Entwicklung hat den Trieb ihrer Unbedingtheit. Damit stößt sie indes auf die Unbedingtheit eines gegnerischen Wollens. Die Kräfte messen sich; das Schwergewicht der Übermacht erzwingt sich den Sieg. Doch nur für den Augenblick. Der Rückstoß bleibt nicht aus. Ein Hin und Her entsteht, das sich aber zuletzt hineinpendelt in die beiderseitige Bedingtheit eines Ausgleichs. Diese Synthese wirkt sich selber heraus, weil sie vernünftig ist und muß vernünftig sein, um wirklich zu bleiben. Jener Ausspruch gilt also nicht für Zwischenstufen des Geschehens, nur einzig für den End- und Dauerzustand, die Pendelruhe.

Messen wir danach unser jüngstes Schicksal. Deutschland machte Riesenfortschritte: das war die These. Daher boxten die Neider uns nieder durch Krieg und Diktat: so wurde die Antithese. Wir leiden unter dem Sturz, sie kaum minder durch den Sieg. Beide Teile streben daher dem Ausgleich entgegen; dem wirklichen, weil vernünftigen, endgültigen modus vivendi.

Noch i s t nichts, aber es wird; wenngleich schneckenlangsam. Die Synthese erstarkt, und die Antithese, die sich in Versailles als rächende Überwinderin gebärdete, sie greift schon nicht mehr an, sondern wehrt bloß noch ab. Ihr letzter Ausfall traf die Ruhr; seitdem beschränkt sie sich auf die freilich allezeit bösartigen Plänklergefechte der Militärkontrolle.

Die Synthese hingegen begann mit dem Dawesplan. Sie verschritt nach Locarno und müht sich jetzt um Thoiry.

Was will dies? Durch deutsche Hilfe am französischen Frank den deutsch-französischen Burgfrieden.

Nun stockt freilich der Fortgang. Stresemann hat zu kühn gehofft, weil Briand sich gar so reizend liebenswürdig zu geben verstand. Sein Blatt mahnt daher zur Geduld. Nur das Thoiry-Geschäft schleppe, keineswegs der Thoiry-Geist. Aristide Bonhomme sei eben der öffentlichen Meinung des Landes vorausgeeilt. Ob sie ihn jedoch so bald einholt? Ganz vor kurzem noch hat der Dichter Paul Claudel

uns Satanshorden genannt und Goethe einen feierlichen Esel. Sind die Stänkereien der Kontrolloffiziere wirklich nur, wie ein blumenreicher Schönschwätzer meinte, herbstliche Georginen, die der Jahreszeit gemäß die Rosen von Thoiry ersetzen?

Kein Franzose denkt vorläufig anders, als daß Deutschland schamlos viel verlange und schamlos wenig dafür biete. Die Räumung von Rhein und Saar gegen nichts als die Dawes-Obligationen oder eine deutsche Befreiungsanleihe? Die der amerikanische Markt, der einzige, der Geld hat, sogar erst dann kauft, wenn Frankreich das widerliche Schuldenabkommen unterzeichnet? Überdies: dem Boche die wirtschaftliche Genesung zu verdanken, wäre dies nicht schlankweg gegen französische Ehr und Reputation?

Noch andere Einwände macht das Heer. Jede Räumung bedrohe Frankreichs Sicherheit. Die Herren Foch und Walch haben also Locarno verschlafen. Dort verschwor Deutschland den Angriff und England wie Italien versprachen Waffenhilfe im Falle seines Wortbruchs. Außerdem sichert uns sogar Versailles verfrühten Besatzungsabbau zu bei redlicher Leistung. Was wir erkaufen wollen; sogar verlangen können wir's also.

Auch Polen hetzt; aus Haß, wie aus Angst. Denn kommt Frankreich mit uns auf den Verkehrsfuß; was soll dann noch die Einkreisung? Läßt aber Paris demgemäß den teuren Zuhälter fallen, wie die andere Welt schon längst tat, dann ist Polen abermals hin und war bloß der Froschschenkel, der elektrisch aufzuckte bei Berührung mit dem Eisen. Daher arbeitet der Sloty in der Pariser Presse; Frankreich, so heißt es, werde wahrhaft gesichert erst durch Deutschlands Verzicht auf den Korridor und den Anschluß Österreichs.

It's a long way von Thoiry nach Paris. Briand und Hoesch müssen noch oft feilschen, die französische Politik wird spitzfindig sein an Zwischenforderungen, deren jede den Kaufpreis treibt, aber die Gegenleistung drückt.

In den Thoiry-Tagen stand der Frank hundsmiserabel. Seitdem fanden allerlei geflüchtete Barschaften den Heimweg; man sammelte Devisen und der Sterling schrumpfte auf 141. Mit dem Gelde erstarkte aber auch das Selbstbewußtsein der Antithese. Brauchen wir denn, so heißt es wieder, überhaupt das deutsche Katzengeld? Frankreich heilt sich selber. Nicht einmal durch eine Stabilisierung, die sechs Siebentel des Barvermögens kosten würde. Wir treiben einfach den Kurs wieder auf den Vollwert hoch, und alle Rentner sind gerettet.

Die Hoffnung ist kühn und zum Scheitern vorbestimmt. Allein der Franzose unterliegt dem Rausche der sonorité, des vollen Klanges der Worte. Die Synthese wird kommen, weil sie kommen muß. Aber ihre Aussicht sinkt, so lange der Frank steigt und wird erst wieder steigen, wenn er sinkt.

Ein greifbarer Umschwung hat sich jedoch in Prag vollzogen.

Der tschechische Nationalstaat erlag schon im Jahre 1278 mit dem König Ottokar auf dem Marchfeld. Selbst dieser hatte bereits eifrig germanisiert; viele tausend deutsche Bauern im Böhmerwald, deutsche Bürger in den Städten angesetzt. Deren heutiger Nachwuchs ist also kein Eindringling, sondern der rechtmäßige Nutznießer der damals auf ewige Zeiten ausgestellten Freibriefe für deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht.

St. Germain ging natürlich über dergleichen hinweg. Nach seinen Minderheitsklauseln krähte kein Hahn. Böhmen wandelte sich in eine wilde Tschechoslowakei; völlig beherrscht von tschechischem Größenwahn und tschechischer Faust. Deutsche Schulen wurden geraubt, die deutschen Beamten flogen aufs Pflaster, den deutschen Grundbesitz enteignete eine listige Bodenreform.

Dies ganze System ist aber jetzt verkracht. Man bequemte sich daher zum Ausgleich; wenigstens zum Versuche eines solchen. Die beiden deutschen Landsmannsminister im Kabinett sind das glatte Eingeständnis, daß auch das neue Böhmen fortan kein National- sondern ein Nationalitätenstaat ist.

„Wir wissen jetzt, daß wir die Deutschen niemals tschechisieren können", schreibt die „Vetova" bekümmert. Bis zuletzt wehrten sich die Nationaldemokraten gegen diese Einsicht. „Kommen Deutsche in die Regierung, dann schlagen wir alles kurz und klein." Die Drohung blieb freilich leeres Wort; vielmehr war der erste, der die deutschen Minister mit warmem Händedruck beglückwünschte, der nationaldemokratische „Donnergott" Kramarsch.

Gleich danach erschien in den Speiseräumen des Prager Parlamentes die deutsche Tischkarte aufs neue, die so lange verpönt gewesen. Ergrimmt schrien die Gewaltblätter: „Unsre alte Sklavennatur bricht wieder durch." Um so stutzköpfiger verlangen sie, daß wenigstens der Sitzungssaal dem tschechischen Konsonantenreichtum vorbehalten bleibt. Den Sudetendeutschen wird Tatkraft und Rückgrat nötig sein, besonders aber viel Vorsicht. Masaryk schreibt von seinen Volksgenossen: „Ihnen fehlt Gradsinn und das macht hinterhaltig."

In Paris ist man verblüfft. Dort wurde immer die Täuschung gepflegt, daß es in Tschechien nur Tschechen gebe. Man ahnt jetzt, daß auf den Wellen der Moldau französische Felle fortschwimmen. Aber das hilft zur Synthese.

Sogar im starren Räterußland bahnen sich Wandlungen an. Die Nachfolger Lenins gerieten einander in die Haare. Es siegte Josef Wissarionowitsch Stalin, der Generalsekretär der kommunistischen Partei. Trotzki wurde aus dem Politikbüro gefegt; Sinowjew aus der Komintern. Sogar der große Parteibann war beantragt; das ist, wie wenn ein Brahmine in die Tschandala verstoßen wird. Diesem Äußersten entgingen die beiden Übeltäter nur durch geschmeidiges Ducken unter das Urteil des Scherbengerichtes.

Was steckt hinter alledem? Kein Widerstreit der Grundsätze, lediglich des Verfahrens. Ganzbolschewisten sind beide Teile. Allein in Trotzki-Bronstein und Sinowjew-Apfelbaum spukt das jiddische Geblüt. Ihr ausschweifender Umsturzwille kennt keine anderen Grenzen als die Erdkugel.

Stalin hingegen ist ein bodenwüchsiger Mann des Volkes. Der Schustersohn hütete Vieh und feilte dann am Schraubstock. Nie kam er über die moskowitischen Schlagbäume hinaus, und draußen hört ihm daher die Welt auf. So will er, auf die Bauern gestützt, deren Seele er kennt, wie seine Gegner ihr fremd sind, ein Rußland, das sich selbst versorgt, daher selbst genügt; von chinesischen Mauern behütet vor der Seuche des verderblichen Westlertums. Der national-kommunistische Musterstaat soll werden; so etwa, wie ihn Bellamy dachte bei seiner Vorschau auf das Jahr Zweitausend. Den Menschheitsbolschewisten stellt sich der slawische Volksbolschewismus entgegen.

Von seinem Sieg erwartet man daher einen Umschwung der Rätepolitik. Auf den Weltkladderadatsch wird fortan verzichtet. Das aber war gerade Sinowjews Tollpunkt. Jene Moskauer Wühlerhochschule soll eingehen, wo man Neubekehrte aller Rassen, Farben und Zungen drillte, um sie auszusenden wie einst Simson die Füchse mit brennenden Schwänzen in die Saatfelder des Philisterlandes. Die Kirchen- und Klostergelder aber, womit bisher in China, Java, Polen, Deutschland und anderswo Streiks gefördert, Putsche erregt, Hallunken ausgehalten wurden die sollen eine auskömmliche russische Industrie schaffen auf staatskapitalistischer Grundlage.

Hier öffnen sich Tragweiten. Davon könnte Rußland gesunden und unser Volk zum Teil auch. Denn der deutsche Kommunismus verendet in verdienter Armseligkeit, sobald der russische Tscherwonetz zu rollen aufhört.

Ist Stalins Sieg freilich endgültig? Gleich nach seinem peccavi verhöhnte Trotzki frech den Fetzen Papier, worauf es stand. Unterschrieben sei nicht unterworfen. Er habe nur den Fuß nicht aus dem Steigbügel geben wollen. Kurz hinterher fand man Sinowjews Ankläger Dscherschinski erstickt in seinem Hause. Die Revolution bleibt immer ein Saturn, der seine Kinder verschlingt.

Auch bei uns hat der Mord gewütet. Zu den bekannten Fällen kam jetzt die neue Kunde alter grausiger Tat. Drei Jahre schon ist's her, was uns der große Landsberger Film in vier Akten enthüllte. Die Femausschüsse hatten monatelang parlamentarisch geschwatzt; die Femprozesse griffen rasch und gründlich durch.

Die Täter traf die Schärfe des Gesetzes. Von Gott und Rechts wegen. Sie tragen die letzte Schuld. Wer aber die erste? Doch sicher jene Giftmischer am Hexenkessel von Versailles, die polnische Verbrecherhorden gegen deutsches Land hetzten, gleichzeitig aber unserm Heer die Arme banden. In dieser Not entstand der Selbstschutz. Wackeres Studententum von idealistischem Schwung, das nach getanem Werk still in die Hörsäle zurückkehrte. Aber auch allerhand Landsknechtswesen mischte sich drein; nicht schlecht von Gemüt und heiß vaterländisch gesinnt, aber ruppig und struppig noch vom Schützengraben her; verdorben fürs bürgerliche Haus, schnellfertig jedoch und brauchbar dort, wo was los ist. Dazu endlich der abscheuliche Kriegsabhub, dessen man sich in solchen Lagen nie erwehren kann; jenes Gesindel, das Raub und Schändung sucht, Waffen verschiebt und jedem Verrat feil ist.

Man hatte kommunistische Spitzel schuftigster Art zu fürchten. Man stand Mordbrennern gegenüber, die den Gefangenen zu Tode marterten, daß eines Indianers Mitleid gerührt worden wäre. Das machte Mißtrauen und Rücksichtslosigkeit zum ersten Gebot der Selbsterhaltung. Wer verdächtig wurde, der galt rasch als schuldig, und es ereilte ihn die Feme. Daß sie mehrfach fehltraf, ist fürchterlich, gibt aber der Verbandspresse kein Recht, zu schreiben: „Seht, so sind die Deutschen!" Ohne Versailles kein Oberschlesien, ohne Polennot keine Küstriner Arbeits- und Rollkommandos.

Unsre Radikalpresse tat um kein Haar besser. Kein Schmähwort schien ihr wuchtig genug für diese „vaterländischen Mordbuben", dieses „feige Patriotengesindel", diese „Galgenvögel" und „Schlächterhunde". Die Landsberger Urteile wurden

für viel zu milde erklärt, und besonders erregte man sich darüber, daß der Oberleutnant Schulz aus allen Anklagen gereinigt hervorging. „Freigesprochen — fehlgesprochen“ krittelte Tante Voß, die sonst immer tut, als ob ihr Menschliches nicht fremd bleibe.

Jede Zeitung auf der Höhe des Tages hat jetzt ihren eigenen „Psycho-Analytiker“. Er sucht sensationelle Gerichtsfälle auf und vertieft sich wissenschaftlich-hellseherisch in die Seele des Angeklagten. Je scheußlicher die Tat, desto interessanter der Täter. Vorbild ist allemal der Professor Lessing, dessen spürendes Feingefühl an dem Massenmörder Haarmann so viele edle, menschlich rührende Seiten entdeckte, daß er aus dem Gerichtssaal gewiesen werden mußte.

Diesmal hatte es ihnen Schlesinger angetan, der Schienenlöser von Leiferde. Sein „ausdrucksvoller Beethovenkopf“ wurde geschildert und namentlich seine „ganz langen und schmalgliedrigen, sehr weißen Pianistenhände“. Als er seinen Lebensgang erzählte, vergaßen sie völlig, daß er 21 Menschen auf dem Gewissen hatte; so erschüttert war ihr Gemüt von „diesem Martyrium eines jener begabten jungen Menschen von heute“. „Dieses Todesurteil darf nicht vollstreckt werden“, schrien sie auf; er hat ja lange, schmale, feingliedrige Pianistenhände und einen ausdrucksvollen Beethovenkopf.

Alle solche mildernden Umständen gingen jedoch den Landsberger Landsknechten ab, und daher gab sich die demokratische Psycho-Analyse keine Mühe weiter mit ihnen. Schulz hat im Kriege 63 Wunden davongetragen; er stieg wegen hinreißender Tapferkeit vom Unteroffizierschüler zum aktiven Oberleutnant; wer ihn kennt, ist des Ruhmes voll von seinem Schneid, seiner Menschenbeherrschung, aber wenn er zum Tode verurteilt worden wäre, dann hätte keiner von jenen Seelendurchleuchtern gegen die Vollstreckung protestiert. Selbst freigesprochen bleibt er ihnen noch „die Fehmebestie“. Er hat ja nur aus Vaterlandsliebe gehandelt, und das wiegt nicht eben schwer in jenen Kreisen. Ja, wenn er ein Raub- oder Lustmörder wäre!

Ein widerliches Pharisäertum macht sich jetzt in der Welt breit. Die da Gott danken, daß sie nicht sind, wie diese Landsberger Schächer, sie haben alle ihr Skelett im Hause. Die Sozialdemokratie ist stolz auf den Genossen Adler, den Mörder des Grafen Stürkgh. England hält noch immer den Gesandten Findlay im Amte, der den Diener Roger Casements zum Meuchelstoß auf seinen Herrn bestechen wollte. In Frankreich lebt der Mörder von Jaures als behaglicher Rentner. An den Fingern der Faschisten klebt das Blut Matteottis. Ihr Mussolini schrieb nach dem Verbrechen von Serajewo, das den Weltkrieg entfesselte, damals noch Sozialdemokrat, in dem „Popolo d'Italia“: „Heil dem Revolver Princips, Heil der Bombe Gabrinovics“.

Auch heute noch verwirft er nicht den Mord überhaupt, nur den Mordversuch an ihm selber. Er läßt sich bewachen wie einst der Zar und fordert die Todesstrafe für Anschläge auf sein geweihtes Haupt. Opposition ist Verbrechen, der Deputato, der es wagt, wird aus dem Parlament hinausgeohrfeigt und auf Lebenszeit ausgeschlossen. Zuchthaus für jeden, der da sagt und schreibt, der Duce sei auch bloß ein Mensch oder das risorgimento habe seine Schattenseiten.

Man ist jetzt im Reinen über diesen Diktator. Seine Tatkraft ist groß und hat ihn gehoben; sein Charakter stürzt ihn, denn er ist klein und freudlos. Leute wie er richten kein Volk auf, sondern elend zugrunde. Er vergleicht sich gern mit Sulla, Cäsar, Napoleon. Allein wenn diese sich die Nägel beschnitten, dann waren sie größer, als er, wenn er seine Reden hält.

Wie diese seinen Faschisten den Honig der Schmeichelei dick auf die Lippen schmieren! „Ihr schafft den Stil des neuen Italiens! Der heißt: Arbeit, Uneigennützigkeit, Ehrlichkeit, Loyalität; vor allem aber Mut!"

Wie es mit dieser Loyalität und Ehrlichkeit steht, enthüllte der Fall Garibaldi. Der alte Giuseppe, der Held der Tausend von Marsala ist ein feuriger Patriot gewesen, ein romantischer Freiheitskämpfer, ein Haudegen seiner Überzeugung. Sein Sohn war schon ein Abenteurer, der mit seinem Vatersnamen ein Freischärler- und Freibeutergeschäft aufmachte. Der Enkel, der zunächst einmal die Firma übernahm, hat sich jetzt als bezahlter Lockspitzel Mussolinis entpuppt.

Aufgedeckt liegen dessen gezinkte Spielkarten vor den Augen der Welt. Die angezettelte katalonische Verschwörung ist ein doppelter Bubenstreich; falsch gegen Frankreich, das man verleumdete, falsch gegen Spanien, das man dadurch für seine Pläne gewinnen wollte.

Kein Land steckt noch tiefer in der Antithese drin als Italien. Nicht nur gegen uns, sondern gegen jedermann. Es schafft sogar täglich neue.

Sind das die „auf Ehre und Gerechtigkeit gegründeten Beziehungen", die der Völkerbund nach seiner Satzung unter den Völkern herzustellen berufen ist? Aber Italien ist Mitgründer und sitzt einflußreich im Genfer Bundesrat.

Von der Politik her wird Europa nie zum Frieden kommen. Vielleicht aber schafft es die Wirtschaft, weil Hunger nicht nur der beste Koch, sondern auch, sobald beiderseitig, der beste Mittler ist.

Noch heute kann man lernen aus den Weistümern unsrer Altvordern. Wenn Mann und Frau in Unfrieden lebten, sperrte man sie damals in eine Zelle mit schmaler Pritsche und nur einem Schemel. Die Suppe wurde in einem Napf gereicht, und es war bloß ein Löffel da. Probatum erat.

In dieser Lage befindet sich Europa. Das Wirtschaftsmanifest der 178 sieht die Ursache der allgemeinen Verelendung des Festlandes in den hab- und eifersüchtigen Zollschranken. Es fordert deren vernünftigen Abbau.

Nicht durchs Wort, wohl aber durch seine Vorschläge erklärt es die Macher von Versailles, diese Länderzertrümmerer und Tribut-Gierschlünde für große Trottel. Lloyd George stimmt eifrig bei; er vergaß, daß er selber dabei war. Wie verständig doch dieser Mann immer wird, sobald er aufhört Minister zu sein!

Zwar haben auch sechs amerikanische Wirtschaftler unterschrieben, allein Nordamerika schließt sich auf alle Fälle aus. Es ist ein behagliches Selbstversorgerreich und seine Zölle sichern dem Arbeiter einen weit höheren Lebensstand als bei uns.

Auch der Widerstand der Nurpolitiker erhebt sich. Ganz langsam kommt die Sache in das Gleiten. Aber dauerte es nicht ein Menschenalter, bevor aus der preußischen Zolleinheit ein deutscher Zollverein wurde? Der Gedanke liegt in den Bahnen des Ausgleichs und was werden muß, das wird.

Weit über das Ziel hinaus schießen jedoch die Paneuropäer. Sie erstreben sogar eine politische Einheit, einen europäischen Staat mit gemeinsamem Parlament, gemeinsamem Heer und gemeinsamer Flotte. Da ein europäisches Vaterlandsgefühl noch nicht vorhanden ist, so wird es gezüchtet. Man „intereuropäisiert“ die Schulen und erklärt Haß gegen den Bruder für strafbar als Hochverrat an Europa. Es ist immer gut, wenn man eine Vereinsfahne hat; auf dem paneuropäischen Kongreß, der jüngst in Wien stattfand, prangte sie bereits an der Wand hinterm Vorstandstisch. Auf himmelblauem Grunde eine goldene Sonne mit den 31 Strahlen der ebenso vielen Bundesstaaten dieser künftigen Kontinentalrepublik. Der Monist Wilhelm Ostwald fordert übrigens auch schon die europäische Einheitssprache.

Für Paneuropa ist das Versailler Diktat geltendes Recht. Grenzen hätten ja fortan nur verwaltungs-technischen Wert. Demgemäß blieb die Anschlußfrage Österreichs trotz eines Antrags unerörtert. Als ein Ungar gegen das Unrecht von Trianon protestierte, erklärte der Vorsitzende politische Reden für unzulässig.

„Wir wollen nach unsren Träumen greifen“, rief der Engländer Walls. Sie taten es und griffen in die Luft. Aber man begeisterte sich dafür, daß das einunddreißigteilige Europa sterben, Paneuropa hingegen leben müsse. So wurden Bruderküsse getauscht, schwärmerische Gedichte vorgetragen, und am Schlusse rief man stehend: „Vive l'Europe“.

Aber wie so denn? Paneuropa heißt zwar Ganzeuropa, soll aber gar keins sein. Der alte geographische Begriff wird umgestellt. Großbritannien und Rußland erhalten den Abkehrschein. Dafür wirft Frankreich seine sämtlichen Kolonien mit in den neuen Topf. Wer viel gibt, verlangt auch viel. Solche Einlage verleiht ihm Anspruch auf die Führerschaft. So versteht man, daß Briand sich über Paneuropa sehr wohlwollend ausspricht.

Im Kongreßsaale hingen die Bilder einiger älterer Paneuropäer. Kant, Nietzsche, Mazzini und Viktor Hugo. Aber auch Napoleon.

Der durfte allerdings nicht fehlen. Er hatte ja das, was erstrebt wird, bereits einmal ganz ordentlich verwirklicht. Sein Reich war doch nichts anderes als das, was Pan-Europa werden würde: Groß-Frankreich nämlich.

Eine ungeheure Roheit hat Fichte damals diese Universalmonarchie genannt. Hassenswert, weil sie alles Menschliche in der Menschheit zerreibe, um den zerfließenden Teig in *eine* Form zu drücken.

Graf Coudenhove-Kalergi, der Erfinder der neuen Gallerte ist flämisches, österreichisches, griechisches, polnisches, japanisches Mischblut. Das macht begreiflich, daß er erstrebt, was jener so scharf abwies. Wer sich aber seines Volkstums bewußt ist, der hält es mit Fichte. Das sind selbst in Deutschland, trotz Löbe, Wirth, Emil Ludwig und Georg Bernhard, die allermeisten; in den anderen 30 Ländern erst recht. Pan-Europa ist Antithese aus Übersynthese heraus. Es wird nicht wirklich werden, weil es nicht vernünftig ist. F. H.

(Abgeschlossen am 19. November)

Auf der Warte

Dichter-Akademie

Den Akademie-Gedanken hatten wir vor einigen Jahren selber im „Türmer" und an anderen Stellen verfochten. Und zwar im Zusammenhang mit der *Goethegesellschaft* und mit der Stadt *Weimar*. Da der „Türmer" als rechtsstehend verdächtig ist, so werden seine Anregungen von der gesamten Linkspresse totgeschwiegen, wie das heute bei der parteipolitischen Zerspaltenheit Deutschlands auf beiden Seiten üblich ist. Wenn aber ein liberaler preußischer Kultusminister in Anknüpfung an die preußische Akademie eine „Sektion für Dichtkunst" einrichtet, so stimmt die liberale Presse bei — und ein wahrhaft fortschrittlicher Anreger wie *Arno Holz* hat mit seinen verdienstvollen Vorschlägen, die preußische Akademie in eine *deutsche* Akademie zu erweitern, einen schweren Stand. Beide führende Linksblätter in Berlin tadeln den Fortschrittler Holz, daß er bei der Eröffnungs-Sitzung Krach schlug und die Perücken ins Wackeln brachte („die Akademiker sprangen von ihren Sitzen auf, um gegen Arno Holz zu demonstrieren" — eine kleine parlamentarische Rauferei hätte sich reizend gemacht!). Bekümmert schreibt die „Voss. Ztg.": „Merkwürdig, wohin der Drang, bekennen zu müssen, wohin Phantasie und Leidenschaft, die nicht von der entsprechenden Formkraft gezügelt sind, einen begabten Schriftsteller reißen können! Diese konstituierende Sitzung der neuen Sektion für Dichtkunst ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Akademie. Gewiß, der Geist ist frei und weht, wann und wo er will. Aber reiner Geist, ohne den Sinn für Takt und Maß, ist ebenso verheerend wie reiner Ungeist. Noch einmal: Arno Holz droht, eine gute Sache durch sein Verhalten zu kompromittieren. Er leistet mit solchen ungezügelten Temperamentsausbrüchen, mit solchen menschlich unmöglichen Unterstellungen, wie er sie dem tapferen Kämpfer Max Liebermann gegenüber laut werden ließ, sich selbst, der Reform der Akademie und einer zukünftigen ‚Deutschen Akademie' den schlechtesten Dienst . . ."

Wieso denn? Er bringt Leben in die Bude. Freilich verschießt er sein Pulver etwas früh und gefährdet die Würde der erlauchten Gesellschaft. Auch das „Berl. Tagebl." mahnt zur Geduld: „Holz hat also inzwischen eingesehen, daß eine so beträchtliche Neuformung weder vom Minister noch von der Akademie zwischen Brot und Käse erledigt werden kann. Er will nur etwas Geduld haben; noch mehr davon werden wir anderen aufbieten müssen. Wir werden seine Idee einer Deutschen Akademie mit ebensoviel Interesse wie Skepsis verfolgen; die Verhältnisse in Deutschland geben zu dieser Zurückhaltung reichlichen Anlaß. In jedem Falle: Holz will mitarbeiten. Aber in der gleichen Stunde nimmt er die Tür in die Hand und schlägt sie von außen zu. Er fährt fort, seiner Sache zu schaden. Das trotzige Kind im Manne, vielleicht darf man sagen das ungezogene, hat sich auch in der festlichen Sitzung nicht versteckt. Er ist hingegangen, um fortgehen zu können. Eine im Grunde leere und unwürdige Demonstration."

Was wir durchaus nicht finden können. Diese Kundgebung des Einspänners Holz war unakademisch, aber gegenüber den elegant-leeren Worten von Thomas Mann mutig und lebendig. Als drittes liberales Blatt schließt sich die „Frankfurter Ztg." ihren Schwestern rügend an: „Arno Holz findet für sein merkwürdiges Vorgehen, soweit wir feststellen konnten, nirgends Verständnis. Man steht überall, namentlich auch in der staatlichen Kunstverwaltung, seinem Bestreben, die Akademie zu modernisieren, sympathisch gegenüber, aber die lärmende Methode, die Holz einschlägt, kann dem von Arno Holz vertretenen Ziel nur schaden."

Wie sanft und konservativ diese drei Blätter auf einmal werden! Hättet ihr ebenso gesprochen, ihr Heuchler, wenn ein kaiserlicher Geheimrat an der Spitze gestanden hätte und nicht euer geliebter Max Liebermann? Wir haben volles Verständnis für die unzopfige

Haltung von Arno Holz und beglückwünschen ihn dazu. Eine Clique wird nun von Berlin aus die Akademie-Mitglieder der „Sektion für Dichtkunst“ hinzuwählen: Modeberühmtheiten, die ihr in den Kram passen. Das Ganze ist bei der deutschen Zerrissenheit Stoff für einen genialen Satiriker. Schon nach 20 Jahren wird man feststellen können, daß alle wahrhaft bedeutsamen und nachwirkenden Schriftsteller dieses Zeitalters, die erst nach und nach zur Wirkung kommen, nicht in dieser Akademie eingesargt waren. Raabe z. B. hätte es nie erlebt, daß man ihn in eine Akademie wählt, wohl aber Spielhagen; ebenso nicht Feuerbach, wohl aber Makart.

Kritiker und Schauspieler

Durch die Blätter ging folgende Meldung: „Das Ensemble des Frankfurter Schauspielhauses hat dem Verlag des ‚Frankfurter Generalanzeigers‘ die Mitteilung zukommen lassen, daß die Mitglieder sich weigern würden zu spielen, wenn der Theaterreferent des Blattes, Dr. Ludwig Marcuse, im Hause als Kritiker anwesend sei. In seiner Unterredung mit dem Verlag hat eine Abordnung des Ensembles sogar das Ansinnen gestellt, daß Dr. Marcuse durch einen anderen Kritiker ersetzt würde, das heißt, man hat den Versuch gemacht, den unwillkommenen Kritiker wirtschaftlich unmöglich zu machen. Der Verlag hat natürlich dieses Ansinnen kategorisch zurückgewiesen und seinen Theaterkritiker gedeckt. Zu diesem mehr als eigenartigen Vorgehen hat nun der Verband Frankfurter Kritiker Stellung genommen und in einem Schreiben an den Intendanten Weichert diesen unglaublichen Angriff auf die Freiheit der Kritik mit der nötigen Schärfe zurückgewiesen. Der Verband hat den Intendanten ersucht, sein Ensemble zur Zurücknahme dieser Boykottdrohung zu veranlassen und hat sich mit Dr. Marcuse solidarisch erklärt. Sollte es Herrn Weichert nicht gelingen, seine erregten Schauspieler zu beruhigen und sie davon zu überzeugen, daß die Art ihres Vorgehens sich durch nichts rechtfertigen lasse, so wird es zu einem ernsten Konflikt zwischen dem Verband und den Schauspielbühnen kommen — das Personal des Neuen Theaters hat sich jenem des Schauspielhauses angeschlossen —, der die Kritik veranlassen wird, vorläufig von der Tätigkeit der Bühnen keine Notiz zu nehmen.“

Hier liegt wieder einmal ein äußerst bezeichnender Fall vor. Wir kennen diesen Einzelfall nicht näher, möchten aber doch folgendes bemerken: 1. Darf der Kritiker uferlos bis über die Grenzen guter gesellschaftlicher Formen hinaus schimpfen und beleidigen — und dies dann als „Freiheit der Kritik“ bezeichnen? 2. Wo gibt es einen Schutz, wo eine Instanz gegenüber Flegeleien der Kritik? 3. Wenn beide Frankfurter Schauspielhäuser gegen Herrn Marcuse in ihrem Standesgefühl gekränkt und empört sind: — ist die Frage gelöst, wenn sich die Herren Kritiker der Stadt einfach „solidarisch erklären“ und durch Boykottierung die ganze große Gruppe, die vom Theater lebt, wirtschaftlich schädigen? 4. Sollte nicht das Publikum diese wirtschaftliche Schädigung mit der „nötigen Schärfe“ zurückweisen? Oder ist es nur verwerflich, wenn die Schauspieler Herrn Marcuse „wirtschaftlich unmöglich zu machen“, d. h. seine Kränkungen in jenem Blatt zu unterbinden versuchen?

Die Urteile der Zeitungs-Kritik gegenüber dem Darsteller und gegenüber dem Dichter sind manchmal himmelschreiend subjektiv. Jeder Fachmann kann da Beispiele ins Feld führen. Zwar sonstige Beleidiger und wirtschaftliche Schädiger können gerichtlich belangt werden, der Kritiker aber nicht. Da begreift man es, wenn Schauspieler zur Selbsthilfe greifen. Leider pflegt ein solcher Kampf selten charaktervoll durchgeführt zu werden; sondern nach vielem Geschmuse von beiden Seiten vertragen sie sich wieder. Wir erwarten in Frankfurt am Main nichts andres.

Fridericus oder Schiller?

Häufiger Wechsel der Postwertzeichen ist Verdienerkniff ausgebeutelter Staaten. Man macht sich damit die Sammler der ganzen Welt zinspflichtig.

Von Nicaragua und San Salvador haben es jetzt die verarmten Großmächte Europas gelernt. Bringt es schon nicht viel ein, so immerhin das, was ein wahrhaft demokratisches Gemeinwesen an Parlamentstagegeldern und Ministerpensionen verläppert.

Auch wir bekamen neue Marken. Fortan verschwindet der entkrönte, entzepterte und sogar stark entfederte Reichsadler. Ihn ersetzen führende Köpfe aus der klassischen Geistesgeschichte unsres Volkes.

Ein Maler: Dürer nämlich. Vielleicht als Sühne dafür, daß seine Kunst auf den Inflationsscheinen entweiht wurde. Zwei Philosophen: Leibnitz und Kant, obwohl wir heutzutage reine und praktische Vernunft ebenso oft vermissen wie prästabilierte Harmonie. Drei Dichter — Goethe, Schiller und Lessing; der Kamenzer wohlgemerkt, nicht der hannoversche mit dem Beckerschen Lehrauftrag. Zwei Musiker; Bach und Beethoven. Wagner fehlt, weil man sich auf das achtzehnte Jahrhundert beschränkte. Weshalb aber fehlt Mozart? Fürchtete man, das würde draußen übel vermerkt als Bekenntnis zum Anschlußgedanken? Gibt es denn für den deutschen Geist eine österreichische Grenze?

Soweit ich es überschaue, hat sich darüber noch kein Linksblatt aufgeregt. Desto mehr aber über den letzten, doch nicht kleinsten der Reihe: über Fridericus, den Philosophen von Sanssouci.

Sie rühmen sich ihres Freisinns. Müßten sie nicht gerade deshalb den Mann ehren, der in sich nur den ersten Diener des Staates sah? Den Fürsten, der als Bahnbrecher in seinen Landen jeden nach seiner Fasson selig werden ließ und die Gazetten zu genieren verbot?

Die „Germania" fand seine Wahl antikatholisch. Wie, hat er sich nicht neutral erklärt zwischen Rom und Genf; hat er nicht den Berliner Katholiken Bauplatz und Bausteine zur Hedwigskirche geschenkt? Als Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob, die katholischen Staaten Portugal, Spanien, Frankreich, Neapel, Parma ihn verjagt hatten, wo fand er Schutz und Freistatt? In Friedrichs Schlesien.

Auch die Bayernpresse hackt auf den Mann, der Bayern zweimal gegen österreichisches Einverleibungsgelüst verteidigte. In den Bauernhäusern des Oberlandes hing damals das Bild des alten Fritz neben dem des Schutzheiligen Corbinian. Bei seinem Tode sang der Münchener Franz Xaver Huber sein Ehrenlied dem, „der keiner war von Wittelsbach und doch so gut den Bayern".

Sogar ein sehr monarchischer Welfe vergaß, daß Fridericus Enkel, Sohn und Gatte von Welfentöchtern, ein treuer Verbündeter Braunschweigs war und jedenfalls ein treuerer England-Hannovers, als dieses ihm.

Aber was gibt er uns Heutigen noch; wie kommt er unter die Größen deutschen Geistes? Als der Selbstbeherrschteste aller Selbstherrscher, der Lebensmeister auf dem Throne, der Kant in der blauen Montur des Bataillons Garde zu Fuß. Als der Kämpfer wider „das infame Laster des Eigennutzes", als harter, aber unschätzbarer Erzieher zur verdammten Pflicht und Schuldigkeit. Sein „Alles für den Staat"; muß es uns nicht eisern in die Seele geprägt werden, wo der Zeitgeist es umbiegt in ein: „Alles durch den Staat für mich?"

Jene neue Markenreihe bewegt sich in den Gedanken der „Wege nach Weimar". Sie ist ein Bekenntnis zum deutschen Idealismus. Herr Stingl, der republikanische Minister, der Bayer und Katholik steht auf höherer Warte als jene alle, die ihn anfauchen. Welche klägliche Herzensenge liegt doch in dem Glauben, königliche Geburt mache der Anwartschaft auf geistige Größe verlustig und hinter der Fridericus-Marke stecke die Verleitung zu unwürdiger Anleckerei der Monarchie!

„Kein Republikaner darf sie benutzen. Das ist er sich und der Achtung vor der Republik schuldig." Statt ihrer, so berichtete der „Vorwärts" aus Kreisen der Berliner Kaufmannsschaft, wolle man grundsätzlich zwei Schiller-Fünfpfenniger benutzen.

Also Fridericus gefährdet die Republik; Schiller festigt sie? Diese Gesinnungskleber kennen den einen, den sie erheben, so schlecht, wie den anderen, den sie stürzen. Selbst als Girondist vor der Gironde, in dem Schwung

seiner Posa-Worte sah Schiller Bürgerglück nur vereint mit Fürstengröße wandeln. Sein „in tyrannos" meinte die ungekrönten Tyrannen so gut wie die gekrönten. Die französische Revolution lehrte ihn, daß des Lichtes Himmelsfackel in den Händen des Ewigblinden nur zündet und einäschert. Er sah keinen Segen darin, wenn sich die Völker selbst befrein, und der Kern demokratischen Wesens, die Mehrheit, blieb ihm der Unsinn.

Goethe sagt von Schiller, dieser sei der weitaus aristokratischere von ihnen beiden gewesen. Er war wohl auch mehr Monarchist, als der Monarch, dem man ihn vorzieht. Wie würde er wohl jetzt wieder das Haupt schütteln über jene, die so groß reden und doch so kindsköpfig klein sind! F. H.

Die Sigtuna-Stiftung

Die „Weltkonferenz für praktisches Christentum", die in diesem Jahre in Stockholm tagte, hat die Blicke der ganzen Welt auf einen Mann gerichtet, der seit Jahren der hervorragendste Führer der Protestanten, der Schöpfer dieses Konzils und sein Leiter gewesen ist: auf den Erzbischof D. Nathan Söderblom. Sein Name ist während der Kriegsjahre auch in weiteren Kreisen durch sein mannhaftes Eintreten für Deutschland bekannt geworden. Unvergessen sei ihm besonders, daß er an der Spitze der schwedischen Bischöfe zur Zeit des Ruhreinfalls laut und vernehmlich für unser Vaterland eintrat.

Das Zustandekommen der großen und verantwortungsvollen Konferenz ist wohl bisher Söderbloms größtes Werk. Es zu schaffen war nur einer Persönlichkeit möglich, die durch ihr bisheriges Wirken den Beweis überragender Bedeutung erbracht hat.

Eine Tat im Bezirk seines Schaffens ist die von ihm gegründete Sigtuna-Stiftung in Schweden, von der man wünscht, daß viele Deutsche sie besuchten und kennen lernten. Viele Jahre seines arbeitsreichen Lebens hat der Erzbischof diesem Werk geopfert. Schaut man nur diese großartige Stiftung an, so wird es zur Gewißheit, daß es keinen besseren und weitschauenderen Führer im protestantischen Lager geben kann als Söderblom. Und doch bedeutet diese Stiftung nur einen kleinen Ausschnitt aus seinem Leben.

Nicht weit von Upsala, seinem Erzbischofsitz, liegt die Sigtuna-Stiftung. Fährt man von Upsala eine kurze halbe Stunde in der Richtung Stockholm, so kommt man an die kleine Station Märsta. Ein Auto fährt von hier nach dem idyllisch gelegenen Sigtuna, einem kleinen Städtchen am Märlarsee, an dessen Ausgang sich die Stiftung erhebt.

Was bedeutet nun diese Stiftung? Zur richtigen Erkenntnis muß ich etwas zurückgreifen. Schon zur Zeit der Jahrhundertwende konnte man in Schweden spüren, daß ein neuer, religiöser Zug durch die Kirche ging. Dieser neue Geist kam im Gemeindeleben in einer innigen Gemeinsamkeit, zugleich im Universitätsleben scheinbar als eine neue Theologie zum Ausdruck. In Upsala und Lund begegneten diese Erscheinungen einander; in der christlichen Studentenwelt kam das neue Streben 1908—1909 zum Durchbruch und das Losungswort wurde: „Sveriges folkett Guds folk", das Schwedische Volk ein Gottesvolk.

Der Gedanke wurde zugleich Aufgabe. Man wollte allen zum Bewußtsein bringen, daß das schwedische Volk eine große religiöse Aufgabe zu erfüllen habe. So wurde der Kreuzzuggedanke geboren. Studenten zogen zu zwei und zwei in mehr als 700 Gemeinden Schwedens und predigten diesen Gedanken. Was diese jungen, gläubigen Menschen vortrugen, war wohl vielfach noch unreif, aber es brachte die Bewegung in Fluß. Es kam eine Zeit, wo die Kreuzzugsarbeit sich in ruhigeren Bahnen bewegte, in Jugendkursen, Vortragsreisen usw. Besonders auf die Jugendkurse wurde aus begreiflichen Gründen großer Wert gelegt, und noch heute werden solche in jedem Jahre abgehalten. Die Zahl der Teilnehmer beläuft sich oft bis auf 4000.

Es ist klar, daß der Wunsch aufkam, einen Mittelpunkt für die Bewegung zu haben, eine Stätte, wo man sich versammeln konnte in kraftgebender Gemeinschaft. Hier sollten die Menschen, sollte besonders die Jugend den Geist kennen lernen, der die Bewegung leitete,

im Gespräch mit Älteren sollten ihnen die Gedanken zum Erlebnis werden. Oft wurde von einem Kloster gesprochen und dieses Wort hat später bewirkt, daß verkehrte Vorstellungen von dem Wollen und Wirken dieser tatkräftigen, glaubensstarken Menschen erweckt wurden.

In Sigtuna, wunderbar gelegen am Märlarsee, glaubte man den Platz gefunden zu haben, wo man ein Haus bauen sollte. Und man hätte keinen schöneren Platz finden können, als diesen Fichtenhügel.

Am 24. Oktober 1915 wurde die Stiftungsurkunde unterschrieben. Die feierliche Einweihung erfolgte am 18. August 1918.

Anschließend an das eigentliche Stiftungsgebäude liegt die Volkshochschule. Hierbei ist es angebracht, über die Schwedische Volkshochschule einige Worte zu sagen. Sie ist nach dem Muster der Dänischen Volkshochschule aufgebaut. Aber trotzdem hat sie ihre Eigenart. Sie ist kein Träger großer geistiger Erweckung, aber sie war immer der Sammelpunkt der um Ideale ringenden schwedischen Jugend. Die neukirchliche Bewegung hat viel mit der Volkshochschule gemeinsam: beide streben danach, die Jugend zu erwecken und zu sammeln. Das Ziel ist eine „kirchliche Volkshochschule". Der Anfang ist mit der Volkshochschule der Sigtuna-Stiftung gemacht. Hier wird im Gegensatz zu den übrigen Volkshochschulen auch Religion gelehrt. Es sind jährlich zwei Kurse. Der sechsmonatliche Winterkursus ist für junge Menschen bestimmt, die aus der Volksschule entlassen sind. Im Sommer findet ein mehrwöchiger Kurs für junge Mädchen statt, die eine höhere Schule besucht haben. Für alle ist die Stiftung ein Heim, in dem kein Zwang herrscht. Wer die Andachtstunde mitmachen will, ist willkommen.

Jeden Freitag ist „Beratungsabend", an dem irgendwelche Fragen zwanglos besprochen werden. Am Samstag werden Volkstänze getanzt. Wer einmal in Schweden war und gesehen hat, mit welcher Lust und welcher Freude alte schwedische Volkstänze getanzt werden, kann verstehen, warum sie gerade in dieser ausgezeichneten Volkshochschule gepflegt werden. Sonntag abend ist „Brasa-Abend", wo man sich an den brennenden offenen Ofen setzt und erzählt. Der größte Feiertag ist jedoch der Tag, an dem die Schüler das Sigtuna-Abzeichen bekommen, eine sogenannte Lutherrose mit einem Ring, Herz und Kreuz.

Außer den obenerwähnten Kursen werden noch andere abgehalten. So für ältere Leute, die für einige Wochen von ihrer Arbeit ausruhen wollen. Weiter werden Gemeindehelfer zur Unterstützung des Pfarrers ausgebildet.

Von der Sigtuna-Stiftung ist in den ersten Jahren behauptet worden, sie sei katholisch eingestellt. Doch schon äußerlich erweist sich dies als Irrtum. Das erste Gebäude wurde am Luthertage eingeweiht, das Abzeichen der Stiftung ist die Lutherrose. Die kleine Kapelle ist nach dem Schüler Luthers, der nach Schweden die Reformation brachte und das Neue Testament ins Schwedische übersetzte, nach Claus Petri benannt. Sie ist ein Juwel der Stiftung. Weiß gestrichene Wände, im Vordergrund der gekreuzigte Christus, zu seinen Füßen weiße Lilien, eine schön geschnitzte Kanzel und der Raum von Kerzenlicht erhellt, ergeben ein Bild, das sich unauslöschlich im Herzen festsetzt. Weihevolle Stimmung löst die Kapelle aus. Von belebender Kraft sind die Andachten. Und nirgendwo erkannte ich bisher die Wahrheit der Worte des Angelus Silesius mehr als in dieser kleinen weißen, mit Rosen geschmückten Kapelle: Geschäftig sein ist gut; viel besser aber beten; noch besser stumm und still vor Gott den Herrn treten.

Carl Birkenholz

Volksertüchtigung oder Rekordwahnsinn?

Der Sport ist heute Trumpf in Deutschland. Eine unheimliche Flut von Sportblättern ist entstanden. Die Zeitungen bringen dicke Sportbeilagen, ganz im amerikanischen Marktschreierjargon. Jeder Sportler von Ruf und besonders jeder Rekordträger wird gefeiert wie früher kaum ein Herrscher, ein Staatsmann, Feldherr oder großer Künstler. Er steht sozusagen militärisch mindestens im Range eines Tenors.

Ja, ich weiß: „Unser Volk braucht den Sport zu seiner körperlichen Ertüchtigung, weil die

Schule des Heeres weggefallen ist!" — In Wahrheit nimmt der Sport ja bei uns eine ganz andere Stellung ein: er ist Schaustück der Massen, Nervenkitzel, Wettobjekt, Sensation blödester Art. Ertüchtigung? Sie entschuldigen den harten Ausdruck: da lachen ja die Hühner!

Abgesehen davon, daß sich heute allerlei „Sport" nennt, was gar nicht unter diesen gründlich mißverstandenen Begriff gehört, wie zum Beispiel Briefmarkensammeln, Rundfunk, Kegeln, Tanzen usw. Die Engländer und mit ihnen manche Deutsche betrachten sogar Krieg und Soldatenspielen als „Sportbetätigung". Schließlich proklamieren sich die Herren Mörder auch noch als Sportsleute.

Auf alle Fälle ist der Sport wie alles, was übertrieben wird, eine riesenhafte Begriffsverwirrung geworden. Und etwas Fremdes, Aufgepfropftes.

Was unter das Kapitel Leibesertüchtigung gehörte, faßte man, ehe es einen auslandimportierten Sport gab, unter den Begriff „Turnen" in der Hauptsache zusammen. Wenigstens war das Turnen noch für Friedrich Ludwig Jahn, seinen Schöpfer und ersten Lehrer, undenkbar ohne all die Dinge, die heute zum Bewegungssport gehören und in solcher Einseitigkeit sich abseits des Turnens gestellt haben, also ohne Schwimmen, Laufen, Reiten, Wandern, Klettern, Spiele usf. Das alles trieb der Turner oder der junge Mensch, der seinen Körper stählen wollte, niemals einzeln oder eines ausschließlich, sondern gemeinsam, in bewußter Absicht, seinen Körper harmonisch auszubilden.

Von diesem Zielbewußtsein sind heute höchstens einige Führer erfüllt. Die Masse denkt kaum noch an den eigentlichen Zweck aller Sportarbeit: die harmonische Entwicklung des Menschen. Für sie ist der Sport eben, wie schon gesagt, oberflächliches Schaustück.

Wer ahnt von all den edlen Sportjünglingen und Sportweibchen, daß der Sport nicht nur bloße Körperschulung ist, sondern hohe geistige und kulturelle Ziele soll erreichen helfen?

Jahn bezweckte mit dem Turnen körperliche Ertüchtigung der Jugend und ihre Erfüllung mit deutschem Volkstum. Das hat mit Kriegslüsternheit, Politik und Parteiwesen nicht das geringste zu tun. Nicht zu Kampfhähnen, Raufbolden, prahlerischen Kraftmayern wollte Jahn und wollen seine Jünger die Jugend erziehen, sondern zu ernsthaften, verantwortungsbewußten Männern, die sich im Notfalle auch ordentlich wehren können, wenn sie angegriffen werden. Die nicht leichtsinnig durch „nationales" Kraftmayertum Familie, Heimat und Vaterland in Gefahr bringen, aber im rechten Augenblicke auch zu wehrhafter Tat sich aufraffen können. Frieden halten, soviel an uns ist, aber seinen Mann stehen in der Not seines Volkes, so war es immer deutsche Sitte und soll es bleiben!

Wollen wir solches Ziel aber erreichen, so muß der Sport endlich das werden, was er sein soll: Mittel zum großen Zwecke, Selbstbesinnung, Allgemeingut. Weg mit dem Sport als Selbstzweck, Schaustück, Rekordwahnsinn!

Denn mit der äußeren Verbreitung der verschiedenen Sportarten hat ihre geistige Vertiefung, haben ihre eigentlichen Resultate nicht Schritt gehalten. Der wichtigtuerische Aufputz, die „Organisation" ist Hauptsache, kaum die zahlenmäßige Beteiligung am Sport. Sonst gäbe es nicht noch immer unendlich mehr Zuschauer als ausübende Sportler.... Der meiste innere Gehalt ist noch beim deutschen Turnen zu finden, obwohl es auch schon aus Ansehens- und Werbegründen viel zu sehr in die Schauarena hinabsteigt.

Nicht die Sensation des Sports sei Ziel einer gesunden Sportpropaganda, sondern das Wachsen der Zahl der selbst Ausübenden, die Vielseitigkeit in den Sportübungen, nicht die durchaus verflachende Einseitigkeit.

Das mögen sich alle Sportfreunde ins Stammbuch schreiben oder meinetwegen auch hinter die Ohren: Es kommt nicht darauf an, einen Sport zu beherrschen, sondern in so viel Sätteln gerecht zu sein, als irgend zur allseitigen Ausbildung des Körpers nötig ist.

Und dabei gilt es vor allem auch eines nicht vergessen: neben der Kraft die gute Haltung, die schöne Bewegung, die Gewandtheit. Wer die Plumpheit, Eckigkeit, ja oft geradezu wider-

wärtige Unschönheit in Haltung und Bewegung eines großen Teils unserer Sportjugend kennt, merkt am besten, wie äußerlich, flach, seelen- und ziellos der sportliche „Betrieb" von heute noch vielfach ist.

Und weiter darf eines bei aller Sportbegeisterung nicht verabsäumt werden, das nun einmal leider unbedingt zur harmonischen Menschenausbildung gehört: die geistige Schulung. Es ist eine trostlose Zeiterscheinung, eine besonders tiefe Wunde des Gegenwartslebens, daß der Sport und die Beschäftigung mit ihm zur Geistigkeit unbedingt abschnürend, störend, ja herabsetzend sich verhält. Alles Augenschließen und Leugnen hilft da nichts. Die Tatsache zeigt sich dem scharfen Beobachter auf Schritt und Tritt. Sie dokumentiert sich nicht nur im Rückgange des Bücherabsatzes — solche äußerlichen Momente sind für die richtige Erkenntnis der Frage nicht immer maßgebend — sie prägt sich vor allem in der Tatsache aus, daß „mens sana" durchaus heute nicht mehr „in corpore sana" wohnt. Rekordhetze, sportlicher Ehrgeiz, Trainierwut, Abhärtungssucht verhärten jedes Gefühl für den Wert feiner Geistigkeit, schaffen statt gesunder Gedankengänge brutale Erregungen, statt angeblich angestrebter Disziplin geistige Zuchtlosigkeit und schließlich Denkträgheit. Man höre nur das allgemeine Urteil unserer Sportler über geistige Dinge wie Lesen, Studieren, Lernen! Wie könnten sonst auch heute Geistige selber sich dem Rekordfimmel wehrlos überliefern! Zuzugeben ist, daß gesunde Bewegung, Abhärtung, Kräftigung die ungesunde Geistigkeit hemmen könnten und müßten, jene großstädtische Empfindungs- und Denkentartung, die sich namentlich in der modernen Literatur und Kunst (Expressionismus und andere Ismen) so breit machen. Aber wie kommt es, daß sie es tatsächlich nicht tun? Weil eben übertriebener Sport, Rekordhetze und fressender Sportehrgeiz genau so ungesunde Wirkungen hinterlassen, als Bewegungsträgheit und bloße Schreibsesselgeistigkeit.

Möchte das erwachte Führerbewußtsein unserer Regierenden endlich auch in diesen Teil unserer öffentlichen freien Bildungsarbeit die Planmäßigkeit bringen, die unserem Staatsleben überhaupt noch allzuviel fehlt!

O. Th. Stein

Wunder?

Ein vielfach aufgetretener Italiener lehrt mit sympathischer Bescheidenheit, daß indische Fakir-Wunder auf natürliche Weise entstehen durch Autosuggestion. Wunder gibt es freilich nicht, insofern alles, was geschieht, und sei es das Ungeheuerlichste, notwendig aus kausalen Ursachen entsteht. Der törichte Ausdruck „Wunder" bedeutet nur, daß etwas (natürlich, weil es geschieht) einer anderen Sphäre als der irdischen Gewöhnlichkeit angehört. Jedoch über die Vorstellung, daß nur Autosuggestion die Materie meistern könne, werden die wahren indischen Fakire lächeln, die ja viel größere Wunder tun. Man hat ausführlichen amtlichen Bericht über die berühmte Fakir-Beerdigung in Peschawar unter Aufsicht eines englischen Militär-Kordons und zahlreicher Ärzte. Nach 40 Tagen (nicht bloß 24 Stunden)! erwachte der Begrabene und sprach mit Grabesstimme „glaubst du mir nun?" Nach einer halben Stunde befand er sich wieder im Besitze all seiner Kräfte, doch dem Erwachen gingen Handgriffe und Reibungen seines Dieners vorher, sowie Auflegen von warmem Weizenbrei auf den glattrasierten Schädel. Ebenso versetzen sich Fakire und Derwische behufs Immunisierung zuvor in einen sehr gewaltsamen Trance. Vollbringen unnatürlicher Phänomene nur durch Autosuggestion kam also erfahrungsgemäß nie vor.

Nimmt der Italiener dies für sich in Anspruch, so muß man den Kopf schütteln, so echt seine Manifestierung selber sein mag. Ferner unterscheidet man in Indien zwischen Fakiren und Adepten (Chela). Erstere mögen einen großen Willen, doch keine Heiligkeit besitzen und frönen daher manchmal „schwarzer Magie", d. h. wenden ihre abnormen Mittel für selbstische oder gar böse Zwecke an. Der Yogi hingegen, Meister „weißer Magie", darf nur mit selbstlosem Wohlwollen seine Kraft den Menschen weihen. Der Fakir grüßt ehrerbietig solche „großen Seelen" (Maha-

Atma), die viel tiefere Geheimnisse kennen, z. B. die Unsichtbarwerdung, was die Antike schon am Zauberer Apollonius von Tyana kannte, oder „das Wort", womit ein ruhig sitzender Chela einen springenden Tiger tötete (wahrscheinlich Elektrizitäts-Entladung), worauf Mary Corelli alle Wunder Christi zurückführt.

Der Italiener geht noch über Coué hinaus, dessen Autosuggestion nicht frei vom Verdachte blieb, daß dabei fremde Suggestion mitwirkt. Autosuggestion ist einfach fester Glaube, wie bei den Einflüssen der Lourdes-Quelle. „Der Glaube kann Berge versetzen", doch nur in der Vorstellung, nicht wirklich in der Materie. Solche Lehre verführt zu Auswüchsen, wie ein Yanki-Theosoph predigte, man bekomme bestimmt tausend Dollar, wenn man sie nur inbrünstig wünsche. Humbug! Man muß wohl unterscheiden: Hypnose bringt einem Philister kurzen Wahn bei, er sei ein Genie, aber macht ihn nicht zum Genie; Autosuggestion steigert die Kräfte, doch nur bis zu gewissem Grade. Ein Geniewille befindet sich in stetem autosuggestivem Trance, der manchmal Kunstwerke hervorbringt oder Schlachten gewinnt, doch die Materie leistet oft erfolgreich Widerstand, zuletzt siegt nicht der Wille, sondern lange Geniearbeit.

Wer uns daher einredet, Autosuggestion befähige schon zur Materieüberwindung, begegnet Zweifel. Das feinste Experiment eines Guru (oberster Yogi), nämlich willkürliches Aussetzen des Herzschlags, muß neben autosuggestiver Beimischung sich auf bestimmte psychophysische Gesetze gründen. Der Italiener verschweigt uns offenbar den langen Prozeß seiner Trainierung, ohne die kein Fakir auch seine Hypnosekunst üben kann. Wird aber bezeugt, daß das von ihm gepflanzte Samenkorn wirklich sich alsbald zur Palme erhebt und so bleibt, so wird diese entbundene Schöpferkraft (Auto-Elektrizität) sich gewiß nicht auf bloße Autosuggestion berufen. Oder wenn neuerdings ein englischer Leutnant das berühmte Hypnosewunder, daß ein Fakir an einem Seile in die Luft klettert und dort seinen Knaben in Stücke reißt, ihn aber wieder lebend zusammensetzt, wirklich auf die Kodakplatte bannte (die Photographien sind veröffentlicht), kann da Suggestion aus eigener Kraft die geduldige Materie imprägnieren? Vielmehr scheinen alle uns unsichtbaren psychischen Akte als elektrische Wellen zu vibrieren, so daß die von Wissenden als durchsichtig erkannte Materie sie untertänig aufnimmt, alle Gedanken zugleich Taten werden. Dies alles gehört ins unermeßliche Gebiet der Telepathie, des Hereinragens höherer „Ebenen" ins Sichtbare.

Wenn Autosuggestion wirksam wird, so beweist sie nur die Obmacht des Psychischen, nicht aber Eigenkraft eines irdischen Willens.

Karl Bleibtreu

Die U.S.A.

An die Stelle der durch den großen Krieg und seine Folgen verschütteten, teilweise vernichteten Ordnung der Dinge wird eine neue treten; es geht ja wohl nicht anders. Neue Ziele heben sich in der Ferne immer deutlicher ab, neue Wertmaße legt man an das Ererbte oder an das Erhoffte. Kann bei dieser Gestaltung der künftigen Welt auf die Mitarbeit der nordamerikanischen Republik verzichtet werden?

Fast achtzehn Jahrhunderte der christlichen Zeit sind vergangen, ohne daß die Heimat der Rothäute, später von Europäern besiedelt und allmählich zur englischen Kolonie geworden, den wirtschaftlichen und geistigen Fortschritt der Menschheit wirksam beeinflußt hätte. Seitdem hat sich der bewohnbare Erdraum verengt, der Austausch der Güter ungeheuer gesteigert, der Völkerverkehr zu einer unbestreitbaren, oft als Zwang empfundenen Notwendigkeit entwickelt. So wenig Nordamerika mit seinen für die Ausfuhr erübrigten Bodenschätzen und seinem als Zinskapital verwertbaren Reichtum von uns Diesseitigen absehen kann, ebensowenig oder noch weniger können Europa und Ostasien der mächtigen Union entraten. Schon als Unterkunft für die überschießende Bevölkerung beider ist sie unentbehrlich geworden. Haben die Japaner ein Menschenrecht auf Einwanderung? Wenn sich vor allem die Angelsachsen der Ver. Staaten dagegen zur Wehr setzen, geschieht es aus

einem bewußten und höchst wirksamen Rassegefühl heraus; sie bevorzugen die teutonischen Verwandten. Aber freilich sollen auch die aus England, Deutschland, Österreich, Skandinavien Aufgenommenen ihre Pflicht zur Dankbarkeit bekennen: sie sollen amerikanisch werden. Wer ist ein Amerikaner? Wo lebt er in reinster und anerkannter Prägung? Ist sein Typ unter den Staatsmännern der Geschichte oder der Gegenwart zu suchen, oder unter den captains of industry? Ist es ein Lincoln oder Roosevelt, ein Carnegie oder Ford? Oder muß man die Einzelzüge zu einer Phantasiegestalt vereinigen, so daß etwa die Dichtung ein Muster aufgestellt hätte? Den Fragenden belehrt Herman George Scheffauer in seinem Buche „Das Land Gottes" (P. Steegemann, Hannover). Den Yankee, der keiner bodenständigen, blutreinen Rasse entstammt, auch von ihr keine einartigen seelischen Anlagen ererbt hat, zeigt er als das Erzeugnis einer Völkermischung, die sich unter besonderen wirtschaftlichen und geographischen Bedingungen entwickelt. Es ist ein an sich wertvoller und im näheren Umgange liebenswerter Mensch, den aber nach seiner persönlichen Wesenheit das Geschäftsleben, als Glied der Gesellschaft das öffentliche Leben, Politik und Presse an der Entfaltung hindern, der sich der „normalcy", der abschleifenden und schablonisierenden Eingewöhnung, ausliefert, ohne seiner Unfreiheit inne zu werden. Alle jene Faktoren, die ihn zu einem Träger des landesüblichen und beliebten Mittelmaßes drillen, schildert Scheffauer sehr anschaulich, in großen Linien zeichnend, als Deutsch-Kalifornier vollkommen zuständig. Er hat ihnen einen geschichtlichen Überblick über „die Entstehung der Nation" vorangestellt, aus dem die noch heute wirksamen Kräfte deutlich werden, vor allem der Puritanismus in Neuengland, dessen Einfluß auf Handel und Wandel in einem späteren Kapitel überzeugend hervortritt. Die Vereinigten Staaten haben eine Extensivwirtschaft und eine Expansionspolitik getrieben; sie haben mit der Bezwingung des Bodens, mit der Einrichtung der öffentlichen Verhältnisse, mit der Staats- und Rechtsordnung genug zu tun gehabt. Dabei sind sie über die dürftigsten Ansätze zu einer höheren Kultur, in Kunstschöpfungen und Dichtungen von zeitloser Schönheit, kaum hinausgekommen. Auch das stellt Scheffauer im einzelnen fest, um dann die „Amerikanische Seele", die Seele eines unwissenden, selbstgefälligen, andere Völker geringschätzenden und bevormundenden „Triebmenschen" zu enthüllen. Scharf und schonungslos fällt er das Endurteil: „Ich erkläre hiermit . . . daß meiner Ansicht nach das heutige Amerika im Guten wie im Bösen ein modernes Barbarentum ist, das, nachdem es Europa unterjocht hat, Ehrgeiz genug besitzt, um an die Eroberung der Welt zu gehen und der ganzen Menschheit eine oberflächliche, mechanische und materialistische Gesellschafts-, Wirtschafts- und Staatsordnung aufzuzwingen."

Nur gut, daß dieser strenge Richter in Amerika selbst geboren und erzogen ist! Wenn man Alice Salomon („Kultur im Werden", Ullstein, Berlin) liest, sollte man ihn als zu streng schelten. Trotz des Namens ist die Verfasserin eine Deutsche, leider eine, die den Deutsch-Amerikanern wenig Beachtung schenkt. Ihr Buch durchweht ein Zug der Bewunderung, der Sympathie und (was durchaus anzuerkennen ist) der Dankbarkeit. Die Frage ist nicht überflüssig, warum sie noch einmal über Dinge spricht, die uns durch L. Fulda und den erheblich tieferen W. von Polenz längst hinreichend bekannt sind, Dinge, die sich nicht merklicher ändern als Sonne und Mond. Die für starke Eindrücke empfängliche und offenbar gutherzige Frau, die am lieben Nächsten gern die angenehmen Seiten entdeckt, ist Frauenrechtlerin; sie sieht ganz richtig, daß bei seinem Trachten nach wirtschaftlicher und politischer Macht der amerikanische Mann keine Zeit und keine Neigung hat, sich mit der geistigen Kultur abzugeben. Diese ist Sache der Frau, die an Kunst und Literatur ihre Maßstäbe anlegt, an der Wissenschaft nur die gemeinnützige Verwendbarkeit schätzt. Aus dieser vorwiegend weiblichen Kultur, meint sie, gehe ein amerikanischer Idealismus hervor, der an eine Ordnung der Dinge als möglich glaube, „durch die das ideale Gesetz, wenn erdacht und ergriffen, das Gesetz der Wirklich-

keit für alle Zukunft werden wird. Darin liegt das Wesen amerikanischer Kultur". Das ist reichlich unklar, weil Frau Salomon den Begriff Kultur so hinnimmt, ohne ihn aus Vordersätzen abzuleiten. Und ein gut Teil Vertrauensseligkeit läuft mit unter, wie bei allen Pazifisten. Wenn die Verfasserin die erfolglose Friedensmission der Jane Addams beklagt, widerspricht sie sich schon selbst. Eine eigenständige Kultur Amerikas ist im allerersten Werden; sie ist es seit etwa dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Es hat aber gute Weile, bis diese zarten Keime aufbrechen. Ich suche sie anderswo als A. S. An ihrem Wachstum werden die christlichen Kirchen ebenso beteiligt sein, wie das teutonische Element der Bevölkerung. Von beiden spricht Alice Salomon nicht, um so ausführlicher von den Einwanderungsquartieren östlicher Juden, die in der neuen Nation einen Fremdkörper bilden und bestenfalls aufgesogen werden.

Vor den Schwärmern dieser Art hat Scheffauer mit seinem Spott über Professor Fr. Dessauer gewarnt. Ideologien werden durch Ansteckung gefährlich. Verdienstlicher ist es, wenn die Reisenden dem Amerikanertum sein wahres Antlitz zeigen. Herbert Eulenberg ist auf den brauchbaren Einfall geraten, dem Yankee-Snobismus, der Anbetung des Dollar-Kalbes satirisch beizukommen. Er läßt seinen deutschen „Amerikanus" (Thyrsos-Verlag, Wien) mit zwei geistig Unbemittelten einen Klub gründen, der zu den Vorzügen des überseeischen Landes noch tausend andere hinzuphantasiert. Wo die Besinnung der Klubisten zu Ende geht, besingt an ihrer Statt Eulenberg ehrlich die Verdienste der Pioniere am Hudson und Mississippi und brandmarkt ebenso ehrlich den Verrat Wilsons. Eine schwere Aufgabe, für Eulenberg zu schwer! Wem ist mit diesen gutgemeinten, aber ungewürzten Spenserstrophen und Terzinen gedient? Sie werden drüben keinen Schuldigen zur Einkehr oder Umkehr veranlassen, und um deutsche Leser zu unterhalten, dazu sind sie viel zu matt.

Dr. Hengesbach

*

Selbstdarstellung auf der „Weltbühne"

Wir pflegen dieses Blatt im „Türmer" nicht zu nennen, weil wir mit dem dort vertretenen Geiste nichts gemein haben. Manchmal wird aber die Sprache dort so deutlich, so unverschämt deutlich, daß man eine Probe herausgreifen muß. Da charakterisiert also die Berliner „Weltbühne" den in Wien ansässigen Journalisten Alexander Weiß (als „Österreichischen Kopf" !).

Es folgen Kernstellen:

„Bis vor vier Wochen hat er das radikalste Blatt Wiens redigiert: den ‚Abend', Auflage 80—100000, was für Wien ein Rekord ist, Richtung unabhängig-sozialistisch, zwar zur Partei haltend, aber stets mit Rußland gehend ... Heute sitzt er in Untersuchungshaft, beschuldigt, viele Milliarden — Hunderttausende von Mark — erpreßt zu haben ... Und er hat, auch wo er ein gefährliches Spiel spielt, das beste Gewissen (!) von der Welt ... Er hat die ins Herz treffende Sprache des ganz großen Demagogen ... Er agitierte gegen die Wirtschaftsordnung, indem er ihre Nutznießer verächtlich machte. Es mag nie ausdrücklich gesagt worden sein (!), aber das war jedenfalls der Eindruck, den man von der Lektüre zurückbehielt: wer Kriegs- oder Inflationsgewinne macht, wer Dividende oder Tantieme nimmt, wer menschliche Arbeitskraft ausnützt, wer von arbeitslosem Einkommen lebt, ist schlimmer als ein Verbrecher ... Weiß kannte die Armut, in deren Namen er so herabsetzend vom Reichtum sprach. Seine Eltern, aus der Slowakei zugewandert, waren ärmste jüdische Kleinbürger; er selbst im Arbeitervorort unter Entbehrungen aufgewachsen. Er erhielt einen großen Kreis von Verwandten im Stil mäßigen Wohlstandes (!); Wohltätigkeit für die Familie, gutmütiges Verschenken an jedermann ist bei seinem Typus Selbstverständlichkeit. Ist er reich — ich weiß es nicht, aber man sagt ihm jetzt ein Goldmillionenvermögen nach (!) —, so sieht man es ihm nicht an, Pelz und Melonenhut standen ihm nicht gut. Wenn man den Vierzigjährigen abends im Café oder in

der Bar sitzen sah, wo er einen Türkischen nach dem andern, nichts anderes konsumierte — breit, fett, glatzköpfig, schwarzes Bärtchen, funkelnde Fettaugen in einem schwammigen Gesicht —, so schien der berühmte Wiener Schwindelsatz ‚Leben und Lebenlassen' sein Wahlspruch zu sein. Aber er hatte eine kindlich-raubtierhafte Freude daran, Menschen zu quälen (!!) ... Zugleich Chefadministrator des Blattes, das er redigierte, wußte er mit Druckern und Papierhändlern zu reden wie ein Hypnotiseur, bis sie ihm zehnmal als untragbar beschworene Preise bewilligten (!) ...

Wie kam der Krach? ... Man darf nicht soviel nehmen und man darf nicht purifizieren; ein bißchen nehmen, ohne anzugreifen, ist gute alte journalistische Tradition —? Ich glaube ja. Wenn auch der Schreiber dieser Worte sie nicht so schreiben wollte, hat er sie doch, aus zwingendem Drang seines Unbewußten (sic!), so geschrieben ..."

Kommentar zu diesem Bekenntnis einer schönen Seele sollte eigentlich überflüssig sein. Er hat halt so seine Provisionsgeschäfterln gemacht, der Alexander Weiß, hat an der Börse gespielt und gut verdient. Kunststück: wenn er jeden ehrlichen Jobber mit radikalsozialistischem Pathos ausziehen konnte, da sollte er keine Tipps zu hören bekommen ...!

Was aber ist das eigentliche Fazit der ganzen schmutzigen Wäsche?

Nun — zwei Sätze.

1. Bezüglich des pp. Weiß: „Und er hat, auch wo er ein gefährliches Spiel spielt, das beste Gewissen der Welt."

2. Bezüglich der „enthüllenden" Demagogie dieser Art Verteidiger der Armen (! im Text heißt es ausdrücklich: „Diese böse, bittere, persönliche Sprache hat auch Karl Marx gesprochen"): „Klappern gehört zum Geschäft."

Nebenbei eine Frage an den deutschen Journalistenstand: Was antwortet er auf die niedliche Frage nach der „guten alten journalistischen Tradition"?

Thürink

*

„Deutsche Volkheit"

Mit diesem schönen Goethewort eröffnet der Verlag Eugen Diederichs eine Reihe, die mit vorbildlichen buchhändlerischen Werbemaßnahmen den deutschen Lesern und Bücherfreunden angeboten wird. Nach dem, was der Verleger über sein Werk sagt, handelt es sich um etwas ganz Neues und — natürlich — Hervorragendes und Gutes. Wir haben eine größere Anzahl von Bänden dieser gutausgestatteten und sich ansprechend darbietenden Reihe in der Hand gehabt und wollen dem Verleger gern bestätigen, daß er, da er vielerlei bringt, auch Gutes bringt. Aber die starke Betonung des „Neuen" gerade an dieser Reihe geht doch nicht an. „Der Gebildete muß wieder Volk werden." Das ist ein sehr schönes Goethesches Programm. Aber inzwischen sind die Zeiten und die Verhältnisse doch ganz andere geworden. Wie sollen wir die Goethesche Forderung heute verstehen? Handelt es sich um eine neue, sehr notwendige Überwindung des Intellektualismus? Oder soll der Gebildete seine Bildung ins Volk hineintragen? Soll er sein positives und engumgrenztes Fachwissen verflacht in die Massen bringen? Oder soll er die Fülle eines reichen, geistigen Innenlebens vor den Volksgenossen, die an der Bildung schlechthin geringeren oder gar keinen Anteil gehabt haben und noch haben, ausbreiten?

Die Frage ist ernst, kann aber an dieser Stelle nicht ausführlich beantwortet werden; es muß daher genügen, darauf hingewiesen zu haben, daß es niemals darauf hinausgehen darf, das Volk in seinen Massen mit Wissensstoff anzufüllen und zu intellektualisieren. Aber die „Deutsche Volkheit" bedeutet schließlich auch etwas anderes; sie will den Gebildeten dahinführen, daß er sich seiner Volkszugehörigkeit bewußt werde, daß er nicht nur als Bürger dieser Welt dastehe, sondern daß er gerade als Deutscher in Europa, zwischen den anderen Völkern seinen Platz halten muß. Die „Deutsche Volkheit" will mit Veröffentlichung, Übersetzung, Bearbeitung und erzählender Umwandlung geschichtlicher und sagenhafter Quellen und Stoffe im weitesten

Sinne Verständnis für deutsches Wesen eröffnen. Dieses ganze weite Gebiet ist eingeteilt in die beiden Gruppen „Mythus“ und „Geschichte“, wobei sich das Gebiet „Mythus“ prachtvoll aus den Diederichschen Reihen der Märchen und Sagen ergänzt. Die Übergänge von der einen zur anderen Abteilung sind wohl nicht ganz scharf zu ziehen, jedenfalls nicht für die Urzeit. Die Abgrenzungen der Unterabteilungen können nicht durchaus befriedigen.

Die Bearbeiter, Herausgeber oder Verfasser sollen Künstler oder Gelehrte sein. Besonders gut gelungen sind bei diesem Programm diejenigen Bände, in deren Bearbeiter ein Gelehrter, der Künstler ist, zu uns spricht. Vortrefflich sind da die von Paul Herrmann gebotenen Auszüge aus dem Saxo Grammaticus: nordische Heldensagen in all ihrer Ewigkeit und Wirklichkeitsnähe. Anmutig, voll intimer Reize und prächtiger Kurzweil erfrischen die von Hildegard und Wolfgang Stammler ausgewählten deutschen Tierfabeln. Geschmacklos, ohne sprachliches und geschichtliches Gefühl ist die Kaiserchronik von Walther Bulst geradezu verdorben; und ganz unerfreulich erscheinen uns die von demselben Walther Bulst mißhandelten „langobardischen Königsgeschichten“. Von Paul und Paula Zaunert sind Märchen und Legenden vorgelegt, die von großem Verständnis und zarter Einfühlung in dies Gebiet zeugen. Eine Fülle von Stoff, Bildern und Gedanken bieten die von E. Freiherrn von Künßberg gesammelten deutschen Bauernweistümer. Vortrefflich führen die drei Bücher von Hans Hahne in den deutschen Jahreslauf und Brauch, besonders in das schöne Hallische Jahreslaufspiel ein. Da braucht der Gebildete weder hinauf- noch hinabzusteigen, er wird gern dabei sein. Warum sich ausgerechnet H. E. Timerding mit den fränkischen Königsgeschichten befassen muß, ist unerfindlich. Es ist nicht angebracht, hier allerlei aus der modernen Sexualpsychologie mitklingen zu lassen.

Alles in allem handelt es sich um eine sehr erfreuliche Erscheinung auf dem Büchermarkte, die einer geschwollenen Einführung als „Buchorganisation“ gar nicht bedarf und die sich sowohl in die nun dreißigjährige Verlegerarbeit Eugen Diederichs wie auch in die neueren anderen Verlegerreihen — z. B. „Dreiturmbücherei“ von R. Oldenbourg in München oder die mehr katholische Reihe „Deutsche Gut“ bei Fredebeul und Koenen in Essen — als Ergänzung vortrefflich einfügt. Dr. O. L.

Die Not des verheirateten höheren Beamten mit drei Kindern im Ausbildungsalter

Nehmen wir den günstigen Fall an, der leider nicht sehr häufig wiederkehrt, solch ein Beamter habe als Studiendirektor in einer mittelgroßen Stadt eine Dienstwohnung, wofür ihm von der Stadtverwaltung der Wohnungszuschuß nicht ausgezahlt, sondern als Miete gebucht wird. Er ist in der 12. Besoldungsgruppe. Von seinen Kindern sind die beiden Söhne im Alter von 20 und 21 Jahren auf der Hochschule, die Tochter ist seit Ostern in einem hauswirtschaftlichen Pensionat, wofür keine Kinderzulagen bezahlt werden, ebenso nicht für den 21 Jahre alten Sohn. Durch diese Nichtauszahlung für den ältesten Sohn steht sich der Studiendirektor einer Stadt, wenn diese den Bedarfsfall — nicht zu verwechseln mit dem Bedürfnisfall — nicht anerkennt, um 12mal 22 ℳ = 264 ℳ schlechter als der Amtsgenosse an Staatsanstalten.

Nach Abzug der Steuern bekommt er also ausgezahlt 658 ℳ im Monat, also im Jahr 7896 ℳ. Hiervon erhalten die beiden Söhne für 8 Monate je 130 ℳ — für heutige Verhältnisse ein recht schmaler Satz —, also im Jahr jeder 1040 ℳ mit je 12 ℳ Taschengeld für die übrigen 4 Monate = 48 ℳ, also 1088 ℳ, für beide also 2176 ℳ. Jeder braucht im Semester etwa 200 ℳ für Kolleggelder — sehr gering gerechnet! —, also im Jahr beide 800 ℳ. Für Reisen und notwendigste Sonderausgaben kommen für jeden billigst 100 ℳ, für beide also 200 ℳ in Betracht. Es kosten also beide Söhne im Jahr 3176 ℳ. Es fehlt jede Anschaffung von Anzügen, Wäsche, Schuhen und dergleichen! Für die Tochter

sind zu zahlen monatlich das ganze Jahr hindurch 150 M, also im Jahr 1800 M, für besondere Ausgaben in 11 Monaten etwa je 25 M, im Jahr 275 M, für wissenschaftlichen Unterricht in 11 Monaten etwa 300 M, also für das Pensionsjahr an die Pensionsleitung 2375 M. Es bleiben also für den heimischen Haushalt und für Anschaffung von Leib- und Hauswäsche usw. für 5 Personen 7896 M weniger 3176 und 2375, also weniger 5551 = 2345 M. Man wird es seiner Frau nicht zumuten mögen, ohne Dienstboten auszukommen. Dieser kostet monatlich an Lohn und Kassengeldern 40, an Lebensunterhalt 60 M, also im Jahr 1200 M, bleibt für das Leben von Vater und Mutter und alle Anschaffungen, Weihnachtsgeschenke usw. 1145 M. Wer glaubt, daß davon ohne die größten Einschränkungen der beiden überhaupt der Lebensunterhalt für sie und der Ferienaufenthalt der Kinder erschwungen werden kann? Wo bleiben der Anzug, die Wäsche, die Schuhe, die Bücher und sonstigen Lebensnotwendigkeiten? Glaubt wirklich jemand, davon könne der höhere Beamte noch ein Vermögen anhäufen? Die Hochschulausbildung und die Zeit der nicht bezahlten Vorbereitungsjahre dauern heute mindestens 7—10 Jahre, die Tochter soll dann ebenfalls für einen Beruf sich vorbereiten, was auch gegen 4—5 Jahre dauert. Was soll da aus dem ganzen Hauswesen werden? Früher hatte der Beamte eine heilige Scheu davor, Schulden zu machen oder Rechnungen nicht sofort nach Eingang zu bezahlen, ja nicht gleich bar alles zu begleichen. Wie kann er heute ohne Schulden auskommen? Das ist ein entsetzlich niederdrückender Gedanke, daß er trotz allen Sparens ein Jahrzehnt nicht aus den Schulden herauskommt. Und wenn er durch eigene Arbeit, durch Halten von Pensionären oder Privatstunden sich etwas dazu verdienen will, wird es ihm von seiner Behörde entweder erschwert oder ganz unmöglich gemacht. Erkläret mir, Graf Örindur ...! Paul Menge

Nachwort des Türmers. Mit diesen Aufzeichnungen vergleiche man ergänzend die Mitteilungen eines preußischen Richters in der „Zeitschrift des Reichsbundes der höheren Beamten“ (1926, Nr. 10), der — als Vater von sechs Kindern — mit genauer Statistik nachweist, daß er Jahr für Jahr trotz größter Sparsamkeit und des Verzichtes auf jedes Vergnügen über tausend Mark Schulden machen muß! Hieran ist auch der Staat durch falsche Steuer- und Besoldungspolitik mitschuld. Jeder Vorkampf für Volksaufartung muß sich für die kinderreiche Familie der Oberschicht einsetzen. Wir fordern auch unsrerseits immer wieder Steuervorzug, ausreichende Kinderzulagen und Sondergehaltsklassen, kurz, eine angemessene Bewertung der generativen Leistung! D. T.

Christliches von Freiligrath

Bei Gelegenheit der 50. Wiederkehr seines Todestages am 18. März wurde Freiligrath von demokratischer und sozialdemokratischer Seite als einer der Ihrigen dargestellt. In Wirklichkeit war Freiligrath auf politischem Gebiet national und christlich gesinnt und stand zu den Demokraten und Sozialdemokraten von heute in schroffstem Gegensatz. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte seine Tochter Luise in der „Deutschen Rundschau“, Band 145 Seite 149, nachstehende Verse aus dem Jahre 1843, vermutlich gegen Herwegh, Heinzen und andere gerichtet:

Weil Ihr alltäglich mit dem Königtume
das Christentum auf einem Blocke schlachtet,
weil Ihr alltäglich uns zu ködern trachtet
mit kommunistisch und sozialer Krume,
deswegen meint Ihr, steht der Freiheit Blume. —
Noch sitzt er hoch auf seiner Wetterwolke,
noch lenkt das Herz er, wie er lenkt die Schlacht,
noch ist er Herrscher über Fürst und Volke
der alte Gott, der die Geschichte macht.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard. Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Konrad Dürre.
Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen ist zur Rückbeförderung die Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.
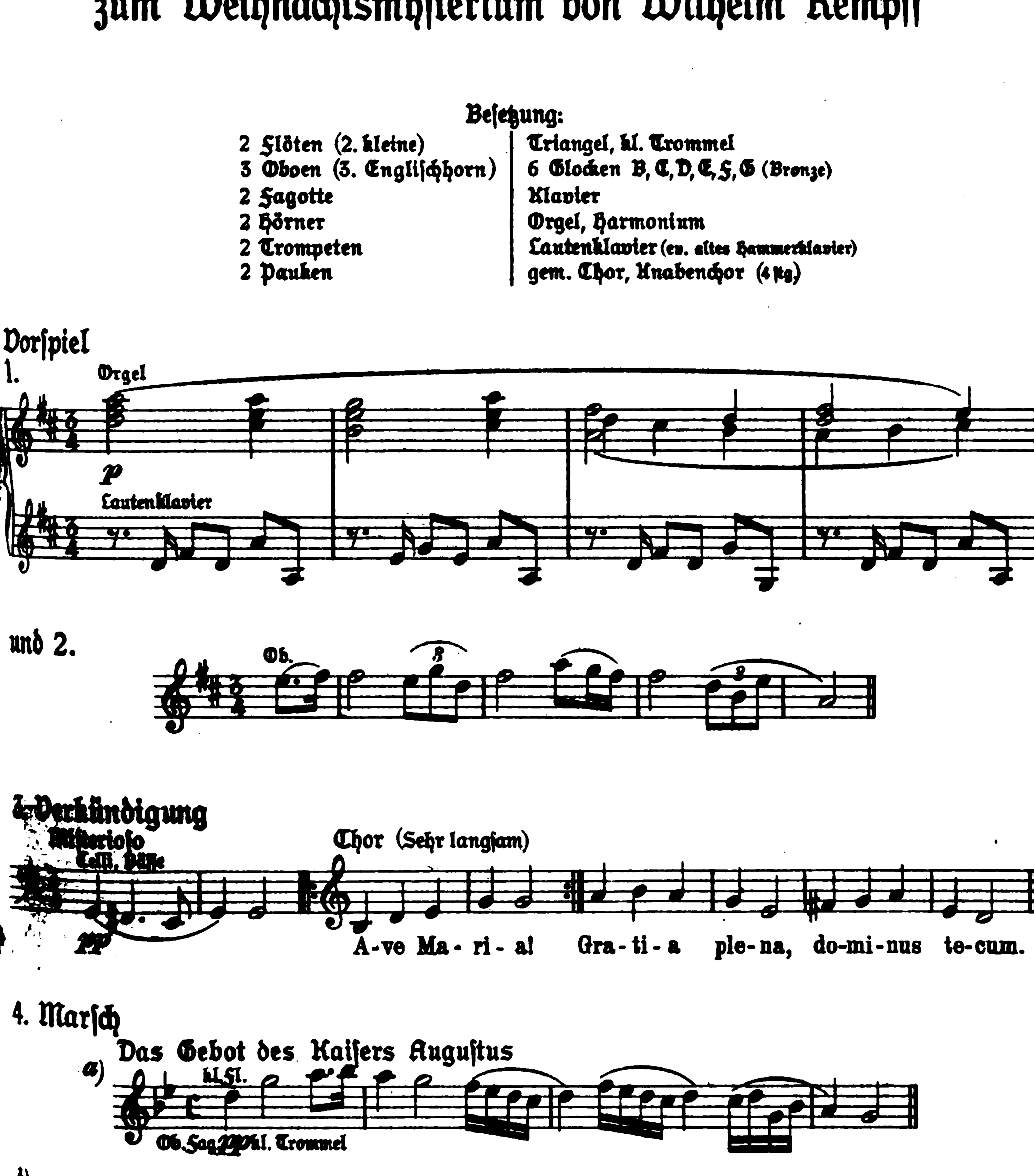
Der Türmer
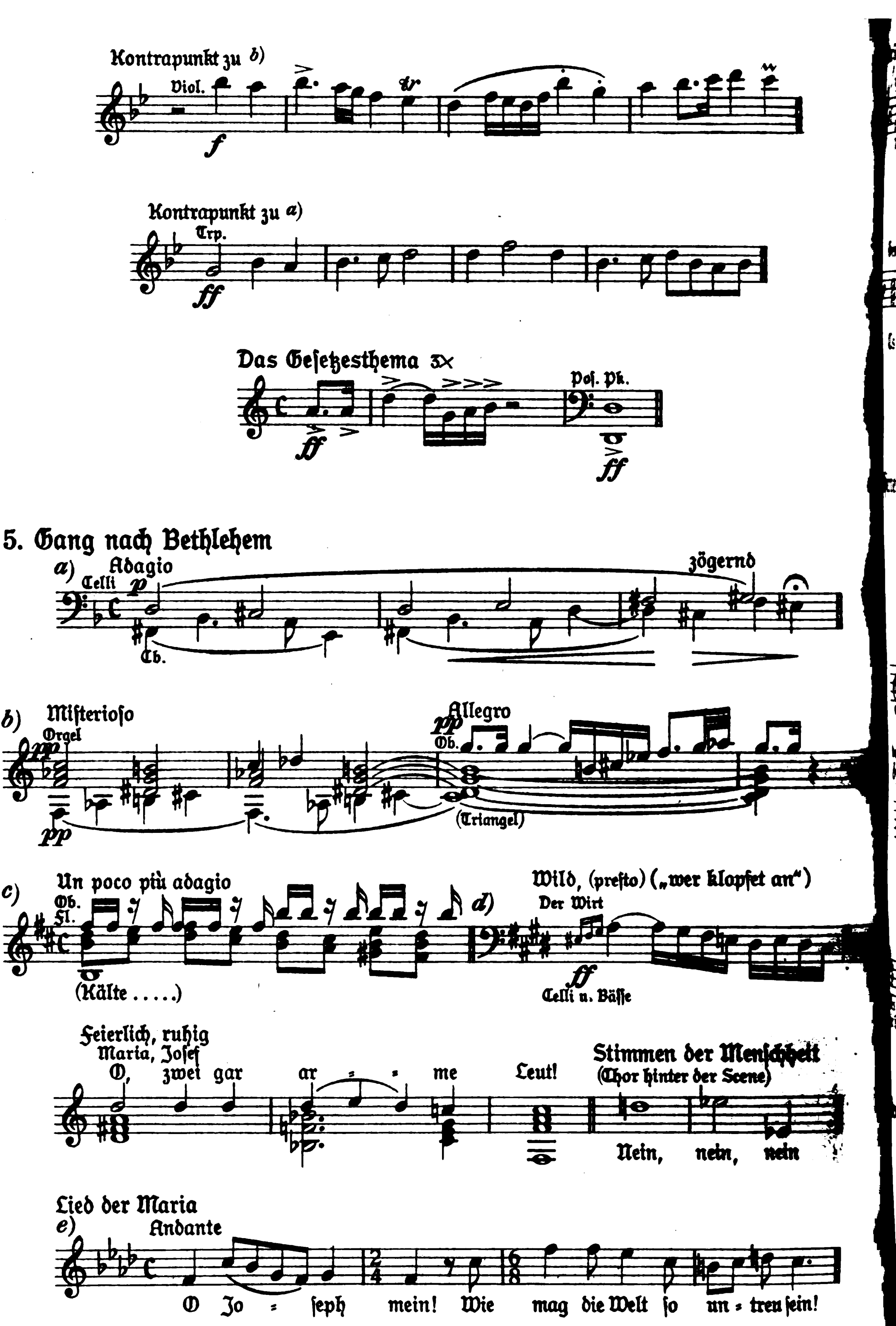
XXIX. Jahrg. Heft 3 Dezember 1926
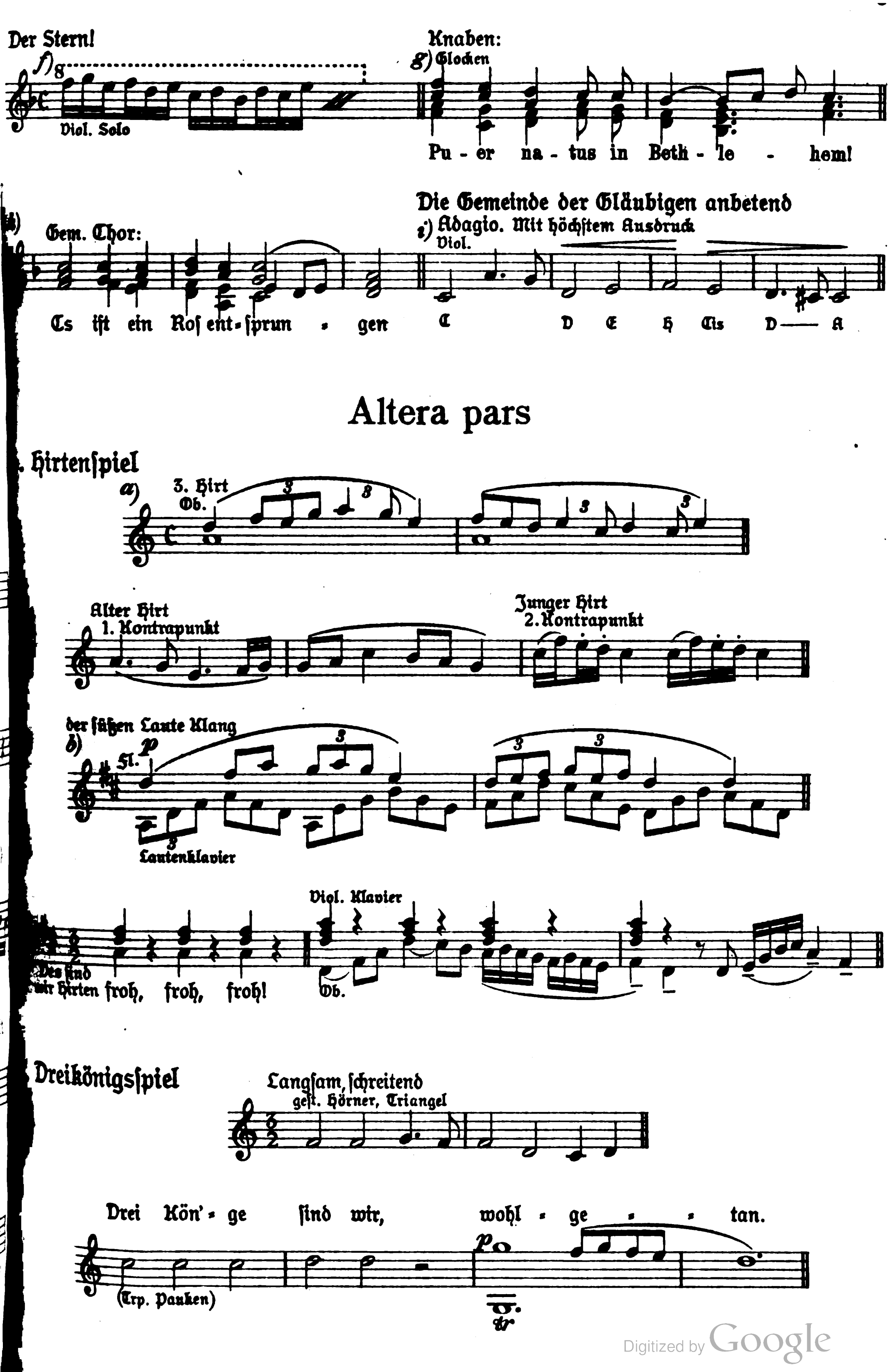
Thementafel
zum Weihnachtsmysterium von Wilhelm Kempff

Besetzung:

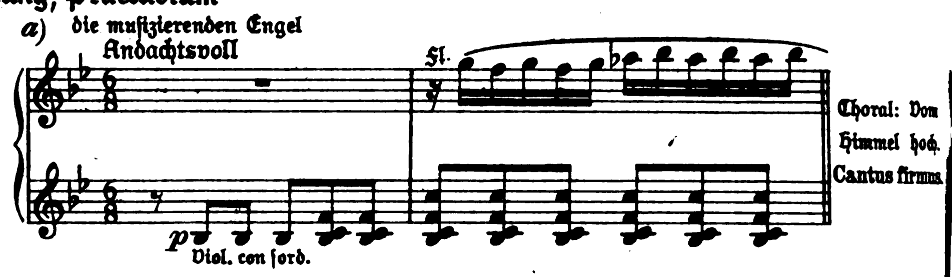
2 Flöten (2. kleine)	Triangel, kl. Trommel
3 Oboen (3. Englischhorn)	6 Glocken B, C, D, E, F, G (Bronze)
2 Fagotte	Klavier
2 Hörner	Orgel, Harmonium
2 Trompeten	Lautenklavier (ev. altes Hammerklavier)
2 Pauken	gem. Chor, Knabenchor (4 stg)

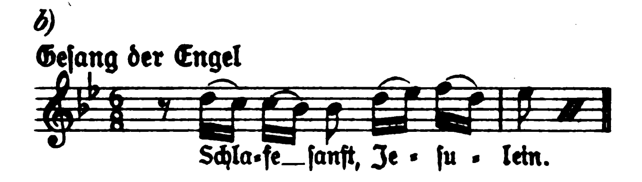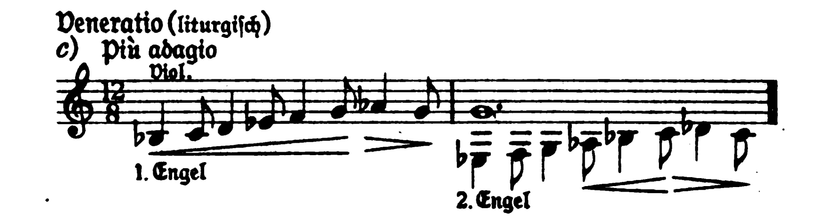



Kontrapunkt zu b)
Viol.
f
tr
Kontrapunkt zu a)
Trp.
ff
Das Gesetzesthema 3×
ff
Pos. Pk.
ff
5. Gang nach Bethlehem
a)
Adagio
Celli
p
Cb.
zögernd
b)
Misterioso
Orgel
pp
pp
Allegro
pp
Ob.
(Triangel)
c)
Un poco più adagio
Ob.
Fl.
(Kälte .....)
d)
Wild, (presto) („wer klopfet an")
Der Wirt
ff
Celli u. Bässe
Feierlich, ruhig
Maria, Josef
O, zwei gar ar - - me Leut!
Stimmen der Menschheit
(Chor hinter der Scene)
Nein, nein, nein
Lied der Maria
e)
Andante
O Jo - seph mein! Wie mag die Welt so un - treu sein!

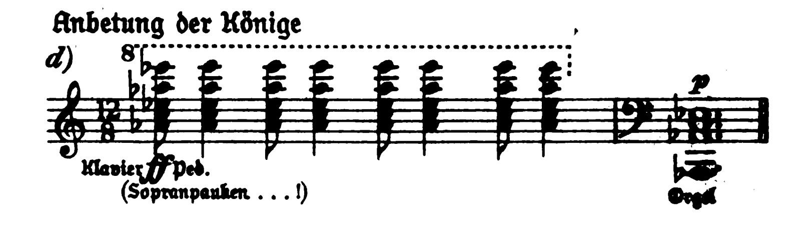

Der Stern!
Viol. Solo
Knaben:
g) Glocken
Pu - er na - tus in Beth - le - hem!
Die Gemeinde der Gläubigen anbetend
Gem. Chor:
Es ist ein Ros ent - sprun - gen
i) Adagio. Mit höchstem Ausdruck
Viol.
C D E H Cis D — A
Altera pars
Hirtenspiel
a) 3. Hirt
Ob.
Alter Hirt
1. Kontrapunkt
Junger Hirt
2. Kontrapunkt
der süßen Laute Klang
b)
Fl.
Lautenklavier
Viol. Klavier
Des sind wir Hirten froh, froh, froh!
Ob.
Dreikönigsspiel
Langsam, schreitend
gest. Hörner, Triangel
Drei Kön' - ge sind wir, wohl - ge - - tan.
(Trp. Pauken)

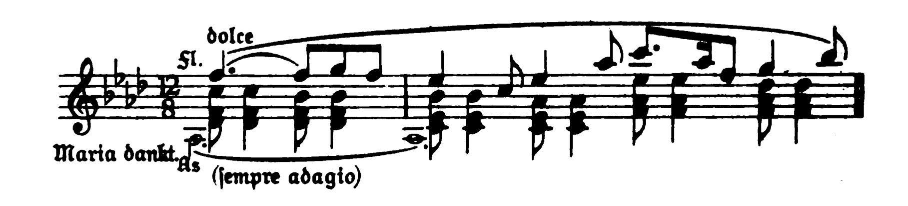

8. Anbetung, Praeludium
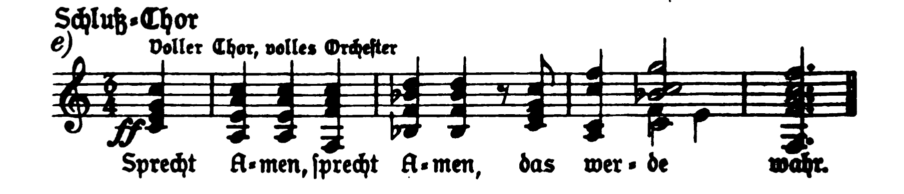

a) die musizierenden Engel
Andachtsvoll
Fl.
p
Viol. con sord.
Choral: Vom Himmel hoch.
Cantus firmus


b)
Gesang der Engel
Schla-fe_sanft, Je-su-lein.


Veneratio (liturgisch)
c) Più adagio
Viol.
1. Engel
2. Engel

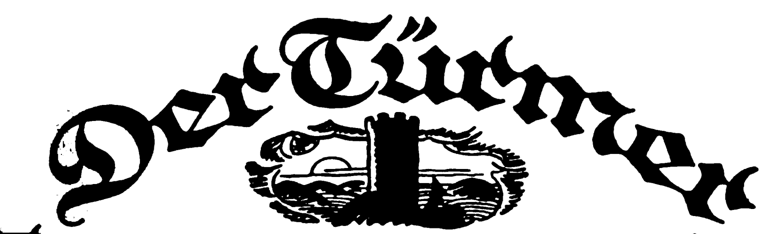

Anbetung der Könige
d)
8
Klavier ff Ped.
(Sopranpauken . . . !)
p
Orgel


dolce
Fl.
Maria dankt.
As
(sempre adagio)


Schluß-Chor
e)
Voller Chor, volles Orchester
ff
Sprecht A-men, sprecht A-men, das wer-de wahr.



Licht — Fritz Berthold Neuhaus



Monatsschrift für Gemüt und Geist

HEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

…gegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
…gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

…rg. | Januar 1927 | Heft 4

Wo Kraft sich mit Selbstbewußtsein, wo Heiterkeit sich mit Ernst mischt, da stellt sich auch schließlich jene sozial und politisch vornehme Gesinnung ein, welche die schönste Zier der Nationen ist. Aber auch eine derartige Vornehmheit kann sich nur von innen nach außen entwickeln; der Deutsche soll vornehm sein, nicht vornehm tun... Alles Aristokratische ist angeboren; deshalb kann es eine körperliche, eine geistige, eine sittliche Aristokratie geben; aber eine Wissens- oder Geldaristokratie kann es nicht geben: mag man auch unlogischerweise von einer solchen reden. Wissen und Geld werden erworben, sind äußere Güter und darum demokratischer Natur; es kann sie jeder haben. Körperliche, geistige und sittliche Gaben dagegen sind angeboren und darum aristokratisch; sie können wohl entwickelt, geschult, gebildet werden; aber wer sie nicht durch ursprüngliche Anlagen besitzt, dem bleiben sie im wesentlichen versagt. Schönheit, Genie, Mut lernt man nicht.

Langbehn
(„Rembrandt als Erzieher")

Deutsche Ziele

Von Admiral Scheer

„Man muß den Mut haben, an eine große Nationalzukunft zu glauben, und in diesem Glauben vorwärtsschreiten."

Friedr. List

Historische Vergleiche halten selten in allen Stücken stand. Aber was bedrängte oder zerrissene Völker über die Zeiten des nationalen Niederbruchs hinweg rettete und noch rettet, das ist der unerschütterliche Glaube an eine verpflichtende Aufgabe, auf deren Erfüllung nur unter Preisgabe des letzten Restes von Selbstachtung verzichtet werden kann. „Selbstachtung aber bedeutet" — nach den Worten eines irischen Volksführers — „alles, Zahlen bedeuten nichts. Wir Iren sind stolz geblieben vor den britischen Kriegsgerichten und den englischen Kerkern. Unterwürfen wir uns je der englischen Tyrannei, wie dürften wir unsern Frauen noch frei ins Auge sehen?"

Und wie dürften deutsche Männer sich je dem Joche fremder Willkür fügen, solange der lebenden Generation noch das Schwertgeklirr im Ohre klingt und ihre Jugend, die heroischen Taten des Weltkriegs vor Augen, die Auferstehung deutscher Volksgröße ersehnt!

Die Verzagtheit und die gefährliche Neigung zu Resignation, die sich in unserm Volk einnisteten und so manche Zeichen knechtischer Unterwürfigkeit verschuldeten, erwachsen aus dem lähmenden Druck der Vorstellung, das Übergewicht der Feinde sei von ewiger Dauer und fähig, die deutsche Not als eine unabänderliche Einrichtung zu begründen, um selber ungestört von unerwünschter deutscher Tüchtigkeit und Vielseitigkeit in aller Welt Geschäfte zu machen und „das Volk ohne Raum" — und leider noch heute ohne einheitlichen Willen, ohne großes Ziel, fast ohne Führung — sich selbst und der zersetzenden Gewalt seiner von alters her im Dienste äußerer Feinde erprobten negativen Eigenschaften zu überlassen.

Aber wenn wir, die Furcht abschüttelnd, um uns blicken, sehen wir die „Friedensverbrecher" ruhelos von Konferenz zu Konferenz eilen, wir sehen die ungeheure Last der Kriegsschulden sich zu einem Problem auswachsen, das die Sachwalter des Siegertrustes in kaum noch verhehlte Konflikte treibt, wir bemerken die klaffenden Risse in der Entente, nachdem ihre stärkste Klammer, die Furcht vor dem Erfolg der deutschen Arbeit in der Welt — fälschlich Deutschlands Streben nach Weltherrschaft, „die deutsche Gefahr" genannt — gelöst ist. Wir gewahren in dem friedlosen Europa Zustände, denen selbst die Väter von Versailles keine lange Dauer weissagen werden: Kleinstaaten, die im Prunk errafften Gutes zu politischen Scheingrößen aufgetrieben werden, Mittelstaaten, die durch dauerndes Säbelgerassel einen Herd europäischer Kriegsgefahr bilden, Großstaaten, welche zu tiefst beunruhigt, die Gärung der Weltkrise beobachten, die der Versailler Vertrag nicht beigelegt, sondern verewigt hat: England, das die Wahrheit des Bismarckwortes begreifen muß, es werde im Falle eines europäischen Krieges nicht weitblickend genug sein, um die Gefahren zu erkennen, welche ihm aus einer Niederlage Deutschlands erwachsen; Rußland, der undeutbare, dunkle Koloß; Frankreich, das seine alten, durch Bis-

marcks Staatskunst verdrängten Ziele nicht mehr durch eigene Volkskraft erreichen kann, aber durch farbige Hilfsvölker zum Hohn der von ihm so viel gepriesenen Zivilisation erringen will. In seinem Siegestaumel holt es die alten napoleonischen Machtansprüche wieder hervor und durchkreuzt damit im Mittelmeer und im „Nahen Osten" die lebenswichtige Verbindungslinie Englands nach Indien und Australien.

Die angelsächsische Welt empfindet die französische Vormachtstellung — trotz ihrer inneren Hohlheit — um so lästiger, als England während des Krieges seine Flottenstellung im Mittelmeer dem Schutze Frankreichs überlassen zu müssen glaubte und nun die deutsche Militärmacht als Gegengewicht gegen die französischen Ambitionen entbehrt.

Für das Gleichgewicht der Kräfte in Europa ist es deshalb eine Unmöglichkeit, den durch Begabung und Lebensraum zu bedeutsamster Wirkung bestimmten und kraftvollen Großstaat Deutschland künstlich in Ohnmacht und Zerrissenheit erhalten zu wollen. Der Gedanke, daß diese Niedertracht nicht gelingen darf und auch nicht gelingen wird, wenn wir ihr nicht selbst Vorschub leisten, muß vor allen anderen unter uns lebendig sein.

Das Reich zu erhalten und es wieder zur Macht zu bringen, das ist unser Ziel. Wir wissen, daß wir es nicht für uns allein und losgelöst von den anderen Problemen des durch den Krieg veränderten Weltbildes erreichen können, sondern nur im Flusse der Ereignisse, die sich vorbereiten. Das Zeitalter des Imperialismus, das uns den Weltkrieg bescherte, ist abgelöst durch das des „revolutionären Nationalismus", dessen extreme Erscheinungsformen uns in Rußland und Italien vor Augen treten, sowie raumpolitisch in den mehr oder minder selbständig gewordenen Absprengseln ehemaliger größerer Staatengebilde. Daß daraus mit der Zeit neue Mächtegruppierungen sich bilden werden, ist um so eher anzunehmen, als die wirtschaftliche Verflochtenheit der Staaten dieselben fördern wird. Welche Rolle dabei die mit neuer oder verjüngter Lebenskraft in den Kreis der Weltvölker dringenden Nationen des Ostens spielen werden, welche Bedeutung dem durch seine Goldströme die Wirtschaft mächtig beeinflussenden Amerika zufallen wird, wie der englisch-amerikanische, wie der russisch-englische Gegensatz sich dabei auswirken werden, wer vermöchte das heute mit Sicherheit auch nur anzudeuten?

Jedenfalls aber dürfen wir Deutschen aus der Betrachtung der Weltkrisis die Überzeugung gewinnen, daß wir keinen Grund haben, zu verzagen, denn die Verlegenheiten der anderen sind so erheblich und so vielfältig mit dem Urgrund unseres Siechtums, dem Vertrag von Versailles, verknüpft, daß der Siegerkonzern in seinem eigenen Interesse an den Abbau dieses untauglichen Machwerks wird herangehen müssen.

Deshalb, aber vorerst auch nur in dieser Erwartung, mag der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund als ein günstiges Zeichen gewertet werden, denn man hätte uns ganz gewiß noch ruhig vor seinen Mauern stehen und warten lassen, wenn es auf die Dauer innerhalb derselben ohne uns gegangen wäre. Der Eintritt Deutschlands hat das Prestige dieses Tribunals der Nationen in einem Augenblick gehoben, wo es Gefahr lief, durch den jahrelangen schnöden Mißbrauch seiner Macht gegen uns und seine Machtlosigkeit gegenüber den durch kein Friedensdiktat geknebelten Völkern dem Fluche der Lächerlichkeit anheimzufallen.

Wir wollen hier nicht rechten über das „Wie“ unserer Aufnahme in diesen Zirkel der großen Worte und der kleinen Taten, noch auch darüber, wie lange wir ihm noch fern bleiben konnten. Wir wollen auch dahingestellt sein lassen, ob wir unsere Haut nicht wieder zu billig zu Markte getragen haben, wie schon so oft, und daß wir darüber hinweggetäuscht werden sollen durch das Ausposaunen von Erfolgen, die erst noch kommen sollen. Das Wort, das Bismarck über sich selbst sprach: „Ich bin einfach von der Woge der Geschichte in die Höhe gerissen worden und habe mich oben zu halten gewußt“ — möchte es in seiner Bescheidenheit und Kraft auch auf die Männer Anwendung finden können, die heute die Sache Deutschlands zu verfechten haben. Dann — vielleicht — wird das Unwahrscheinliche geschehen, daß der Bund der Völker erst durch die Mitwirkung des Volkes, zu dessen Niederhaltung er begründet war, lebensfähig wird und eine wenn auch mühsame und tausendfach gehemmte Friedensarbeit leisten kann. Ohne Gesundung Deutschlands keine Befriedung Europas.

Die Festigkeit, mit der eine deutsche Regierung diese Aussichten und Forderungen des Vaterlandes zu vertreten vermag, hängt — abgesehen von ihrer psychologischen Beschaffenheit, für deren Einstellung ihr die Wachtfeuer des Deutschtums in den uns entrissenen Grenzmarken ein Flammenzeichen geben — wesentlich von der Unbesorgtheit ab, mit der die Regierung ihre Politik nach außen führen kann, ohne befürchten zu müssen, daß die öffentliche Meinung zu Hause ihr in den Rücken fällt. Wird der Primat der Außenpolitik auch nicht mehr bezweifelt, so bequemen sich die Parteien nur ungern dazu, nach dieser Einsicht auch zu handeln. Die furchtbaren Hemmungen, die unserer Wirkung nach außen durch die parteipolitischen Bindungen auferlegt sind, müssen wir täglich erfahren, obgleich uns schon Bismarck eindringlichst lehrte, daß unter Parteieinfluß keine gute Außenpolitik gemacht werden kann, daß aber eine erfolgreiche auswärtige Politik die innere fördere und stärke. Der moralische Rückhalt, dessen eine auf so schwachem Posten stehende Regierung wie die deutsche, in erhöhtem Maße bedarf, wird in den Parlamenten zerschwatzt und zerschnitzelt. Die viel zu vielen und viel zu teuren Volksvertretungen der Länder setzen einer einheitlichen Staatsführung Schwierigkeiten entgegen, die offen vor aller Augen liegen.

Wir haben uns nach dem Muster des zentralistischen Frankreichs ein staatliches Einheitsgewand aufnötigen lassen, ohne ein Einheitsstaat zu sein. Parlamentarismus und Zentralismus sind aufeinander angewiesen. Der einheitliche Nationalstaat der Deutschen, in dem die föderativen Bindungen durch das gesamtdeutsche Wollen der Nation abgelöst sind, ist ein Ziel, das durch die plumpen und stümperhaften Zentralisierungsversuche der Gegenwart nur noch weiter hinausgeschoben wird. Innerlich gehemmt durch Mangel an staatenbildender Kraft, äußerlich durch feindselige Nachbarn, lernt das deutsche Volk langsamer als andere sich selbst als Staatspersönlichkeit erkennen. Am ehesten gelang es dem Auslandsdeutschen, dem sein Vaterland, wenn er über das Meer hin nach seiner Heimat zurückschaut, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, als Volk unter Völkern, erscheint. Das zähe Festhalten der Auslandsdeutschen an der ehrenvollen Flagge schwarz-weiß-rot ist ein bedeutsamer Hinweis: sie ehren in ihr das Symbol jenes Deutsch-

lands, das fähig war, nach Weltgeltung zu streben und unter dessen starkem Schutz sich seine Auswanderer geborgen fühlten.

Vielleicht war das Deutschland von 1871 noch nicht das Deutschland, das Bismarck in seinen tiefsten Träumen ersehnte; er beschied sich damit, ihm das damals mögliche Höchstmaß von Einigkeit mitzugeben, auf den Weg, den er zu ihrer immer größeren Befestigung empfahl: den Weg geschichtlicher Entwicklungen — nicht den geschichtsloser Entscheidungen.

Damit rühren wir an das Hauptthema unseres innerpolitischen Lebens, an die Frage nach der besten — oder zurzeit besten — Staatsform, an den Kampf um die Gestaltung einer deutschen Staatsverfassung, die dem Wesen der Nation und ihren Bedürfnissen besser entspricht, als die ideenlos und wahnbefangen übernommenen Formen der westlichen Demokratie, die sie uns aufgezwungen und aufgeschwatzt haben — die Volksfremden draußen, die Artfremden drinnen — wohl wissend, daß der Genius unseres Volkes darin keine Heimstatt finden wird.

Der noch immer weiche und gestaltlose, zum Zerfließen geneigte, politische Charakter der Deutschen bedarf — besonders in Zeiten, da der „Zwingherr zur Deutschheit" fehlt — der harten Form; das deutsche Ethos verlangt den Willen zur Verantwortlichkeit; beides kam vordem zum Ausdruck in unserer Wehrmacht und in unserer staatlichen Gestaltung. Darum ist der Ruf nach einem autoritativen Staatsoberhaupt — über das praktisch-politische Bedürfnis hinaus — eine deutsche Forderung, und eine solche ist auch der Wunsch nach einer berufsständischen, körperschaftlichen Gliederung, welche alten bewährten Neigungen und Gemeinschaftsbestrebungen entspricht und jeden einzelnen Staatsbürger näher heranbringt an das Vaterland, als der Wahlzettel allein es je vermag.

Das Streben nach Umgestaltung unseres staatlichen Rechtszustandes im deutschen Sinne — durchaus nicht auf dem Blutwege der Revolution, sondern durch zeitgemäße Reform, die jene am sichersten verhindert —, die Abkehr von dem Leerlauf der deutschen Dinge, wie er in den rastlos klappernden Parlamentsmühlen zutage tritt, ist tief in unserem Volke lebendig.

Aus der blutwarmen Empfindungswelt des Volkes fließen, zusammen mit dem Fronterlebnis, die Kraftquellen der nationalen Bünde. Ihre Aufgabe kann, richtig gefaßt, von unabsehbarer Bedeutung sein. Sie sind die Hüter der besten Tradition des alten und die Wegbereiter eines neuen nationalen Staates. Sie können den deutschen Staatsbürger heran- und erziehen, bei dessen Formung unser überständiges Bildungswesen versagt. Je mehr sie die große Linie ihres Daseinszwecks betonen, je tiefer sie den Staatsgedanken als solchen erleben und je verantwortungsbewußter und beherrschter sie auftreten, desto umfassender wird ihre Wirkung werden, desto unmöglicher wird es sein, daß eine deutsche Regierung Schulter an Schulter mit dem feindlichen Ausland diesen Hort des Deutschtums zu bekämpfen wagen darf.

Was die Bünde mit Verachtung von dem herrschenden Parteiwesen sich abwenden läßt, ist die Uneinigkeit und Zwietracht innerhalb desselben — um so klarer erwächst ihnen daraus die Verpflichtung, das Vorbild von Einigkeit und Geschlossenheit zu geben, das wir vorerst auch bei ihnen noch schmerzlich vermissen. Bei den Bünden ist die Voraussetzung dazu, die Einheitlichkeit der Weltanschauung,

in weit größerem Maße gegeben als bei den Parteien, um so leichter müßten sie auch ihrem großen Ziele, der Sammlung des nationalen Willens, gerecht werden können, um daraus die Berechtigung abzuleiten, als verantwortungsbewußte nationale Opposition aufzutreten, aus deren Vorhandensein eine zielsichere und nicht am falschen Ort empfindliche Regierung die unentbehrliche Ergänzung ihres eigenen Dienstes am Vaterland gewinnen kann.

Solche nationale Opposition darf sich freilich nur grundsätzlich für das Vaterland einsetzen, aber nicht grundsätzlich gegen die Regierung, gegen die „mit allen Mitteln zu kämpfen" — nach Bismarck — „von jeher ein Grundrecht und Sport jedes Deutschen" gewesen ist.

Positive, staatsfreudige Mitarbeit der Verbände könnte den großen Reinigungsprozeß unseres innerpolitischen Lebens einleiten und eine mächtig vorandrängende Energiequelle werden in unserer von Entnationalisierung und Überparlamentarismus aufgeweichten Zeit.

Parteien müssen, um überhaupt arbeiten zu können — und sie sind nun einmal ein notwendiges Übel im modernen Staatsbetrieb — heute wie immer manövrieren und durch Kniffe und Pfiffe taktische Zugeständnisse machen. Es hat uns dabei furchtbar geschadet, daß weite Kreise der Rechten den Notbau von Weimar lange Zeit grundsätzlich ablehnten, ohne praktisch brauchbare Vorschläge zu einem politischen Gedankengang zu machen, der besser als der in den letzten Jahren befolgte befriedigen konnte. Die Träger desselben wurden dadurch nach links zu einer Bundesgenossenschaft gedrängt, die unüberbrückbare Gegensätze der Weltanschauung verleugnen mußte und so — im tiefsten unwahr — kein wertvoller politischer Dauerfaktor werden konnte.

Wenn auch aus solchen parteitaktischen Gründen ein Zusammengehen mit der Linken als vorübergehende politische Kombination nicht zu vermeiden war, so kann die Sozialdemokratie als dauernde verantwortliche Mitarbeiterin an den deutschen Aufgaben der Zukunft und als regierungsfähige Vertreterin der Arbeiterinteressen erst dann gelten, wenn sie — im Sinne Bismarcks und des gesunden Menschenverstandes — eine Partei „mit erlaubten Zielen" sein wird. Eine Preisgabe der alles vergiftenden Klassenkampfidee und des würdelosen und verblendeten Internationalismus ist die unerläßliche Voraussetzung dazu. Die Einsicht in die schicksalhafte Verbundenheit der Unternehmer- und Arbeiterschaft, die Erkenntnis, daß die wirtschaftlich-soziale Frage nur mit der nationalen zusammen gelöst werden kann, aber nicht ohne sie und vor allem nicht gegen sie, muß von den führenden Kreisen vorgelebt werden, wenn sie in die unteren Schichten eindringen soll. Völkische Lebensgemeinschaft ist Schicksalsgemeinschaft. In dem Kampf um die Befreiung des Vaterlandes nach außen und um seine innere Wiedergeburt aus dem deutschen Geiste fehlt heute noch — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — die deutsche Sozialdemokratie. Daß sie die klaffende Lücke einst mit der Stoßkraft ihrer Millionen ausfüllen wird, ist ein fernes und schönes Ziel, an dessen Verwirklichung zu arbeiten des Schweißes der Edlen wert ist. Dann — mit wie vielen bitteren Enttäuschungen und Zusammenstößen, Kämpfen und Rückschlägen wird dies „dann" erkauft werden müssen! — wird es ein Gebot der Selbsterhaltung sein, den alten

Schuldschein zu vernichten und „jeder echte deutsche Mann soll Freund und Bruder heißen".

Ein so von innen geeintes Deutschland wäre in Wahrheit unüberwindlich und würde sich sein Recht erkämpfen in jenen letzten Entscheidungsschlachten, die nicht mit dem brutalen Instrument des Krieges geschlagen werden, sondern in dem Kampf der Geister, dessen Ausgang „nirgends die rohe Gewalt und das physische Übergewicht, sondern die seelische Kraft zum Äußersten entschlossener Völker" bestimmt.

Was Deutschland durch die Jahrzehnte seiner Größe hin gewesen ist: der Hort des Friedens in Europa, wird es erst wieder sein können, wenn es sein Recht und seine Macht wieder erlangt hat, beide, denn sie bedingen einander. Macht ohne Recht wird nie auf die Dauer bestehen, und Recht ohne Macht ist heute noch vogelfrei unter den Völkern.

Es steht uns Deutschen nicht an, Enttäuschungen, wie die letzten Jahre sie überreichlich brachten, leichtherzig aus dem Gedächtnis zu verdrängen und einen billigen Optimismus als Weltanschauung zu proklamieren. Aber aus dem tiefen Glauben an die Kraft und Fülle des deutschen Volkstums, an seine Vielfältigkeit und Tiefe, seinen Erfindergeist und seine Lebenstüchtigkeit, seinen hohen Schwung und seine zähe Arbeitsfreude erwächst uns inmitten einer gärenden und sich neu gestaltenden Welt die Hoffnung auf „ein Reich" (nach Kant), „was nicht da ist, aber durch unser Tun und Lassen wirklich werden kann".

Neuer Tag

Von Gustav Schüler

Neuer Tag! Da an dem alten
Alles Wesen welkend war,
Wollest wahren, wollest walten,
Stählen, stärken und gestalten,
Mach' dich auf und werde klar!

Gib mir Mut! Denn alles bindet
In das eine Wort sich ein.
Wer nur wirkt, der überwindet.
Feigverkroch'nes Fürchten blindet
Selbst der Sonne Scharlachwein.

Wahrheit und ein kühl Gewissen
Heb' in mir zu pflanzen an —
Hast mich dann an dich gerissen
Aus den letzten Finsternissen,
Daß ich wieder vorwärts kann.

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel: Frau Satana

Ein strahlend blauer Herbstsonntag löste sich aus dem Frühnebel. Frau Geheimrat in ihrem ernsten schwarzen Kleid saß am Flügel und begann den Geburtstag mit einem Choral. Felix trat leise ein, küßte die Mutter auf den Scheitel und blieb hinter ihr stehen, die Hände auf ihre Schultern legend.

Als sie geendet hatte, sprang sie auf, umarmte ihn und sprach ihm ganz besonders feierlich-herzliche Glückwünsche aus.

„Wie sich auch dein Leben wende, mein Lieber," schloß sie schlicht und innig, „behalt' uns lieb, wie wir dich lieb haben!"

„Mütterchen, weißt du von der Sache da oben?"

„Du kannst dir denken, lieber Junge, daß dein Vater und ich vor einander kein Geheimnis haben!"

„Weißt du Näheres vom Schlüssel und vom Kästchen?"

„Und wenn ich Näheres wüßte — was würde dir das nützen? Das mußt du selber suchen und finden!"

„Sag einmal offen, Mutter: Ihr haltet Nata samt dem Kästchen vor mir versteckt. Warum das?" Er versuchte zu scherzen und lächelte ein wenig gezwungen. „Wollt Ihr sie vielleicht mit Wismann verloben? Dann bin ich um eine Gehilfin geprellt, denn ich kann mir mein Leben ohne Nata gar nicht denken."

„Guter Junge," lächelte die Mutter, „Wismann mit seinen mehr als vierzig Jahren und seiner sehr zarten Gesundheit ist ein ausgeprägter Junggesell und Pflanzenesser, und die achtzehnjährige Nata ist nicht auf Verlobung erpicht."

„Aber das Kästchen, Mutter — sie hat das Kästchen in Verwahrung! Und hat also damit einen kostbaren Brautschatz. Weißt du Näheres darüber?"

„Nun will er mir das Geheimnis des Kästchens abschmeicheln, der große Junge!" scherzte die Mutter und klopfte ihn auf die Wange. „Vater sagt manchmal: alle schön entfaltete Jungfräulichkeit birgt ein Geheimnis. Es offenbart sich in der wahren Liebe. — Komm nun zum Geburtstagstisch!"

Sie nahm ihn am Arm und führte ihn zum reich beladenen und zierlich geschmückten Gabentisch. Obenan lag in biegsamem grünem Lederband ein Buch: „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre"; daneben andere Werke nebst Bildern und Briefen und Noten. Der Herbst hatte seine letzten Blumen gegeben, besonders Dahlien und Astern; Hennerles Strauß aus Douglas-Tannenzweigen beherrschte den versammelten Blumenschmuck. Felix war in einer zu gespannten Stimmung, als daß er die vielen sinnigen Gaben mit Behagen gekostet hätte, brachte aber doch Herzenshöflichkeit genug auf, alles mit einer etwas geheuchelten Teilnahme eingehend zu besichtigen.

Die Herren traten hinzu, die sich schon im Garten lustwandelnd unterhalten hatten, und sprachen dem Geburtstagskind Glückwünsche aus.

„Möge dir beschieden sein, ein glückliches Zeitalter zu erleben!" sagte der Oberst. „Wenn man sich, wie ich, Jahre hindurch mit einem satanischen Weib und mit diesen höllischen Verhältnissen im Lande herumgeärgert hat, so möchte man lieber dreinschlagen als Feste feiern. Ich wenigstens bringe keine Freudigkeit auf. Entsagen aber kann und will ich auch nicht. Ein Karthäuserschnaps ist mir immer noch lieber als ein Karthäusermönch."

Und er wandte sich wieder an Felix und sprach in der ihm eigenen Weise eindringlich über dessen Lebensgestaltung. Da klingelte der Fernsprecher im Arbeitszimmer. Der Geheimrat ging hinüber und verweilte eine Zeitlang, während das ernste Gespräch um den Geburtstagstisch weiterfloß. Dann kam er zurück und berichtete:

„Der Geburtstag wird uns sehr unangenehm durchbrochen: Frau von Traunitz meldet sich mit ihrem Verteidiger, dem Justizrat, zum Besuch an!"

Der Oberst prallte zurück.

„Unmöglich!" rief er empört. „Dieses Scheusal wagt sich hierher! Habe ich denn recht verstanden?! In euren heiligen Bezirk?! Das hast du zugegeben?"

„Ich habe ihm — der Justizrat war am Fernsprecher — mein Haus als eine neutrale Stätte der Aussprache zur Verfügung gestellt. Er will die Sache zu Ende bringen. Dir muß doch wohl auch dran gelegen sein, Lothar?"

„Natürlich! Scheidung von der Schlange! Wie kann ich denn etwas Ersprießliches für das Ganze tun, solange mir diese Alkovengeschichten im Nacken sitzen! Und sie bringt also den alten Fuchs mit! Unglaublich unverschämt! Was sagst du denn zu dieser Dreistigkeit, Wolf?!"

„Ich habe sofort hernach telephonische Verbindung verlangt und erhalten mit — rate mit wem! — mit deinem Verteidiger, unserem Freunde Graumann! Er reist augenblicks her. Morgen treffen wir uns hier."

„Ausgezeichnet!" rief der Oberst und rieb die Hände.

* * *

Frau Satana kam als die liebenswürdigste und unbefangenste Dame der Welt. Sie war mit bestem Geschmack gekleidet und von den anmutigsten Umgangsformen. Sie kam in rotem Seidenkleid, zierlich ausgeschnitten, einen kostbaren Pelz um die Schultern. Die schöne Brünette trug um den Hals an einem feinen Silberkettchen eine allerliebst gefaßte Perle und an den schlanken Fingern Ringe mit Demanten und Edelsteinen. Die schwarzen Augen funkelten vor Lebenslust; sie begrüßte die Hausfrau mit dem vertrauten Lächeln einer alten Bekannten, nickte salonhaft dem gemessenen Hausherrn zu, flammte Felix mit reizenden Blicken an und vermied es, mit dem Oberst zu sprechen, der sich seinerseits fernhielt und mit dem kleinen fetten Justizrat sofort ins Arbeitszimmer verschwand. Meister folgte ihnen.

Diese Begrüßung, vor der man am meisten gebangt hatte, war glimpflich vorübergegangen, und die beiden Damen blieben mit dem kühl höflichen und etwas verlegenen Felix allein, der sich entfernen wollte, doch von Frau von Traunitz sogleich ins Gespräch gezogen wurde.

„Ich beglückwünsche Sie, Herr Doktor, zu dem erstaunlich früh bestandenen Examen. Sie finden es natürlich ebenso unverschämt wie Ihre Eltern, daß ich überhaupt hier bin." So begann sie und war sogleich mit behender Zunge im Fluß der

Rede. „Ich kann mir ja so gut denken, in welches Licht ich hier gesetzt werde. Wenn eine Ehescheidung zwischen zwei grundverschiedenen Naturen notwendig wird, so ist natürlich die Frau im Unrecht. Aber wir wollen nicht von diesen unerfreulichen Dingen plaudern. Ich bin heiter veranlagt — übrigens, und habe ich nicht durch mein Hierherkommen meinen guten Willen bewiesen, die leidige Sache friedlich aus der Welt zu schaffen? Ich brannte nebenbei darauf, Sie näher kennen zu lernen, Herr Doktor, und Ihre Eltern einmal wieder zu begrüßen, die ich in angenehmster Erinnerung habe, wenn wir uns auch verhältnismäßig wenig gesehen haben."

Die ungewöhnlich schöne Frau knisterte und sprühte, gleichsam elektrisch geladen; ihr Mienenspiel, ihre Gebärden und Bewegungen waren rasch und leicht und elegant; berückend perlten ihre Worte. Felix hatte sie vor Jahren nur flüchtig gesehen, im übrigen aber aus seines Paten Munde und auch sonst nur Bedenkliches über sie vernommen. Er war nach einer Viertelstunde Unterhaltung überzeugt, daß man dieser ebenso hübschen wie geistvollen Frau unrecht tue. Mein Gott, Neid und Verleumdung heften sich ja so rasch an die Schönheit! Wie anders war der derbe Oberst als diese schwebend leichte Frau, die aus einem französischen Salon des achtzehnten Jahrhunderts zu kommen schien!

„Ach, bleiben Sie doch bei uns!" bat sie mit dem süßesten Lächeln, als er sich empfehlen wollte. „Heute brauch' ich männlichen Schutz. Sie werden begreifen, daß ich mich ein wenig exponiert fühle, während die Männer sich drüben zanken!"

Er setzte sich zu den beiden grundverschiedenen Damen an den Teetisch und lauschte mit einem gewissen Staunen dem heitern Redefluß. Wie konnte man nur diese Frau voll Anmut ein „Scheusal" nennen! Seine Nüstern witterten zwar einen eigenartig durchdringenden Duft: sie parfümierte sich mit einem ungewöhnlichen Riechstoff. Aber es war nicht dieser ungewohnte künstliche Duft allein: ihr Körper strömte selber etwas unbestimmbar Anlockendes aus, das ihm neu war, das ihn anzog und doch auch abstieß. Und ihr Händespiel — wenn sie manchmal mit der Perle auf dem Busen spielte und dabei ihre Ringe funkeln ließ!

„Sehen Sie, Frau Geheimrat, als elastische Frau schüttelt man schließlich Klatsch und Verleumdung ab — wie Regentropfen von einem Gummimantel. Ich bin von Natur lebenslustig, vielleicht leichtsinnig. Nun ja, warum auch nicht? Warum soll es neben geistigen und pedantischen Naturen nicht auch sinnliche geben, die auf geschmackvollen Lebensgenuß eingestellt sind? Mir ist zum Beispiel prickelnde Musik ebenso Lebensbedürfnis wie prickelnder Schaumwein — jedenfalls lieber als Bier und Philistertum. Und sehen Sie, auf der anderen Seite, an die ich gekettet war, wußte man solche Leichtigkeit nicht zu schätzen. Außer einem Regimentsmarsch mit den greulichen Pfeifen und den noch abscheulicheren Trommeln, dieser barbarischen Musik, wußte jener Mann mit der Kunst nichts anzufangen. Und dann politisch! Ich bin nun einmal nicht monarchisch, sondern europäisch und international eingestellt — — Übrigens: woher beziehen Sie diesen köstlichen Tee? Es ist offenbar bester Darjeeling, den man selten unvermischt bekommt."

Sie schlürfte mit reizend zugespitztem Mündchen die dampfende Labe und sandte, während sie die Tasse zum Munde hob, dem Jüngling einen wahrhaft mädchenhaft verliebten Blick hinüber.

„Bleiben Sie nun hier in der Ecke sitzen, Herr Doktor? Oder gehen Sie auf Wanderungen?"

Der junge Arzt antwortete, daß er in der Tat auf Reisen zu gehen gedenke.

„Sie müssen mich besuchen! Sie müssen mich unbedingt besuchen und meine Musik- und Haushaltungsschule kennen lernen! Sie werden da etwas Moderneres kennen lernen als die veraltete pädagogische Provinz. Sie werden sich durch Augenschein überzeugen, wie man schwerfällige Menschen zu Rhythmus und Geschmack und Schwung bildet."

„Wieso ist die pädagogische Provinz veraltet?"

Frau Geheimrat warf die Frage hin. Sie hatte bis jetzt wenig gesprochen. Man konnte sich keinen stärkeren Gegensatz denken als diese beiden Frauen: lichtblond die eine, die helle Gesichtsfarbe dem Gold der Haare entsprechend, ruhig und herzlich zugleich — und die andere, die dunkle, sehr lebhaft, mit eleganter Leichtigkeit über allen Ernst hinweghuschend. Die Hausfrau, fast doppelt so alt als die jüngere Frau, wirkte bei aller Reife doch jugendlich und bat nun mit möglichst unbefangener Freundlichkeit, in Formen des Hofes erzogen, Frau von Traunitz möchte über ihre Anstalten Näheres erzählen.

„Darf man eine Zigarette rauchen?" fragte die Schöne. „Ich bin eine unruhige Natur und muß beim Plaudern etwas in den Händen halten, wenn's keine duftende Rose ist, so doch eine duftige Zigarette."

Felix war aufgesprungen und brachte das Nötige herbei. Sie entfaltete beim Rauchen unendlich viel Anmut. Ihre Worte flogen um Frau Geheimrat, ihre Blicke um Felix.

„Schauen Sie, Frau Geheimrat," sagte sie, kunstvolle Rauchkringel in die Luft sendend, „meine Schöpfungen werden Ihren konservativen Anschauungen allerdings nicht zusagen. Die Wissenschaft steht aber heute auf dem Standpunkt, daß aller Anreiz zu Kultur und Kunst, zum Schaffen überhaupt von den gegenseitigen Beziehungen der beiden Geschlechter ausgeht. Die pädagogische Provinz — nun, Sie nehmen's mir nicht übel — ist darin rückständig. Logos ist dort der Gott, aber mein Gott ist Eros. Alles Geniale kommt vom Eros. So habe ich denn auf meiner Siedlung die Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern aufs feinste ausgebildet. Links Musikschule, rechts Haushaltungsschule, mein Hauptgebäude vorn in der Mitte, und ganz weit hinten im Park das Mütterheim. Die Musikschule enthält einen reizenden Gesellschafts- und Tanzsaal, mit einer Vortragsbühne, worauf auch Laienspiele zur Darstellung kommen. Auf Tänze legen wir überhaupt viel Wert. Rhythmus, Rhythmus, liebe Frau Geheimrat! Philistertum ist Schwere, Genialität ist Rhythmus, ist Beschwingtheit! Erziehung zu Geschmack — das ist mein oberster Gesichtspunkt. Ihnen würde meine Art freilich zu dionysisch, zu sinnlich sein."

„Wollen Sie mir Näheres über das Mütterheim sagen?" bat die mütterliche Frau Geheimrat.

„Das Mütterheim?" Frau von Traunitz sah mit halboffnem Mündchen gedankenvoll ihren Rauchgebilden nach. „Ja, wie soll ich das gleich erklären? Schauen Sie — wenn ich offen sprechen darf — es ist eine Schöpfung des Mitleids. Ich weiß aus Erfahrung, was eine unbefriedigte Ehe bedeutet. Sollte man bei einer Frau, deren

Gatte kränklich oder nachlässig ist, das Bedürfnis nach Nachwuchs schelten? Oder wenn ein verliebtes junges Mädchen voreilig ins Unglück gekommen ist, wie man so zu sagen pflegt, soll man moralisierend den Stab brechen, statt zu helfen?“

„Helfen — ja, der Gedanke ist an sich schön, aber —“ Frau Geheimrat stockte. Felix rückte unruhig hin und her und wäre gern hinausgegangen. Aber die schöne Schaumschlägerin seifte mit einem Redeschwall auf das alleranmutigste ihre Zuhörer wieder ein, zurücknehmend oder ins Harmlose umdeutend, was sie eben angedeutet hatte, das Mitleid und die selbstlose Hilfe betonend, so daß sie nahezu wie eine besorgte Samariterin erschien und sich in diesem religiös gestimmten Hause geschickt in gutes Licht setzte. Den eigentlichen Sinn des Mütterheims umschleierte sie klug vor so unreifen Leuten. Frau Meister hatte manches munkeln gehört, was sie entsetzt hatte, und sie merkte rasch, daß sich Frau von Traunitz absichtlich mit einem Gewölk von Unklarheit umgab, wie sie sich auch körperlich in Zigarettenrauch hüllte. Felix blieb gefesselt von der geistvollen und fremdartigen Frau, auch durch ihre äußere Erscheinung. Sie hatte eine bestechende Art, gelegentlich das Zünglein wie eine kleine Schlange spielen zu lassen; es wirkte ungemein sinnlich, wie ein übermütiger Kuß, wenn die rote Zunge aus roten Lippen und weißen schönen Zähnen hervorschoß und wieder verschwand, zumal in Verbindung mit einem entsprechenden Blick. Felix staunte; und mit den staunenden Augen und Ohren arbeiteten die angeregten Nüstern. Er hatte eine überaus feine Nase. Dieser Duft, der von der schönen Frau herüberwehte! Es war eine Mischung von etwas angenehm Aufreizendem und etwas, das weniger angenehm, ja fast scharf und ätzend wirkte. Sie war gänzlich anders, diese elegante Frau, als seine Mutter und Natalie, die neben dieser sprühenden Genialität fast — er zögerte in seinen Gedanken — fast ein wenig hausbacken wirkten.

Doch schon erschrak er vor seinem eignen Gedankengang. Diese funkelnde Dame — aufgepaßt! Sie war doch wohl vor allen Dingen Salonschlange, nach außen blendend, dem Schein ergeben, doch sicherlich ohne Gemüt, ein Naturwesen ohne Seele. Er verglich unwillkürlich. Wie warm und herzlich und melodisch Natas Stimme! Wie war sie entzückend, wenn sie leicht und luftig fliegenden Gewandes auf ihn zueilte und die schönen Arme um seinen Hals schlang: „Brüderlein!“ Ihn überrieselte plötzlich eine fast sinnenhafte Sehnsucht nach Nata. Was hatte denn diese Frau da, die ihn gar nichts anging, in ihm angefacht? Er erhob sich plötzlich; er mußte an die frische Luft.

„Daß Sie mir nicht hier in der Ecke verbauern und versauern, Herr Doktor!“ sprach sie und stand gleichfalls auf, um zu ihm zu treten. „Ich bin nämlich der ketzerischen Meinung, daß eine vorurteilsfreie, erfahrene Frau von Welt einen jüngeren Mann, den sie gut leiden mag, besser erziehen kann als alle Drillmeister eines sogenannten Spartanerbundes. Meinen Sie nicht auch? Aber das können Sie ja gar nicht wissen, denn Sie haben's noch nicht erfahren. Besuchen Sie mich, nicht wahr! Ich habe Sie doch nicht geärgert? Sehen Sie, das sind so meine kleinen Ketzereien, die aber gar nicht so ernst gemeint sind, die ich mir nur aus Notwehr angewöhnt habe, weil mich der Soldat, den Sie kennen, nach seiner Art zu modeln und zu gängeln versucht hat. Wollen Sie nun also doch fortlaufen?“

Felix verbeugte sich, redete einige verlegene Worte und ging hinaus.

„Ein reizender, ein geradezu schöner Mensch!“ rief Frau Satana begeistert, als der Jüngling draußen war. „Ich habe so viel Sinn für Schönheit. Sie müssen ja stolz sein auf einen so prächtigen Jungen! Und sagen Sie, liebe Frau Meister, da wir nun unter uns sind — es brennt mir eine Frage auf der Zunge — ist es unverschämt, wenn ich sie stelle? Mein ehemaliger Mann machte einmal eine sonderbare Andeutung — du lieber Gott, ich finde ja nichts dabei — er sei eigentlich gar nicht Meisters Sohn —?“

Frau Geheimrat saß kerzengrade und wurde sehr kühl.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie.

„Aber, liebe Frau Geheimrat, ich bin ja die allerletzte, die so etwas verdammen würde. Im Gegenteil! Ich bin nämlich der Meinung, daß die verlogene Gesellschaft — wir Frauen können uns ja nun offen aussprechen, da uns der junge Mann verlassen hat —, daß die Gesellschaft, wie gesagt, die Frau unter unerträglichem Zwang hält. Die Frau muß volle Freiheit haben über das Schönste, was sie besitzt: über ihren Leib. Damit muß sie nach Gutdünken machen dürfen, was sie will. Schauen Sie, mein Mütterheim — Sie sind vorhin etwas erschrocken, ich hab's wohl gemerkt: aber warum soll denn eine gesunde junge Frau, die einen unkräftigen Mann hat, kein Kind haben? Warum soll sich ein sinnlich kräftiges junges Mädchen nicht ausleben? Wozu hat sie denn ihre Organe? Das muß natürlich, wie aller Lebensgenuß, durch einen gewissen Geschmack geregelt werden. Und übrigens: die prächtigsten Kinder sind die Kinder der freien Liebe.“

Frau Geheimrat in ihrer ganzen fraulichen Züchtigkeit saß steif und schweigend; da sie nicht rauchte, griff sie nach der goldumrandeten Teetasse, um ein Restchen auszutrinken, worauf sie bemerkte:

„Ich spüre nun allerdings, Frau von Traunitz, daß Ihre Anschauungen von denen Ihres ehemaligen Gatten gänzlich abweichen —“

„Ach, dieser Philister!“ warf Frau Satana dazwischen, mit einem ganz verwandelten Gesichtsausdruck, geradezu unwirsch und unartig. Sie hatte die Maske gelüftet und gab sich nun, da Felix fort war, keine Mühe mehr, hübsch und liebenswürdig zu wirken. „Wir sind unversöhnliche Gegensätze. Ich will in Ihrem Hause nichts über den Exkönig sagen — mir liegt er nun einmal nicht, aber der Oberst vergöttert ihn. Für mich ist dieser Monarch mit seinem Gottesgnadentum der Inbegriff aller Rückständigkeit, in seinem Eheleben konservativ, hält heute noch Predigten vor seinem Hausgesinde — kurzum, Mittelalter! Er mußte fallen, denn er war ein Hemmnis für die freie Entwicklung. Mein Freund Doktor Anatol bereitet ein Buch gegen ihn vor. Doch, wie gesagt, ich will Sie nicht kränken. Und dann der Haß Wulffens gegen das sogenannte Schlangenvolk, ein irrsinniger Haß, der meinen Mann schon in den Tagen unsrer Ehe zum Narren machte. Dieses sogenannte Schlangenvolk ist das vorurteilsfreieste Volk der Erde, das ich als natürlichen Bundesgenossen empfinde, denn es zersetzt die veralteten Dogmen des Christentums und jeder anderen rückständigen Moral. Doch ich werde nervös und giftig, wenn ich auf diese Punkte komme, denn ich fühle meine Freiheit bedroht — —“

„Sie vertreten also den Standpunkt einer hemmungslosen Freiheit?“

„Allerdings, Frau Geheimrat! In voller Schärfe! Und bis in die letzte Folgerung!"

„Auch in der Bindung der Ehe?"

„Ehe? Bindung? Erst recht! Ich beanspruche auch in der sogenannten Ehe völlige Freiheit über meinen Leib. Ich kann damit machen, was ich will. Dem Manne gestatte ich dieselbe Freiheit."

„Aber das ist ja eine Auflösung aller Begriffe von Treu und Glauben, von Familie und Staatsgemeinschaft! Das ist ja völliger Anarchismus!"

„Warum denn nicht? Erschrecken Sie davor? Besteht nicht das Leben aus lauter Spiel und Täuschungen? Das ist ja grade der Reiz!"

Sie lächelte plötzlich, ja lachte laut.

„Nun ist es mir gelungen, die konservative Hausfrau in ein Entsetzen zu jagen — was aber gar nicht meine Absicht war, verehrteste Frau Geheimrat! Der Widerspruchsgeist hat aus mir geredet. Und der hat sich in der sogenannten Ehe mit dem Soldaten da drüben ausgebildet. Sie sehen, daß es hohe Zeit ist, die letzten Seile dieses verunglückten Bundes zu zerreißen."

„Wir wollen ein wenig durch den Garten gehen", sagte Frau Meister gemessen, erhob sich und hängte ihr Tuch um.

* * *

Unterdessen verhandelten die drei Männer im Arbeitszimmer des Geheimrats. Es waren bei diesem Auseinandergehen der längst getrennten, doch noch nicht rechtlich geschiedenen Gatten die verwickelten Vermögensverhältnisse zu ordnen. Der Oberst war gegen den kleinen, tadellos höflichen, ja geschmeidigen Justizrat bis an die Grenze der Unhöflichkeit kalt. Doktor Graumann, sein Sachwalter, war leider noch nicht erschienen; und so ließ man es zunächst bei einem allgemeinen Geplänkel bewenden. Aber es war auch hier schon zu bemerken, wieviel Mißmut oder Ingrimm sich auf beiden Seiten angestaut hatte. Der Geheimrat vermittelte. Gegenüber dem gemäßigten Justizrat, der aus einer großen schwarzen Hornbrille in seine Aktenblätter sah, war keine Beschwichtigung nötig; denn er zeigte von vornherein den besten Willen und bewegte sich in den biegsamsten Verkehrsformen.

„Nicht wahr, meine Herren, es ist doch wohl für beide Teile angenehmer," sprach er und machte dabei mit den beredten Händen eigentümlich beschwichtigende und überzeugende Bewegungen oder strich gelegentlich über den kahlen Kopf, „wenn wir die Sache heute endgültig klären. Ich habe mich wahrlich nicht leichten Herzens entschlossen, mit meiner Klientin hieherzufahren; bin ich doch bei früheren Anlässen geradezu persönlichen Beleidigungen ausgesetzt gewesen, wahrhaftig, Herr Geheimrat, ich übertreibe nicht. Aber wir wollen davon kein Wesens machen; das gehört zu den Unannehmlichkeiten meines Berufs. Oder soll die Sache schließlich doch noch zum Prozeß kommen? Das wollen doch wohl beide Teile vermeiden."

„Ich habe keinen Prozeß zu fürchten", sprach der Oberst kalt.

„Daß der Herr Oberst persönlich ein Ehrenmann sind, wissen wir alle", beschwichtigte der Jurist. „Nur werden eben in einem Prozeß alle möglichen und unmöglichen Dinge berührt — wie das so geht —"

„Was für Dinge?"

„Nun, sagen wir einmal politische Dinge."

„Was hat das mit dieser Privatsache zu tun?"

„Sehr viel sogar, Herr Oberst! Meine Klientin beruft sich besonders darauf, daß sie mit Ihrer politischen Gesinnung nicht harmoniert."

„Gesinnung? Sie hat überhaupt keine Gesinnung. Diese Frau weiß gar nicht, was das ist."

„Sie hat also," fuhr der Justizrat unbeirrt fort, „in diesem Zusammenhang Material gesammelt —"

„Was für Material? Was haben Sie gegen mich in Händen?"

„Nun, ich werde mich hüten, zu sagen, was wir in Händen haben."

„Sie haben also Material gegen mich gesammelt, Sachen, die nicht zu diesem Gegenstand gehören. Sie wollen diese unsaubere Geschichte einer ehebrecherischen Frau auf das politische Gebiet hinüberschieben; Sie wollen als Fortschrittsmann meinen konservativen Standpunkt, meine monarchische Gesinnung angreifen, um von da aus die Stellung dieser Ehebrecherin zu stützen."

Der Rechtsanwalt zuckte bedauernd die Schultern.

„Der Unterschied in der politischen Gesinnung —"

„Ach was, Unterschied! Hier handelt es sich einzig um den Unterschied zwischen anständig und unanständig, um weiter gar nichts! Die Anschauungen jener Frau sind den meinen schnurstracks zuwider, nicht weil sie anders sind, sondern weil sie gemein sind. Sie glaubt weder an Gott noch an Unsterblichkeit, sie ist amoralisch und antimoralisch, sie lacht über den Eid, den sie am Traualtar geschworen — während mir Gott und König und Eid unantastbare Dinge sind. Fügen Sie ehrlicherweise hinzu, daß Sie selber die Anschauung — oder vielmehr den Nihilismus — jener Frau teilen und sie daher verteidigen. Wir wollen uns doch keine Mätzchen vormachen!"

Er brach ab und fuhr mit dem Finger lüftend um den Hals. Der Rock ward ihm zu eng.

„Herr Oberst, wir Fortschrittsleute haben auch unsere Gesichtspunkte im Verkehr mit unseren Mitmenschen —"

„Vorteilsgesichtspunkte, weiter nichts!"

Der Justizrat blieb unbeleidigt und machte einige beruhigende Handbewegungen.

„Streiten wir nicht, Herr Oberst! Wenn nun aber Frau von Traunitz Briefe oder Dokumente besäße, die wir vor Gericht auszunützen gesonnen sind?"

„In welchem Sinne? Unterschlagene Briefe? Gestohlene Dokumente?"

Der Justizrat zuckte wieder vielsagend die Achseln mit entsprechender Handbewegung.

„Das würde der Schlange allerdings gleichen. Ich erinnere mich, daß einmal mein Schreibtisch erbrochen wurde. Sie ist es also selber gewesen."

„Wir wissen viel, Herr Oberst!"

„Das gleicht euch. Ihr habt überall eure Spione. Das ist eure Natur."

„Bitte, meine Herren!" mischte sich der Geheimrat ein. „Bleiben Sie bei der Sache! Ich habe mein Haus nicht zur Verfügung gestellt, damit man einen Gast beleidige."

„Er soll endlich einmal grad heraus sprechen", rief der Oberst heftig und setzte sich

mit dem Gesicht nach dem Fenster, als ob er mit dem Rechtsvertreter gar nicht mehr verhandeln wollte.

Der Justizrat deutete die Bewegung richtig und wandte sich nun an Meister.

„Herr Geheimrat, ich sage in aller Ruhe, aber auch in aller Schärfe: wir haben Dokumente — und wir werden davon Gebrauch machen.“

„Was würden diese Dokumente beweisen?“ fragte der Geheimrat.

„Daß meine Klientin um geplante Verschwörungen oder Putsche wußte, sie aber grundsätzlich für ihre Person ablehnte und sich in dieser ganzen politischen Atmosphäre sehr unglücklich fühlte, also mit den Bestrebungen des Herrn Oberst nicht harmonierte.“

„Was weiter?“ rief der Oberst herüber.

„Was weiter? Nun, daß der Herr Oberst durch sehr viel Hingabe an die jungen Männer seiner Organisationen — gleichsam — wie soll man sagen — seine Gemahlin vernachlässigt hat.“

„Das kommt im Haushalt jedes Beamten vor. Sein angestrengter Beruf nimmt ihn völlig in Anspruch, er kann sich oft wenig der Familie widmen.“

„Nicht nur das,“ versetzte der Justizrat unentwegt und blätterte mit bedauernden Gebärden in seinen Akten, ohne aber etwas Bestimmtes zu suchen, „wir haben überschwängliche Briefe junger Leute gefunden — förmliche Liebeserklärungen an den Herrn Oberst — man kann sich denken, daß eine heißblütige junge Frau bei solcher Veranlagung des Gatten —“

Er brach erschrocken ab. Der Oberst stampfte donnernd auf und starrte dem Justizrat ins Gesicht, dunkelrot vor Zorn.

„Veranlagung? Wollen Sie andeuten, daß ich — durch ungesunde Veranlagung —“

Er sprach nicht aus, sondern sprang so stürmisch auf, daß der Stuhl umfiel.

„Ich muß hinaus, Wolf, nimm's nicht übel! Sonst geschieht ein Unglück.“

Er ging tatsächlich nach der Türe.

In diesem Augenblick tauchte der hagere, scharfgeschnittene Langschädel des Dr. jur. Graumann auf, mit dem Monokel sofort die Sachlage ins Auge fassend und mit seiner etwas heiseren, immer ironischen Stimme ins Gefecht eingreifend.

„Ich sehe, daß man ein Armeekorps in die Flucht schlägt. Gutentag, meine Herren!“

„Führen Sie die Sache weiter, Graumann!“ sprach der ergrimmte Oberst. „Ich spreche mit dem Manne dort kein Wort mehr, und mit dem roten Satan erst recht nicht.“

Hinaus war er, die Türe schmetternd.

Graumann bot dem Geheimrat die Hand, nickte dem Rechtsanwalt mit kühler Verbeugung zu und setzte seine schlanke, magere Gestalt auf den gelassen aufgehobenen Stuhl des Soldaten. Er öffnete ohne Verzug seine Mappe und ließ sich zugleich über den Stand der Dinge berichten.

Der Justizrat war über den Aufbruch des Soldaten ehrlich erschrocken und sah sich dadurch zu doppelter Mühe veranlaßt, den Sachverhalt mit möglichst schonenden Worten darzulegen. Er gab einen kurzen, klaren Überblick und war die Höflichkeit selber. Denn er fürchtete Graumanns Scharfsinn und Ironie.



Letztes Leuchten

Fritz Berthold Neuhaus

„Wenn ich auch jetzt Bankdirektor bin, Herr Kollege," begann der Ankömmling, „so bin ich doch erfahrener Jurist genug, um eine Prozeßlage beurteilen zu können. Wir haben auch unsererseits Dokumente. Und zwar Dokumente, die in nahezu lückenloser Weise, sehr pikant, sag' ich Ihnen, von der Lebensführung unserer hübschen Gegnerin ein Bild geben. Sie wissen das, Herr Justizrat. Ihr Sohn, Doktor Anatol, ist ja wohl im dortigen Mütterheim Arzt?"

„Allerdings."

„Auch ihn haben wir beobachten und aushorchen lassen. Auch da können wir mit reizenden Einzelheiten aufwarten. Sie sehen, wir haben uns mit Erfolg Ihre Taktik angeeignet. Kommt es zum Prozeß — na, warten Sie ab!"

Graumann blätterte mit scheinbarer Gleichgültigkeit in seinen Akten, nickte dann und wann vor sich hin und lächelte sein etwas mephistophelisches Lächeln.

Sein Gegner rückte unruhig hin und her.

„Herr Doktor, solche Prozesse sind immer unerquicklich —"

„Aber einträglich", nickte Graumann.

„Wozu dieses gegenseitige Auspacken unangenehmer Dinge? Wir sind ja bereit, Ihnen entgegenzukommen."

„Wir kommen auch Ihnen entgegen, Herr Justizrat. Aber mit Waffen in der Hand. Sie sollen was erleben, Verehrtester!"

„Nun, wir wollen nichts erleben, sondern beilegen —"

„Ihre Seite will viel erleben und beilagern! Die Frau, die Sie vertreten, ist verteufelt hübsch. Aber es gibt Detektive und bestechliches Hotelpersonal."

Jetzt war es mit der Fassung des bis dahin wirklich höflichen Justizrats plötzlich vorbei. Er wandte sich tief gekränkt an den Geheimrat und sprach:

„Wenn die Gegenseite mit solchen Mitteln arbeitet, dann muß ich allerdings auch meine Trümpfe ausspielen. Dann seh ich nicht ein, warum ich irgend etwas schonen soll. Ich achte Sie, Herr Geheimrat, ich achte Ihr Haus, aber — wenn man so unerhört gegen mich vorgeht, dann darf ich leider auch Ihr Haus nicht schonen. Wir wissen ganz genau, daß der Herr Oberst oder einer seiner Verbündeten, den wir kennen, vor einigen Nächten einen Mann aus der Fremde hier abgesetzt hat, der —"

Auf diesen Trumpf war man allerdings nicht gefaßt. Meister rückte jäh seinen Sessel zurück und fuhr mit einer großen und weitausgreifenden Bewegung durch seinen langen Bart, den Sprecher durch den Kneifer ins Auge fassend. Graumann horchte auf und schaute fragend den Freund an. Es entstand eine peinliche Pause.

„Wie gesagt, ich bedaure, daß ich zu solchen Mitteln gezwungen bin", wiederholte der Justizrat und legte nervös seine Aktenblätter zusammen. Jede friedliche Verständigung schien ausgeschlossen.

Graumann schaute verwundert von einem zum andern. Er war nicht im Bilde, worum es sich hier handle. Der Geheimrat nahm das Wort, leise und bestimmt:

„Ich bitte um nähere Erklärung, Herr Justizrat."

„Vor Gericht, Herr Geheimrat, vor Gericht!" rief der Rechtsanwalt, der beleidigt war oder den Beleidigten spielte, und unverzüglich aufzubrechen gewillt schien. „Es mag sein, daß unsere Sache nicht sehr günstig steht," fuhr er fort, seine Mappe schließend, „aber eigentlich handelt es sich ja auf unserer Seite nur um die Sache

einer unglücklichen Frau, um eine Privatperson. Aber die andere Sache, die ich soeben angedeutet habe, bedeutet eine allgemeine Gefahr, eine Gefahr fürs Vaterland."

„Herr Justizrat," sprach der Geheimrat, „Sie haben mich telephonisch angerufen und haben mich gebeten, mein Haus als einen neutralen Ort zur Verhandlung mit dem Oberst zur Verfügung zu stellen. Ich habe das getan. Sie vergelten mir die Gastfreundschaft damit, daß Sie mich mit einer politischen Untersuchung bedrohen—"

„Nicht Sie, nur den Herrn Oberst!"

„Sie bedrohen mein Haus mit einer Durchsuchung, wenn ich Ihre Andeutung recht verstanden habe, verwickeln mich also in eine politisch unliebsame Sache, wohl wissend, daß ich der jetzigen Staatsregierung ohnedies unbequem bin. Ich kann diese Kampfmethode nicht vornehm finden."

Graumann hatte den Justizrat scharf und prüfend betrachtet. Jetzt fiel er ein: „Sie gründen sich im letzten Fall nicht auf Dokumente, Herr Justizrat; Sie vermuten nur, auf Grund von Zuträgereien und Gerüchten. Geben Sie's auf! Wir werden jeder Ablenkung dieser Ehesache auf politisches Gebiet schärfstens entgegentreten. Sagen Sie nun kurz und bündig: Was haben Sie zu bieten?"

Der Justizrat öffnete sogleich wieder seine Mappe. In einer Viertelstunde war, unter Graumanns Führung, der Vergleich so weit gediehen, daß man den Oberst und hernach die rote Dame zur Unterschrift hereinrufen konnte.

* * *

Als sich der Justizrat, nach sehr höflicher Verabschiedung, mit Frau von Traunitz entfernt hatte, tauschten die erleichtert Zurückgebliebenen ihre Empfindungen aus. Frau Geheimrat verbarg ihr Entsetzen nicht.

„Ich habe eine Stunde lang über die gewöhnlichsten Anstandsbegriffe mit ihr herumgestritten", sagte sie. „Eine so unverhüllte, unverschämte Verteidigung des Trieblebens ist mir noch nicht vorgekommen. Ich hatte alle Mühe, die gesellschaftliche Form zu wahren."

„Begreifen Sie nun", fiel der Oberst ein, „daß ich dieses nichtswürdige Geschöpf aus meinem Leben hinausmanövrieren mußte? Und wie schwer haben sie mir's gemacht, diese Leute und ihr Anhang! Alle Schande reden sie mir nach, am liebsten möchten sie mich mit Stumpf und Stiel ausrotten. Andererseits — ich habe da vorhin, während sie drin weiter verhandelten, die neueste Zeitung gelesen. Ein Lustmörder hat ein siebenjähriges Schulmädchen grauenhaft geschändet und getötet; beim Ermordungsversuch eines zweiten Mädchens wird er erwischt. Urteil? Er wird von der sachverständigen Wissenschaft als ‚infantil' entschuldigt und ist also nicht auszurotten, sondern lebenslänglich in einer Irrenanstalt von uns steuerzahlenden Bürgern zu füttern! So mild sind diese selber ‚infantilen' Schwätzer und Schurken gegen solche Scheusale — und so rücksichtslos gegen Leute meines Schlages!"

Der Geheimrat deutete an, daß der Sachwalter der Gegnerin von einem nächtlichen Besuch Kunde besitze und daß Graumann Mühe hatte, die Sache wieder ins Geleise zu bringen.

„Ich bin von ihren Spionen umwunden wie Laokoon von Schlangen", rief der Soldat verzweifelt aus. „Und unser Volk dazu!"

„Und mich hat sie nach der Sinterburg eingeladen“, platzte Felix vergnügt mitten drein und wußte nicht recht, ob er sich über solche Ehre freuen oder ob solcher Zumutung schämen sollte.

„Lauf' hin, Junge!“ meinte sein Pate und klopfte ihm auf die Schulter. „Lauf' du nur herzhaft hin! Wenn du an diesem Venusberg Geschmack findest, bist du keinen Schuß Pulver wert, und wir sind über dich im klaren.“

Er rief seinen Anwalt heran, der mit Frau Geheimrat im Gespräch stand, und fuhr fort: „Was sagen Sie dazu, grauer Mann? Den Neuling da hat die Dame, die wir soeben hinausgepufft haben, einzuladen die Frechheit!“

Doktor Graumann pflegte sich grau zu tragen und mit seinem Namen geistreichelnde Wortspiele zu treiben. Er sah die Welt grau in grau; er empfand ein Grauen vor ihr, ja er grauelte sich vor den Zeitverhältnissen, wie er scherzend meinte. Seine Ironie war aber nur Waffe; im Grunde war er — was man gar nicht vermutet hätte — von einer stark religiösen Gläubigkeit und ein freilich etwas kritisch angehauchter Katholik. So trat der graue Mann auch jetzt zu Felix heran, im grauen Gehrock mit grauen Gamaschen, das Einglas im Auge.

„Ich habe Ihnen meinerseits, junger Anfänger, drei anständige Einladungen zu bieten. Erstens meine ergrauende Wenigkeit nebst nicht unbegabtem Umkreis. Zweitens eine Einladung zu der Fürstin der Bäume und zum Dichter, die beide um Ostern herum meine Gäste sein werden — also genau in der Zeit, wo Sie zu Wismann reisen.“

„Fürstin der Bäume?“ staunte Felix.

„Keine Satana, sondern eine Phantasa“, erwiderte Graumann. „Es ist die Fürstin von Ried-Kastanienberg. Und der Dichter Leander — den kennen Sie schon aus seinem Werk. Er feiert um jene Zeit seinen fünfzigsten Geburtstag, und die Welt pflegt bei solchen Jubiläen auf einen Schaffenden aufmerksam zu werden, falls er bis dahin noch nicht verhungert ist. Wir hoffen ihn durchzufüttern.“

„Warum Fürstin der Bäume?“ forschte Felix.

„Sind Bäume nicht uns Menschen überlegen? Sie suchen schweigend das Licht — beachten Sie — schweigend! Das Nähere wird sich Ihnen noch eröffnen. Also: wenn Sie bei mir ein paar ordentliche Menschen kennen und achten gelernt haben, können Sie hernach immer noch dieser Spinne ins Netz laufen — wenn Sie dumm genug sind.“

„Es ist nicht ratsam, mit diesen unsauberen Bezirken in Berührung zu kommen,“ warnte der Geheimrat, „man zieht Dämonen an. Und es ist die Lust dieser Wesen, die Ausgeglichenheit der Kräfte zu zerstören und ein Chaos aufzurühren, worin sie sich in ihrem Element fühlen. Kommen Sie, Graumann,“ und er nahm den Freund an den Arm, „wir wollen von etwas Reinerem sprechen. Ich habe Ihnen in Ihrer Stadt eine notleidende junge Witwe zu empfehlen.“

Und er trug ihm, auf- und abgehend, Hennerles Sorge um die Tochter jenes schrulligen Gelehrten vor.

Der Oberst aber verarbeitete seine Erregung, indem er durch den Garten lief. „Innerhalb vierundzwanzig Stunden,“ dachte er fast laut — „bin ich eine ehemalige Herrin los, Gott sei Dank! — aber auch einen ehemaligen Herrn, Gott sei's geklagt!

Jene ist ins Land des Lebensgenusses abgedampft, und dieser ins Land der Entsagung. Ich bin weder für dies noch für jenes. Scheußlich! Das Laster triumphiert — und der verbannte König sitzt in der Ecke. Ich komme nicht darüber hinweg."

* * *

Es war ein Irrtum, wenn der Oberst meinte, daß seine ehemalige Herrin nun aus seinem Leben ausgestrichen, abgetan und erledigt sei. Der dreiste Besuch im Hause Meister hatte Folgen. Dämonen schnoben um das Haus und flogen eines Abends in einem Zeitungsblatt über den weißen Gartenzaun. Die säubernde Lina sah die Zeitung in den feuchtbraunen, fleckigen Ahornblättern liegen, wollte sie mit dem Herbstlaub wegfegen, nahm sie aber dann mit in die Küche; dort fand Änne, die immer gern in Papieren schmökerte, in diesem Wurfgeschoß eines Feindes einen überaus gehässigen Angriff auf den Geheimrat und trug das Papier entsetzt zu ihrem Herrn. Es war die Wochenschrift der rechtsradikalen Partei, herausgegeben vom Abgeordneten Dr. Düwell.

Der Geheimrat las in der ihm eigenen bedächtigen und aufmerksamen Art den rot angestrichenen Artikel. Dann verschloß er ihn schweigend in eine Schublade mit der Überschrift „Gifte". Man habe sichere Nachricht — schrieb das Winkelblatt — daß ein bekannter Justizrat der Linksparteien mehrere Stunden lang im Hause des monarchistischen Salonarztes Meister geweilt und sich mit ihm und dessen Freund Lothar von Wulffen eingehend unterhalten habe. Das lasse tief blicken. Über den servilen Höfling selber seien ja vaterländische Kreise hinlänglich im klaren; statt entschieden Stellung zu nehmen, pflege er vor allen Dingen seinen schönen Bart; er reise mit Taschenspiegel und Haarfärbekamm besonders bei alten Damen umher. Seine flaue Stellung „über den Parteien" sei Gift; solche Schädlinge der vaterländischen Sache müßten ausgespien werden. Und sein Freund Wulffen? Über diesen vermeintlichen Charakterkopf beginne man nun auch ins klare zu kommen. Eigentlich sei er durch dieses geheime Stelldichein mit einem Vertreter des Schlangenvolkes gerichtet. Wieviel Geld wohl der Justizrat zurückgelassen habe? . . .

Meister klingelte Änne wieder her.

„Sie haben da vorhin ein schmutziges Blatt angefaßt, Änne", sprach er. „Seifen Sie sich gründlich die Hände, wie ich es auch tun werde! Und seien Sie verschwiegen! Wenn Felix von diesem ebenso dummen wie rohen Angriff hört, wird er den Verfasser prügeln. Und vor dieser Befleckung möchte ich meinen Jungen bewahren."

„Aber es ist ja alles gelogen, was in diesem Artikel steht", meinte Änne, mit Recht über diese Beschimpfung ihres Herrn entrüstet.

„Freilich, Änne, bewußt gelogen und verleumdet", sprach der Geheimrat ernst. „Sie kennen unser Haus genügend, um zu wissen, daß ich bemüht bin, meinen Mitmenschen nur Gutes zu tun. Und dennoch diese Gehässigkeit von einem Menschen, der mich einst angehimmelt hat und nun anpöbelt, weil ich seine wüste Parteitonart nicht mitmache."

„Aber kann man ihn denn nicht vor Gericht ziehen?"

„Vor Gericht? Gehässigkeiten vor Gericht ausbreiten unter einer schmunzelnden Zuhörerschaft? Nein, das Gericht ist schon in ihm; denn er ist von Haß durchseucht und der Liebe entfremdet, also den Dämonen verfallen."

Als sich Änne mit bekümmertem Kopfschütteln entfernt hatte, ging der Geheimrat noch lange hin und her. „Armer Lothar!" seufzte er. „Das ist nun keiner vom Schlangenvolk — und doch sticht er dir in die Ferse! Dieser stämmige Bursche wird aus Ehrsucht deine Gruppe sprengen. Die Dämonen haben ihm den Blick verblendet. Er ist selber zersetzt — und zersetzt auch den edlen vaterländischen Gedanken. Ich habe als Arzt den übelsten Krankheiten gegenüber wahrlich gesunde Nerven; aber diese sittliche Roheit — — Gott gebe, daß mich der Ekel nicht übermanne!"

Herbstnebel hatten sich draußen um die Burg Hohendorneck gelagert; und von den zarten Reisern entblätterter Birken tropften langsam leise Zähren.

Der Geheimrat löschte das Licht, setzte sich stumm in seinen Lehnsessel und stützte mit geschlossenen Augen die Stirn in die Hand. Er nannte dieses abendliche Nachsinnen die „Verbindung mit seinem unsichtbaren Meister herstellen". Nach einer Viertelstunde erhob er sich wieder, machte Licht und ging in heiterer Ruhe an seine Arbeit.

(Fortsetzung folgt)

Stunden im All

Von Wulf Bley

**Sind Stunden, die kommen wie Traum in der Nacht
Mit weißem und weichem Gefieder
Und glänzen und strahlen in träumender Pracht
Und klingen wie himmlische Lieder.**

**Und gaukeln und kosen und lullen dich ein
Und tanzen wie l chte Gebilde
Aus Mondesglanz und aus Sonnenschein
Und schwinden in lichte Gefilde.**

**Sind Stunden, die kommen von irgendwo her;
Du weißt nicht, woher sie gekommen.
Die senken sich nieder und lasten so schwer;
Und du atmest bedrückt und beklommen.**

**Und wenn sie gewichen wie Nacht vor dem Tag
Zur Hel in die frostigen Reiche,
Horchst lange du noch auf des Herzens Schlag,
Birgst schauernd dein Antlitz, das bleiche.**

**Und Stunden auch kommen wie springende Flut
Des Meeres in Stürmen und Jagen,
Wie wild aufprasselnde, lodernde Glut,
Wie Wirken aus Urwelttagen;**

**Und in dir und um dich her kreißt eine Welt,
Will Welten aus Welten gebären;
Und Welten versinken, an Welten zerschellt,
Wie Wogen sich brechen an Schären.**

**Und jedwede Stunde ist Traum nur im All
Und schwellt deines Lebens Gezeiten;
Und jede ist klingender Widerhall
Von wirkenden Ewigkeiten.**

Theodor Fontanes Briefwechsel mit Paul Heyse

in den Revolutionsjahren des Naturalismus 1889—1891

Mitgeteilt von Dr. Erich Petzet

In Zeiten leidenschaftlicher Erregung war es immer, in der Kunst wie in der Politik, ein beliebtes Kampfmittel, überragende Persönlichkeiten von allgemeinem Ansehen mit übertreibender Betonung der etwa vorhandenen Berührungspunkte als einseitige Parteigrößen in Anspruch zu nehmen. So war es sehr begreiflich, daß in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Anhänger des vorstürmenden Naturalismus gegen den von ihnen am meisten angefeindeten, weil unbestritten bedeutendsten Vertreter idealistischer Kunstanschauungen, Paul Heyse, mit Vorliebe den spät erst zu Erfolg und Anerkennung durchgedrungenen Theodor Fontane als ihren Vorkämpfer auszuspielen suchten. Sie verkannten dabei freilich vollständig, wie treu die beiden großen Dichter trotz aller Verschiedenheit ihrer Naturen, ihre Jugendfreundschaft ein ganzes Leben hindurch bewahrt und bewährt hatten. Nicht nur dem Balladendichter Fontane hatte Paul Heyse den Weg zu ebnen sich erfolgreich bemüht, auch in seinem Novellenschatz hatte er ihn frühzeitig in auszeichnender Weise eingeführt und ihm mancherlei persönliche Freundschaftsdienste erwiesen. Auch als Fontanes erster, weit ausgesponnener realistischer Roman „Vor dem Sturm" hervortrat, begrüßte ihn niemand mit wärmerer und neidloserer Anerkennung als Paul Heyse, der damals an ihren gemeinsamen Verleger und Freund, Wilhelm Hertz, am Schluß eines kritisch eingehenden Briefes herzlich schrieb: „Fontane weiß ja, wie treu ich an ihm festhalte, und daß wir eben Zwei sind, ist gerade das Schöne daran." In demselben Sinne haben sich auch später beide in ihren Erinnerungen ausgesprochen, ohne im geringsten die Gegensätze ihrer Wesensart und Dichtung zu verschleiern, aber niemals die Freundschaftlichkeit der Grundgesinnung verleugnend. Fontane in seiner Darstellung des Tunnels (Kap. III in von „Zwanzig bis dreißig"), Paul Heyse in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" (Bd. I, S. 90—97). Warmherziger ist in dieser Aussprache, wie es sein ganzes Wesen war, Paul Heyse, kritisch schärfer, in einem Maße sogar, daß es seine Angehörigen etwas befremdete (siehe Familienbriefe Bd. II, S. 331 f.), Theodor Fontane, dessen Helläugigkeit und Offenherzigkeit sich ja nie gerne durch Neigung oder Abneigung beeinflussen ließ. In den Tagen des Streites aber, als er sehr wider seinen Willen gerade von seinen Anhängern den alten Freund verkannt und verunglimpft sah, ließ auch er warme Herzlichkeit nicht vermissen und bekannte sich aufrichtig und nachdrücklich zu dem von jeher viel bewunderten und nun so viel gescholtenen Genossen, dessen Lebenswerk er gerade in seiner idealistischen Eigenart neben dem vordringenden Naturalismus, dem er selbst zuneigte, in seiner unverrückbaren, alle Zeitströmungen überdauernden Bedeutung und Gültigkeit voll würdigte. Die schönsten Zeugnisse dieser Anschauung und Gesinnung bietet der Briefwechsel der beiden Freunde aus den kritischen Jahren von 1889 bis 1891, in denen der 70. Geburtstag Fontanes und der 60. Heyses, sowie das Erscheinen mancher neuen Werke wiederholt zu persönlichen und künstlerischen Lebensbekenntnissen Anlaß gab.

Für eine Zeit aber wie die unsrige, in der auf allen Gebieten die Vorherrschaft des bloßen Parteiwesens verhängnisvoll jede ruhige Sachlichkeit zu verdrängen droht, ist es ein erquickendes Schauspiel von wahrhaft vorbildlicher Bedeutung, wie hier zwei schöpferische Geister in vornehmer Abgeklärtheit sich über alle Trübungen des Parteikampfes erheben und mit der sicheren Behauptung des eigenen Wesens die unbefangene und freudige Anerkennung auch des Gegensatzes zu vereinigen wissen, wenn dieser ihnen in dem ebenbürtigen Freunde entgegentritt.

* * *

Berlin, den 10. Dezember 1889.
Potsd. Str. 134c.

Mein lieber Paul!

Den Band meiner „Gedichte“, den ich gleichzeitig zur Post gebe, nimm freundlich an. Er kommt etwas spät, was in der Annahme seinen Grund hat, Freund W. Hertz habe den Band, mit dem bekannten eingelegten Blättchen, schon vor Wochen in Deine Hände gelangen lassen. Aber wenn dem auch so sein sollte, nachträglich und von Tag zu Tage mehr beschleicht mich doch das Gefühl, daß ich mich selber hätte melden müssen. Und da bin ich denn nun. Ein paar von den neuen Sachen: die kleinen Gedichte auf Kaiser Friedrich, das auf Menzel zu seinem 70. Geburtstag, und die Schlußballade „Herr von Ribbeck auf Ribbeck“ flößen Dir vielleicht ein kleines Interesse ein und zeigen mich Dir noch in meiner Gestalt vor dem Sündenfall.

Daß dieser da ist, erschwert die Auseinandersetzung über allerlei Fragen. Es gab Zeiten während des Krieges mit Österreich und bei Beginn des Kulturkampfes, wo ich mit meiner lieben katholischen Freundin, Frau v. Wangenheim, nicht mehr unbefangen reden konnte, und während der Antisemitenzeit wiederholte sich das im Verkehr mit befreundeten jüdischen Familien. Und so jetzt wieder (und fast gesteigert, was man bei literarischen Dingen kaum glauben sollte) in der neuen brennenden Frage. Es nützt einem nichts, daß man zu den versöhnlich Gestimmten gehört, „wer nicht für mich ist, ist wider mich“.

Merkwürdiges kommt vor. So schrieb mir der mir im übrigen so wohlgesinnte W. Lübke gestern, „er könne mir nicht zugeben, daß es mit den Klassikern (er nennt eigens auch noch Shakespeare) vorbei sei“. Als ob ich solchen Unsinn jemals in die Welt hineingeschrieben hätte! Nur das ist wahr, wenn „Iphigenie“ gegeben wird, will niemand so recht ins Theater. Das liegt aber nicht am Stück und nicht am Publikum, sondern einfach daran, daß jeder zu Haus, beim Lesen, einen unendlich größeren Genuß hat, als bei der Aufführung, wo die Hälfte verklingt und das, was bleibt, nur den Unverstand der Schauspieler beweist.

In drei Wochen ziehe ich mich nun aus dieser Theaterwelt zurück und bin froh, aus allem Streit heraus zu sein. Über die „Freie Bühne“, weil ich mal angefangen, muß ich vielleicht noch ein paarmal schreiben.

Am 4. Januar will man mir ein Fest geben; ich wollte, es läge hinter mir, denn ich passe dazu, wie der Esel zum Lautenschlagen.

Empfiehl mich Deiner hochverehrten Frau; meine Damen grüßen Dich in alter Liebe und Verehrung.

Wie immer Dein alter

Th. Fontane.

Hab' tausend Dank, liebster Freund, für Dein schönes Buch. Ich habe bis jetzt nur hineingenascht, und überall, aus dem Alten und Neuen, sah mich Dein vertrautes junges Gesicht in unvergänglicher Frische an, ganz so hell und warm, wie jedesmal, wenn ich wieder in Dein Zimmer trete und wir uns Auge in Auge gegenüberstehen. Daß ein ganzer Mensch — und welch ein Mensch — aus diesem Buche

spricht, scheint ja nun endlich auch die blöde Menge zu spüren. Wenigstens fand ich in dem Fontane-Heft der Deutschen Dichtung einen Aufsatz, der von dem Intimsten, was mich selbst aus Deinen Dichtungen anmutet, einen lebendigen Hauch empfangen hatte. Als fester Patriot wirst Du Dich der Pflicht nicht entziehen, unserm großen Uralten nachzuleben, um in Deinen nächsten 20 Jahren immer weitere Kreise um Dich zu versammeln, die Dir einen erquicklichen Vorgeschmack Deines Nachruhms geben.

Dafür bürgt mir auch der Respekt, mit dem die grünen Jüngsten zu Dir aufblicken, wenn es auch bedenklich ist, zu den Ihren gezählt zu werden. Ich sehe dies Treiben nur darum mit einiger Betrübnis mit an, weil mich der erschreckende Mangel an Talenten, an hoffnungsvollem Nachwuchs befremdet. Im übrigen möchte sich der Most so absurd gebärden, wie er wollte; aus geborenem Essig aber wird nimmermehr ein Wein. Daß es indessen mit dem Geschmack der modernen Welt selbst in der sensationshungrigen Reichshauptstadt noch nicht so ganz trostlos steht, habe ich jüngst mit eignen Augen gesehen. Gewiß wird Iphigenie die Massen nicht ins Theater locken. Aber hat sie es je getan? Bin ich doch selbst vor Zeiten einmal, da ich eben in dramatischen Wehen lag, aus einer recht leidlichen Darstellung des edlen Gedichtes nach dem dritten Akt fortgerannt, da mir die erhabene Kühle und lyrische Getragenheit dieser Gestalten zu dem Fieber in meinem Blut in unerträglichem Widerspruch stand. Wer aber hat unsern größten Dichter je für einen großen Dramatiker ausgegeben? So lange indes der Demetrius im Berliner Theater ausverkaufte Häuser begeistert, selbst in der Laubeschen Ungestalt, ist mir nicht bange, daß die Sturm- und Drangperiode, die auf der Freien Bühne ihr wunderliches Wesen treibt, unsern alten Olymp entgöttern werde. — —

Ich war eine Weile unschlüssig, lieber Alter, ob ich Dir das beifolgende Buch[1] als ein bescheidenes Antidoton — Gegengift, Gegengabe — anbieten dürfe. Mein Gedicht darf ich ein wenig loben, wenigstens dem Stoffe nach, den ich nicht erfunden habe. Die Illustrationen aber sind sehr wenig nach meinem Sinn — bis auf die kleineren Vignetten und einige Szenen, die nebenher spielen. Ich habe mich einmal überrumpeln und meinem alten Grundsatz abtrünnig machen lassen: nie in eine solche Lähmung der Leserphantasie durch den Stift eines Zeichners zu willigen. Es war anfangs die Rede davon, mein Manuskript, mit improvisierten Federzeichnungen F. A. Kaulbachs umrändelt, zu photographieren. Es wäre ein lustiges Unikum geworden. Nun ist eine banale Prachtausgabe daraus geworden! Verzeih' mir's noch einmal. Ich will's gewiß nie wieder tun.

Alles Gute den Deinen, auch von meiner lieben Frau, der es wieder leidlich geht.

Mit herzlichem Gruß

Dein alter getreuer

Paul Heyse.

München, 12. Dezember 1889.

[1] Liebeszauber, Orientalische Dichtung von Paul Heyse. Illustrationen von Frank Kirchbach. München (1889), Franz Hanfstängl.

Berlin, den 19. Dezember 1889.
Potsd. Str. 134c.

Mein lieber Paul!

Allerherzlichsten Dank für das schöne Buch oder, wenn dies zu viel gesagt ist — denn ich teile Deine Bedenken gegen die Illustrationen — für die schöne Dichtung. Ein wundervoller Stoff auf Heyses eigenstem Gebiet, von Heyse behandelt. Die zweite Hälfte, von S. 20 an, wo Efrasiab seine Erzählung beginnt, scheint mir der ersten Hälfte noch überlegen. Unter den Illustrationen ist mir die auf S. 17, trotzdem hier die malerische Wirkung glücklich genug ist, als die wunderlichste vorgekommen. Nicht mal um einen Traum, sondern um ein Bild, das der Dichter gebraucht hat, handelt sich's, und das Bild, dies außer jedem Zusammenhange mit dem Tatsächlichen stehende, greift der Maler heraus und gibt uns, weil's ihm so paßt, ein Nest mit Eiern und einem Vogel. Auch das Schlußbild ist wunderbar. Zum Glück ist das Publikum, auf das solche Bilder berechnet sind, nicht heikel und so lohnt sich's nicht, sich darüber zu grämen. Solange man's ändern kann, gut, wenn nicht, auch gut. Und auch in dem, was auf unsere Rechnung kommt, man muß es laufen lassen. Meinung, Urteil, was wird nicht alles zusammengequatscht und von den „Gebildeten" am meisten. Ich bin immer weltfreudig gewesen, und muß doch am Ende meiner Tage sagen: arme Welt!

Wie für Deine schöne Dichtung, so sei auch bedankt für Deinen lieben Brief und alles Freundliche darin. Was die große Frage der Jungen und Jüngsten angeht, so kann ich nur aus dem „Fest der Handwerker" zitieren: „Na, darum keene Feindschaft nich". Gegen die meisten ist viel zu sagen; nur darin weiche ich von Dir ab, ich kann sie nicht talentlos finden. Und jedenfalls sind einige, die den kritischen Faden spinnen, sehr gescheit. Im allgemeinen neige ich dem Heroenkultus zu, und glaube an die Revolutionen von oben her, halte sie wenigstens für die besseren, aber das Umgekehrte kommt auch vor, im Politischen gewiß, und die „oberen Zehntausend" akzeptieren dann hinterher, was unten gemacht wurde.

Bitte, empfiehl mich und die Meinen Deiner hochverehrten Frau.

Wie immer Dein alter

Th. Fontane.

Berlin, den 28. Dezember 1889.
Potsd. Str. 134c.

Mein lieber Paul!

Während der letzten Tage war ich krank, bin es leider noch und habe mich eben bloß rausgemacht, weil es sein muß. Tot oder lebendig. Auch Huldigungen gegenüber, ja ihnen gegenüber vielleicht am meisten, ist man Opferlamm.

Was soll ich sagen? Tausend Dank ist gar nichts, denn es ist eine Redensart. Aber wenn man Redensarten ihres redensartlichen Charakters entkleiden könnte, dann wär's doch ungefähr das Richtige.

Besungen zu werden, ist immer was, und nun so, und von einem P. Heyse![2] Rundweg, ich erkenne darin die größte Auszeichnung, die mir überhaupt zuteil werden konnte. Das sogenannte „Staatliche" mit seiner Zufälligkeit oder seiner

Schablonenhaftigkeit, schrumpft daneben zu einem Nichts zusammen. Dies lebt, dies hat Wert, dies ist ein Zeugnis. Nochmals Dank.

Allerherzlichst Dein

Th. Fontane.

[2] Paul Heyses großes Gedicht „An Theodor Fontane zum 30. Dezember 1889", das unter seinen, von Fontane stets besonders hoch geschätzten Versepisteln eine hervorragende Stelle einnimmt, wurde in seinen „Neuen Gedichten und Jugendliedern" (1897), S. 280—289 und in seinen späteren Gesamtausgaben wieder gedruckt.

Berlin, den 15. Januar 1890.
Potsd. Str. 134c.

Mein lieber Paul!

Andre, selbst solche, die's gut verstehen, bringen es auf dem Gebiete des Gelegenheitsgedichtes im günstigsten Fall zu einem einmaligen, hochaufragenden Pik, bei Dir ist alles „Perus Ebene", Hochebene also, und das Ganze höher als die Regel der Anden. Das habe ich jetzt wieder erfahren. Als ich Dein erstes Fontane-Gedicht gelesen, erschien mir ein Drüberhinaus unmöglich und kaum gedacht, so war auch schon das zweite[3] da, nicht drüber hinaus, aber doch bis hinan. Alles hier (am 30.) war entzückt davon, selbst die, die sich bei der Hummermayonaise, zu der wir uns aufgerafft, unterbrochen sahn. Es waren schöne Tage, deren bestes freilich das war, daß auch sie vorübergingen. Zu der Empfindung eines ernsthaft „Gefeierten" bin ich eigentlich keinen Augenblick gekommen, jedes Hochgefühl blieb mir fremd und von dem berühmten „Schwellen der Brust" keine Spur. Es war ein Stück, in dem ich in einer bestimmten Rolle mitspielte, zugleich aber saß ich auch wieder im Parkett und alles zog wandelbildartig an mir vorüber. Ich darf sagen, halbe Stunden lang ging es mich gar nichts an und ich mußte mich immer wieder auf mich selbst besinnen. Der Gedanke, daß alles Irdische nur Bild, Vorstellung, Traum sei, hat mich nie so begleitet. Eine besondere Freude war mir das briefliche Wiederauftauchen von Personen, von denen ich seit 50 und selbst seit 60 Jahren nichts mehr wußte. „Mein Gott, mein lieber Rathenow, lebt er noch; ich dachte, er wäre längst tot", diese Worte des alten Fritz auf seiner letzten Ruppiner Reise, schwebten mir mehr als einmal auf der Lippe. — Daß Frenzel sich am Festabend so glänzend legitimierte, wirst Du vielleicht in den Zeitungen gelesen haben. Ich kann nur sagen, was Beethoven (ein etwas anmaßlicher Vergleich meinerseits) nach Aufführung des Freischütz gesagt haben soll: „Hätt's dem Männel nicht zugetraut". Der eigentliche Sieger des Abends aber war Goßler. Solche Rede hat, den „katilinarischen Existenzen" gegenüber, noch niemals ein preußischer Minister gehalten. Der Jubel war groß.

Meine Damen empfehlen sich Dir angelegentlichst. Empfiehl mich Deiner hochverehrten Frau. Wie immer Dein alter, Dir speziell bei dieser Gelegenheit (denn Du brachtest erst Leben in die Bude) zu riesigem Danke verpflichteter

Th. Fontane.

[3] Heyses zweites Gedicht waren die Begleitverse zu seiner Photographie, die jetzt in seinen „Neuen Gedichten und Jugendliedern", S. 290, zu finden sind, in seine späteren Gedichtsammlungen aber nicht aufgenommen wurden.

Berlin, den 9. März 1890.

Mein lieber Paul!

Ich will den 15. nicht abwarten und schreibe heute schon in sonntäglicher Stille. Bleibe Dir Deine Schaffenslust — vielleicht (neben der Hoffnung) das Beste was man hat — auch für die Zukunft erhalten, damit, wenn das neue Jahrhundert da ist, Du noch herrscherfroh, wie König Polykrates Umschau halten kannst. Ein Wechsel der Zeiten wird freilich tagtäglich ausposaunt und vielleicht vollzieht er sich auch, mit dem „Alten" aufräumend, aber, wie's auch kommen mag, die Tatsache, daß Du 30 Jahre lang an der Tête standest, so ausgesprochen, daß Du Deiner literarischen Epoche sehr wahrscheinlich den Namen geben wirst, diese Tatsache kann durch keinen Radaubruder aus der deutschen Literaturgeschichte gestrichen werden. Und mehr ist auf dieser „sublunarischen Welt", wie mein Vater mit Vorliebe sich ausdrückte, überhaupt nicht zu haben. Hertz (Vater), den ich neulich bei Gelegenheit des Anzengruberschen „Vierten Gebots" im Theater traf, hat mir erzählt, daß Du Dich für den März und vielleicht für noch länger nach Gries zurückziehen wolltest, welchen Entschluß ich an Deiner Stelle auch gefaßt hätte. Man kann sich nicht von 10 Jahren zu 10 Jahren immer aufs neue feiern lassen und ein wenigstens einmaliges Überspringen, also bis auf 70, scheint mir unerläßlich. Zudem, was kommt bei der ganzen Geschichte heraus? Blicke ich jetzt auf meine „großen Tage" zurück und vergegenwärtige mir dabei, was ich während derselben und vorher und nachher gehört und gesehen habe, so gewahre ich nur zahllose Kränkungen, die dem Opfertier (dem Gefeierten) doch insoweit mitangerechnet werden, als die Tatsache seiner Existenz, wenn er persönlich auch unschuldig befunden werden sollte, die Schuld an dem allen trägt. Und dann die Danksagungen! Vierhundert Briefe habe ich geschrieben, um ja recht artig zu sein, bin aber doch der Überzeugung, mir, schlecht gerechnet, ein Dutzend Feinde auf Lebenszeit heraufbeschworen zu haben. Denn vielen habe ich sozusagen nur aus der Erinnerung, aus dem „Sentiment", aus einer bestimmten Annahme heraus gedankt, aus einer Annahme, von der ich später durch einen Zufall erfuhr, daß sie nicht richtig war und mich mithin als einen Schändlichen decouvrierte, der die ganze Liebesarbeit des andern entweder gar nicht gelesen oder aber wieder vergessen hatte. Und so was wird einem natürlich nicht verziehen.

Verfolgst Du das Gebaren unserer jungen Herrn in den Blättern, die sie gestiftet haben oder mit andern Worten die Kritiken und Abhandlungen Brahms, Schlenthers, Mauthners und des liebenswürdigen L. Fulda? Mit den meisten stehe ich auf gutem Fuß, aber mitunter wird mir doch bange; sie überspannen den Bogen (welcher Blödsinn z. B. der neueste Zolasche Roman, den Brahm in seinem Wochenblatt als „was Besondres" bringt) und geraten neben manchem andern besonders dadurch ins Ridikule, daß sie den Gedanken, es käme nun eine ganz neue Zeit, vor der alles Zurückliegende völlig nichtig dastehe, bis zur fixen Idee ausbilden. Mich darüber zu ärgern oder auch nur groß zu wundern, fällt mir nicht mehr ein, ich schweige bloß . . .

„. . . so komme denn in diesem Sinn hinfort aus meinem Munde nichts,
denn jeder glaubt ein All zu sein und jeder ist im Grunde nichts."

Mit diesem Platenschen Stoßseufzer will ich schließen. Empfiehl mich der hochverehrten Frau und habe nicht bloß einen schönen 60. Geburtstag, sondern überhaupt noch viele schöne Tage. Meine Frau (leider seit Wochen recht elend, Gürtelrose, etwas sehr Schmerzhaftes), sowie die Tochter grüßen ihren Lieblingsdichter und -menschen aufs Herzlichste. Wie immer Dein alter

Th. Fontane.

Vierhundert Briefe, liebster Theodor, werden's zwar nicht werden, aber wenn ich auch Deinem Beispiel in Betreff der „Artigkeit" nicht nacheifere, immerhin wird in der nächsten Woche meine Federkraft stark in Anspruch genommen werden. So laß Dir gleich heute für Deinen liebenswürdigen Brief die Hand drücken. Ich hoffe ihn im Herbst mündlich zu beantworten. Übrigens ist es lächerlich, von einem Anfänger, als den ich mich fühle, viel Wesens zu machen. Die Überraschungen, die ich noch in der Tasche habe, werden hoffentlich den lieben Jüngsten zeigen, daß das Jubilieren über die Ergreisung der alten Herren verfrüht ist. Du hast's ihnen ja auch nicht besser gemacht. Sie sollen noch mit Macbeth ausrufen: „Wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut hatte!" Lebe wohl, mein Alter. Hier ist's wunderschön! Und so geschützt gegen alle Ovationsstürme!

Mit allen grüßt treulichst

Dein

P. H.

Gries bei Bozen (Hotel Austria), 14. März 1890.

Berlin, den 30. März 1890.
Potsd. Str. 134c.

Lieber Paul!

Herzlichen Dank zunächst für Deine Karte; mit dem Zitat aus Macbeth „Wer hätte gedacht" usw. habe ich hier in unserem „Literarischen Klub" (Kaiserhof, Spielhagen Präsident) große Wirkungen erzielt, selbst bei den „Jüngsten", die doch wenigstens gelegentlich klug genug sind, was Feines herauszuschmecken. Ebenso schönsten Dank für das reizende kleine Gedicht[4], das den am 15. d. M. brieflich oder telegraphisch angetretenen Freunden und Verehrern Deinen Dank ausspricht. Bei Gelegenheit Deines 70. Geburtstags wirst Du nicht flieh'n und alles ruhig über Dich ergehen lassen, wie Bismarck gestern nachmittag, als ihn tout Berlin bis an den Bahnhof begleitete. Die Huldigungen waren gut gemeint, aber der Zuruf: „wiederkommen" doch zu geschmacklos. „Wiederkommen" ist traditionelles Theatergeschrei beim Abgang eines Mimen, und Bismarck konnte sich unmöglich angenehm dadurch berührt fühlen. Zog sich auch gleich in sein Coupé zurück. Der Berliner ist nun mal ohne Grazie, vor allem, wenn er's gut meint und „vertraulich" wird.

Du kündigst allerlei Neues in Deiner Karte an. Was hast du vor? Aber was es auch sei, sei Dir die Stunde hold beim Schaffen wie beim Bringen.

Meiner hat sich in Produktionssachen mit einemmal eine tiefe Gleichgültigkeit bemächtigt, und ich neige mehr und mehr der Ansicht zu, daß die recht haben, die

den ganzen Kunstbetrieb als ein Semmelbacken ansehen, von dem man lebt wie andere Gewerbsleute. Alles ist unsicher und schwankend. Von den jeweiligen Kolossalerfolgen jammervollster Dümmlinge will ich noch gar nicht mal sprechen, aber daß Personen und Schöpfungen, die wirklich den Besten ihrer Zeit genügt haben, mit einem Male Gegenstand des Angriffs, ja geradezu der Abneigung werden, das gibt mir doch zu denken, und läßt mir die sogenannte „Huldigung der Nation" als etwas sehr Fragwürdiges erscheinen. Alles ist Zufall, besonders auch der Erfolg, und das einzig Erquickliche ist nicht der Ruhm, sondern die Ruhe.

Trotzdem, so lang es sein muß, in Arbeit weiter.

Wie immer Dein alter

Th. Fontane.

[4] Von Paul Heyse in seine „Neuen Gedichte und Jugendlieder", S. 291 f., aber nicht in die späteren Gesamtausgaben aufgenommen.

Berlin, den 5. Dezember 1890.
Potsd. Str. 134c.

Mein lieber Paul!

Ich weiß nicht, ob Freund Hertz Dir schon mein Neuestes geschickt hat, aber ob „ja" oder „nein", ich gebe ein Exemplar zur Post, um Dir bei der Gelegenheit noch einmal für all die Liebe danken zu können, die Du mir, wie so oft schon vorher, auch besonders anläßlich meines 70. Geburtstages bewiesen hast.

Mit meiner Geschichte „Stine", die vor etwa einem halben Jahre erschien, wollte ich Dich nicht behelligen, weil ich annehme, daß Dir die Richtung und vielleicht auch der Ton darin unsympathisch ist. Bei „Quitt" fallen diese Bedenken fort, und ich bin herzlich froh darüber. Denn wiewohl ich in meiner Vorliebe für das, was man ziemlich dumm „die neue Richtung" nennt (ist sie doch uralt), unerschüttert geblieben bin, sah ich mich doch schließlich durch eben diese Vorliebe in so fragwürdige Gesellschaft versetzt, daß mir angst und bang wurde. Die ganze Bewegung ebbt übrigens schon stark wieder, woran zweierlei schuld ist: der Mangel an Talent und der Überschuß an Unverschämtheit. Über letzteres herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit, kaum bei der Schule selbst, während es mit der Talent- oder Nichttalentfrage nicht so klipp und klar liegt. Noch in meinem letzten Briefe wollte ich, wenn ich mich recht erinnere, die Talentlosigkeit nicht so recht zugeben, aber sie ist seitdem zutage getreten oder wenn nicht sie, so doch wenigstens ein Mangel an nachhaltiger, sich fortentwickelnder Kraft. Im Handumdrehen ist den jungen Herrn die Puste ausgegangen. Eine dürftige Nachmahd ist auf der „Freien Bühne" da, aber kein frischer Nachwuchs. Auf dem Gebiete des Romans steht es womöglich noch schlimmer und nach dem großen gerichtlich beglaubigten Kladderadatsch der Herren Bleibtreu, Conradi, Walloth, Alberti, liegt alles wie gelähmt darnieder. Der Leipziger Gerichtsausspruch[5] allein hätte des freilich nicht vermocht, erst die kolossale Gleichgültigkeit des Publikums gegen diese ganze Produktion hat die Lähmung herbeigeführt. Keiner kauft solch Buch und selbst solche, die einen Puff vertragen können und Gauloiserien mit Vergnügen lesen, finden diese pikant sein wollende Sorte von Literatur einfach langweilig.

Aber nichts mehr davon! Das Neueste, was wir von Dir hörten, brachte der kleine feine Fulda, ein Weniges auch Schlenther, der sich mittlerweile verlobt hat. Mit dem Befinden Deiner lieben Frau geht es hoffentlich wieder besser; Du selbst gehörst zu den Glücklichen, von denen man Gesundheit beinah fordert. In Deinen Cannstätter Tagen war das freilich anders, aber die liegen ja glücklicherweise zurück. Unser Leben hier geht im alten Geleise weiter, belebt und gehoben weniger durch Geselligkeit, als durch das „Allgemeine". „Ins große Allgemeine will ich tauchen", ist eine von Uriel Acostas öden Redensarten, aber es ist doch ein bißchen was Wahres darin. Ein Gefühl, das ich in London beständig hatte: „hier ist etwas los", das habe ich jetzt auch in Berlin. Ich lese die Zeitung mit der Andacht eines Philisters, aber mit einer Gesinnung, die das Gegenteil von Philisterium ist. Es vergeht kein Tag, wo nicht aus diesem elenden Löschpapier etwas Hochpoetisches zu mir spräche: der Kaiser und Bismarck, die stille und dann auch wieder die laute Kriegführung zwischen beiden, die Hofpredigerpartei, Kögel, Stöcker, Dryander, Bacillus-Koch, Goßler, zweitausend fremde Ärzte, Große Kurfürstenfeier, Wißmann und Dampfschiffe auf dem Viktoriasee — das alles macht mir das Herz höher schlagen, besonders wenn ich dabei an die dreißiger Jahre zurückdenke, wo ganz Berlin 14 Tage lang von einem Beckmannschen Witz lebte oder von „Freiheit und Gleichheit un Roochen in 'n Tiergarten". — Frau und Tochter senden ihrem verehrten und geliebten Freund die herzlichsten Grüße; ich empfehle mich Deiner lieben Frau.

Wie immer Dein alter

Th. Fontane.

* Von der Leipziger Verhandlung gegen Konrad Alberti, Hermann Conradi, Wilhelm Walloth und ihren Verleger Wilhelm Friedrich gibt eine Darstellung nach dem stenographischen Bericht die Broschüre „Der Realismus vor Gericht" (Leipzig 1890).

München, 15. Dezember 1890.

Hab' schönsten Dank, lieber Theodor, daß Du mir diesen west-östlichen Roman hast bescheren wollen. Ich habe ihn vor einer Stunde aus der Hand gelegt und auf einem einsamen Sturmlauf durch den frischen Schnee in mir nachklingen lassen. Wie gut, daß ich von jeher zum gelernten Rezensenten verdorben war und so ein Buch von Dir mit dem Heißhunger der ersten besten Nähmamsell am Sonntagnachmittag — vorausgesetzt, daß sie keinen Schatz hat — verschlingen darf! Vor diesen „günstigen Leserinnen" hab' ich noch das voraus, daß ich bei jedem Wort Deine Stimme höre und Dein gutes altes Gesichte zwischen den Zeilen mich anblicken sehe, humoristisch oder gerührt oder „ehrpußlig", je nachdem. Jeder ästhetische Lehrjunge wird auf der Stelle dahinterkommen, daß die Komposition ganz gegen alle Regeln in zwei Hälften zerfällt, zwischen denen der Ozean rollt, daß die Espes gleichsam den Chorus vorstellen, der leider in die Mennoniten-Andachten seine Stimme nicht einmischt, daß noch einige andere hors d'oeuvres ohne Schaden für das Ganze zu entbehren wären. Aber nicht ohne Schaden für Schreiber dieses, der Dich gerne de rebus omnibus et quibusdam aliis plaudern hört, überall Deine klare frische Menschenstimme sich zu Herzen gehen läßt und nur die Hände über

Deinem Kopf zusammenschlägt vor Staunen und Grauen über Deine unheimlichen Kenntnisse und Bewandertheit hüben und drüben des Weltmeers. Freilich, als Mann der neuen Zeit und halb und halb der „neuesten Richtung“, hast Du eine feine Witterung dafür, daß der Roman der Zukunft einen internationalen, ethnographischen Charakter tragen und zu seinem Genuß die Beherrschung von mindestens drei lebenden Sprachen nötig sein wird. Das „Wirkliche“ wird ja immer weitläufiger, und in der Welt zu Hause sein, heißt jetzt schon überall und nirgends sich einquartieren oder höchstens überall ein Absteigequartier haben.

Wenn ich aber aus obbemeldeten Gründen kein kritisches Gesicht aufzusetzen in der Lage bin, so darf ich doch nicht verschweigen, daß mir der Ausgang dieser schönen und wundersamen Geschichte einen Stachel im Gemüt zurückgelassen hat. Ich frage mich: wäre wirklich keine Sühne möglich? Wirklich kein Lebensglück durch Reue und Buße und tatkräftige Liebe zu verdienen? Und wenn der Autor dem Zufall in den Arm gefallen und dadurch jenes Abrutschen nicht tödlich geworden wäre, würde der Schatten des seligen Opitz dem jungen Ehemann durchs Fenster der Hochzeitsstube geschaut haben? Und das ist doch wohl kaum zu bejahen, da wir alle den redlich Kämpfenden längst in unserm Herzen begnadigt haben. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Nun aber, meine ich, Du hättest doch kein volles Recht, die Lösung des sittlichen Problems durch eine abschüssige Felswand herbeizuführen, wie wenn die Geschichte Deinem Vetter oder guten Bekannten so und nicht anders passiert wäre, sondern Du warst uns eine Antwort auf eine sittliche Frage im höheren Sinne schuldig, die wir alle unterschrieben hätten. Daran ändert Espes Epilog erst recht nichts, da sein Philisterjudizium ja gerade die Moral der p r o s a i s c h e n Gerechtigkeit betont, während wir vom Dichter ein Verdikt nach dem Kodex der p o e t i s c h e n Gerechtigkeit verlangen.

Aber ich erschrecke, wohin ich mich verirrt habe! Das ist ja ganz die Sprache der reaktionären Poetik und — nous avons changé tout cela. Verzeih'. Sei aufs Herzlichste gegrüßt, lieber Alter, sage Deinem Frauenzimmer, daß ich sie liebe, und bleibt die Alten Eurem ältesten

Paul Heyse.

Berlin, den 8. Januar 1891.
Potsd. Str. 134c.

Mein lieber Paul!

Meinen Dank für Deinen lieben Brief — der mir gerade so wie er war, sehr wohltat — wollte ich doch nicht eher aussprechen, als bis ich Deine „Weihnachtsgeschichten“ gelesen, was denn auch in der ihnen zuständigsten Zeit, in der Weihnachtswoche, geschehen ist. Nach dem von ihnen empfangenen Eindruck möchte ich sie so rangieren, wie Du sie gestellt hast, erst die „Weihnachtsbescherung“, dann das „Freifräulein“, dann die zwei andern. Wie der kleine Rattenpinscher Leib und Seele des Wachtmeisters vor der Appetitlichkeit der Woll- und Strumpfwaren-Witwe rettet, das ist reizend und ganz besonders reizend auch die voraufgehende Szene vor dem Ladenfenster, mit der Witwe im Hintergrunde und die Wirkung des lebenden Bildes auf den Draußenstehenden. — Das „Freifräulein“ ist so leben-

dig und anschaulich, daß es fast wie ein Erlebnis wirkt und ich möchte mir nur das eine kleine Bedenken erlauben, daß die vom Dichter gegebene Beleuchtung der Gestalten, in der sein persönliches Urteil zum Ausdruck kommt, zu sehr wechselt. Anfangs ist man gegen die Baronin und sicherlich gegen den Junker sehr eingenommen, bis sich die Sache mit einem Male dreht und man mit seinen Sympathien umsatteln muß. Natürlich läßt sich auch allerlei für den von Dir eingeschlagenen Weg sagen, er schafft einen neuen Wind ins Segel und korrigiert irrtümliche Gefühle. Je älter man wird und je mehr man sich mit diesen Dingen beschäftigt, je geneigter wird man, den Dichter gewähren zu lassen und die Dinge dankbar so hinzunehmen, wie sie gerade liegen. Zustimmung ist nicht nötig, nur Interesse, das mitunter in der Opposition größer ist als im Mitgehn.

Unser Berliner Leben ist seit 4 Wochen etwas schläfrig verlaufen und wäre nicht der alte Löwe in Friedrichsruh, der dann und wann durch die Wüste brüllt, so ließe sich von Langerweile sprechen. Darin ist sich Bismarck in und außer dem Amte gleich geblieben, daß „was er auch packt, er packt's interessant". Hast Du vielleicht gelesen, daß er neulich gesagt hat: „Der Kaiser wolle fernliegende Dinge beständig in der Luftlinie erreichen, das ginge aber nicht und der Weg unten sei mühsam und voller Hecken und Gräben." Er ist der glänzendste Bildersprecher und hat selbst vor Shakespeare die Einfachheit und vollkommenste Anschaulichkeit voraus.

Auf der Bühne ruht alles, zumal auch auf der „Freien Bühne", die sich aber nächsten Sonntag, nach langem Zögern und Verschieben berappeln und Gerh. Hauptmanns „Einsame Menschen" bringen wird. Ist es nicht zu kalt, so werde ich mir einen Ruck geben. Im Barnay-Theater läßt Hans Hopfen ein altes Stück aufführen: „In der Mark". Gott mag wissen, was er wieder damit beabsichtigt, denn er beabsichtigt immer was. Hopfen, Spielhagen, Gottschall sind die gefürchtetsten Theaterquängler, die nicht müde werden, mit ihren ältesten Ladenhütern den Direktionen beschwerlich zu fallen. Bei Gottschall ist es Manie. Man kann „Arabella Stuart" schreiben, aber nach 30 Jahren immer noch mit zu Markte ziehen, ist unerlaubt. —

Empfiehl mich Deiner hochverehrten Frau und habe für Dich und die Deinen ein glückliches neues Jahr.

Wie immer Dein alter

Th. Fontane.

In dem vorletzten Heft der „Freien Bühne", Nummer vom 31. Dezember, steht ein Aufsatz von Ernst von Wolzogen: „Humor und Naturalismus". Es ist wohl das Beste, was bisher in dieser nachgerade etwas langweilig werdenden Frage gesagt worden ist. Die Grünsten der Grünen werden darin ganz wundervoll charakterisiert, namentlich in ihrem Urteil über die Frauen. Gegen den Schluß hin werden einige Lobzensuren erteilt, mit denen ich, in dieser Hochgradigkeit, nicht einverstanden sein kann, sonst aber ist alles sehr gut, auch sehr maßvoll im Ausdruck. Soll ich Dir die Nummer vielleicht schicken?

Dein

Th. Fontane.





C. Lambrecht

Berlin, den 23. April 1891.
Potsd. Str. 134c.

Mein lieber Paul!

Am Sonntag empfing ich ein kultusministerielles Schreiben und schon am Dienstag holte ich mir meinen Schillerpreis in bar. Der Geheimrat, der mir die 3000 Mark behändigte, war sehr artig, aber wenn mich nicht alles täuschte, stand ein „Na na“ auf seiner Stirn. Der Berliner zweifelt immer. Ich gönne ihm seinen Zweifel und bin froh, daß Du ihn nicht geteilt hast. Denn Dein pro wird in der keilförmigen Schlachtordnung wohl die Spitze gebildet haben.

Ich schreibe das so auf guten Glauben und die innere Stimme hin und bin sicher mich nicht zu irren. Übrigens bin ich bereits so weit runter oder vielleicht auch so weit vorgeschritten, daß mir die Geldsumme fast mehr bedeutet als die Ehre. Was wird nicht alles geehrt. Ich berechne mir jetzt die Zinsen für meine alte Frau und sage schmunzelnd: „50 Taler mehr sind nicht übel.“ Unter Gruß und Empfehlung von Haus zu Haus, in alter Freundschaft und Liebe Dein

Th. Fontane.

Seit einer Woche sind hier Bilder von Franz Stuck ausgestellt, die auf mich einen großen Eindruck gemacht haben. Einige sagen, es seien „Schmierereien“ und der Engel mit seinem Flammenschwert ein Hausknecht. Ja, jeder, der einen rausschmeißt, muß immer ein bißchen von einem Hausknecht — — haben, sonst hat er noch Schlimmeres. Und Schmiererei! Eine Berliner Kegelbahn kann aus glatten Linien bestehen, aber ein Cherubin wohnt anders und ist kein Stammgast.

Der Bettler

Von Paul Wolf

**Er stand vor mir verhärmten Angesichts,
Ein blasser junger Mensch — ich gab ihm nichts.**

**Vernahm er noch, was mürrisch ich geraunt? —
Er störte mich. — Ich war just schlecht gelaunt.**

**In seine Wangen stieg die Scham empor:
„Verzeiht mir, Herr!“ — Dann schritt er still zum Tor.**

**Ich sah ihm nach — fast schien er noch ein Kind.
Sein dünner Mantel flatterte im Wind ...**

**Nun stand er draußen, schloß die Pforte sacht
Und schwand in der verschneiten Winternacht. —**

**Ich aber saß im Dämmer lang allein,
Trüb starrend in des Herdes Feuerschein.**

**Mir war, als ob dies müde „Herr, verzeiht“
Ich hören müßt' in Zeit und Ewigkeit —**

**Als hätt' ich Teil an jenes Mannes Schmach,
An dessen Tür der Herr zusammenbrach,**

**Dem er die Rast verbot mit hartem Spruch,
Nun ruhlos selber tragend ewigen Fluch ...**

Rundschau

Ein U-Boot im Nilschlamm

Wir fahren auf 10,8 Meter Tiefe. Das Periskop wird im Kreise herumgedreht, um den üblichen Rundblick zu tun, und schon ruft es aus dem Turm: „Verflucht, der Kerl will uns rammen!“ Noch ehe das Sehrohr eingezogen ist und die übrigen Anordnungen und Befehle erteilt werden, wird mit Blitzesschnelle das große Bodenventil aufgerissen und die Fahrtstufe der Maschinen erhöht. Das Wasser rauscht bereits in die Tanks hinein, und gurgelnd füllen sich die Behälter bis an den Hals. Das Boot rutscht in die Tiefe, noch bevor es heißt: „Schnell auf 30 Meter gehen!“ — Beide Maschinen gehen große Fahrt voraus. Das vordere Tiefenruder liegt 10 Grad nach unten. Das hintere Tiefenruder zeigt hart oben. Das Boot reagiert sofort auf die Ruderlagen, es legt sich vornüber und — — aber was ist das!? — — Ein Stoß?! Die meisten merken es nicht! — Einige Sekunden später! — Plötzlich erzittert das Boot — — Wasserbomben! — Sie platzen in allernächster Nähe. Der Leit.-Ingenieur ruft: „Wir sind auf Grund!“ Er hat es an seinen Instrumenten erkannt. Vom Turm kommt es zurück: „Unmöglich!“ — Wieder krachen einige Bomben dicht am Boot, so daß es finster wird um uns herum — — fast die ganze Beleuchtung wird uns zertrümmert. Man leuchtet mit Ersatzlampen, Handakkumulatoren die Apparate ab; die Tiefenmanometer zeigen — — 13,5 Meter Wassertiefe. Die Maschinen haben inzwischen gestoppt — zu spät, sie haben das Boot bereits fest in den lehmigen Boden hineingejagt — wir sitzen mit der Schnauze im Dreck!

Der Steuermann sieht auf die Seekarte und meint: „Allerdings haben wir hier nur 14 Meter Wasser!“ — Wir sitzen fest. Guter Rat ist teuer; was tun? Über uns ist sicherlich alles auf den Beinen, was den Engländern an Bewachungsfahrzeugen zur Verfügung steht. Also: losreißen — — ohne dabei an die Oberfläche zu kommen! Das Manöver ist gefährlich! Wir müssen versuchen zu entkommen, mit allen Mitteln, die man im Angesicht größter Gefahren anwenden darf.

Das Schiff wird untersucht, um festzustellen, ob der Schiffskörper undicht ist; das ist für ein U-Boot mit das Schlimmste, was es gibt; nach einer geraumen Zeit kommt aus dem Achterschiff die Meldung, daß dort außergewöhnlich viel Wasser steht. Unser Elektriker saust sofort nach dem Maschinenraum und steigt über seine Motoren hinweg in die „Bilge“ (Sammelbecken für Öl, Schmutz- und Leckwasser unterhalb jeder Maschine), er hat Angst, daß seine Elektromotoren „absaufen“ (naß werden). Bereits nach einigen Minuten kehrt er zurück nach der Kommandozentrale: „Wir müssen sofort Lenzpumpen anstellen!!“ Das ist gewiß leicht gesagt und läßt sich unter normalen Umständen ohne weiteres durchführen; in diesen Augenblicken aber müssen wir daran denken, daß, wenn wir das „Bilgewasser“ herauspumpen, uns das darin enthaltene Öl — an der Oberfläche angekommen — sofort verraten würde. Auch in der Dunkelheit, besonders bei mondklaren Nächten, ist jedwede Ölspur sofort erkennbar daran, daß an dieser Stelle die Wasseroberfläche vollkommen glatt ist und noch dazu in allen erdenklichen Farben schillert. Trotz und alledem wird es riskiert, koste es, was es wolle, ein Ausfallen unserer E-Motoren wäre weit schlimmer, wir wählen also das kleinere Übel! Weg müssen wir auf jeden Fall! Mit zwei Pumpen saugen wir aus der Lenzleitung und schon nach 8 Minuten Meldung aus dem Achterschiff: „Masch.-Bilge ist lenz (leer)!“ Die Pumpen wurden umgeschaltet auf die „Regler“ (Ausgleichtanks). Einige 1000 Liter Wasser müssen „ausgeladen“ werden, um dem Boot den nötigen Auftrieb zu geben, damit es sich vom Grunde löst. In ähnlicher Lage würde ein Zelluloidball sich befinden, der, mit einer Schnur an einem Stein befestigt, auf den Meeresgrund herabgelassen ist — durchschneidet man den Bindfaden, steigt der Ball

sofort an die Oberfläche — — doch das gerade dürfen wir nicht. Unverzüglich muß im gleichen Augenblick, in dem sich der Bootskörper vom Grunde löst, eine bestimmte Menge Wasser in die Ausgleichtanks hinein, den Auftrieb auszugleichen, das heißt das Boot zu bremsen oder „abzufangen“, wie es U-bootstechnisch heißt. Alle Pumpen sind abgestellt. Im Boot herrscht eiserne Ruhe, ebenso um uns herum.

Da plötzlich beginnt ein Höllenlärm, ein donnerndes Getöse — — Wasser- und Fliegerbomben! — — Mit ihren Unterwasser-Schallempfängern haben die Engländer die Geräusche unserer Pumpen aufgenommen, also unsern Standort festgestellt, und schleudern nun Hunderte von Sprengladungen in die Tiefe. Wir haben ein unsagbares Glück! An unsern unfreiwilligen Ankerplatz gefesselt, warten wir ab! Jeder von uns ist auf den letzten großen Schlag gefaßt! — aber Zähne zusammen gebissen! Eiserne Manneszucht sorgt dafür, daß niemand „durchdreht“ (Kopf verliert). Die harte Schule des Unterwasserhandwerkes hat uns gelehrt, wie man sich in solchen Augenblicken zu benehmen hat. Eine Ruhe und Abgeklärtheit unter der Besatzung, wie nie zuvor. Von dem Leit.-Ingenieur erwartet ein jeder das erlösende Wort — — alle blicken auf ihn! — — Nach 10 Minuten tritt auch draußen Ruhe ein, das Höllenspiel ist zu Ende. Im Boot sind sämtliche Maschinen und Apparate abgestellt; jedes Geräusch muß vermieden werden. Man hört jetzt nur noch das Summen des Kreiselkompasses, dessen Kreisel mit 20000 Umdrehungen pro Minute seit unserer Ausfahrt willig ihren Dienst tun. Wir entschließen uns, auch noch den Kompaß abzustellen — — — bei diesem Befehl aber krampft sich das Herz des Steuermannes zusammen. Der Kompaß, sein Leitstern für alle die Wege, die er uns geführt hat, soll ihm genommen werden! Es ist eine harte Nuß, doch sie muß geknackt werden. Nach einigem Hin und Her wird der diesbezügliche Schalter herausgerissen. Jeder von uns rechnet damit, daß die nächste Bombe unser Boot zerreißt — wir warten ab — was sollen wir tun? Minuten vergehen, ohne daß wir irgend etwas hören. Vielleicht ist man auf Seiten der Engländer überzeugt, daß — in tausend Stücke zerrissen — wir in den Schlammlöchern vor dem Suez verendet sind? Hier und da ein kurzes Aufatmen im Boot, sonst nichts. Gesprochen wird kaum, jeder ist mit sich selbst beschäftigt und harrt der Dinge, die da kommen werden. Alles wartet auf Erlösung und — auf frische Luft. Es ist zum Ersticken heiß. Wir warten so etwa eine Stunde, dann und wann hören wir die Schraubengeräusche der über uns hinweg fahrenden Engländer, sie wollen, wie es scheint, den frühen Morgen abwarten. In drei Stunden wird es Tag — dann darf man uns hier nicht mehr finden. Unsere Akkumulatorenbatterie ist erschöpft; wir sind ungefähr 20 Stunden unter Wasser! Noch 20 Minuten warten wir, sämtliche Stromverbraucher sind ausgeschaltet, wir entschließen uns zum letzten Versuch!

Der Schiffskörper hat sich festgesaugt, trotz des starken Auftriebes, den wir dem Boot gegeben hatten. Wir wenden dieselben Methoden an emporzukommen, wie beim ersten Versuch — wir haben keinen Erfolg! Das letzte Mittel — die Preßluft — muß jetzt herhalten. Wir dürfen nicht daran denken, was passiert, wenn wir von dem Schlamm losgelöst an die Oberfläche sausen! Aber — es führt kein anderer Weg nach Küßnacht. Werden wir bei unserem Manöver erwischt, dann gnade uns Gott! Die Engländer werden ein kurzes Gericht üben mit uns, das weiß jeder. Doch helfen wir uns! Nachdem die Maschinen und alle Tauchapparate, Armaturen und Pumpen besetzt sind, hört man den Befehl des Leit.-Ingenieurs: „Preßluft auf Tauchtank IV!“ (Dieser Tank befindet sich ganz vorn im Schiff.) Nach 2 Sekunden: „Preßluft auf Tauchtank III!“ Nach einigen Augenblicken: „Tauchtank II“ und zuletzt: „Tauchtank I!“ Sämtliche Ventile am Preßluftverteiler sind geöffnet. „Beide Maschinen kleine Fahrt zurück!! — — langsame Fahrt zurück!! — — Beide Maschinen stopp! — Backbordmaschine halbe Fahrt voraus — Steuerbordmaschine halbe Fahrt zurück!! — — Vorderes Tiefenruder hart unten — hinteres Tiefenruder 5 Grad unten — Seitenruder Mittschiffs!“ — — — So ungefähr lauten die Kommandos, die in den letzten 15 Sekunden gegeben werden. — — — Endlich! Das Boot rührt sich, es gehorcht! Dieselben Manöver werden fortgesetzt und nochmals ausgeführt. Die

Wasserwagen kommen zurück (fallen), vorne ist das Boot los — es will mit der Nase nach oben! — aber das darf nicht sein. Durch entsprechende Tiefenruderlagen, und — beide Maschinen große Fahrt voraus — kann das Boot gehalten werden. Die Wasseroberfläche wird kurz gestreift, an den Tiefenanzeigern ist es zu erkennen, aber wir haben das Boot in der Kandare. Die Regler haben inzwischen natürlich einige tausend Liter Wasser geschluckt, und im Schutze der Nacht hat uns niemand bemerkt. Wir halten eine Tiefe von 12 bis 14 Metern — 20 Minuten lang laufen wir dicht über Grund von der Küste ab — dann geht's auf Sehrohrtiefe — 10,8 Meter. Vorsichtig wird der Spargel (Sehrohr) herausgesteckt und Umschau gehalten nach allen Seiten. Die Luft ist rein, nichts ist zu sehen, also: „Klar zum Auftauchen!"

Der Kreiselkompaß ist inzwischen wieder angestellt worden und fängt an zu brummen; er durchläuft die kritischen Drehzahlen. Der Kompaß gebraucht 4 Stunden, um sich genau einzuspielen, erst dann kann er uns wieder sagen und zeigen, wo wir fahren, und — wie das Ruder liegen muß, um den gewünschten Kurs zu steuern. Die Engländer sind anscheinend müde und in der Zuversicht, den deutschen Höllenwurm vernichtet zu haben, nach Hause gefahren. Die Vorreiber (Riegel) des Turmluks werden gelöst — das Luk fliegt auf! — Der im Innern des Bootes befindliche Überdruck schmeißt den Turmverschluß nach oben — die für diese Fälle vorgesehene Druckausgleichleitung wird im Augenblick nicht berücksichtigt. Mit der hinausjagenden Luft wird der Kommandant förmlich aus dem Turm heraus geblasen, das Doppelglas fliegt ihm aus der Hand — die schwarzgraue, maschinengestrickte Zipfelmütze, die er bis tief auf die Ohren hinab trägt, wird ihm vom Kopf gerissen, noch bevor er draußen ist. — — Wir haben einen außerordentlich hohen Überdruck im Boot gehabt! — Unten hüpfen die Kaffeetassen von den Bänken und Tischen — uns selbst kommt es vor, als ob die Trommelfelle, wie von innen aufgepustet, aus den Ohrmuscheln herausspringen. — Es geht gut! — — „Was so ein richtiges Trommelfell ist", muß auch das vertragen können. Das Turbogebläse drückt das Boot jetzt ganz heraus. „Wir haben es geschafft" — so liest man es auf den verschiedenen Gesichtern. Frische Luft durchwirbelt das Boot, man atmet sie nicht — — nein — — man trinkt sie geradezu in sich hinein, als ob man sie nicht wieder herauslassen möchte, ein Gefühl, das nicht geschildert, sondern nur erlebt werden kann! Beide Ölmaschinen gehen sofort große Fahrt Voraus, und im Handumdrehen sind alle Widerwärtigkeiten der letzten 24 Stunden vergessen. Wir sind noch nicht aus dem Gefahrenbereich heraus, es ist dunkel um uns herum, der Auspuff der Dieselmotoren wird gut beobachtet auf etwa herausfliegende Glühwürmchen, die uns natürlich leicht verraten können. Eine Stunde weiter, dann ist alles überstanden. Die Leute dürfen ihre Gefechtsstationen verlassen — ein gewaltiges Aufatmen unter der Besatzung.

Die Fröhlichkeit hält ihren Einzug. Nach einigen Anregungen dazu wird die Stimmung forciert durch Musik auf dem Schifferklavier. Sepp, der Mann mit den stählernen Armen, noch naß vom Arbeiten am hinteren Tiefenruder, darf leichtere Arbeit tun, und mit heller Begeisterung spielt er seine bayrischen Volkslieder; zwischendurch einiges aus der: „Rose von Stambul", die wir kurz vor unserer Ausfahrt im Operettentheater gehört hatten. Beim Morgengrauen darf endlich auch der Heißhunger auf die Zigarette gestillt werden, die Freiwache geht an Deck und nach dem auf großen Schiffen üblichen Signal: „Frei—zeit — Rauchen erlaubt!" erholen wir uns, genießen dabei das köstliche Aroma der aus der Türkei mitgenommenen Zigaretten. Das Wetter ist nicht gerade schön; wir halten Westkurs. Der Steuermann stellt fest, daß wir dichter unter Land kommen. Er wird ungemütlich und schnauzt den Rudergänger an; doch der steuert gut — und wie wir uns die Sache genauer besehen, trägt der Kompaß die Schuld, er zeigt verkehrt. Der alte Seemann tobt und schimpft und meint: „Das kommt davon, wenn man den Kompaß abstellt." So ein empfindlicher „Vogel" kann das nicht vertragen, es wäre auch gar nicht nötig gewesen, ihn abzustellen! So und in ähnlicher Weise unterhält der Steuermann seine nächste Umgebung. Auf Anordnung des Leit.-Ingenieurs muß der Elektriker das einzige weiße Tischtuch holen und dieses in der Zentrale ausbreiten. Der Kompaß wird auseinander

genommen, eine komplizierte Arbeit, die selten und daher ungern ausgeführt wird. Alle Teile werden, säuberlich getrennt, auf das Tuch gelegt. Nach 4 Stunden Arbeit ist es geschafft; wir haben den Fehler gefunden: eine winzige kleine Litze war gebrochen, sie wird durch eine neue ersetzt, so daß nunmehr alle drei Phasen des Drehstrominstrumentes wieder vom elektrischen Strom durchflossen werden. Der Steuermann hüpft vor Freude, trinkt einen Kognak und steigt wieder auf den Turm. Unsere Absicht ist es, die restlichen Torpedos los zu werden; wir steuern Richtung Alexandrien, bleiben dabei jedoch in guter Entfernung von der Küste, um von den ununterbrochen hier aufsteigenden Fliegern nicht gesehen zu werden. Die See ist sehr unruhig, das Wetter wird noch schlechter. Drei Tage fahren wir auf und ab, ohne auch nur einen „Schwanz" (Dampfer) zu sehen. Mittags, am 11. November 1918, klart das Wetter auf. Nach dem Essen meldet der „F.-T.-Gast" lebhaften Funkverkehr! Er gibt an, daß alle möglichen Stationen zu hören sind und — — daß alle Funksprüche „offen" gegeben würden — außerdem klagt er: „Wir haben schlechten Empfang heute wegen der überkommenden See." Die F.-T.-Station bleibt besetzt, wir müssen wissen, was los ist — — und sollen es auch bald erfahren. Nach etwa 20 Minuten bringt unser „Funker" als „Extrapost zum Kaffee" folgenden, von der F.-T.-Station Nauen bei Berlin, an uns gerichteten Funkspruch:

„Waffenstillstand! — Revolution in Deutschland. — Wenn möglich, in die Heimat kommen. — Österreichische und türkische Häfen dürfen nicht angelaufen werden! — Sämtliche Schiffe im Hafen tragen die rote Flagge."

Das war der Wortlaut des Telegrammes, welches der Sender der Großfunkstation Nauen seit 24 Stunden gab, ohne es „los zu werden". Jetzt haben wir gehört, und sofort wird der F.-T.-Mast aufgerichtet und das Antwortsignal: „Verstanden!" und der Schiffsname dazu zurückgegeben. Nach einem kurzen Kriegsrat sind wir uns einig: Deutschland zu erreichen mit unsern Vorräten an Öl, Proviant und Wasser ist nicht möglich. — Die Türkei ist uns verboten worden — — österreichische Häfen ebenfalls. Die afrikanische Küste, das Nächste für uns, kommt nicht in Frage; die Engländer würden uns von ihren Stützpunkten aus bald erwischen. — Auch die italienische Küste fällt aus, wir haben keine Lust, zum Schluß noch als Kriegsgefangene irgendwo ein trübes Dasein zu fristen. In Frankreich blüht uns dasselbe! Darum — — — auf nach Spanien! Der einzige Neutrale am Mittelmeer! — — Der Leit.-Ingenieur überprüft die Ölvorräte — — für normale Fahrtverhältnisse langt es nicht ganz. Es muß eine Fahrtstufe herausgesucht werden, bei der wir mit der größtmöglichen Geschwindigkeit den günstigsten (kleinsten) Ölverbrauch haben. In etwa einer Woche, wenn das Wetter gut bleibt, können wir die Ostküste von Spanien sichten. Am 21. November 1918, morgens 7 Uhr, laufen wir mit beiden Maschinen „Große Fahrt Voraus" in den Hafen von Barcelona ein. Vor der gewaltigen Kolumbussäule am Hafenzollamt machen wir fest.

— —

Ein halbes Jahr später: Zwei französische Schlepper bringen ein kampferprobtes deutsches U-Boot nach Marseille — — — jetzt eine leichte Beute für den Feind.

Nachwort: Den spanischen Marineoffizieren an dieser Stelle nochmals Dank für ihre Bereitschaft und Liebenswürdigkeit, uns das Schwerste abgenommen zu haben: Die Auslieferung unseres Bootes an die Franzosen.

Koitsch, Marine-Ing. a. D.
(ehem. Leit.-Ing. S. M. U. C 74, II. Deutsche U-Flott. im Mittelmeer.
Stat.: Bucht von Cattaro)

Kaiser Friedrichs Ausklang

Im Septemberheft des „Türmers" hat Exzellenz Dr. Rochs, Generaloberarzt, als einer der letzten jener fachmännischen Zeitgenossen aus eigenen Erinnerungen die Todeskrankheit des Kaisers Friedrich III. geschildert. Dabei gedachte er auch der unheilvollen Einwirkung des englischen Arztes Mackenzie. Kein Deutscher kann solche Erinnerungen ohne Groll und Wehmut lesen; es war, durch das Eingreifen eines unzulänglichen Engländers, ein unsäglich verhängnisvoller Eingriff in die Geschicke des deutschen Volkes, dem in verhängnisvollem Zeitpunkt ein Kaiser vorzeitig entrissen wurde. Wir hatten Ärzte ersten Ranges — und man holte den Ausländer! In seinem neuesten Buche „Aus meinem Leben" (Berlin-Leipzig, K. F. Koehler) erzählt Kaiser Wilhelm II. diese trüben Jahre. Er erzählt sie wehmutvoll, doch zurückhaltend in bezug auf den englischen Eingriff und die Begleiterscheinungen. Nur an einer Stelle bricht seine Verstimmung durch; es war für ihn in jeder Hinsicht eine Leidenszeit. Wir teilen einiges mit.

„... Nur mit innerem Widerstreben ergreife ich die Feder, um die kurze Regierungszeit meines Vaters zu schildern. Sie war so voll Leid und Schmerz, aber auch von Kabalen und Intrigen erfüllt, daß mich die Erinnerung daran noch heute gleich einem furchtbaren Alp bedrückt. Doch sei nun gesagt, was im Rahmen dieses Buches gesagt werden muß.

In tiefer Trauer um meinen geliebten Großvater stehend, hatte ich dennoch keine Muße, meinem Schmerz nachgeben zu können. Denn da mein Vater in der Fremde weilte, fiel die Last der mit dem Regierungswechsel verbundenen Maßnahmen, sowie die Anordnung für die Aufbahrung und Beisetzungsfeierlichkeiten, denen oft die telegraphische Befragung meines Vaters vorangehen mußte, auf meine Schultern.

Die nächste Aufgabe war, festzustellen, auf welchen Namen die Truppen vereidigt werden sollten. Auf die Anfrage erfolgte aus San Remo die Anweisung: Seine Majestät wolle den Namen Friedrich IV. annehmen. Fürst Bismarck erklärte dies mit aller Entschiedenheit für unmöglich, da das 1871 gegründete Deutsche Reich nichts mit dem alten Römischen Reich Deutscher Nation zu tun habe. Als König von Preußen sei Seine Majestät Friedrich III. und führe, da der König von Preußen zugleich Deutscher Kaiser sei, folgerichtig als solcher denselben Namen. Albedyll und ich stimmten dem uneingeschränkt zu, und ein entsprechendes Telegramm wurde sofort nach San Remo gesandt. Der in ihm enthaltene Vorschlag wurde denn auch mit Hilfe meiner Mutter, die sich nachdrücklich für diese Lösung einsetzte, von meinem Vater angenommen. Ich wurde mit dem Stabe des Gardekorps und der 1. Gardedivision im Exerzierhaus in der Karlstraße zusammen mit dem 2. Garderegiment zu Fuß vereidigt. Ich kam neben General von Schlichting, meinem Divisionskommandeur, zu stehen. Vor uns hielten die umflorten Fahnen des Regiments, die diesem in so manchem siegreichen Kampfe unter meinem Großvater vorangeweht waren. Es war ein tief ergreifender Augenblick, als wir mit erhobenen Schwurhänden die Formel des geheiligten Fahneneides sprachen, worauf drei Hurras auf Kaiser Friedrich III. ausgebracht wurden. Die Bewegung war so allgemein, daß vielen der Offiziere und Mannschaften das Wasser in den Augen stand. Auch ich konnte vor innerer Bewegung meine Tränen nicht zurückhalten.

Es wurden nun die Vorbereitungen für die Übersiedlung meines Vaters von San Remo nach dem Schloß Charlottenburg getroffen, das, staubfrei, ruhig, von einem Park umgeben, besser für den Aufenthalt des kranken Kaisers geeignet erschien als sein Palais oder das Schloß inmitten Berlins. Alles wurde so warm und wohnlich eingerichtet wie möglich. Das Wiedersehn mit meinem Vater am Abend des 11. März auf dem Bahnhof Charlottenburg war tief erschütternd. Er umarmte mich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in den Augen, den ich nie vergessen werde. Sein Zustand war so schlecht, daß er nicht einmal an der Beisetzung seines Vaters teilnehmen konnte. Weinend stand er an einem der nach der Gartenseite hinausgehenden

Fenster des Charlottenburger Schlosses, als der Trauerzug am Nachmittag des froststarrenden 16. März den alten Kaiser auf seiner letzten Fahrt zum Mausoleum geleitete.

Bald nach seiner Ankunft hielt mein Vater eine Kronratssitzung ab, bei der die Minister vereidigt wurden. Die Herren waren durch das furchtbar veränderte Aussehen des Kaisers, den sie länger als ein Jahr nicht gesehen hatten, tief erschüttert. Da mein Vater nicht mehr sprechen konnte, stellte er Fragen und erteilte Befehle auf kleinen Zetteln, Fragen wurden mit Kopfnicken und -schütteln beantwortet; seine geistige Frische war ungebrochen und völlig die alte. Mir ist aus jener Sitzung noch in Erinnerung, daß Finanzminister Scholz über die Prägung neuer Münzen mit dem Bildnis des nunmehrigen Kaisers Vortrag hielt, und daß mein Vater auf die Mitteilung von Scholz, die Ausprägung würde ungefähr zwei Monate dauern, eine Bewegung mit den Händen machte, die deutlich sagte: das erlebe ich nicht mehr! Seine Ahnung hat ihn nicht getrogen, und ich habe es nach seinem Tode für einen Akt der Pietät gehalten, möglichst viele Münzen mit dem Bildnis meines Vaters herstellen zu lassen. . . .

Leider war die Gesellschaft von Korrespondenten aus San Remo ebenfalls nachgekommen und hatte es verstanden, unter dem Schutze Mackenzies sich bis in das Ärztezimmer des Schlosses hineinzudrängen. Diesen Herren war es zu verdanken, wenn nicht nur gegen die deutschen Ärzte, insbesondere Bergmann, eine schamlose Hetzkampagne betrieben wurde, sondern auch in einem gewissen Teil der Berliner Presse, sowie in englischen und französischen Blättern ein Verleumdungs- und Hetzfeldzug gegen mich begann, der in seiner Gemeinheit beispiellos zu nennen war. (Später habe ich freilich in dieser Beziehung noch mehr erleben müssen.) Wiederholte Vorschläge, diesen Verleumdungen in der Presse entgegenzutreten, wies ich ab; ich wollte lieber meinem Vater zuliebe das Unrecht still dulden, als ihn zu allem Leid auch noch mit einem öffentlichen Skandal quälen.

Mit diesen Presseangriffen hing aber noch etwas anderes zusammen, das mir weit schmerzlicher war. Ich konnte nämlich sehr bald beobachten, daß man meinen Besuchen bei meinem Vater Schwierigkeiten in den Weg zu legen begann, sie abzukürzen, ja sogar unter fadenscheinigen Vorwänden sie zu verhindern suchte. Ich hatte das Gefühl, daß eine unsichtbare Mauer zwischen meinem Vater und mir aufzurichten versucht wurde. Dann erfuhr ich, daß Späher aufgestellt waren, die rechtzeitig meine Ankunft im Schlosse meldeten, worauf ich entweder nur von meiner Mutter empfangen oder bereits an der Haustür mit dem Bemerken begrüßt wurde, der Kaiser schlafe und Ihre Majestät wäre ausgegangen. Es war klar, ich sollte meinen Vater nicht ohne Zeugen sprechen. Als es mir endlich einmal mit Hilfe von Kammerdiener Schulze gelang, durch eine Hintertreppe unbemerkt in das Schlafzimmer meines Vaters zu gelangen, zeigte er sich sehr erfreut und ließ sich von mir viel erzählen, vor allem über meine Brigade. Als er mir zu verstehen gab, ich sollte ihn doch öfter besuchen, er sähe mich so selten, und ich ihm darauf antwortete, ich sei schon öfters dagewesen, aber nicht vorgelassen worden, war er höchst erstaunt und bezeichnete diese Absperrung als unsinnig; ich sei ihm jederzeit willkommen. Bei einem zweiten Besuch bemerkte ich, daß uns aus dem weiter rückwärts liegenden Ärztezimmer verschiedene mir unbekannte Gesichter beobachteten, was mich veranlaßte, die Tür zu schließen. Vor Verlassen des Schlosses gab ich den Herren Seiner Majestät meiner Entrüstung über dieses Treiben scharf Ausdruck, erhielt aber die Antwort, man sei nicht in der Lage, sich dieser von Mackenzie protegierten Journalisten zu entledigen. Sogar am Sterbetage meines Vaters, kaum daß er die Augen geschlossen hatte, fand ich im Sterbezimmer einen Wiener Journalisten, den Mackenzie hineingeführt hatte; er ist schneller hinaus- als vorher hineingekommen. . . .

Als ich am Abend vor dem letzten Gefechtsexerzieren mit den Offizieren meiner Brigade bei einem Glase Bier saß, erhielt ich einen Brief aus Charlottenburg. Ich bekam einen heftigen Schreck, da ich Schlimmes befürchten mußte; eisiges Schweigen legte sich auf die Versammlung. Aber wer beschreibt meine Freude, als ich den Offizieren den Befehl meines Vaters vorlesen

konnte: die Brigade habe nach Abschluß des Gefechtsexerzierens auf dem Nachhausmarsch vor ihm im Park von Charlottenburg vorbeizudefilieren! Ich hatte mich also im Glauben nicht geirrt, daß meinem Vater diese Truppenschau Freude machen würde — er hatte meinen Vorschlag vom Vormittag angenommen! Drei Hurras auf Kaiser Friedrich III. waren die Antwort.

Am nächsten Tage, es war der 29. Mai, fand ein lebhaftes Gefecht auf dem Tegeler Schießplatz statt, das durch einen geschickten Flankenangriff des Garde-Füsilierregiments entschieden wurde. Nach Abbruch der Übungen wurde den Mannschaften der drei Regimenter meiner 2. Garde-Infanterie-Brigade mitgeteilt, daß ihnen die Ehre bevorstehe, vor ihrem allerhöchsten Kriegsherrn vorbeizumarschieren, worüber die Freude groß war. Jubelnd und singend wurde die Strecke vom Tegeler Schießplatz nach dem Park von Charlottenburg zurückgelegt. Innerhalb des Parktores ließ ich, entsprechend dem besonderen Befehl des Kaisers, Kompagniekolonnen formieren, dann wurde mit schlagenden Tambours und spielenden Regimentsmusiken die Gartenfassade des Charlottenburger Schlosses entlang der Parademarsch ausgeführt. Mein Vater saß während des Vorbeimarsches in voller Uniform, den Helm auf dem Haupte, den Körper mit aller Gewalt in straffe Haltung gezwungen, in seinem offenen Wagen; ich selbst hielt am Wagenschlag schräg hinter ihm. Es war ein unvergeßlicher, alle Teilnehmer tief ergreifender Vorgang, denn dieser Vorbeimarsch meiner Brigade sollte, wie allen eine bange Ahnung sagte, die einzige Heerschau meines armen Vaters sein. Als die Regimenter vorbeidefiliert waren, drückte er mir in tiefer Bewegung weinend die Hand, zeigte nur immer auf sein Herz und überreichte mir einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Zufrieden, und eine große Freude empfunden."

Als ich dann die bereits mir voraus auf dem Marsch nach Berlin befindlichen Bataillone entlangsprengte, fand ich sie in tiefes Schweigen gehüllt, das wie eine Lähmung auf ihnen lag. Das in ihrer Erinnerung lebende Bild der mannhaften Schönheit meines Vaters stand in furchtbarem Gegensatz zu dem, was sie soeben erblickt hatten. Erst weit im Tiergarten befindlich, vermochten sie den Bann von sich abzuschütteln. Die Stelle, an der der Wagen meines Vaters gehalten hat, bezeichnet jetzt eine von der 2. Garde-Infanterie-Brigade gestiftete Vase nach einem Entwurf von Ihne. ...

Nun kamen des schmerzgeprüften Kaisers letzte Leidenstage.

Am 13. Juni traf König Oskar von Schweden zum Besuch bei meinem Vater ein. Die beiden hohen Herren waren seit langer Zeit befreundet, daher hatte der König den Wunsch ausgesprochen, meinem Vater noch einmal die Hand zu drücken. Mein Vater empfing ihn sitzend, ganz hinfällig, in einem nach der Gartenseite des Neuen Palais hinaus liegenden Zimmer; er trug seinen alten Interimsrock, an dem die oberen Knöpfe offen standen. Aber schon nach wenigen Minuten kam der König zu mir auf die Terrasse heraus, seelisch so erschüttert, daß er lange Zeit keines Wortes fähig war. Zu tief hatte ihn der herzzerreißende Anblick der einst so stolzen Gestalt ergriffen.

Am Morgen des folgenden Tages meldete mir Dr. Schrader und der hinzugezogene Generalarzt Prof. Bardeleben, die Möglichkeit der Ernährung meines Vaters sei abgeschnitten, da die flüssige Nahrung, die er zu sich nehme, neben der Kanüle wieder herausliefe, das Innere des Halses sei völlig zerstört. Als ich zu meinem Vater gelassen wurde, fand ich ihn bereits in Agonie. Ich blieb daher den Abend im Hause und schlug mein Quartier in einem Gastzimmer, nicht weit von der Wohnung meines Vaters, auf.

Am frühen Morgen des 15. weckte mich meine Schwester Viktoria, ich solle schnell hinüberkommen, es ging zu Ende. Ich fand meinen Vater völlig erschöpft, von starken Hustenanfällen erschüttert und dem Tode nahe; meine Mutter und meine Geschwister waren bereits um ihn versammelt. Um dem Sterbenden Erleichterung zu schaffen, wurde er hochaufgerichtet, so daß er fast saß. Bald nach meinem Kommen schrieb er mit zitternder Hand, kaum leserlich, auf einen

Zettel: „Viktoria, ich und die Kinder" — er wollte seiner Genugtuung Ausdruck geben, daß alle seine Lieben um ihn waren. Es waren seine letzten Worte.

Aber erst nach mehreren Stunden kam die Erlösung. Noch einmal blickte er uns mit seinen gütigen blauen Augen fest und liebevoll an, dann sank er langsam in die Kissen zurück. Durch die geöffneten großen Fenstertüren schmetterten die Stimmen der Vögel herein, der berauschende Duft der Blüten aus den von ihm mit unendlicher Liebe gepflegten Gärten durchwogte das Zimmer, auf sein edles, leidgefurchtes Antlitz fielen die Strahlen der hellen Junisonne.

Still und ohne Todeskampf hauchte der Sieger von Königgrätz und Wörth, des neuen Deutschen Reiches zweiter Kaiser, seine edle Seele aus."

Der Fall Wittig

Professor Joseph Wittig, der jetzt exkommuniziert ist, schrieb im Januar 1924 im „Hochland" über sich selber: „Gott gab mir einmal die Gnade, religiöse Wahrheiten so darzustellen, daß viele sich freuten und meinten, etwas Niegehörtes zu hören. Und doch waren es ganz alte kirchliche Wahrheiten. Andere dagegen vermochten diese Sprache nicht mehr zu verstehen. Auch ihrer waren es viele, so daß ich wohl darüber erschrocken bin. Wieder andere verstanden zwar die Sprache, waren aber nicht damit einverstanden, daß ich diese Fragen vor Laien behandelte. In theologischen Zeitschriften hätte ich mich darüber verbreiten sollen, meinten sie; und ich hatte doch geglaubt, daß das, was ich schrieb, für einen jeden Menschen beim alltäglichen Handeln notwendig sei, vielleicht gar das ‚Eine Notwendige'."

Besser ließ sich die Eigenart und die Wirkung seiner Arbeit nicht kennzeichnen, der Arbeit vor allem, auf die seine Worte ganz besonders scharf zutreffen, und die auch heute noch für jeden, der ihn und den Streit um ihn kennen lernen möchte, die bezeichnendste ist: ich meine den Aufsatz, den er, ebenfalls im Hochland (Ostern 1922), unter dem Titel „Die Erlösten" und später (1923; 14.—16. Tausend 1925) zusammen mit weiteren ihm zur Verteidigung nötig erscheinenden Ausführungen als kleines Büchlein „Meine Erlösten in Buße, Kampf und Wehr" (in Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt) hat erscheinen lassen. Wir werden uns daher auch hier mit diesem Aufsatz und seinem Schicksal eingehender befassen müssen.

Vorausgeschickt sei dem aber eine ganz summarische Darstellung des äußeren Lebenslaufes Joseph Wittigs, von dem ja heute noch in außerkatholischen Kreisen sehr wenig bekannt sein dürfte. Am 22. Januar 1879 zu Neusorge in der Grafschaft Glatz geboren als sechstes Kind eines armen Zimmermannes und Fabrikarbeiters, fällt er frühe schon durch seine Eigenart, die sich wohl mehr durch eine merkwürdige Hellhörigkeit und -sichtigkeit als durch Schulbankerfolge ausdrückte, den tiefer blickenden weltlichen wie geistlichen Lehrern auf, von denen einer, der Pfarrer Moy in Neu-Gersdorf, den noch nicht 14jährigen zu sich nimmt, um ihn zum Studium vorzubereiten. Er macht — innerhalb von drei Monaten! — den Sprung von der Volksschule in die Untertertia des Gymnasiums, legt 1899 die Reifeprüfung ab und wählt zu seinem Studium die Theologie. 1902 promoviert er, wird 1903 Kaplan, erhält 1904 — auf Grund einiger kirchengeschichtlicher Arbeiten — ein Stipendium von 2000 Mark durch das K. Deutsche archäolog. Institut in Rom, das ihm zwei Jahre Lebens und Arbeitens in der ewigen Stadt mit reichstem persönlichem und wissenschaftlichem Ertrag ermöglicht; 1907—09 ist er Kaplan in Breslau, seine glücklichsten Jahre, wie er diese Zeit später selber nannte; vom Winter-Semester 1909/10 Privatdozent, Sommer 1911 ao. Professor, seit 1. Januar 1915 Ordinarius für alte Kirchengeschichte, Patrologie und Kirchliche Kunst. Soviel über sein äußeres Leben. (Näheres siehe in: J. Wittig, Sein Leben, Wesen und Wirken. Herausgeg. von Ludw. Wolf, 1925.) Wie weit sein inneres Leben von frühester Jugend an darüber hinausging, das rate ich jedem Leser dieser Zeilen sich

von ihm selber erzählen zu lassen. In seinem wundervollen zweibändigen Werk „Das Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo" (bei Kösel, Kempten. 6.—9. Tausend 1925) hat er es getan.

Und nun zu seinen „Erlösten". Was er mit diesem Aufsatz wollte, sagt er selber, in der Buchausgabe (S. 69): „Ich wollte das Schönste schreiben, was man über die katholische Kirche schreiben kann. Es sollte kein dogmatischer Aufsatz werden, denn ein Bericht, eine Erzählung kann nie ein dogmatischer Aufsatz sein. Nicht den dogmatischen Begriff der Erlösung wollte ich behandeln, sondern den tatsächlichen Stand des Erlöstseins. Froh wollte ich alle Leser machen in dem Gedanken, daß sie zum Volke der Erlösten gehören. Wie heimliche Königskinder sollten sie wieder unter dem andern Volke einhergehen." Der Aufsatz geriet nach allerhand Irrfahrten, über die man bei Wittig nachlesen mag, in die Hand von Prof. Muth, der ihn im Hochland veröffentlichte. Seine Wirkung war außerordentlich: alle irgend denkbaren Stimmen wurden laut; von jubelnder Zustimmung bis zur entrüsteten Warnung vor dem Index. Die religiös Lebendigen, Laien wie Geistliche (worunter selbst Jesuiten!), empfanden Wittigs Osterbotschaft buchstäblich als eine Befreiung. Die dogmatisch Gebundenen glaubten Anstoß daran nehmen zu müssen. Und ihre Ablehnung war nicht weniger heftig als die Begeisterung der andern. Wenn der Churer Professor der Dogmatik Ant. Gisler seine Kritik (Schweizerische Rundschau 1923, Nr. 5/6) unter dem Titel „Luther redivivus" in die Welt gehen ließ, so erhellt daraus genügend, wie tief und scharf in diesem Falle die Gegensätze aufeinander prallten. Der Streit um Wittig, das kann gar nicht klar genug festgestellt werden, ging von Anfang an nicht um einzelne mißverständliche Wendungen, für die man, um sie aus der Welt zu schaffen, etwa der freieren Feder des Dichters die Schuld hätte zuschieben dürfen. Nicht grundlos hat das Bischöfl. Amt in Augsburg, als es im Jahr 1924 befragt wurde, warum es das Imprimatur für das „Leben Jesu" verweigere, geantwortet, daß es nicht in der Lage sei, einzelne Stellen des Werkes (als abänderbar!) zu benennen, daß vielmehr die ganze Art der Behandlung religiöser Stoffe beanstandet werden müsse. Und da Wittig nun einmal von der ihm angemessenen, von ihm, wie wir sahen, geradezu als Gnade empfundenen Art des Schreibens über religiöse Dinge nicht ließ, mußte der Konflikt sich zuspitzen. „Seine Irrtümer unterwühlen den röm.-kathol. Glauben von Grund auf", urteilte die S. Congregatio S. Officii in Rom und setzte fünf seiner Werke, darunter die Erlösten, auf den Index. Seine Freunde glaubten dieses Urteil als einen sozusagen nur fürsorglichen Schritt der Kurie darstellen zu dürfen. „Das Verbot bedeutet keinesfalls ein kirchliches Urteil über seine Person und seine kathol. Rechtgläubigkeit", schrieb Dr. E. Michel, und noch im Oktober 1925 war im Hochland die Erwartung ausgesprochen, der Konflikt werde sich „von selbst lösen". Wittig selber sah schärfer. Er erklärte (4. Oktober 1925) seinem Breslauer Fürstbischof, daß er das Verbot nicht für verpflichtend halte. Und er fügte hinzu: „Ich habe ein Recht dazu, an der Gewissenhaftigkeit des röm. Amtes zu zweifeln. Denn vor einem Jahr hatte es mich wegen der Herausgabe eines Buches diszipliniert, von dem es nicht einmal die Titelseite kannte, also ohne Prüfung, auf bloße Denunziation. Ich war gar nicht der Herausgeber des Buches! Auf meinen durch Ew. Eminenz übermittelten Einspruch erfolgte bisher keine Zurücknahme der ungerechten Disziplinierung. Auch Ew. Eminenz haben die damalige amtliche Mitteilung an meine Fakultät noch nicht amtlich richtiggestellt." Man braucht dieser Darlegung kein Wort beizufügen. Aber man versteht, was weiter kam. Am 22. Mai 1926 fordert der Fürstbischof, auf Betreiben der S. Congregatio, von Wittig innerhalb zehn Tagen: Ablegung der professio fidei und des Antimodernisteneides sowie Abgabe der Erklärung, alle Errores seiner Schriften zurückzunehmen, die dem S. Officium Anlaß zur Indizierung gegeben haben; und dies unter Drohung mit dem Canon 2314 des Corpus juris canonici, d. h. also: mit der Exkommunikation. Die Antwort Wittigs darauf verdient einem weitesten Leserkreis bekannt gemacht zu werden. Sie lautet:

„Ich widerrufe selbstverständlich alle ‚Errores', die das hl. Officium als in meinen Büchern befindlich nachweisen und mir genau bezeichnen wird. Bisher ist mir amtlich noch kein Irrtum

nachgewiesen und bezeichnet, obwohl ich schon seit acht Monaten auf Erfüllung einer dahingehenden Forderung warte. Sollte diese Forderung innerhalb eines Monats vom heutigen Tag an nicht erfüllt sein, so werde ich mich für berechtigt halten, meine Bücher mit dem bisherigen Texte neu drucken zu lassen.

Ich danke Ew. Eminenz für das Zeugnis, daß meine Schriften keine bewußte Verletzung der früher eidlich geleisteten professio fidei bedeuten. Damit erledigt sich von selbst die Forderung der Wiederholung der schon geleisteten Eide. Denn was geschworen ist, bleibt geschworen.

Mein gerechtes Verlangen, daß das Unrecht jener ‚Grave Ammonizione' vom Jahr 1924 und deren wahrheitswidrige Begründung von Rom aus zurückgenommen werde, muß ich nach wie vor aufrechterhalten.

Da ich aber gut genug weiß, daß diese meine Antwort dem Übermut des römischen Amtes, das Bücher befehdet, ohne auch nur das Titelblatt genügend gelesen zu haben, keineswegs genügen wird, werde ich mich nach Ablauf der von jenem Amt bestimmten zehn Tage für ‚exkommuniziert' halten. Ich habe aber den Glauben, daß weder Feuer noch Wasser noch der Canon 2314 mich trennen kann von der Liebe Christi."

So also steht der Fall Wittig heute. Da er hier bei der gebotenen Kürze nur andeutungsweise behandelt werden kann, seien aus dem großen Kreis der Fragen, die er weckt, nur zwei vorgebracht, die das Interesse aller religiös irgend Lebendigen innerhalb und außerhalb aller Kirchen zu beanspruchen vermögen.

Was ist denn nun das mit der von den hl. Behörden in Rom so eifervoll gehüteten Tradition der Kirche in unüberbrückbarem Gegensatz Stehende und Gefährliche an dem, was Wittig seinen Glaubensgenossen bringen will und auch Tausenden zu ihrer größten Beseligung und Befreiung gebracht hat? Das ist die nächste Frage. Die kürzeste und klarste Antwort darauf gibt einer der klügsten Gegner Wittigs, E. Przywara, S. J., in den „Stimmen der Zeit". In einem Aufsatz „Gott in uns oder Gott über uns?" (Band 103, S. 360 ff.), worin er auf die „Schiefheiten, Übertreibungen und Falschheiten" in Wittigs Werken zu sprechen kommt, stellt er alsbald fest, für Wittig sei Glauben: „das Wohnen Gottes in der Seele", und er nennt das „eine Auffassung, die natürlich unhaltbar ist ... Wer einen dieser beiden Pole (Gott in uns und Gott über uns) auflöst und den andern absolutiert, kann nicht auf die Dauer zum Heile wirken ..." Nun ist es zwar eine Einseitigkeit, Wittig vorzuwerfen, er „absolutiere" den immanenten Gott und löse den transzendenten auf. Er läßt vielmehr auch den Jenseitigen in allen Stücken durchaus gelten. Wie er überhaupt nicht müde wird, bei jeder Gelegenheit nachzuweisen, in wie gut katholischer, kirchlich anerkannter Gesellschaft er sich mit seiner Auffassung befinde, immer und immer wieder die Brücke zu schlagen zwischen seinen nur scheinbaren Neuheiten und dem kleinen und großen Katechismus. Daß er aber bei allen Glaubensdingen einen besonders lebhaften, in der katholischen Kirche ziemlich ungewohnten Nachdruck auf den jeweiligen seelischen Vorgang im Menschen selber legt, ist nicht zu bestreiten. Schon in den „Erlösten" klingt das deutlich an. Das Dogma von der Erlösung und noch mehr seine Wirkung bereitet ihm schwerste Nöte. „O ihr Dogmatiker," ruft er aus, „zeigt mir das erlöste Volk! ... Könnet ihr eure Erlösungslehre nicht so verkünden, daß das katholische Volk wirklich sich von der Sünde erlöst fühlt, daß es wirklich sieht, daß die Sünde überwunden ist ..., daß es aufjubeln kann in der Erlösung?" Er fordert also die volle, fühlbare seelische Wirkung der verheißenen Erlösung. Aber er erwartet sie von der Lehre der Kirche; er denkt nicht daran, sie außerhalb des Dogmas zu suchen. Und wie jubelt er auf, als er wirklich bei einem Dogmatiker („freilich an versteckter Stelle und ganz in Engdruck") den Gedanken findet, den er dann zum Kernpunkt seines Aufsatzes macht, den Gedanken: auch eine sündhafte Handlung ist ihrem Wesen nach ein geheimnisvolles Zusammenwirken Gottes und des Menschen und wird sündhaft nur durch die bewußte menschliche Zustimmung; nur wo also die Gesinnung böse ist, geschieht Sünde; für alles andere übernimmt Gott die Verantwortung. Das war für Wittig — und wie sich zeigte, für viele Tausende in ihrem Glauben bereits wankend

gewordene Katholiken — eine wahrhaft erlösende Verkündigung. Und gar nichts anderes wollte sein Aufsatz, als daß diese, in dem unerschöpflichen Schatz katholischer Wahrheiten längst enthaltene Botschaft künftig lauter, deutlicher, freudiger in allen Kirchen verkündet werde als es bisher geschehen war. Und genau das Gleiche wollte sein Büchlein „Wiedergeburt" (3. Aufl. 1924), dessen Kernstück die kleine, vom Glück der erfahrenen Erlösung übervolle Schrift des hl. Cyprian an Donatus bildet. Wohl ist Wittig sich bewußt, darin von mancherlei Dingen zu reden, die der kirchlichen Lehre und Predigt unserer Tage fern liegen. Aber, so sagt er, mit unverkennbarer Genugtuung, zum Schluß (S. 74): „Fast der ganze Umfang der erörterten Erscheinungen, Namen, Ausdrücke, Kräfte, Erlebnisse ist irgendwie von der Kirche bewahrt worden. Wollte man die Kirche schelten, daß sie auch nur den kleinsten Teil davon preisgegeben hätte, sie zöge es triumphierend vor und spräche: ‚Hier ist es!' Welche stolze Freude über die Universalität seiner Kirche und welches felsenfeste Vertrauen darauf sprechen aus diesen Worten! Freilich ruht diese ‚seine' Kirche auf einem ganz andern Fundament als die historische, dogmatisch-politisch-juristische Institution in Rom. Das offenbart am deutlichsten Wittigs Aufsatz in der ‚Tat' vom Oktober 1922 (aufgenommen auch in das von E. Michel herausgegebene Buch: Kirche und Wirklichkeit, 1923). Schon sein Titel mußte Freund und Feind aufhorchen machen: ‚Die Kirche als Auswirkung und Selbstverwirklichung der christlichen Seele'." War dieser Aufsatz Feuer in die Seelen seiner Freunde, so war er in noch stärkerem Maße Wasser auf die Mühlen seiner Gegner. Wo blieb da schließlich die göttliche Einsetzung Petri? wo die unbedingte objektive Geltung, der unbeschränkte Herrschaftsanspruch seiner Kirche? „Körperbildung der Seele ist alles, was auf Erden geschieht," heißt es da; „... nirgendwo anders als in der Menschenseele liegen die Kräfte und Gesetze, welche die Geschichte bilden." Auch Gemeinschaft, wo sie nicht bloß Zwang und Gewalt ist, „ist die notwendige Offenbarung der Seele ... Aus den von Christus neugeschaffenen Seelen wächst die Kirche heraus, aus dem neuen Leben heraus organisierte sie sich ... Die Kirche ist die Verkörperung der vollchristlichen Seele ... Die Seele ist das innere Maß der Kirche." Was Wittig mit der vollchristlichen Seele meine, hat er in seiner ergreifenden Geschichte „Die Kirche im Waldwinkel" (Kempten 1924) einem alten Waldgebirgsbäuerlein in den Mund gelegt. „Ich denke mir," sagt der Alte, „daß Christus viel zu groß ist, um in einer einzigen Seele ganz allein ... bequem wohnen zu können. Da müssen immer mehrere Seelen zusammengebaut werden in der Liebe ... Und dieser Bau muß eine weite und immer weiter werdende Halle werden. Und wie in dieser Halle ein einziger Raum ist, so muß in den Seelen eine einzige, immer weiter werdende Liebe sein. Und nur in dieser weiten Liebe kann Christi Wohnraum sein, und nur so kann er in jeder einzelnen Seele wohnen, wenn diese einzelne Seele verbunden und zusammengebaut ist mit allen Seelen, die an Christus glauben. Und das ist die Kirche." Ganz in demselben Sinne sagt sein „Tat"-Aufsatz: „Die wahre Gründungsurkunde der Kirche ist Christi Wort: Liebet euch untereinander, wie ich euch geliebt habe." Das ist Joseph Wittigs Kirche. Und ich meine: zu ihr könnte sich jeder, auch der allem historischen Kirchentum Entwachsene, freudig bekennen, denn sie wäre wirklich das große Projektionsbild — freilich nicht nur der katholischen, sondern eben — der wahrhaft menschlichen Seele in der Fülle ihres tiefsten Lebens schlechthin. Was aber sagt die bestehende Kirche zu alledem? Wir haben es ja gehört. Sie will von dieser größeren Lebensfülle nichts wissen. Sie legt weit höheren Wert auf ihre Unfehlbarkeit und ihr corpus juris canonici. Das hat sie durch die Exkommunikation Wittigs unzweideutig bewiesen.

Und hier erhebt sich denn die zweite Frage, die von allgemeinstem Interesse ist: hat die römische Kirche, wenn sie eine so starke und reine Glaubenskraft wie die eines Wittig als Fremdkörper empfindet und ausstößt, hat sie danach noch ein Recht, sich die allgemeine, die katholische, zu nennen? Beweist sie nicht vielmehr damit nur, daß sie das große Projektionsbild der christlichen Seele, als das gerade ihre treuesten Gläubigen sie brennend gern bestätigt fänden, nicht nur nicht ist, sondern überhaupt gar nicht sein will? nicht mehr sein will? daß der unselige, durchaus nicht erst durch die antiprotestantische Dogmatik des Tridentinums eingeleitete

Prozeß der Verhärtung und Erstarrung sie mehr und mehr ins Negative, Lebenverneinende hinübertreibt? Gewiß verfügt sie heute noch dank einer vorbildlichen Organisation und bewundernswerten psychologischen Klugheit über eine gewaltige Macht. Daß sie diese aber immer wieder zur Verengung des geistigen und seelischen Lebens ihrer Gläubigen gebraucht, muß auf die Dauer sie selber schwächen. Wie stark in dieser Richtung hat seinerzeit schon der Antimodernisteneid gewirkt! Und damals handelte es sich in der Hauptsache um Probleme mehr wissenschaftlicher Natur. Der Fall Wittig dagegen rührt an das innerste Leben der Kirche. Wer sein erschütterndes „Leben Jesu" gelesen hat, dieses Buch, das man jedem religiös nicht völlig Indifferenten in die Hand drücken sollte mit dem einzigen Rat: nimm und lies! — wer dieses Werk gelesen hat, der weiß, daß dahinter einer steht, der nicht allzu viele seinesgleichen zu Vorläufern gehabt hat in der langen Geschichte der katholischen Kirche. Bei seinen Arbeiten, weil sie im besten Sinne volkstümlich sind und sein wollen, an Alban Stolz zu denken oder gar an Hansjakob, ist ein starkes Fehlurteil. Wittig wird niemals auch nur eine halbe Seite in dem selbstgefälligen Polterton des Haslachers und noch weniger jemals etwa ein Kapitel über Mischehen oder eine Warnung an katholische Dienstboten im Stil und Geist von Alban Stolz schreiben. Seine Seele wandelt auf andern Wegen, auf Wegen, wie sie dereinst der selige Bettler von Assisi gewandelt ist. Aber gerade solche Gestalten waren ja der Kirche immer höchst unbequem. Vor dem sonnenfreudigen Bruder Franziskus vermochte sie sich, da er sehr jung starb, eben noch zu retten, indem sie ihn mit unerhörter Geschwindigkeit kanonisierte. Wer weiß, ob er, bei etwas härterem Holz und längerem Leben, dem andern, auch recht wirksamen kirchlichen Mittel zur geziemenden Behandlung inadäquater geistiger Erscheinungen, dem Scheiterhaufen, entgangen wäre? An Wittig wird die Kurie wohl keine dieser beiden Methoden zu erproben Gelegenheit haben. Der Konflikt mit ihm wird schwerlich so einfach und wohl auch nicht allzu rasch enden. Wittig wird, seiner bisherigen Haltung nach, auf seinem Standpunkt beharren. Und die Kirche muß es, ob sie will oder nicht. Das ist ja ihr Verhängnis, daß sie dem drängenden Leben der Zeit nicht entgegenkommen kann, ohne ihren allzu laut betonten Anspruch auf Ewigkeitswert zu gefährden. Das ist der Fluch, den ihre eigene Hybris auf sie herabbeschworen hat. Das macht ihren Kampf, der einmal wirklich geistiger Kampf für eine Kirche in jenem hohen Sinne Wittigs gewesen ist, mit jedem Jahrzehnt mehr zu einem bloßen Kampf ums Dasein. Und dessen Ende ist nicht zweifelhaft: wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Die Freiheit, die wahre Freiheit der Kinder Gottes, wird die Menschen über sie hinaus wachsen lassen. Und als eine besonders starke Regung dieses Wachstums wird dereinst, neben manchem andern, sich der Fall Wittig erweisen. Das ist seine große, weit über die katholische Kirche hinausreichende Bedeutung.

Albert Sexauer

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Vom Stahlhelm

Vorbemerkung. Die Ausführungen Gustaf Hildebrants über seine Erfahrungen mit vaterländischen Verbänden bezüglich seiner Vortragsabende haben einen lebhaften Widerhall hervorgerufen. Da wir die Empfindung hatten, daß er nicht aus „Rezitatoren-Eitelkeit“ schrieb, sondern aus Sorge um Deutschland, erteilten wir ihm in unserer Aussprachenhalle („Offene Halle“) das Wort. Wir bringen einige Zuschriften hier zum Abdruck. D. T.

I.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihrer Aufforderung, noch einmal schriftlich alles das festzulegen, was ich Ihnen mündlich im Auftrage der Bundesleitung über die Stellungnahme des Stahlhelms zu dem Artikel des Herrn Hildebrant im Oktoberheft des „Türmers“ vorgetragen habe, leiste ich gerne Folge. Denn der Stahlhelm legt Wert darauf, daß der Leserkreis des „Türmers“ nicht ein falsches Bild von einer Bewegung erhält, deren „Ziel“ (über die der Kamerad Schauwecker schreiben wird) den Lebensinhalt von vielen hunderttausenden deutscher Männer bilden. Ich sage ausdrücklich, daß die Ziele den Inhalt bilden, denn der Stahlhelm ist nicht Selbstzweck. Sein Motto ist: „Ich dien'!“ Und das unterscheidet uns ja gerade so wesentlich von den Parteien und Vereinen, mit denen Herr H. geneigt ist, uns in einen Topf zu werfen.

Lassen Sie mich über den bewußten Artikel, der nicht nur in Stahlhelmkreisen Empörung hervorgerufen hat, nur so viel sagen, daß er nach meinem Gefühl aus einer gekränkten Rezitatoreneitelkeit heraus geschrieben zu sein scheint. Ein sachlicher und wohlmeinender Kritiker würde sich niemals erlauben, aus Einzelfällen heraus ein Werturteil über eine nationalistische Bewegung abzugeben, deren geistiger Inhalt ihm so völlig fremd ist, die Herr H. im besten Falle als eine primitive bewertet, die aber tatsächlich schon heute einen nicht zu unterschätzenden Machtfaktor in Deutschland darstellt. Eine Macht, rein zahlenmäßig, vor allem aber auf Grund unserer Ansprüche, die wir als Frontkämpfergeneration an Deutschland zu stellen berechtigt sind. Nicht als Landsknechthorden, sondern als die Männer, die den Glauben an ihre Ideale dadurch bewiesen haben, daß sie ihr Blut und Leben vier Jahre lang, aus ihrer Liebe zum Vaterlande heraus, für ihre Idee eingesetzt haben und die nun in der gleichen Selbstlosigkeit an einem Neubau des Reiches, unserem Dritten Reiche arbeiten.

Sollte man wirklich glauben, einer derartigen Bewegung den Sinn für Ideale absprechen zu dürfen, und noch dazu in einer als national bekannten Zeitschrift, lediglich weil sie sich nicht bereit erklärt hat, finanziell und durch Aufführungen unsere zeitgenössischen Dichter zu unterstützen? Und wie ich aus unserer Unterredung entnahm, ist das ja der tiefere Grund, der Herrn H. zu seinen unsachlichen Ausführungen und Angriffen veranlaßte, im Anschluß an eine im Maiheft des „Türmers“ an die Bünde gerichtete, unbeantwortet gebliebene Aufforderung, die notleidenden deutschen Dichter durch eine Spende zu unterstützen.

Wir Stahlhelmer sind arm wie die Kirchenmäuse — oder wenn Sie wollen —, wie die Dichter selbst. Einen großen Prozentsatz unserer Kameraden bilden Arbeiter, die selbst zum Leben nicht genug haben und trotzdem für unsere Bewegung das Letzte opfern. Wie denn Opferfreudigkeit bedauerlicherweise fast ausschließlich nur bei finanziell schlecht Gestellten zu finden ist, und wie man unter „Opfer“ wohl nicht das Verschenken vom Überfluß versteht, sondern eine Hilfe trotz der eigenen Not, ein Schenken, das einem selbst Entbehrungen auferlegt, schließlich als Letztes: eine Hingabe des eigenen Lebens an eine Idee. In dieser Hinsicht bewundere ich die

Kommunisten, die ebenso wie wir Nationalisten gerade dadurch dem selbstsüchtigen Bürgertum so unangenehm und unbequem sind.

Wir wollen aufbauen, auf den Geist von Potsdam, der nicht nur ein Geist der Disziplin und Kameradschaft ist, sondern der Geist eines genialen Staatenbauers. Man baut nicht mit dem Geiste der Dichter auf, aber man begeistert mit ihm zur Tat. Und auf Grundlage dieser Tat, des neuen Staates erst kann die deutsche Kultur zu ihrer Entfaltung kommen.

Wir waren ein Volk von Dichtern und Denkern vor dem Kriege, und wir hatten uns daran gewöhnt, den einzelnen nach der Größe seiner Hutnummer oder nach seiner Gehaltsklasse einzuschätzen. Der Krieg hat uns neugeboren, wir legen einen anderen Maßstab an. Auf den „Kerl" kommt es an, nicht auf den Titel oder auf seine Ansprüche, die er an die anderen stellt, sondern auf die Ansprüche, die er an sich selbst stellt zum Wohle der Allgemeinheit.

Wir Frontsoldaten sind die Erben des Reichs und wollen es weiter erwerben, um es zu besitzen. Wir sind arm an irdischen Schätzen, aber reich an Willen und Glauben. Und nur so war es uns möglich, die sozialen Taten zu schaffen, die der Stahlhelm geleistet hat. Ich habe Ihnen nur ein paar Beispiele angeführt, die mir nahe liegen, wie die drei Rudolstädter Stahlhelmhäuser, die jährlichen Speisungen von Zehntausenden Hungriger in Halle, unsere Arbeitsvermittlung und Unterstützung der arbeitslosen Kameraden. Auch den Bau eines Jungstahlhelmheims aus einem alten Pferdestall in Jena möchte ich nicht unerwähnt lassen, denn nur Wohnstätten und eigener Boden geben erst die richtige Grundlage für Vaterlandsliebe. Wenn Sie, sehr verehrter Herr Professor, in diese Stahlhelmheime den Geist der deutschen Dichter hineintragen wollen, dadurch, daß Sie uns Ihre Werke, den „Türmer" und die Werke der Ihnen befreundeten Dichter hineinstiften — dann arbeiten wir Hand in Hand und damit ist unserem zweifellos gemeinsamen Ziele besser gedient, als durch die Veröffentlichung der unsachlichen Angriffe des Herrn H. Es soll der Sänger mit dem König gehen, in unserem Falle, der Dichter mit dem Stahlhelm —, aber ihn nicht schlecht machen. Und damit wäre für mich der Fall Hildebrant erledigt. Front Heil!

Fred H. Helwig, Führer des Stahlhelm Gau Saale-Thüringen

II.

Sehr geehrter Herr Professor!

Aufmerksam geworden durch einen Artikel im hiesigen „Volksblatt" sowie in der Thüringer Zeitung „Das Volk", habe ich mir die Oktobernummer des „Türmer" mit dem Aufsatz des Herrn Hildebrant, Cottbus, kommen lassen. Ich hätte nicht angenommen, daß eine so hochstehende Zeitschrift einen so subjektiv gehaltenen Artikel bringen würde, ohne vorher die Gegenseite zu hören.

Ich erlaube mir, Ihnen anbei je ein Winterprogramm für 1925 und 1926 zu überreichen, aus denen Sie ersehen mögen, wie wir uns bemühen, die aus den verschiedensten politischen Lagern kommenden Stahlhelmkameraden durch Vorträge usw. zu bewußt denkenden und handelnden deutschen Staatsbürgern zu erziehen. Bei der Fülle der Anregungen, die außerdem durch sonstige Veranstaltungen (nationalpolitische Lehrgänge und ähnliches) und gute Vorträge durch Kameraden des eigenen Bereichs geboten werden, ist es nicht immer möglich, noch weitere Vorschläge und Angebote zu berücksichtigen, besonders auch in Anbetracht der wirtschaftlichen Notlage und der hohen finanziellen Anforderungen, die sowieso schon allmonatlich an unsere Mitglieder gestellt werden.

In diesem Falle bedauere ich persönlich es sehr, daß sich der Vortrag des Herrn Hildebrant hier nicht hat ermöglichen lassen. Ich habe diesem Vortrag selbst einmal beigewohnt und einen tiefen und nachhaltigen Eindruck davon mit nach Hause genommen. Gerade deshalb aber bedauere ich den Angriff des Herrn Hildebrant auf die vaterländischen Verbände und auf den Stahlhelm im besonderen, weil es nunmehr nach den oben erwähnten Veröffentlichungen in linksgerichteten Zeitungen kaum noch möglich sein dürfte, unsere Kameraden für den Vortrag des Herrn Hildebrant zu erwärmen.



Eine Richtigstellung im „Türmer“ würde ich im Interesse unserer gemeinsamen nationalen Ziele dankbar begrüßen.

Mit der Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung bin ich Ihr sehr ergebener

Oberstleutnant a. D. Duesterberg (Halle)

III.

Zu Gustaf Hildebrants Artikel

Daß es mit der deutschen Erneuerung als einen geistigen Wiederaufstieg leider noch gute Wege hat; daß Eigenwille, Zänkerei, Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit weite Volkskreise beherrschen, und daß in den äußerlich machtvoll zusammengefaßten Wehrverbänden noch starke Gärungen im Gange sind, ist eine von Hunderttausenden nachdenklicher Volksgenossen bitter empfundene Zeiterscheinung, der auch der Stahlhelm unterliegt. Und insoweit hat G. Hildebrant recht. Im übrigen heischt aber die Gerechtigkeit, dem von ihm besonders schwer angegriffenen Stahlhelm beizuspringen, da hier der Verfasser entweder die innere Entwicklung dieses Kameradschaftsverbandes nicht kennt oder in seinem Selbstbewußtsein sich so schroff getroffen fühlt, daß er zu einem bitteren persönlichen Verallgemeinerungsurteil gelangt.

Es ist Tatsache, daß die geistigen und Vertiefungsbestrebungen im Stahlhelm schon frühzeitig einsetzten und stark in Erscheinung traten, als im großen und ganzen die äußere Gestalt des Frontsoldatenbundes feststand, die Werbeveranstaltungen und das Tamtam fast nahezu aufhörten. Es ist unmöglich, in der Zeit bürgerlich-demokratischen Selbstbewußtseins und der Lösung aller Fesseln traditioneller, gesellschaftlicher und anderer Bindung Hunderttausende von Gefolgschaften — namentlich aus Arbeiterkreisen — nur auf Grund altsoldatischer Disziplin und des gemeinsamen Fronterlebnisses auf die Dauer in einer stoßkräftigen Masse beisammenzuhalten, wenn nicht lebendige geistige Antriebe dahinter stehen. Mit den Ortsgruppenabenden und ihrer Tagesordnung von rein organisatorischen Fragen wäre dem einzelnen schon lange nicht mehr gedient, und auch die „Deutschen Abende“ mit dem ortsüblichen Einrücken der Fahnen, mit Armeemärschen, Zapfenstreichen und „markigen“ Ansprachen hätten sich lang überlebt, da sie bei aller Freude des alten Soldaten an Klingklang und Kolonnendrill bald nichts mehr böten, während die wenigen großen Jahresveranstaltungen (Frontsoldatentage) nötig und auch wirksam sind, neues Stahlhelmland (die geräumte Kölner Zone!) zu gewinnen.

Seit zwei, drei Jahren wird im Stahlhelm ernsthaft von den Besten der feurigen jungen Frontgeneration gearbeitet, den trägen Massen des großen Bundes (und seiner Leitung!) den Geist des großen Opferwillens, der aus der Feldkameradschaft entsprungen, als bestes Erbteil der Heimkehrer in die deutsche Zukunft hinübergenommen ist, einzuhämmern, der ein ganz neuer Geist des sozialen und volksbrüderlichen Verantwortungsgefühls ist. Mit dem Begriff „Nationalsozialismus“ deckt sich dies nicht. Der dafür geprägte Begriff „Jung- (oder revolutionärer) Nationalismus“ führt irre und wirkt auf nicht geringe Teile der Stahlhelmgefolgschaft wie rotes Tuch auf den Ochsen. In der Tat gründet sich die Erschütterung, unter der wir vaterländischen Verbände, auch der Stahlhelm, gegenwärtig leiden (einer Gesundungskrise!), auf die harten Reibungen der beiden Gegenpole: altes Geschlecht und neue Generation. Hier die alten Ideale der Sehnsucht, Vergangenheit wieder restlos herzustellen (und erst mal kräftig „abzurechnen!“), dort der glühende Vorsatz, ein ganz neues Volksgebilde Deutschland zu schaffen, dem die Klassen-, Gesellschafts- und Kapitalistenstaatsmoral fehlt, dessen großes Schlagwort und tragender Gedanke die Volksversöhnung und völlige Gleichwerdung der volkhaften Anschauung, des Lebensstandards u. a. ist.

Dieser Vorwärtsdrang der Jungen, hinter denen das Stahlhelmzentrum der Arbeitergefolgschaft steht, zeitigte die neue, sehr verheißungsvolle Stahlhelmliteratur (hier schon gewürdigt! D. T.). Wenn ich Herr G. Hildebrant wäre, ich hätte dem Stahlhelm diese bedeutenden Bücher seinen Besten in erlesenen Bruchstücken nähergebracht. Stahlhelmleute sind eigenwillig



C. Lambrecht

und auf Beachtung ihrer Sonderart bedacht. Eifersucht läuft mit unter. Westerich — ein Völkischer —, warum dessen Stück anhören? Wir haben doch auch Programmautoren! Ich glaube, der Fehler allzu großer Starrheit (deutscher Zelotismus, fanatische Neigung zu Engherzigkeit und Despotismus sagen kritische Ausländer) ist hüben und drüben begangen. Zweifelsohne: die Führung im Kleinen und Großen beliebt Schroffheit und verletzende Einseitigkeit im Verkehr. (Doch, doch, Kameraden! Dreht mir keinen Strick daraus; dieses Sichhinwegsetzen über gegebene Bindungen wird da und dort mit dem „Recht" des militärischen Führers dem andern Teil als selbstverständlich zugemutet.)

Und was augenblicklich bedenklich erscheint: Der Ansatz zur Vergeistigung scheint einen Rückschlag zu erleben. Die Bücherproduktion des Stahlhelm-Verlages wird eingestellt — die Materie triumphiert über das Ideal. Man begäbe sich seiner besten Waffe, man würde die quantitative Stoßkraft und zusammenhaltende Kraft der Bewegung arg verkennen, wollte man es bei diesem Beschluß (als Reaktion auf vorher geübte finanzielle Großzügigkeit) belassen. Aber da sind die Scharen der jungen Frontkämpfer. Ihr Wille ist stark — ich bin sicher, er ist auf die Dauer stärker als der der Leitung, der man Leisetreterei, mangelnde Entschlußkraft vorwirft. Der Kampf geht in der Stille vor sich; aber grimmig. Es ist — ich wiederhole es — ein Gesundungsprozeß und ein Ausleseorgang. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein: Ein neuer Anlauf der durchaus gesunden, durchaus tragfähigen Bewegung zur nächsten Stufe, die nur eine innere der geistigen Klärung, Vertiefung sein kann. Der Stahlhelm ist noch ein junger Bund. Ihm fehlen die vielen geistig geschulten Führer (bis zu den Ortsgruppen hinunter, die die eigentliche Arbeit leisten). Das alles will Zeit haben. Aber es sind gute und genügende Kräfte am Werke, hier eifrige Aufbau- und Auswahlarbeit zu leisten. Vielleicht würde es G. Hildebrant bald erlebt haben, daß man ihn gerufen hätte. — Und noch eins! Wer aufmerksam die republikanische Presse, die Vorgänge in den „anderen" Blättern verfolgt und wie sie nur zu schnell bereit ist, aus Einzelfällen einen Maßstab fürs Ganze zu machen, beweist ein Artikel in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 16. Oktober. Darin wird die Kritik am Stahlhelm in Gustaf Hildebrants Artikel zu der Forderung hergenommen, mit den „Rechtsverbänden" kurz und bündig Schluß zu machen! Sie hätten sich überlebt (dies beweise schon die Krise und Zersplitterung in den „Vaterländischen Verbänden"). Als eine Folge der französischen Gewaltpolitik vor Genf und Locarno wären sie Zeiterscheinung gewesen. Seitdem dieser Gegendruck „weggefallen" sei, seitdem die Republik nunmehr stark genug geworden sei, ihre Geschicke ohne die unerwünschte Mithilfe privater Schutzverbände selber zu leiten, wäre die Existenzberechtigung und die Parole, von der jene Rechtsverbände mit Trara und Aufzügen lebten, fortgefallen. ... Allerdings auch die des Reichsbanners, dessen Zustandekommen dem Überhandnehmen der Rechtsverbände zumeist zu verdanken sei.

Daß diese Schlußfolgerung voreilig und der Wunsch der Vater des Gedankens dabei ist, bedarf keiner Begründung. Entweder kennen die um die „Kölnische Volkszeitung" (denen der Stahlhelm in Köln und Düsseldorf doch mehr als Aufmarsch und Gefolgschaftseselei seiner hunderttausend gezeigt hat) das innere Gefüge und die Notwendigkeit seines Zustandekommens und Weiterbestehens nicht oder sie wollen es nicht kennen. Der Frontsoldatengedanke ist da und wird leben, je größer die Unzufriedenheit mit dem parlamentarischen System und der Unfruchtbarkeit demokratischer Regierungsweise, je stärker die Sehnsucht nach klaren, mannhaften Methoden staatlicher Führung und freudigen Mitgehens der Besten wird. Diesen Entwicklungsgang — eine Weltströmung und Kriegsfolge — hält keine „Kölnische Volkszeitung" auf. Selbst in Deutschland nicht. Zu tief wurzelt das Verlangen in den alten Soldaten — auch in den vielen Arbeitern, denen der Weltkrieg ein Erlebnis von Sinn und Notwendigkeit bleibt —, als daß sie ihrem Bunde bei den unvermeidlichen Entwicklungsstadien die Gefolgschaft versagten. Immerhin wird die Bundesleitung das Steuer fest in der Hand behalten und klar Kurs steuern müssen, um über die lebensnotwendigen Forderungen an die Tasche und Opferwilligkeit des

einzelnen hinaus die innere Anteilnahme der Kameraden sich zu erhalten. Und das wird wesentlich Sache einer Vergeistigung in Wort und Schrift sein. Ein Führerproblem! Ob ein Spiel mit offenen Karten dabei die klügere Taktik wäre, bleibe dahingestellt. Die zeitgemäße „Geheimdiplomatie", die auch in den Bundesleitungen beliebt wird, ist im Grunde keine deutsche Gepflogenheit unter Kameraden (oder Führern und Geführten).

All das sind innere Angelegenheiten der einzelnen Bünde. Wenn nur bei den Führern der Wille besteht, bei aller Betonung der Eigenart ihrer Bünde in wesentlichen Fragen zusammenzustehen, so wird es über die augenblicklichen Meinungsverschiedenheiten in den Methoden um die Sache der Vaterländischen Verbände so verzweifelt nicht bestellt sein wie die „Kölnische Volkszeitung" und besorgte republikanische Gemüter, ihre Anhänger, dies glauben machen wollen. Besser täte die „Kölnische Volkszeitung" daran, den bei Stahlhelm wie Jungdeutschem Orden gepflegten Grundsatz von Wirtschaftsfrieden und Ständeeinigung zu pflegen, also jene wertvollen, unentbehrlichen Bestandteile der Nation dem Staatsgedanken zu gewinnen und zum allgemeinen Besten die opferwilligen, tatbereiten und verantwortungsvollen Frontkämpfer, die im Weltkrieg erst einen Anfang zur großen Einkehr und zum entsagungsvollen Wiederaufbau sehen, zur einmütigen Mitarbeit bewußt heranzuziehen. Unter diesem Gesichtspunkt wirkte denn auch Gustaf Hildebrants Einzelfall und sein Kriterium an großen Kameradschaftsbünden sein Gutes. Dies war wohl auch die Absicht des „Türmers", als er den Vortragsredner zu einer Niederschrift seiner Erfahrungen aufforderte. H. Sch.

IV.

Das heutige Deutschland und die geistige Erneuerung

Mit Freuden stelle ich fest, daß mein Beitrag im Oktoberheft des „Türmers" einen über alles Erwarten starken Widerhall von den verschiedensten Seiten geweckt hat. Es ist mir, bei der Fülle der Zuschriften, leider nicht möglich, jede einzeln zu beantworten, ich behalte mir aber vor, noch einmal darauf zurückzukommen.

Für heute möchte ich nur betonen, daß die Sache denn doch nicht so einfach liegt, als manche der Briefschreiber anzunehmen scheinen, die sich gedrängt fühlen, ihre Organisation zu verteidigen und das Versagen derselben in Dingen der geistigen Erneuerung lediglich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse zurückzuführen. Das Problem liegt unendlich viel tiefer, als mancher brave Stahlhelmer, Bruder oder Schwester des Jungdeutschen Ordens und andre vaterländisch Gesinnte vermeinen. Fast alle Briefschreiber, mögen sie mir lebhaft zustimmen oder sich berechtigt und verpflichtet halten, meine Anklagen mit Entschiedenheit zurückzuweisen, reden an dem eigentlichen Kernpunkt der Sache vorbei.

Nur einige Wenige haben das Problem in seiner Tiefe erfaßt und die Sachlage in ihrer ganzen Tragweite und Gefahr erkannt. Ich möchte mich vorerst auf Wiedergabe einer solchen Zuschrift beschränken, die alles Wesentliche besagt. Pfarrer H. aus H. schreibt mir unterm 4. November:

„... Es ist nicht viel mehr als der Wunsch, Ihnen im Geist die Hand zu drücken, was mich zum Schreiben an Sie bewegt. Denn ich las Ihre Zeilen im ‚Türmer'-Oktoberheft, die mir eine Bestätigung dessen brachten, was ich mit vielen anderen immer aufs neue erfahre. Nur daß ich bisher vermeinte, in meiner ...gemeinde an einer Stelle ganz besonderer seelischer Verkümmerung und innerer Unaufgeschlossenheit zu sein. Ihre Zeilen sagen mir: Es ist allgemein so! Wir machen eine Zeit durch, in der die Seele unseres Volkes von einer Art seelischer Schlafkrankheit befallen ist, und die Wachen und Hellsichtigen leiden namenlos darunter und mühen sich weithin vergeblich ab, diesen Zauberbann zu brechen und unsre Volksseele aus ihrer seelischen Narkose durch all die sinnlichen Betäubungsmittel, die von Westen und Osten kommen, zu erwecken durch Gegenwirkung. Bei wievielen ist denn überhaupt noch das seelenwache Vermögen vorhanden, die chloroformierende Wirkung von Radio, Kino ... kurz, der Amerikanisierung — instinktiv zu empfinden? Das Erlöschen dieses Instinkts dafür, daß wir wurzelkrank sind, daß eben das Licht in uns weithin erloschen ist — das ist das

Furchtbare und legt sich wie ein Bann bleierner Müdigkeit immer wieder auf unsre seelische Schwungkraft und unsern Drang: Erlösung dem Erlöser zu bringen. Denken Sie nur an die Rune ‚Abendrot' in Lienhards ‚Meister der Menschheit'! Was atmen die Worte für eine Resignation ...! Aber es ist besser, wir sehen, wie der Arzt die Krankheit, nüchtern und illusionslos, wie es steht, als daß wir uns vor der Wahrheit blinzelnd vorbeidrücken. Dafür, daß wir nicht müde werden, sorgt schon der quellende Drang zum Helfen in uns, über den wir gar nicht Herr sind, sondern der aus verborgenem Quellort ruhig strömt als Liebe ohne Wahl und Grenzen. Und wenn's die kostbarsten Weine und Salben wären, die wir ins Meer schütten, — das ist nicht Sache unseres Willens. Aber das ist klar: Wir können kein Gesundmachen uns erzwingen. Wir können nur hungern und dürsten nach einem neuen Pfingsten, nach neuer Flut! Ich hoffe darauf — und auf den gesunden Teil unsrer Jugend, der in gesundem seelischen Vater- und Mutterboden daheim aufwächst. Und die gibt es!! Wenn's auch nur wenige sind ..."

Jedes Wort dieses tiefempfundenen Briefes kann ich aus vollster Seele unterschreiben als erschütternde Wahrheit. Nur möchte ich alle Leser bitten, und darin weiß ich den Schreiber mit mir einig, sich nie von dem „Bann bleierner Müdigkeit" überwältigen zu lassen.

Gustaf Hildebrant (Cottbus)

V.

Nachwort des Herausgebers. Wir haben hohe Achtung vor der Arbeit der vaterländischen Verbände. Viele unsrer Freunde sind dort Mitglieder. Es tut äußerst not, daß die dort vertretenen großen Grundgedanken der Ordnung, der Wahrhaftigkeit und Wehrhaftigkeit, der edlen Lebensgemeinschaft und Kameradschaftlichkeit wachgehalten werden in diesen Zeiten der Zersetzung. Zum Staats- und Volksganzen gehören aber auch unbedingt die Kräfte des Gemütes und des Geistes, die wir in das Wort Reichsseele zusammenzufassen pflegen. Und da setzten unsre Anregungen im „Türmer" ein, indem wir für Unterstützung unsrer notleidenden Dichter und Denker warben.

Der Geistliche, aus dessen Brief Herr Hildebrant einen Auszug mitteilt, hat auch unsres Erachtens die Sache am tiefsten erfaßt: denn er hat sie eingereiht in einen größeren Zusammenhang, in die geistige Not der Zeit überhaupt. Die Rune, auf die er anspielt, hat den Ruf: „Kommt heim zur Sonne!" zum Inhalt. Helden stehen im Abendrot und rufen ermunternd den Verfinsterten im Tale zu; andre Helden sind schon hinübergestürmt in die festlichen Hallen des Himmels; diese aber warten, verzichten auf die Festfreude und rufen — sie rufen aus Liebe zu den noch verdunkelten Brüdern, die den Heimweg noch nicht fanden. „Ist da noch einer, der mit will? Der Spätling komme! Er komme mit heim zur Sonne!" Die Symbolik dürfte verständlich sein. So rufen und wirken wir seit Jahrzehnten, um Deutschland vor Materialismus, Amerikanismus, zersetzendem Bolschewismus zu retten in die Geisteshaltung gesammelter Kraft — aber Deutschland vergißt seine Sendung.

Ich müßte keine heroische Weltanschauung vertreten und nicht durch den Aufblick zu den Meistern und zum Göttlichen gestärkt sein, wenn ich dies irgendwie bitter spräche. Aber ich schaue den Tatsachen ins Gesicht.

Es war mir eine erschütternde Tatsache, als mir der mich besuchende Stahlhelm-Führer bekannte (was ich auch aus Zuschriften andrer Führer entnahm), daß sie jahraus jahrein den „Türmer" überhaupt nicht lesen, geschweige denn durch Dauerbezug unterstützen. „Wir haben zu viel Ausgaben, die feindlichen Blätter zu abonnieren und im Auge zu behalten" (was eine Zeitungsausschnittsstelle besorgen könnte). So reden wir also nach dieser Richtung hin (denn bei andren vaterländischen Verbänden stellten wir dasselbe fest) einfach ins Blaue hinein. Eine unerhörte Tatsache, eine echt deutsche Taktik! Vom Nachbarn keine Notiz zu nehmen, sein Werk auch nicht durch Empfehlung, Beziehung, Nachdruck zu fördern, wohl aber sich in täglichem Kleinkampf mit den „feindlichen Blättern" herumzuschlagen! Ist das Aufbauarbeit? Jeder Stahlhelm-Führer, ohne Ausnahme, muß jede bedeutendere,

vaterländisch und aufbauend gestimmte Zeitschrift ununterbrochen im Auge behalten. Das gehört zu seinem Pflichtenkreis. Dann wüßten die Herren vom Stahlhelm auch, daß wir im „Türmer“ seit Jahren von den vaterländischen Vereinigungen verlangen, sie müßten sich nun — nachdem die Zeiten der unmittelbaren Abwehr vorüber sind — Kulturaufgaben zuwenden, damit der Reichskörper (Potsdam) eine Reichsseele (Weimar) erhalte. Und zu den Kulturaufgaben gehört das ganze seelisch-geistige Reich der Dichter und Denker. (Wir stellen mit Freuden fest daß für diese Aufgabe der jungdeutsche Orden volles Verständnis hat, vgl. „Der Jungdeutsche“, 12. Dez. 1926.)

Der Stahlhelmführer, der mich besuchte, sagte mir achselzuckend: „Wir beschäftigen uns eben mit positiven Aufgaben.“ Da blitzte ich allerdings ordentlich auf: „Und was verstehen Sie unter positiven Aufgaben?“ Nun, er verstand darunter Kleidersammlungen, Häuserbau, Geldunterstützung notleidender Kameraden und dergleichen gewiß sehr nützliche, sehr ehrenwerte Dinge der empirischen Welt. „Und wir Dichter und Denker sind Ihnen also nur eine Art überflüssiger Wandschmuck, nicht wahr?!“ Ich muß sagen, hier wurde ich scharf. Und wenn nicht zufällig ein befreundeter General mit seiner Gattin dabei gewesen wäre, hätte ich das Gespräch abgebrochen. Denn hier grinste mich jene Auffassung an, die uns Schaffenden lebenslang die Arbeit erschwert, unser Tun sei eine Art Zierrat oder Spielerei, nicht aber Arbeit an der deutschen Seele. Die Mitglieder der vaterländischen Verbände zählen Millionen: wenn diese Einschätzung der geistigen Güter und der Gemütswerte einer Nation dort die übliche ist, so können wir allerdings unsre Arbeit aufstecken.

Ich lasse demnach wirtschaftliche Not als allgemeinen Grund dieser Ungeistigkeit nicht gelten. Es gibt auch begüterte und gebildete Mitglieder genug unter diesen Gruppen. Man hat dort Zehntausende von Mark für die Wochenschrift „Die Standarte“ verpulvert. Börries von Münchhausen hat in „Deutschlands Erneuerung“ bitter geklagt über die Teilnahmlosigkeit der deutschen Nation, deren Literatur von Juden und der Linkspresse besorgt werde. Ganz ähnlich klagt der „Hammer“ über die geistige Armut der vaterländischen Presse. Auch in Stapels „Deutschem Volkstum“ kann man manches charaktervolle Wort finden, aber — — aber Sie lesen ja diese Blätter nicht, meine Herren vom Stahlhelm, sondern starren nur in der Frontrichtung Sozialismus-Kommunismus! Auf dem Posten stehen heißt aber nicht nur gewaffnet wachen und hadern, sondern heißt auch und mindestens ebenso sehr, wenn nicht mehr, die aufbauende Richtung durch rege Anteilnahme stärken und stützen.

Was aber Herrn Franz Schauwecker betrifft, den uns Herr Fred H. Helwig ankündigt, so haben wir bereits die Ehre, ihn zu kennen. Nachdem wir im „Türmer“ seine „Gharâti“ rühmend in besonderem Aufsatz empfohlen hatten, schreibt uns der junge Mann auf Seite 230 seines Buches „Der feurige Weg“ folgende Quittung. Erst zählt er 29 Namen von linksgerichteten Schriftstellern auf, dann fährt er fort: „Man kann sie verzwanzigfachen, und jedesmal steht ein selbständiges Können dahinter. Der Nationalismus hat dagegen nichts einzusetzen. Fragt man ihn, so wird man entrüstet auf Namen wie Lienhard, König und Geucke hingewiesen und erhält die Beruhigung, hier sei eine einwandfreie nationale Gesinnung vorhanden. Die anständige Gesinnung bezweifle ich nicht, die nationale entspricht nicht dieser Zeit, und das Können im Künstlerischen ist beschränkt auf eine epigonische unselbständige Nachfühlung der Vorgänger. Ernst zu nehmender Geist aus dem Geiste dieser Zeit weht hier nicht. Hier ist Maskerade mit mißverstandenem Geist der Vergangenheit, ein fades, langweiliges, kostümiertes Festspiel von provinziellen Dilettanten, beklatscht von einem kritik- und anspruchslosen Publikum ...“ Das ist Herr Franz Schauwecker. Man ersieht daraus, daß dieser junge „Neu-Nationalist“ unser Schaffen ebensowenig kennt, wie der „Stahlhelm“ den „Türmer“. Aber im Schmähen ist er nicht mundfaul.

Und einen solchen Mann, der die Ansichten der Großstadtcafés unsrer ernsten, stillen Kulturarbeit gegenüber vertritt, will der Stahlhelm gegen uns vorschicken?

Wir brechen für heute ab. Wir werden aber diese Dinge im Auge behalten. L.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Pädagogisches Schrifttum

Für jede junge Mutter ist das Kind der Inbegriff, der Hauptgegenstand ihres Sorgens, Sehnens, Wollens. Selbst der Gatte muß hinter das Kind zurücktreten. Und das ist gut so; denn das Kind kann nur in einem warmen Strom selbstloser Liebe starkes, volles Leben gewinnen; nur ichvergessende Liebe kann die knospenden Anlagen zur Blüte bringen und Früchte treiben. Und wunderbar, die echte Mutter erkennt und versteht dies Belebungs- und Weckungswerk, auch wenn ihr nie ein theoretisches Werk über das Werden und Formen des kindlichen Seelenlebens in die Hand gekommen ist. Aber diese aus dem heiligen Muttersein hervorquellende Fähigkeit kann durch die Lesung kinderpsychologischer Schriften eine wesentliche Stärkung gewinnen. Das wird jede gebildete Mutter erfahren, die zu dem Buche Psychologie des Kindes von R. Gaupp (R. Gaupp, Psychologie des Kindes. 5. Auflage. 1925. 192 Seiten. B. G. Teubner, Leipzig. 3 RM.) greift. In leichtverständlicher Form stellt der sachkundige Verfasser das Erwachen und Reifen des Kindes, von seiner Geburt bis etwa zum 14. Lebensjahre, dar. Es beschränkt sich also auf die beiden ersten Perioden der Kindheit: Die frühe Kindheit und das Schulkind. Nur anhangsweise berichtet er kurz über die reifende Jugend. Ich kann diese Beschränkung nur billigen; denn wenn die reifende Jugend ihrer Bedeutung gemäß auch hätte Berücksichtigung finden sollen, so wäre das Buch zu umfangreich geworden. Zudem verdient das Jugendalter durchaus die Sonderbetrachtung, die sie durch W. Groos, durch Ch. Bühler und durch Spranger erfahren hat. Andererseits umschließen die beiden ersten Zeitabschnitte der Kindheit eine solche Fülle hochbedeutsamer Fragen, daß man gerne eingehender darüber belehrt sein möchte. Manche Schriften über Kinderpsychologie tun nun zuweilen des Guten zuviel, mindestens für den, der nicht gerade Sonderstudien betreiben will. Ein Übermaß von Statistiken und Aufzählung eines erdrückenden Beobachtungs- und Beweismaterials ermüden die Aufmerksamkeit dessen, der sich nur allgemein orientieren will. R. Gaupp aber hat mit feinem Geschick unter Vermeidung der Oberflächlichkeit alles auszuscheiden verstanden, was Ermüdung hervorrufen könnte. Die Ausführungen wecken nicht nur Verständnis für alle Fragen, die in gebildeten Müttern bei der Verfolgung der aufsteigenden kindlichen Lebenslinie auftauchen, sondern regen auch zu eigenen Beobachtungen und Forschungen an. Aber nicht bloß Müttern wird Professor Gaupps Buch Anregung und Förderung schenken, auch Väter und Erzieher — letztere erst recht — werden reichen Gewinn aus diesen tiefen Ausführungen in schlichter Form ziehen.

Ein weiteres kinderpsychologisches Buch, auf das ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, „Psychologie des Kindes zwischen vier und sieben Jahren" von Wilhelm Rasmussen (Wilhelm Rasmussen, Psychologie des Kindes zwischen vier und sieben Jahren. Aus dem Dänischen übersetzt von Albert Rohrberg. Mit 43 Figuren im Text und auf 4 Tafeln. 1925. 262 Seiten. Felix Meiner, Leipzig. 5,50 RM., ganzleinen 8 RM.), unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von dem Buche Gaupps. Es beschränkt sich im großen und ganzen auf das Kindergartenalter, bringt viele aufklärende Beispiele aus dem Leben zweier Kinder und befaßt sich nur mit einigen besonders bedeutungsvollen Fragen. Nach einem kurzen Abschnitt über die körperliche Entwicklung des Kindes stellt der Verfasser mit dankenswerter Ausführlichkeit das Weltbild des Kindes dar und entwickelt im Anschluß daran auf Grund seiner eigenen Beobachtungen seine Gedanken über Kinderzeichnungen und über Begabung. Der

letzte Teil kennzeichnet Denken, Phantasie, Gefühl, Wille und Moral des Kindergartenkindes. Das angewandte Verfahren, die Beispiele nicht allen möglichen Kinderstuben, sondern in der Hauptsache bloß dem Leben zweier Kinder zu entnehmen, erscheint mir deshalb besonders zweckfördernd, weil auf diese Weise ein ziemlich genaues Bild von den beiden Kindern entsteht. Dadurch erscheint aber nun auch das Verhalten der beiden Kinder verständlich und ermöglicht wertvolle Vergleiche.

Ein psychologisches Werk, das innerhalb zwei Jahren eine Auflagenhöhe von 18000 bis 21000 erlebt, dürfte kein alltägliches Ereignis sein. Wenn Professor Sprangers Psychologie des Jugendalters (Dr. E. Spranger, Psychologie des Jugendalters. 5. Auflage. 1926. 373 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig. Gebunden 9 RM.) einen solchen Absatz gefunden hat, so muß diese Tatsache ihre Ursache sowohl im Gegenstand der Untersuchung als in der Art seiner Behandlung haben. Und in der Tat kommt das Interesse der Zeit den Problemen des Jugendalters mit seltener Kraft entgegen. Schon immer gab es Gegensätze, oft sehr scharf zugespitzte, zwischen dem älteren und heranreifenden Geschlecht. Aber ein so abgründiges Mißverstehen von Alt und Jung, wie es die Gegenwart durchzieht, sah die Geschichte selten. Die Nöte der Zeit, vielleicht sind es die Geburtswehen einer neuen Zeit, haben die Nöte des Jugendalters zu hellflammender Lohe entzündet. Zuweilen erscheinen die Gegensätze unverständlich und unüberbrückbar. Nun Spranger reicht uns mit seinem bedeutsamen Buch die Schlüssel des Verständnisses. Nicht alle Geheimnisse vermag er zu entschleiern; aber weit und tief hinein führt seine Meisterhand in das aufgerissene Jugendland. Und wo wir nur Wüste sehen, da zeigt er vielversprechendes Fruchtland. Das vermag er, und damit kommen wir zu der zweiten und Hauptursache der großen Auflage, einmal weil seine Arbeitsmethode, die verstehende Psychologie, ihn zu Lösungen geführt hat, die der bisher überwiegenden, naturwissenschaftlich gerichteten Psychologie notwendigerweise verschlossen bleiben mußten, dann aber weil sein Forschen Antrieb und Kraft aus der Verständnis erschließenden Macht einer innigen Liebe zur Jugend zog. Aus jeder Zeile, aus jeder Bemerkung leuchtet ein tiefer, reiner und starker Wille zum Verständnis der Jugend. Und breit und klar rauscht durch das Buch der Strom der Erkenntnis. Diese Liebe zur Jugend gibt seiner Darstellung dann aber jene gewinnende Macht, den Lesern mit dem Verständnis auch die Liebe und den Verständigungswillen zu übermitteln. Wer sich dem inhaltlichen und sprachlichen Zauber des Buches einmal hingegeben hat, ob Vater oder Mutter oder Berufserzieher, der wird gern und oft zu ihm zurückkehren und immer neue und tiefere Erkenntnisse daraus ziehen.

Wer Sprangers Psychologie des Jugendalters lieben gelernt hat, der wird mit Freuden zu den gesammelten pädagogischen Aufsätzen greifen, die er unter dem Titel „Kultur und Erziehung" (Eduard Spranger, Kultur und Erziehung. Gesammelte pädagogische Aufsätze. 3. teilweise veränderte Auflage. 1925. 252 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig) veröffentlicht hat. Sie führen tief in die eigenwüchsige und bedeutsame Gedankenwelt Sprangers hinein. In erster Linie sind sie ja für den Berufserzieher geschrieben; aber auch der gebildete Laie und besonders pädagogisch interessierte Eltern werden mit Freude und Gewinn Aufsatz für Aufsatz durchstudieren. Nirgends finden sich für den Laien unüberwindliche Schwierigkeiten. Wer zunächst die sechs geschichtlichen Aufsätze durchliest, der wird ohne besondere Mühe die sechs Beiträge des sachlichen Teiles durchwandern. Alle Aufsätze, auch die geschichtlichen, bieten starkes aktuelles Interesse. Oder wer möchte das Gegenwartsinteresse abstreiten für Themen wie Luther, Comenius, J. J. Rousseau, Goethe und die Metamorphose des Menschen, Hölderlin und das deutsche Nationalbewußtsein, die drei Motive der Schulreform? Soviel auch über diese Männer und Probleme geschrieben worden ist, Sprangers Darbietung weiß Neues, Tieferes, Packenderes herauszuholen, Seiten, die man bisher trotz ihrer Bedeutsamkeit völlig übersehen hat. Das gleiche gilt von den sechs Aufsätzen des sachlichen Teiles: Die Bedeutung der wissenschaftlichen Pädagogik für das Volksleben — Grundlegende Bildung, Berufsbildung,

Allgemeinbildung — Das Problem des Aufstiegs — Die Erziehung der Frau zur Erzieherin — Eros — Von der ewigen Renaissance. Das Buch bringt Förderung der Wissenschaft, Bereicherung und Vertiefung des Erzieherwillens und der Erzieherkraft.

Eltern, die mit Verständnis und Liebe oder auch solche, die mit Sorge die körperliche, geistige und seelische Entwicklung ihrer Kinder verfolgen, stehen oft vor dunklen Rätseln. Auf einmal sind Eigenschaften im Tun und Verhalten der Kinder hervorgebrochen, deren Werden dem Auge der Eltern entgangen ist und vor deren Folgen ihnen nun graut. „Wie ist eine solche Fehlentwicklung möglich gewesen? Was sollen wir tun?" so fragen und klagen die Eltern oft vergeblich. Und sie halten Umschau nach tatkräftiger Hilfe. Solche Hilfe will O. Zimmermann mit seinem Elternbuch (Otto Zimmermann, Das Elternbuch. Ein Haus- und Erziehungsbuch für Eltern, die ihre Kinder zur Schule schicken. 208 Seiten. Fr. A. Perthes, Gotha. In Leinen gebunden 4,80 RM.) geben. Der erfahrene Schulmann und Kinderkenner bespricht in kurzen Ausführungen eine Fülle jener Erziehungs- und Schulfragen, die so oft der Eltern Gemüt beschweren. Wohl sind die Antworten zuweilen etwas zu knapp, da und dort wohl auch zu kategorisch; aber alles in allem kann man ihnen zustimmen. Und wenn sie zum Tieferforschen und Selbstbeobachten anregen, so haben sie ihren Zweck erst recht erfüllt. Einen besonderen Vorzug dieses Buches erblicke ich in dem Bestreben des Verfassers, seine Ausführungen durch reiche Zitate aus den Werken unserer Meistererzieher zu klären und zu stützen. Gerade diese gut ausgewählten Aussprüche werden zu sorgsamem Tieferdenken und zu gründlicher Überprüfung der Elternerziehung Veranlassung geben.

Die körperliche Not unserer Kinder der niederen und höheren Schulen ist vielfach riesengroß. Wer daran zweifelt, weil seinen Augen die Hellsichtigkeit fehlt, der greife zu dem Buch „Gesunde Schulkinder" von Dr. med. Ernst Welde (Dr. med. Ernst Welde, Gesunde Schulkinder. Neuzeitliche deutsche Schulkinder-Vorsorge. 1925. 143 Seiten. J. F. Lehmanns Verlag, München. Geheftet 5 RM., gebunden 6 RM.) und Schrecken ob der deutschen Zukunft wird seine Seele erfassen. Auch wer gesunde Kinder sein eigen nennt, sollte dies Buch zur Hand und seinen Inhalt zu Herzen nehmen; denn viele Gefahren umdrohen heute unsere Jugend. Auch die gesunde! Man denke bloß an die Rauch- und Rauschgifte, an die Greuel der Unzucht und an die volkszerrüttende Tuberkulose, die ihre grausige Geißel so furchtbar über unser Volk schwingen! Aber man übersehe auch nicht die Gefahren der Schulkrankheiten mit ihren schwer schädigenden Dauerfolgen. Wem beim Lesen des Weldeschen Buches die Schleier von den Augen fielen, der wird nicht nur seinen eigenen Kindern helfen wollen, der wird auch gern bereit sein, soweit seine Mittel und sein Einfluß reichen, die sozialen Schuleinrichtungen zur Vorsorge und Fürsorge tatkräftig zu unterstützen. Eilige Hilfe tut not. Hier am allerwenigsten dürfen Staat und Gemeinden es an Mitteln fehlen lassen. Wer die Zukunft unseres Volkes sichern will, der sichere zunächst die Zukunft unserer Jugend.

Während Dr. Welde mehr an die körperliche Seite der Ertüchtigung unserer Jugend denkt, lenkt ein liebenswürdiges Büchlein von Paul Kaestner (Paul Kaestner, Kraft und Geist unserer deutschen Volksschule. Ein Wort an alle Menschen und Menschenfreunde im deutschen Volk. 1923. 89 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig), dem Ministerialdirektor im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, in seinem Büchlein „Kraft und Geist unserer deutschen Volksschule" die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Innenseite der Schularbeit. In leichtem Plauderton und doch verantwortungsbewußt läßt der Verfasser eine Reihe von Fragen vor dem geistigen Auge der Schulfreunde vorüberziehen, die gelöst werden müssen, wenn „Kraft und Geist unserer deutschen Volksschule lebendig sein sollen". Man mag mit dem Verfasser in der und jener Einzelheit nicht übereinstimmen; aber niemand wird sich dem warmen Ton der Liebe zur Volksschule entziehen können, der jede Seite des Büchleins durchglüht. Das aber ist es, was die Volksschule braucht, wenn sie ein wertvolles Organ der Reichsbeseelung werden soll. Der Zweck des Büchleins, Verständnis, Liebe, Förderungswillen

für die Volksschule in weiten Kreisen zu wecken, dürfte durch die schlichten Ausführungen und Bekenntnisse des Verfassers wohl erreicht werden.

Zu einem Eigentöner führt Helmut Alberts (Helmut Alberts, Aus dem Leben der Berthold-Otto-Schule. 154 Seiten. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin. 2 RM.), wenn er uns „Aus dem Leben der Berthold-Otto-Schule" erzählt. Die Berthold-Otto-Schule gehört zu jenen freien Schulen, deren Dasein die Notwendigkeit des Vorhandenseins freier Schulen unwiderleglich ergibt. Keine öffentliche Schule hat so viel bedeutsame neue Gedanken hervorgebracht und in langjähriger Praxis durchgearbeitet als sie. Auch halte ich es für ausgeschlossen, daß eine Erzieherpersönlichkeit von dem Ausmaße Berthold Ottos sich in einer öffentlichen Schule so hätte auswirken können, wie in seiner Anstalt, die sich wie in der Vorkriegszeit, so auch jetzt als die freieste bezeichnen kann. Das vorliegende Buch läßt einen tiefen Blick in die Lehrweise Berthold Ottos tun, zeigt vor allem seine Auffassung vom Gesamtunterricht. Helmut Alberts, seit einer Reihe von Jahren Mitarbeiter Berthold Ottos, bringt eine Fülle von Unterrichtsprotokollen, die dem, der zu lesen versteht, ein lebendiges Bild von dem reichen Leben erstehen läßt, das in jenen Stunden herrscht, in denen entweder die unteren Klassen oder die oberen Klassen oder die ganze Schule in freiestem Wechselgespräch Fragen erörtern, die von den Schülern selbst aufgeworfen werden. Wenn schon diese Protokolle Staunen über die Mannigfaltigkeit der Interessen erregen, die in dieser geistgeweckten Schar lebendig sind, so erst recht der Abschnitt „Zusammenstellung der im allgemeinen Gesamtunterricht und im Oberkurs-Gesamtunterricht besprochenen Fragen". Was Gesamtunterricht an materialem und formalem Bildungsgewinn zu schaffen vermag, das lehrt dies Buch überzeugend. Allerdings steht hinter diesem Gesamtunterricht ein Meister wie Berthold Otto.

Weniger erfreulich ist das Buch von Dr. Siegfried Kawerau, Soziologische Pädagogik (Dr. Siegfried Kawerau, Soziologische Pädagogik. 2. Auflage. 1924. 306 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig). Ich bin mit hochgespannten Erwartungen an dies Buch herangetreten, habe es aber enttäuscht aus der Hand gelegt. So kommen wir nicht weiter, wenn wir alles a priori ablehnen, was mit unsern Dogmen nicht übereinstimmt. Trotz des wissenschaftlichen Gewandes, in das sich das Buch gekleidet hat, ist es aus dem Geist der Einseitigkeit und Voreingenommenheit geboren. Alles, was dem Kreis der Gesinnungsgenossen entstammt, ist feinsinnig, bedeutend, ist absolute Wahrheit. Alles andere wird schroff abgetan oder übersehen. Von der reichen gegnerischen Literatur über die im Buche verhandelten Fragen braucht der Leser nichts zu wissen. Wichtige Behauptungen bleiben ohne Beweis. Solch ein Vorgehen kann nicht zur Verständigung führen. Und wir müssen doch endlich einen gangbaren Weg zur Volksversöhnung finden. Nur über sie führt der Weg zu der doch von den sozialistischen Pädagogen, und nicht nur von ihnen, so heißersehnten Völkerversöhnung. Immerhin will ich den Wert des Buches für die Volksversöhnung nicht in Abrede stellen. Es zeigt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die Ziele und Wege der sozialistischen Pädagogik und ermöglicht jenen, die Verständigungswillen beseelt, nach Stellen zum Brückenbau zu suchen. Bedeutsam hierfür ist, daß die wichtigsten Gegenwartsfragen in dem Buche ausführlich, wenn auch zumeist einseitig, erörtert worden sind.

Demselben Kulturkreis entstammen die Aufsätze, die die entschiedenen Schulreformer in der Monatsschrift für die Zukunft der deutschen Kultur „Die Tat" (Die Tat. Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur. 1926, Heft 11. Eugen Diederichs, Jena) veröffentlichen. Wer die Aufsätze unvoreingenommen durchliest, der wird sicher zugeben können, daß dem Bunde die zeitliche Berechtigung nicht fehlt. Wir brauchen Männer und Frauen, die rücksichtslos neue Wege suchen, unbekümmert um Schulziele und behördliche Anordnungen. Viele dieser Wege führen ja in die Irre, sind von andern längst erprobt und als falsch abgetan worden; aber verantwortungsbewußte Neudurchdenkung kann nie und nimmer schaden, und was in der Vergangenheit und unter andern Verhältnissen sich als untunlich erwies, kann heute durchaus

wesensgemäß sein. Und neue Gedanken können geschürft werden, die, in der Seele des wirklichkeits- und erziehungstüchtigen Forschers und Praktikers umgeformt, sich als kultur- und menschheitsfördernd erweisen. Viel Sturm und Drang, viel wirrer Überwille und Falschwille ist in den 80 Seiten der Monatsschrift enthalten, aber auch manches Anregende, des Nach- und Weiterdenkens Würdige. Siebzehn kürzere oder längere Aufsätze von den führenden Männern und Frauen des Bundes für Schulreform zeigen in großen Umrissen, was der Bund erstrebt, indem sie Fragen aus den verschiedensten Gebieten der Pädagogik bearbeiten. Gärungserreger sind diese Aufsätze zumeist. Sie werden viel Kopfschütteln erregen und viel Ablehnung erfahren, auch unter denen, die neuerungswillig sind; aber lesenswert sind alle Aufsätze. Vor allem, weil sie vor Erstarrung bewahren, und dafür wollen wir den Schulreformern und ihren Aufsätzen in diesem Tatheft dankbar sein.

Die Not der Zeit, das zerrüttende Auseinanderstreben bedeutsamer, lebenswichtiger Kräfte, die unser Volk dem Abgrund zuzuführen drohen, hat auch den Hochschulprofessor Dr. Karl Kindermann (Karl Kindermann, Die Jugendbildnerei. Deutschlands Gabe und Aufgabe. Bd. I. Die Richtkräfte. 1925. Julius Klinkhardt, Leipzig. Gebunden 7,80 RM.) auf den Plan gerufen und ihn zur Schaffung des Werkes „Jugendbildnerei" angeregt. Im bisher nur vorliegenden ersten Band bespricht er die Richtkräfte. „Erringen wir mit Gott Schöpferkraft. Nicht ein Gewaltmensch, nicht eine Massengewalt erlösen uns auf die Dauer. Stetig empor führt uns die begeisterte, wohlgeordnete Selbsthilfe aller Werdenden in Wechselwirkung mit den Urkräften alles Seins und Volkstums." So umschreibt Kindermann sein Ziel, das er in die knappe Forderung zusammenfaßt: Unsere Jugend und damit unser Volk soll werden fromm, deutsch, gemeinfrei, frohwüchsig. Das sind Ziele, denen man wohl seine Zustimmung geben kann, zumal dann, wenn man die Einzelbegründung dieser Forderungen bei dem Verfasser nachgelesen, selbstprüfend verfolgt hat. Kindermann bewegt sich nicht in altgewohnten Bahnen, sondern sucht seine Gedanken und Forderungen auf neuer Grundlage aufzubauen. Daß er da die unersetzbaren Grundmauern pädagogischer Altmeister mitbenützt, das ist selbstverständlich. Aber was er sagt und wie er es sagt, das wirkt vielfach urtümlich. Man darf gespannt sein, wie der Verfasser nun seine Richtkräfte im zweiten Bande für die Praxis auswerten und zugänglich machen wird.

Noch ist der Kampf zwischen Individual- und Sozialerziehung nicht zu Ende gefochten. Immer wieder erheben die einen die Flagge der Ichforderung, die andern die der Gemeinschaftsforderung. Und beide haben recht. Wehe, wenn wir vergessen wollten, daß die Persönlichkeit Ewigkeitswert hat, daß ohne Persönlichkeiten unsere Kultur und unser Volk dem Untergang geweiht ist! Aber ebenso leidvoll wäre es für Gegenwart und Zukunft, wenn der Gedanke der sozialen Verpflichtung nicht die weitesten Schichten durchdränge, wenn die Erzieher sich nicht zum Gedanken der Sozialerziehung erheben wollten. Volkserhaltend und volkserhöhend kann nur eine innige Versöhnung zwischen den beiden Forderungen wirken. Dies Ziel der Versöhnung steckt sich das Buch von Artur Buchenau, Sozialpädagogik (Dr. Artur Buchenau, Sozialpädagogik. 1925. Quelle & Meyer, Leipzig. 1,80 RM.). Im Sinne Natorps arbeitet er die großen Aufgaben der Schule sorglich heraus, will dem ziellos dahinsegelnden Erziehungswillen der Gegenwart einen klarumschriebenen Aufgabenbereich vorhalten. Klar sind seine Ziele, klar auch die Wege, die er teils fortführt, teils neu bahnt. Sie tragen der Verworrenheit der Gegenwart Rechnung und wollen aus dem Wirbelsturm bloßer Meinungen herausführen. Ein Reichtum bedeutsamer Gedanken breitet sich vor dem Leser aus, und wenn man auch Einzelforderungen, ja auch grundsätzlichen Aufstellungen da und dort ein Fragezeichen anfügen wird, wenn man in gewissen Punkten über den Verfasser hinausgehen, in andern hinter ihm zurückbleiben wird, so darf doch im allgemeinen anerkannt werden, daß Buchenau der deutschen Schule durch Herausgabe seines Buches einen wertvollen Dienst erwiesen hat.

Zu den Großen unter den führenden Pädagogen der beiden letzten Jahrzehnte gehörte der Leipziger Schulmann **Hugo Gaudig** (Hugo Gaudig, Didaktische Ketzereien. 6. Auflage. 1925. B. G. Teubner, Leipzig. 6 RM.). Leider ist er uns trotz des erreichten schönen Alters und trotz seiner bedeutsamen Tätigkeit noch immer viel zu früh entrissen worden. Er hätte noch viel Gutes schaffen und noch manch bedeutsamen Weg zeigen können. Viele seiner Gedanken haben sich infolge seiner unermüdlichen Tätigkeit in Wort und Schrift und Tat zur Anerkennung durchgerungen. Manche Forderung wird wohl im Laufe der Zeit überholt werden, ist bereits überholt oder wird sich als undurchführbar, als unzweckmäßig erweisen. Andere noch umstrittene Ideen werden sich mit der Zeit durchsetzen. Müssen sich durchsetzen, wenn die Schule ein wirksames Mittel der Kulturfortpflanzung, der Volkserneuerung sein soll. Wie recht hat Gaudig, wenn er im Vorwort zur ersten Auflage seiner **Didaktischen Ketzereien** verlangt, daß der Denkzwang der Schule in ein Denkenwollen und in ein Denkenkönnen umgewandelt werden müsse. Wenn wir herauswollen aus dem Jammer der Zeit, so muß das gedankenlose Hinnehmen und Nachlaufen der Masse dem Selbstdenken und Selberwollen den Platz räumen. Wörtlich genommen ist ja diese Forderung ideal, darum in der Zeit unerfüllbar. Aber diesem Ziele zustreben müssen wir doch unter Aufbietung aller Kräfte. Und erreichbar ist für eine wesenhafte Pädagogik die Mehrung der Zahl verantwortungsbewußter Selbstdenker, pflichtwollender, selbstloser Führer, nicht Führer, die selbst Idolen nachlaufen, die selbst nicht wissen, welchem Gott sie dienen, die darum blinde Blindenführer sind, vielmehr Führer, in denen sich Einsicht, Kraft, Liebe einen. Zu solcher Erziehung wollen die „Pädagogischen Ketzereien" Gaudigs Wege weisen. Und sicher wird jeder Erzieher, der im Sinne Gaudigs selbst denkt und sich nicht durch das Autoritätswort Gaudigs führen, das Buch vielmehr als Anreger wirken läßt, viel Förderung erfahren. Auch dann, wenn er manches ablehnen wird.

Unser Volk schreit nach Führern aus dem dumpfen Gefühl heraus, daß ein Volk seinen Platz an der Sonne nur unter starken Führern behaupten kann. Und aus diesem Gefühl heraus ist auch der Ruf nach Förderung der Begabten entstanden. Aber dieser Ruf hat allzuoft zu falschen Folgerungen verleitet. Infolgedessen ist es eine dringende Pflicht aller Hellsehenden, diese Folgerungen kritisch unter die Lupe zu nehmen. Viel ist schon über das Thema Begabtenfürsorge geschrieben und verhandelt worden. Mit zu dem Besten gehört die kleine Schrift des Dresdener Stadtschulrats Dr. **Hartnacke, Organische Schulgestaltung** (Dr. W. Hartnacke, Organische Schulgestaltung. 2. erweiterte Auflage. 1926. 69 Seiten. Kupky & Dietze, Radebeul-Dresden. 1,60 RM.). Ein heißumstrittenes Büchlein! Warum? Der Verfasser läßt sich nicht von vorgefaßten Meinungen leiten, sondern läßt die Tatsachen reden, und die decken sich nicht immer mit dem, was um Volksgunst buhlende Parteiführer den leichtgläubigen Genossen vorsagen. Hartnacke stützt sich auf sorgfältige Statistiken, auf die Erfahrungen der Biologie und der Vererbungslehre und kommt infolgedessen zu wesentlich andern Schlußfolgerungen in bezug auf die Herkunft der Führer, als dies zumeist angenommen wird. Vor allem räumt er mit dem verhängnisvollen Irrwahn auf, als seien alle Menschen gleich. Durchaus falsch aber wäre es, wollte man dem Verfasser aus dieser Feststellung den Vorwurf machen, als wolle er den Aufstieg der unteren Volksschichten hemmen oder gar völlig unterbinden. Im Gegenteil, sein Bestreben läuft darauf hinaus, durch eine organische Schulgestaltung eine solche Hebung erst recht zu ermöglichen. Nur will er nicht Utopisches, sondern Erreichbares, nur was Biologie und Vererbungslehre als zweckmäßig bezeichnen. Vor allem unterstütze ich seine Forderung, daß zur Förderung der Begabten mindestens ebensoviel getan werde, als bislang für die Unterwertigen geschieht, eine Forderung, der ich seinerzeit bei der Umorganisierung des Mülhauser Schulsystems vom ersten Schuljahre an Rechnung getragen habe. Dies Büchlein weist gangbare Wege zur Aufartung unseres Volkes; darum verdient es weiteste Verbreitung.

Schulrat Karl König

Unsere Bilder

Fritz Berthold Neuhaus gehört zu den „Stillen im Lande", zu den kosmisch gestimmten Idealisten, die von der aufgewühlten Oberfläche des Lebens, vom aufregenden, vergänglichen Schein inbrünstig hinstreben zur ruhenden Tiefe ewigen Alls, zum göttlichen Sein. Er gehört zu den Auserwählten, die Kraft erhielten, des leicht und äußerlich errungenen Künstlerruhmes nicht zu achten, wie Hans von Marées die Tiermalerei im besten Mannesalter aufzugeben und Meisterschaft auf höheren Gefilden malerischen Ausdrucks zu suchen. Aus der Asche des verbrannten Impressionisten stieg ein neuer Maler der Seele empor, ein ganz verinnerlichter deutscher Mensch, dem die unvergleichliche Formen- und Lichtsprache seiner Kunst dazu diente, in stiller, keuscher Einsamkeit und Andacht Bekenntnis abzulegen von dem Ur-Einen, Wandellosen, Ewig-Bleibenden im Rhythmus der Zeit und des Raumes.

Auf den liparischen Inseln, der sagenhaften Heimat des Äolus, Sizilien vorgelagert, durch vulkanische Gewalt einst aus dem Meer gehoben und wie Urwesen noch auf den Fluten schwimmend, fand Neuhaus die seinem kosmischen Gefühl gemäße Natur. Hier bannte ihn die Musik der Räume und Farben, die Kontrapunktik der Gebirge, der Klang der Lüfte, der Himmelsabglanz der Meere. Nach Caspar David Friedrich hat es wohl keinen Maler gegeben, der unter Verzicht auf jeden Effekt die irdische Gegebenheit zu einer Symbolik zu steigern vermochte, wie sie den Landschaften F. B. Neuhaus' eigen ist. Wir bitten unsere Leser, die technisch hervorragend wiedergegebenen Bilder nicht nur mit dem äußeren, sondern auch mit dem inneren Auge in rechter Hingabe zu beschauen. Das Licht dieser Kunst wird manchen Zweifler in die Klarheit der Erkenntnis führen.

Carl Lambrecht, der Flensburger, über dessen van Dyck-Fund wir seinerzeit im Türmer berichtet haben, hat man einmal den Holbein der deutschen Landschaft genannt. Sein zeichnerisches Können ist in der Tat so erstaunlich, daß man unter den deutschen Graphikern kaum einen ihm Ebenbürtigen findet. Mit Recht ist ihm von der Akademie der Künste zu Berlin der Julius-Helfft-Preis für Landschaftsmaler zuerkannt worden. Der Primat des Zeichnerischen ist auch der Grund für die ungewöhnliche Wirkung seiner Ölgemälde, monumentaler und doch ganz verinnerlichter Darstellungen des deutschen Waldes, wie sie vor ihm nur einem Theodor Hagen gelangen.

Dr. Konrad Dürre

Um Cardillac

I.

Hindemiths „Cardillac" kam am 9. November in Dresden zur Ur-Aufführung. Hindemiths „Oper" stellt eine Entseelung der Musik dar, die bis zu einem erschreckenden Grade geht. Er macht bewußt Front gegen die „Romantik", wählt aber einen der romantischsten Stoffe: liegt ja dem Textbuch von Ferd. Lion die Hoffmannsche Novelle „Das Fräulein von Scuderi" zugrunde. Freilich versucht auch der Textbuchmacher, unromantisch zu sein, und macht kurzerhand einen Sprung in den Kino. Und zwar ist das nicht einmal guter Kino; denn dem Buche fehlt jede dramatische Spannung. Hindemiths Musik, in der der lineare Kontrapunkt vorherrscht, wo Canons und endlose Fugati die Hauptrolle spielen, hat freilich gar nichts mit der Handlung auf der Bühne zu tun, sondern läuft nebenher und wirkt höchstens lähmend auf die Bühne. Hört man die Vorspiele, so fällt es keinem Menschen ein, die Töne in eine Beziehung zu irgend einer dramatischen Handlung zu bringen. Hindemiths Begabung fehlt jeder Instinkt für die Bühne und das Drama, das seine unumstößlichen Gesetze hat. Seine Partitur, arm an Einfällen, ist wohl sehr klar und fast primitiv. Aber diese Klarheit ist innere Kälte und Nüchternheit, die aus innerer Armut herzuleiten sind. Die „Objektivität" seiner Oper ist ein musikalischer

„Amerikanismus", der erstarrend und tötend auf die Seele wirkt und höchstens den Intellekt bis zu einem gewissen Grade interessiert. Alles Irrationale fehlt dieser Musik, die, von dem wahrhaft schöpferischen Quell losgelöst, ein Dasein führt, das dem modernen ungeistigen Menschen entspricht. Die „Arien" dieser „Nummernoper" mit ihren modernen Koloraturen wirken stillos. Diese Sprachbehandlung ist eine Sinnlosigkeit und jeder Notwendigkeit bar und paßt nicht einmal in unsere Zeit hinein. Seien wir doch froh, daß mit Schubert dem Wort in der Musik wieder der Sinn zurückgegeben worden ist, und daß die deutsche Sprache von der italienischen Sprachbehandlung befreit wurde! Wenn ein Polizeihauptmann von Paris seine Verordnung in Koloraturen singt, kommt zum mindesten eine lächerliche Wirkung heraus. Das kleine Orchester zeigt im Klang keine Differenzierung. Die Partitur hat immer dieselbe Klangphysiognomie.

Trotz der musterhaften Aufführung, die Fritz Busch im musikalischen Teil leitete, trotz der ausgezeichneten Regie Issai Dobrowens, der der Stillosigkeit einen Stil zu geben suchte, war der Eindruck des Werkes ein unerfreulicher. Wenn hinter einem Kunstwerke kein innerlicher Mensch steht, ist es nicht anders möglich. Die Voraussetzungen für ein solches Werk können nur vom entwurzelten intellektuellen Menschen unserer Tage angenommen werden. Wer in der Kunst etwas Höheres sucht, eine Befreiung von innerer Gebundenheit, einen Ausblick zur Höhe, ein religiöses Erlebnis, der wird die innere Armut dieses Werkes notwendigerweise von sich weisen müssen. R. B.

II.

Paul Hindemith hat sich im Rahmen der der „Neuen Musik" huldigenden jüngsten deutschen Tonsetzergruppe durch unleugbare Talentproben eine führende Stellung erworben. Deshalb wurde auch der Uraufführung seiner Oper „Cardillac", die nach vorangegangenen kleineren musikdramatischen Skizzen des Komponisten den ersten Versuch mit einem voll ausgewachsenen musikalischen Bühnenwerk brachte, sehr erwartungsvoll entgegengesehen. Das Dresdner Opernhaus, das vor zwanzig Jahren die Stätte der in aller Welt beachteten Richard Strauß-Premieren gewesen war, sah am Uraufführungsabend des 9. November ein Publikum, das dem jener damaligen Sensationsneuheiten kaum etwas nachgab. Das künstlerische Ergebnis aber war, trotzdem ein gewisser äußerer Erfolg nicht ausblieb, doch sehr enttäuschend.

Um zunächst von der Handlung zu sprechen: Cardillac ist ein berühmter Meister der Goldschmiedekunst am Hofe Ludwig XIV. Im Zwange eines Wahnes ermordet er heimlich alle Käufer seiner Werke, um das Verkaufte wieder zu erlangen. Schließlich wird er vom Liebhaber seiner Tochter entlarvt und vom erregten Volk erschlagen. E. Th. A. Hoffmann hat die Gestalt in seiner Novelle „Das Fräulein von Scuderi" literarisch verewigt. An sich ist dieser Cardillac ein ergreifendes Symbol von Künstlertragik, eine Verkörperung der zum Fanatismus gesteigerten Scheu des echten Künstlers, sein Werk, seine ureigenste Schöpfung der profanen Öffentlichkeit preisgegeben zu sehen. Davon läßt freilich das Textgedicht, das Ferdinand Lion für Hindemith fertiggestellt hat, nichts ahnen. Denn jedwede Art von Psychologie ist in der „Neuen Oper" ja grundsätzlich verbannt. So erscheint dieser Cardillac nur als ein interesseloser Goldfetischist, dessen Wahn nicht einmal vor dem Glück der eigenen Tochter halt macht, und von dem man es füglich nicht begreift, warum ihn sein edelmütiger Schwiegersohn zuletzt nach dem gewaltsamen Tod als beneidenswerten Helden und Sieger feiert. Vermutlich damit es noch eine jener klingenden Phrasen mehr gibt, aus denen sich das ganze Textbuch zusammensetzt.

Sonst ist es aber ein Buch, das bewußt den Formidealen der „Neuen Musik" — nicht zuletzt durch die starke Betonung des Pantomimischen — sehr entgegenkommt. Nur mußte es ein entsprechend theatralisch veranlagter Musiker in die Hand bekommen. Das ist Paul Hindemith aber durchaus nicht. Man erzählt, die Anregung zu „Cardillac" sei von Hindemiths Verleger ausgegangen. Kann sein, kann auch nicht sein. Sicher aber ist dem Werk als solchem zu ent-

nehmen, daß es nicht im Zwange heiligen Müssens entstanden ist. Und daß Hindemith im Grunde überhaupt am Theater nicht viel Interesse hat, sondern nur eben Musik machen möchte. Ganz ähnlich wären wahrscheinlich auch Brahms und Reger zu Werke gegangen, wenn sie sich hätten verleiten lassen, eine Oper zu schreiben. So ist „Cardillac" eine „Musikantenoper" geworden. Das ist etwas anderes als eine „Musizieroper", wie das neue schöne Wort lautet. „Musizieropern" haben auch Mozart und Verdi geschrieben. Aber ihr Schaffen war dabei durchpulst von Bühnenblut und beschwingt von dramatischem Atem. Für Hindemith jedoch ist Bühne und Drama Hekuba, wenn es gilt, ein Fugato durchzuführen oder Variationen hinzubreiten. Er hat einen urromantischen Stoff, aber seine Musik ist von nüchternster Sachlichkeit.

So wird ohne Rücksicht auf dramatische Eindrücke einfach darauf losmusiziert im Stil der „Neuen Musik". Dieser Stil, wie ihn Hindemith augenblicklich auch in seinen Instrumentalkompositionen verfolgt, stellt sich dar als eine Verbindung der Formprinzipien des Bachzeitalters mit moderner harmonischer und metrischer Destruktion. Es gibt nur geschlossene „Nummern", unter denen die alte dreiteilige Dakapo-Arie mit fast sklavischer Nachbildung erscheint. Kanons Fugatos, Ostinatobässe begegnen auf Schritt und Tritt. Klanglich herrscht in dem kleinen Kammerorchester (natürlich! wie könnte ein Neuer Komponist anders als für Kammerorchester schreiben, selbst wenn es sich um Untermalung wilder Volksszenen handelt!!!) der Ton des Concerto grosso vor, die Singstimmen bewegen sich mit Vorliebe in instrumental empfundenen Koloraturen wie gewisse Konzertarien Bachs und Händels. Zu alledem aber nun die moderne Kakophonie mit Vierklängen, linearem Kontrapunkt usw. Zwar steht in diesen Dingen Hindemith nicht so weit links wie mancher andere Neutöner; er weiß sogar den reinen Dreiklang gelegentlich als Charakterisierungsmittel zu verwenden, aber an der kakophonen Gesamthaltung ändert das nichts. Und wie in die Handlung der Film, so lugt in die Musik der Jazz herein: mit dem Saxophon als Leitinstrument des Titelhelden, mit wirklichen Jazzrhythmen sogar in einer Kneipenmusik (des 17. Jahrhunderts!). Von Gefühlswärme hat die Musik so gut wie nichts; sie ist ganz pedantisches Programmwerk: wie wenn ein Gottsched der „Neuen Musik" ein Musterstück hätte schaffen wollen: „so hat die Oper nach den Grundsätzen unserer Richtung auszusehen!" Ob aber mit dieser Operngesetzgebung viel künstlerische Freude angerichtet werden kann?

Die Dresdner Staatsoper hatte sich des Werkes mit jener Hingabe angenommen, die sie allen ihren Neuheiten zu widmen pflegt. Fritz Busch als musikalischer Leiter, das Orchester und nicht zuletzt der Chor Pembaurs standen mit an erster Stelle. Auf der Bühne war Robert Burg ein gesanglich und darstellerisch gewaltiger Cardillac, Claire Born als Tochter und Max Hirzel als Offizier ein stimmschön abgetöntes Liebespaar. Issai Dobrowens Regie mühte sich, den Bruch, der zwischen dem Hoffmannschen Text und der nüchternen unromantischen Musik besteht, nach Möglichkeit zu vertuschen.

Dr. Eugen Schmitz

III.

Wenn im zweiten Akt der Goldschmied Cardillac das Thema einer schulgerecht ausgesponnenen Fuge anstimmt, sekundiert von dem führenden Sopran und im Wechselgesang mit Instrumenten des Kammerorchesters, dann glaubt man einen Augenblick an die Möglichkeit einer Oper in den repräsentativen geschichtlichen Formen des Konzerts. Theater auf dem Podium? Warum nicht.

Anderer Eindruck: Wenn Cardillac auf der Bühne erscheint, stimmt ein Tenorsaxophon eine Melodie an, deren unaussprechlich trübsinniges Pathos nicht darauf deutet, daß sie schon in Offenbachs Orpheus ähnlich gestanden hat. Glöckchen klirren auf, und Jazztrommeln reiben einen feinen Rhythmus dazu. Das Ganze — trotz Offenbach — eine hinreißende Kombination. Eine Klangvision, die das Geheimnis der Bühne zu erschließen scheint.

Beide Beispiele bezeichnen etwa das Maß des Wollens und Könnens in dieser neuen Oper: Ausdruck willensmäßiger Energie ist es, wenn Hindemith die ganze klassische und barocke Formen-

enzyklopädie aufbietet, um damit und mit Hilfe eines linearen, das heißt: eines gefühlsmäßig verdünnten, seelisch beziehungsarmen Melos einen Opertypus zu bilden, den es in dieser abstrakten Einseitigkeit bisher nicht gab. Ausdruck des Könnens, der individuellen Begabung ist es, andererseits, wenn hier und da im Verlauf eines mehr oder minder glücklich inspirierten Musizierens Stellen unterlaufen, die, wie jene Kombination, ein Reich transzendentaler Klangvorstellung zu erschließen scheinen — und damit in diesem Falle zugleich ein Hinterland der theatralischen Phantasie.

Hindemiths Cardillac ist nicht eben reich an großen schöpferischen Eingebungen. Diese Tatsache begrenzt nach der einen Seite Wert und Wirkung der Oper. Auf der anderen Seite fesselt der originelle, fast kindlich anmutende Versuch, den Formen- und Formelreichtum des alten Konzerts der Eigengesetzlichkeit des Theaters anzupassen. Es ist das Unternehmen eines im Tiefsten theaterfremden Menschen, eines Künstlers, der seinem ganzen Naturell nach dem Wesen, der Magie der Bühne mißtraut. Diese Skepsis überwindet Hindemith spielerisch: Ohne Umstände wird das umfangreiche Geschirr von Fugen, Kanons, Passacaglien, kolorierten Arien, Duetten, Bläsersinfonien bereitgestellt, um das beste und jeweils passende daraus zu entnehmen. Das Ganze wird von einer dienstbaren Anhängerschaft als Neuschöpfung aus mozartischem Geist, als „überindividuelles Symbol einer neuen Opernkunst", als Gegenbeispiel zum überwundenen Typus des romantischen Musikdramas abgestempelt.

Sehen wir, was es wirklich ist. Man überblickt eine Architektur von barocker Fülle der Einzelformen. Hier ein Chor von zügiger, mächtiger Kontrapunktik, nicht ohne innere Großartigkeit, an altklassischem, oratorischem Vorbild geschult — aber kein Opernchor; kein dramatischer Handlungsträger; keine Verkörperung drängenden Willens. Dort eine Szene zwischen Chor und Einzelsänger: dieser singt in breitspurigen stilisierten Melismen. Weiter. Ein Duett, durchaus in der verfeinerten Technik des Musikdramas, unschwer von Richard Strauß abzuleiten. Dann ein Lied: eine wirklich tiefe Eingebung; ein in zarteste Farbigkeit der Linie versponnener, fast französisch anmutender Impressionismus. Folgt ein Duett für zwei Flöten, das eine szenische Pantomime zu begleiten hat — ein entzückendes Stück, über tänzelndem Kontrapunkt in schwerelosem Rhythmus dahinplätschernd und von einer skurrilen Schwatzhaftigkeit. Solche Glanzpunkte hat die Partitur nicht oft aufzuweisen: im zweiten Akt etwa noch der tiefer fühlende Zwiegesang des Goldschmiedes und der Tochter, mit der erwähnten Fuge als letzter Ausdruckssammlung. Dann die ganzen Soloszenen um Cardillac, von einem melancholischen Pathos erfüllt und ausdruckstechnisch zu einer Feinheit der Orchestersprache gesteigert, wie man es sonst kaum findet. Dann die musikalische Zeichnung der Tochter des Cardillac in zwei Formen: einmal, im zweiten Akt, in einer Arie für konzertierendes Trio (Geige, Oboe, Horn) mit regelrechtem Orchesterritornell, durchaus im barocken Formengeist, dennoch von seltsam modern-individuellem Gefühlsantrieb. Das andere Mal, dritter Akt, in einem von rhapsodisch ausschwingenden Streicherpassagen durchsetzten Zwiegesang von intensivem Empfindungsausdruck. All das ist zwingende, phantasiereiche Kunst — aber was hat solch Musizieren mit der Bühne zu tun? Was verleitete den Komponisten zu dem Glauben, daß eine Passacaglia dem Ausdruck und der immanenten Gesetzlichkeit des Theaters entsprechen könnte? Und doch führt Hindemith im letzten Akt den Cardillac im Wechselgesang mit dem Chor vor: eine innere Auseinandersetzung, die — es sei nebenbei gesagt — mit der Glorifizierung des mörderischen Goldschmiedes endet: die Architektur dieser Passacaglia ist in der Tat imponierend, etwa ein radikales Gegenbid zum letzten Satz der vierten Brahms-Sinfonie. Für den Ausdruck der szenischen Situation bedeutet das Stück nichts. Ein oratorienhaftes Pathos lähmt allen Fluß des Geschehens. Es wollte der Höhenpukt dieser Oper werden und es wurde ihr Zusammenbruch.

Entscheidendes also fehlt: die Vision des Szenischen. Es fehlt auch der Humor in der Form einer greifbaren, feineren Menschlichkeit. Es fehlt die Seelenbeobachtung. Das Schicksal des Goldschmieds Cardillac, der unter einem dämonischen Zwange verkauftes Gold durch Mord an

sich zurückbringt — dies Schicksal einer Gestalt verpflichtet nicht zur Teilnahme, es ist nicht typisierbar, es ist am allerwenigsten gültig in einem allgemeinverbindlichen ethischen Sinne. Sollte andererseits das Seelenkranke des Falles als Substrat der Oper dienen, so wäre es wohl die unglücklichste Verkennung der Möglichkeiten dieser Kunstform gewesen. Hindemith hat zweifellos die Schwere der geistigen Fragestellung gar nicht empfunden. Sein leicht-ernstes Musikantentum hat sich offenbar weder am Stoff der Hoffmannschen Novelle noch an dem Theaterbuche Ferdinand Lions unmittelbar entzündet. Das Theaterstück als Anlaß zu konzertieren, zu improvisieren — dies ist die Bedeutung des Cardillac in Hindemiths schöpferischem Schicksal. Diejenigen Eingebungen seiner Phantasie, die an wenigen Stellen Musik und Szene zur intuitiv erfaßten Einheit verschmelzen, müssen durchaus als Ausnahme gelten. Um das Enttäuschende mit einem Wort zu bezeichnen: es fehlt dem Schöpfer der Cardillac-Musik an dramatischer Überzeugungskraft.

Es ist kein theaterbejahendes Werk. Und Ferdinand Lion, der Textverfasser, ist nicht der Mann, den die neue Oper braucht, um sich dem Kompromiß mit der Romantik zu entziehen. Cardillac als Bühnenfigur: das war der erste und grundsätzliche Fehler. Cardillac als Fall für Psychoanalytiker und Kriminalisten — das war die Geschmacklosigkeit bei der Sache. Aus einer Welt poetischer Dämonie, aus Hoffmanns bizarrer Geisterwelt ist die Figur des Goldschmieds auf die Bühne entführt worden: aus der Novelle „Das Fräulein von Scuderi". Aus diesem Poem strahlender Menschlichkeit und dunkelsatanischer Triebe. Ein Vergleich: Bei Hoffmann ist Cardillac, im Verhältnis zur Tochter, eine Art liebender Rigoletto; bei Lion ist er ohne eine Spur ausgleichender menschlicher Regungen. Für eine Puppe zu schlecht kostümiert, für eine Marionette zu armselig. Es fehlt der feinere, der zwingende psychologische Anlaß zum Musizieren. Es fehlt der Ausdruck des Leidenschaftlich-Menschlichen, des Erotisch-Begehrlichen, und wenn beides vorhanden wäre: Hätte Hindemith als Dramatiker weniger versagt? Ich glaube, Theater und Eros sind nicht Hindemiths Sache...

Er ist ein musikantisches Naturell von ungeheurer Vitalität. Er verdient es, daß man ihn in seiner engen, aber originellen Individualität liebend versteht. Er ist ein Kammermusiker, ein lustiger und versonnener Spielmann, der Nachfahre eines großen Geschlechts von Improvisatoren.

Man unterschätze diese fabelhafte Begabung nicht, weil sie vor einer dramatischen Aufgabe versagt. Man schelte Hindemith nicht einen ungeistigen Menschen, weil er sich willenlos den Lockungen einer Aufgabe ergibt, die sein Talent nicht erfüllen kann.

Hindemith bleibt für uns im Versagen noch ein achtunggebietender Meister.

Dr. Hans Schnoor



Georg Plischke

Türmers Tagebuch

Neujahrsbilanz · Von Versailles bis Genf · Der Völkerbund Winkelpolitik · Der Nobelpreis · Hochspannung in den Seealpen · Sozialdemokratischer Machtdrang · Gegen Justiz und Reichswehr · „Senkrecht zum Parteiboden" · Die übliche Weihnachtskrisis · Durch Gärung zur Klärung

In den Rüsttagen schreibe ich vor dem Christfest. Unterm Kronleuchter schwebt der Adventskranz, und aus der Küche webt die süße Wärme des werdenden Weihnachtsgebäcks. Daher flüstert und summt es auch schon in der Seele; ein Urklingen aus verträumter Jugend. Von Bethlehems nächtlichem Stall, von dem Jubellied der himmlischen Heerscharen auf Davids geweihter Trift.

Jedoch wenn der Leser liest, dann ist Neujahr. Andere Stimmung liegt dann schon wieder über dem Gemüt. Denn Neujahr ist ein heidnisches, ein altrömisches Fest. Von Julius Cäsar aufgebracht, drängt es sich dreist in unsere christliche Folgerichtigkeit. Wir zählen nach dem Geburts*jahr* des Heilands, mußte da nicht dessen Geburts*tag* das Neujahrsfest sein?

Weihnacht erhebt; Neujahr ernüchtert. Ein Bilanzstrich ist es, sonst nichts. Nur zu oft in dieser Drangzeit enthüllt das Fazit dem Kaufmann, daß er vorwärtsgekommen einzig im Alter.

Auch der Politiker rechnet Soll und Haben gegeneinander auf. Ist er größer geworden am Horizont, Stresemanns verspotteter Silberstreif?

Ich dächte doch. Aber die Menschen haben kurzes Erinnern; daher wird ein Rückblick nötig und ein Vergleich.

Versailles war ein Bubenstück; geballt aus Wortbruch, Habgier und Rachsucht. „Eine Höllenmaschine, die todsicher einmal platzt und Verderben streut", sagte der Italiener Nitti und schrieb sein warnendes Buch vom friedlosen Europa.

Zum Überfluß hatten wir uns auch noch einen Umsturz geleistet. In der Folge genossen wir daher den fragwürdigen Segen von lauter Linkskabinetten.

Die sind lau in allen Belangen der Kriegsschuld. Sie müssen es ja sein um ihrer selbst willen. Denn geht das Kaiserreich gereinigt hervor, dann trifft furchtbarer Vorwurf jene, die es gestürzt. So ist auch jetzt wieder die Radikalpresse sehr gnatzig geworden über die Nachweise Kühlmanns im parlamentarischen Ausschuß, daß im Jahre 1917 nicht wir, sondern Frankreich-England es gewesen, die das päpstliche Friedensbemühen durchkreuzten. Genosse Dittmann hatte sogar gegen die Ladung dieses klassischsten aller Zeugen Einspruch getan. Er wußte warum.

Aus demselben Geiste wollten diese Linkskabinette dem Feindesverband gegenüber das artige Kind herausbeißen nach dem bestraften unartigen, der alten kaiserlichen Regierung. Sie erfanden dazu die überschlaue Taktik, man müsse durch den guten Willen blinder Erfüllung beweisen, daß die entsetzlichen Tributansprüche unerfüllbar seien.

Noch nie ist etwas himmelschreiender fehlgeschlagen. Der Tiger Clemenceau fraß unbekümmert weiter in das deutsche Fleisch. Niemand wehrte ihm. Die Grenzabstimmungen fielen zwar allesamt für uns aus, wurden aber trotzdem gegen uns gedreht. Am Rhein nisteten sich die Franzosen ein mit dem festen Vorsatz, nie wieder den Rücken zu kehren. Mit erkauftem Auswurf entfachten sie einen Separatistenrummel; wie in der Großen Revolution sollte eine rheinische Republik die Puppe sein für den gaukelnden Schmetterling eines französischen Rheinlandes.

Kein Schimpf blieb uns erspart. Lloyd George versprach seinen Wählern ein Strafgericht gegen den Kaiser, aber Holland wies das freche Ansinnen einer Auslieferung ritterlich zurück. Eine Liste von 815 angeblichen Kriegsverbrechern wurde uns vorgelegt, darunter fast alle unsere Heerführer mit Hindenburg und Tirpitz obenan. Auf deutsche Kosten blühte ein französisch-englisches Tauschgeschäft. Vorwürfe und Ultimaten hagelten, von einem Knotentum des Wortlauts, als ob nicht Diplomaten sie entworfen hätten, sondern Hausknechte.

Aber man schritt auch zur Tat. Für eine Weile wurde Frankfurt besetzt, dann erfolgte der Handstreich gegen Düsseldorf, Duisburg, Ruhrort und endlich unter dem schamlosen Vorwand nicht gelieferter Telegraphenstangen der schnöde Einbruch ins Ruhrgebiet. Lauter Heldentaten von der Lustquälerei des Rohlings, der einen angeketteten Hofhund mit Fußtritten bearbeitet.

Das war 1923, im schlimmsten unserer Leidensjahre. Mit dem Erbfeind hatten sich die Jobber aller Länder verbündet, uns zuschanden zu machen durch Auskauf und Börsenspiel. Ist's denn schon verschwitzt, wie damals König Dollar bei uns herrschte; wie sein Kurs bis auf 4,2 Billionen stieg? Wie die Vermögen zerrannen und die verzweifelten Rentner zu Tausenden ins Wasser gingen oder zum Strick griffen und zum Gashahn?

Der Höhepunkt war's, gottlob auch die Wende. Noch vor Jahresschluß kam die Rentenmark und stellte die Währung wieder auf den alten Fuß. Aber das deutsche Volk war arm geworden wie die Kirchenmaus.

Der demokratische Erfüllungsunsinn wurde jetzt ersetzt durch ein weitschichtiges System kluger Ausgleiche von Fall zu Fall. Als dessen zäher Träger erstand Stresemann mit seinem Wahlspruch: Durch Opfer zur Freiheit.

Bei unserer jammervollen Machtlosigkeit blieb dies der einzig gangbare Weg. Bis aufs Mark verbittert, schüttelten wohl viele Vaterlandsfreunde den Kopf; sooft Erfolge ausblieben, erntete der Minister zum Schaden auch noch den Spott. Eine solche Politik ist aber Saat, die man im Dabeistehen nicht reifen sieht; nur wer Geduld hat und von Zeit zu Zeit einmal nachprüft, nur der erkennt, daß sie wächst.

Der Dawesplan ist fachmännisch Stümperwerk. Er mutet uns Törichtes zu; wenngleich unter dem wichtigen Vorbehalt späterer Durchsicht. Allein er erzwang die Ruhrräumung und schob der französischen Sanktionspolitik einen handfest gußstählernen Riegel vor. Nicht im aufgestellten Wirtschaftsschema, im politischen Beiwerk liegt sein Wert.

Chamberlain war immer rasch bereit, sich zu deutschen Lasten gut zu stellen mit Frankreich. Die Investigationsakte und Englands Weigerung, zur ersten Frist die erste Rheinzone zu räumen, verrieten, daß auch nach Dawes das Versailler Diktat

— für uns ein monumentum aere perennius — noch keinerlei Schutz gegen bösliche Willkür bot.

Stresemanns Gegenzug war Locarno. Wohl blieben die meisten Rückwirkungen aus, aber Köln wurde frei.

Wir traten in den Völkerbund. Thoiry wirkte zunächst nur als Schlagwort. Jetzt hingegen ist die Investigation abgedreht, die verbändlerischen Klappvisitenoffiziere bösartigen Andenkens packen den Koffer und sich selbst; der tückischen Botschafterkonferenz, die mir immer vorkam wie die Macbeth-Hexen in der Heidehöhle, erlischt das Feuer unter ihrem Giftkessel. Drei Kreuze hinterdrein!

Das sind Erfolge. Ohne Zweifel. Zwar kleine und nicht angetan zu schmetterndem Fanfarenmarsch, aber man soll sie sich doch auch nicht verekeln durch den Einspruch, daß der französische Gendarm nur eine völkerbündlerische Uniform anziehe. Hundertprozentige Gewinne kann das Schwert erzwingen, nie der Entwaffnete. Vier Viertelerfolge machen zwar vierfache Arbeit, sind aber am Ende zusammen doch auch ein ganzer. Was dem Starren mißlingt, der zäh Geschmeidige erficht es.

Allerdings ist die Errungenschaft der letzten drei Jahre nichts als ein Wiederabbau dessen, was man in den drei ersten über Versailles hinaus unserer Ohnmacht vertragsbrüchig aufgepackt hatte. Die Kontrollkommission sollte nach § 211 nur drei Monate bleiben; sie hat acht Jahre daraus gemacht. Sogar noch jetzt stehen zwei französische Regimenter im Saargebiet, ohne andere Vollmacht als die der Willkür und der Gewalt.

Wir mußten uns erst einmal wieder an Versailles heranarbeiten. Man kann die Zitadelle erst stürmen, wenn die Vorwerke genommen sind. Jetzt ist's soweit, und fortan gilt unser Kampf diesem Götzenbilde des Unrechts selbst.

Für die Befreiung des deutschen Linksrheins ist der Luftdruck bereits da. Im englischen Unterhaus wurde Chamberlain angegangen, der ehrliche Makler zu sein. Ein „Observer"-Artikel sagt geradehin, jede Verschleppung errege nur Haß und Germersheimer Zwischenfälle; eine großzügige Staatskunst hingegen verlange unbedingt die Freigabe bis spätestens zum nächsten Waffenstillstandstag.

Wohl werfen Poincaré, Foch und Walch noch grobe Knüppel, wohl schreien die Camelots von der „Action française" ihr „Nieder mit Deutschland". Aber selbst in Frankreich stärkt sich der Geist, der mit alledem Kehraus machen will, was an den Krieg erinnert. Briand selber bot in Thoiry die Räumung an; nicht etwa als Morgengabe der Freundschaft, sondern als Tauschwert. Bei Frankreichs Währungsnot dachte er an die Begebung der deutschen Eisenbahnobligationen. Das scheiterte am amerikanischen Markte. Dann wollte er die éléments stables dafür, doch die wies Stresemann zurück.

So schwebt die Sache heute noch; allein vom Verzug hat Frankreich noch weniger Vorteil als wir. Der Gedanke eines dauernden Behaltens ist dort jetzt mausetot. In Locarno haben sich ja England und Italien für das deutsche Rheinland verbürgt. Das Besatzungsrecht aber ist zeitlich begrenzt, also eine brennende Kerze, die sich aufzehrt. Schon ist das erste Drittel geschmolzen; in drei Jahren folgt das zweite und in achten der Rest. Demnach zahlen wir 1930 nur noch die Hälfte von einem heutigen Angebot und 1935 überhaupt nichts mehr.

Nicht ohne Grund jammert man in Polen über den „schwarzen Tag von Genf". Der Dauerentscheid über Oberschlesien, Danzig und den Korridor rückt nahe und näher. Es wird ferner über Eupen-Malmedy verhandelt werden müssen, über die Kolonialmandate, den Anschluß Österreichs und die Änderung des Dawesplans, ehe Deutschland auch nur einigermaßen sein Recht gefunden und Europa befriedet ist. Das ist Arbeit auf ein Jahrzehnt hinaus; gehäufte Feinarbeit, wofür die allergeschicktesten Diplomaten gerade gut genug sind. Aber wir segeln jetzt mit dem Winde; demselben, der uns so lange die Salzwasserflacken des tobenden Geschickes ins Gesicht peitschte.

Eine solche Betrachtung könnte ungeteilt froh stimmen. Aber wir sind ja nicht Nur-Politiker, wir von der Türmergemeinde. Wohl verfolgen wir scharfen Blickes den Lauf des Geschehens; wohl stehen wir entschlossen zum Vaterlande nach der Pflicht des Bürgers und dem Rechte des freien Mannes. Allein unser Urteil wird stets bedingt durch die ethischen Ansprüche höheren Menschentums, und darum fehlt uns der Sinn für ein politisches Getriebe, das die Welt gewinnen will, aber dabei die Seele verliert.

Demgemäß ist uns der Völkerbund in der Vorstellung ein schönes Ding. Gerade die Adventszeit bringt zum Eindruck, wieviel Messianisches in dem Gedanken steckt. Mit Jesaia träumen wir gern von den seligen Tagen, da die Schwerter Sicheln werden dürfen, die Löwen Stroh fressen wie die Ochsen und der Säugling das Händchen ungefährdet stecken kann in das Nest der Otter. Gerne würden wir den Bund begrüßen als einen irdischen Stellvertreter dessen, den der Prophet mit gewaltigem Hochton feiert als Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst.

Aber wir sind ja nicht in der Weihnachtsepistel, sondern in der Neujahrsbilanz. So empfinden wir betrübt den schroffen Abfall vom Traum zur Wirklichkeit. Auch jetzt noch, wo wir nicht mehr ohne Einfluß in Genf sind und einiges dort erreichbar wurde.

Als wir im Herbst beitraten, nachdem im Frühjahr Ränke unsern Beitritt vereitelt, da geschah es völlig illusionslos. Nicht in Hoffnung auf Segen, sondern als kluge Vorbeuge gegen Hinterlist.

Sooft man sich in Genf versammelt, wird im Winkel Politik getrieben, und auf den Brettern, die in diesem Falle wirklich die Welt bedeuten, Komödie gespielt. Auch diesmal war Hotel Beaurivage viel wichtiger als der Bundespalast. Dort wurden alle Beschlüsse gefaßt, und wie das Eichhörnchen Ratatöskr nach der Edda an der Weltesche auf und nieder wusselt, als betriebsamer Ohrflüsterer zwischen dem Adler im Wipfel und dem Drachen im Wurzelgestrüpp, so war der Pole Zeleski in emsigster Wispertätigkeit. Beseitigen sollte der Völkerbund die Geheimpolitik, aber — „statt zu sterben ward der Fuchs nun erst recht lebendig".

Briands guter Wille zum Ausgleich war sichtbar. Aber selbst er arbeitete mit Zugeständnissen, die zu nichts verpflichteten, und mit Ansprüchen, die den Schalk hinter ihm hatten. Wenn man uns die Ostfestungen zugesteht, dann ist es verschmitzt, deren neuzeitliche Bestandarbeiten zu verbieten, weil sie nicht besonders gestattet wurden. Das ist die Verschlagenheit jenes Mannes, der den Esel verkaufte aber dem Käufer wehrte, sich in dessen Schatten zu setzen, sintemal dieser nicht mit verkauft war.

Allerdings drängten Poincaré la guerre und Foch la victoire mit engstirnig schoflen Vorbehalten. Die vermaledeite Kontrollkommission hatte sich zu guter Letzt noch mit hundert Beschwerden unnütz gemacht. Erst als Briand mit dem Rücktritt drohte, wurde etwas Luft. Sein Auftreten beweist, daß auch der Willige zweideutig werden muß, wenn das parlamentarische System ihm widerwillige Genossen auf den Hals lädt.

Als Kiderlen mit Cambon die Kongofrage bereinigt hatte, da schenkte ihm dieser sein Bild mit der Unterschrift: „Meinem liebenswürdigen Freund und gefährlichen Gegner." Der französischen Schmeichelei diente auf dem Gegenbilde schlagfertig die deutsche Wahrheit: „Meinem gefährlichen Freunde und liebenswürdigen Gegner." Das wäre jetzt ein gutes Wort für Stresemann an Briand. Solang es noch Landauer Schandurteile gibt, ist es bis zur wirklichen Eintracht noch klafterweit.

Den Franzosen begrüßten die Pariser Eisenbahner bei der Heimkehr als den „Werkmeister des Friedens". In Oslo bekam er mit Chamberlain, Stresemann und Dawes den Nobelpreis. Wir wollen hoffen, daß sie sich jetzt alle erst recht um die Wette befleißigen, zu erwerben, wessen sie glückliche Besitzer sind. Aber auch Roosevelt bekam einmal den Preis; hinterher hat jedoch keiner verrückter Amerika in den Weltkrieg gehetzt als gerade er.

Vor zwei Menschenaltern sagte Cavour, wenn er einen Diplomaten betrügen wolle, dann sage er ihm die Wahrheit; die glaube ihm nämlich keiner. Solange noch mit solchen Mitteln gearbeitet wird, bleibt auch der Völkerbund eine unmoralische Anstalt.

Wir sahen, wie Mussolini gegen Frankreich anging. Der Reinfall Garibaldis nötigte zu vorläufigem Verzicht. Aber der imperialistische Drang ins Weite wandte sich sofort gegen den Balkan. Der albanische Vertrag wurde geschlossen, der das vielbegehrte Schkipetarenland nach altrömischem Muster zu einem italienischen Schutzstaat macht. Jugoslawien ist drob erregt; Frankreich stützt den Freund mit Rat und reisigem Zeug. Infolgedessen zeigen sich die lateinischen Schwestern aufs neue die scharfen Fingernägel zum gegenseitigen Augenauskratzen. Auf beiden Seiten der Seealpen häufen sich die Truppen. Es rumpeln die Tanks, es pellern die Flieger, und in den Buchten liegen ausgerichtet die kriegsgrauen Schiffsrümpfe unter Dampf. Hochspannung hier und Hochspannung dort; wenn nun Kurzschluß entsteht durch einen faschistischen Unfug?

Freilich kam uns dies zustatten. Die italienische Gefahr machte Frankreich vorsichtig. Denn Mussolini schließt Schiedsverträge mit uns, lädt Stresemann ein, wird leutseliger in Südtirol und läßt seine Presse schreiben, Deutschlands Freundschaft sei schätzbar.

England, stets auf der Hut, schickt eine zweite Flotte ins Mittelmeer. Trotz des Nobelpreises verläßt es sich mehr auf die Schiffskanonen als auf den Völkerbund. Der weihnachtliche Friede auf Erden hatte vorsichtshalber den Harnisch angelegt.

An der Bockbeinigkeit der Botschafterkonferenz trug London nicht weniger Schuld als Paris. Von ihm geht der Anspruch aus, daß Deutschland keine Halbfertigwaren ausführen dürfe, die sich zu Kriegszwecken herrichten lassen. Selber führt es solche in Massen aus; also ist es nicht Friedenswille, sondern der alte Brotneid.

Welche Unredlichkeit selbst in Formfragen! Die berüchtigte Investigationsakte mußte man uns preisgeben. Man nahm sie aber keineswegs zurück, sondern „ergänzte“ sie nur. Dieser Zusatz besagt jedoch, sie sei nicht etwa nach ihrem Wortlaut zu verstehen, vielmehr gerade nach dem Gegenteil dessen, was sie sagt: Auf daß in Ehren bleiben die Orakel und gerettet werden die Halbgötter von Genf.

Wenn nur Berlin besser wäre und der deutsche Innenpolitikus gradsinniger als der europäische Außendiplomat! Aber auch er sieht nur die Partei; fern hinter ihm in wesenlosem Scheine liegen dann Recht und Vaterland.

Die Unabhängigkeit des Richters ist ein Eckstein der Reichsverfassung. Herr Löbe plant trotzdem, ihn für ein Weilchen zu beseitigen. In der Zwischenzeit sollen lauter republikanische Richter eingesetzt werden, damit in Zukunft nur noch republikanisches Recht gesprochen werde. Also wieder ein Demokrat, der auf republikanische Bürgschaften pfeift und die Verfassung bricht, die er am Verfassungstag schwungvoll feiert.

Man möchte so gern seine Freude haben an den vaterländischen Verbänden. Zwinger zur Deutschheit müßten sie sein durch Ansporn und Vorbild.

Allein was sehen wir? Zwist, Eifersüchtelei, Spaltung und Spinnefeindschaft. Der eine beschuldigt den andern geheimer Absichten und Anschlüsse. Die Denkschrift wird ruchbar, und lärmsüchtig stürzen sich die Linkser auf den kostbaren Wühlstoff. Die Reichswehr ist ja drein verwickelt; ihre schwarze Bestie, weil sie keine Waffe der Partei sein will und daher nach ihrem Mißtrauen keine Waffe der Republik ist.

Sie soll umgeformt werden. Idealbild ist die österreichische. Diese untersteht nämlich dem Parlament, also einem Ausschuß der jeweiligen Mehrheitsparteien. Die Rekruten werden daher nach dem Parteibuch erkoren; genau im Verhältnis zur Fraktionsstärke der Machthabergruppen. Wechselt die Regierung, so wechselt auch der Prozentsatz und damit der Geist des Heeres. Fehlt also eigentlich bloß, daß statt auf die Fahne der Eid auf die Wetterfahne geleistet wird.

Eine solche Soldatengewerkschaft ist sündteuer, völlig unbrauchbar nach außen, desto gefährlicher im Innern. Heftig wehrten die Kärntner ab, als man ihnen von Wien aus den so beschaffenen Grenzschutz anbot: „Lieber die Italiener im Lande, als so was!“

Niemand lauschte schärfer auf die eingerissene Enthüllungssucht als die Kontrollkommission. Wertvoller als bezahlte Spitzel sind ihr Leute, die kein vaterländisches Bedenken kennen, wenn es die Partei gilt. Was sich Scheidemann leistete, entsetzte auch folgerichtigste Demokraten bis tief in die eigene Partei hinein. Die italienische Presse wirft die Frage auf, was wohl bei ihr zu Hause einem solchen parlamentarischen Amokläufer widerführe.

Bismarck ging einmal mit dem Rembrandtdeutschen in seinem Sachsenwalde spazieren. Man sprach über Politik, aber des großen Staatsmanns Auge hing immer an dem geliebten Forst. Schließlich verknüpften sich beide Gedankengänge in dem echten Bismarckworte: „Alle Bäume wachsen senkrecht zum Erdzentrum. Nur die Fraktionspolitiker wachsen senkrecht zu ihrem Parteiboden.“

Dieses Jahr sollte nicht zur Rüste gehen, ohne daß dieser Geistesblitz noch einmal seine Wahrheit bewährte. Der Parlamentarismus bereitete nämlich dem deutschen Volke wieder seine herkömmliche Weihnachtsbescherung in Gestalt einer Regierungskrisis.

Es hieße ein Versailler Fehlurteil fällen, wollte man irgendeine Alleinschuld zurechtmachen. Sie stehen alle senkrecht zum Parteiboden, daher schief zum deutschen Erdzentrum. Nur an sich dachte die Sozialdemokratie bei ihren Angriffen auf Justiz und Reichswehr, bei ihrem Ansturm auf das Kabinett. Kanzler Marx und sein Zentrum sündigten dadurch, daß man sie trotzdem in die Regierung hereinhaben wollte. Aber auch die Deutschnationalen durften nicht aus Machtdrang einen Mißtrauensantrag unterstützen, dessen Gründe sie ausdrücklich von sich wiesen. Es ist dies dieselbe Taktik wie im Mai, als man den Kanzler Luther bei seinem schwarzweißroten Flaggenerlaß im Stiche ließ. Damals schrieb ich, man wisse nicht mehr, ob man noch bei der Tragödie sei oder schon beim Satyrspiel. Es hat sich nichts geändert.

Wann endlich sehen unsere Unentwegten ein, daß sie in unserer Innengeschichte die störrische Rolle Poincarés und Fochs spielen?

Durch fraktionelle Kniffe und parlamentarische Finten werden höchstens Erfolge des Augenblickes erzielt, die der nächste aber schon wieder entreißt. Zum inneren Frieden kommen wir bloß durch eine maßvolle Politik des Ausgleichs im steten Hinblick auf das Wohl des Vaterlandes. Dazu gehören aber besonnene Führer und abgeklärte Wähler; daher ist viel wichtiger als dies Katzbalgen um kleinliche Vorteile die große geduldige Arbeit an der Reichsseele.

Wie es nun werden wird, wer kann es sagen? Die Astrologen rechnen heraus, daß im neuen Jahre der Fixstern Regulus und das Symbol der Unruhe, der Planet Neptun, einander begegnen im Zeichen des Löwen. Das ist eine Gestirnung, wie sie nicht mehr da war seit Friedrich dem Großen. Es wird heftige Gärung herausgelesen, allein mit dem guten Ende gedeihlicher Klärung.

Helfen wir, daß sie wird! Es geht um die Entgiftung unseres Volkes durch stete Zufuhr seelischer Vitamine, dieser einzig echten éléments stables. Stets hat dies dem „Türmer" vorgeschwebt bei seiner Arbeit, und so soll es auch bleiben im neuen Jahre. Gott walte es! F. H.

(Abgeschlossen am 22. Dezember 1926)

Auf der Warte

Die „Neue Rechte" von Robert Fabre-Luce

Es ist bedauerlich, daß das Wort „Frontgeist" schon fast zu einem Schlagwort geworden ist, in dessen Schutz sich die verschiedenen Organisationen auf das heftigste befehden. Es ist bedauerlich, weil das **Kriegserlebnis** schlechthin für die junge Generation Europas das entscheidende Erlebnis ist. Weit mehr, als bis jetzt in Erscheinung getreten ist! Ein solches Ereignis, wie der Weltkrieg, wirkt sich nicht in wenigen Jahren aus, es braucht die Reife von ein, zwei neuen Generationen, um gestaltend zu wirken.

Während, wie gesagt, bei uns die Verbände sich befehden und Grüppchen sich von Grüppchen sondert, kommen aus dem Lande des wildesten Deutschenhasses, aus Frankreich, Stimmen und diesen Stimmen nach Menschen, die gerade auf Grund dieses Kriegserlebnisses sagen: So geht es nicht weiter! Stimmen, die durchaus nicht verworren oder fremdartig etwas aussprechen, das uns, die wir ein **klassisches Deutschtum** anstreben und im Leben verwirklichen wollen, durchaus vertraut ist.

Es soll hier von einem Manne berichtet werden, einer jener Stimmen, die aus der neuen Generation vom Westen herüberdringen, von dem Baron **Robert Fabre-Luce**, dem Abkömmling eines altfranzösischen Adelsgeschlechtes, der in seiner Heimat die „Droite-Nouvelle", die jung-französische Rechte, als Partei begründet hat.

Robert Fabre-Luce — nicht zu verwechseln mit seinem Vetter Alfred, der das Poincaré-feindliche Buch „Der Sieg" geschrieben hat — hat seine Erziehung in germanischen und angelsächsischen Ländern genossen und ist früh in den Geist deutscher Philosophie eingedrungen. Er diente im russischen Heer als Offizier während des Weltkrieges und setzte seine Studien nach dem Kriege in Deutschland, Rußland und den neuen Staaten des Ostens fort. Seine Grundauffassung war schon sehr früh in seiner Entwicklung gefaßt: **Deutschland und Rußland sind die Zukunftsländer Europas**; und Frankreich, sowie die übrigen lateinischen Länder und Völker können ohne Bindung an diesen germano-russischen Block nicht leben. **Frankreich**, so sagte er bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin im Kreise der „Jungkonservativen Vereinigung", Frankreich umfaßt heute nur noch ein Zwölftel der Bevölkerung Europas. Zu Zeiten Ludwigs XIV. umfaßte es ein Drittel — Europa hat sich enorm verändert! Und Frankreich muß sich zu seinem eigenen Gedeihen vom Hegemoniegedanken losmachen und sich auf seine Rolle besinnen, die ihm von Natur zukommt. Innenpolitisch bedeutet das: moralisch Front zu machen gegen den Geist der revolutionären Zersetzung (von 1789), der mit seiner Parole des demokratischen Selbstgenusses des Individuums die Bevölkerungsabnahme Frankreichs verschuldet hat. Außenpolitisch bedeutet diese neue Einstellung für Frankreich: **Anschluß an einen gesunden Osten mit organischen Grenzen, d. h. Aufhebung der „Ordnung" von 1919**, die eine Ordnung gegen Europa war.

Fabre-Luce ist **kein Pazifist**. Er will auch nichts mit Pazifisten zu tun haben. Für ihn und seine Freunde ist die Geschichte als eine Abfolge von Kriegen und Friedenszeiten bejahenswert. Aber er will nicht, daß die Ungeistigkeit und Unvernunft, die verstockten Kreise der „Action française" oder die Geldinteressen der scheinheiligen Liberalen, Europas Völker noch einmal in einen „Bürgerkrieg" untereinander stürzen.

Deshalb will er seine „Droite-Nouvelle" als Zelle in einem zu schaffenden System der **europäischen „Neuen Rechten"** betrachtet wissen. In diesem System, dem natürlich nur ein nachbolschewistisches „weißes" Rußland einzugliedern wäre, sollen die jungkonservativen Gruppen der europäischen Völker in Austausch treten, die Gruppen, die entschlossen sind, die Geschäftspolitik der Liberalen und Sozialisten nicht mitzumachen. Und er will,

was den Versailler Vertrag anlangt, dieses jungkonservative Europa auf ein Revisionsprogramm einigen, das folgende 12 Punkte umfaßt:

1. Rückgabe Danzigs, des Weichselkorridors und des Memellandes.
2. Rückgabe Oberschlesiens, vielleicht mit Ausnahme eines kleinen rein-polnischen Teiles.
3. Rückgabe Eupens und Malmedys.
4. Rückgabe der Kolonien.
5. Keine Abstimmung im Saargebiet, sondern Rückgabe, Abkauf der Minen durch Deutschland.
6. Gemeinsame Lösung nach dem Willen der Bevölkerungen für Provinz Posen, Schleswig, Elsaß-Lothringen.
7. Freistellung des Anschlusses Österreichs nach dem Willen seiner Bevölkerung.
8. Politische, kulturelle und wirtschaftliche Garantien der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei.
9. Abänderung des Dawes-Planes, direkte Zahlung Deutschlands an Frankreich.
10. Gleichberechtigung beider Länder in Militärfragen. Abschaffung der Kontrolle.
11. Räumung der besetzten Gebiete in anderthalb Jahren oder weniger, drei Perioden von sechs Monaten.
12. Unterstützung der Frankenwährung durch die Mark oder entsprechende mit Deutschland zu vereinbarende wirtschaftliche Vorteile, da dieser Punkt eventuell überholt ist.

Diese Ziele sind hochgesteckt. Doch das schadet nichts. Das Entscheidende ist: hier spricht ein Mitkämpfer des großen Krieges — der diesen Krieg nicht schmäht! — und er spricht im Namen einer Jugend in Frankreich, die in Deutschland das Symbol der Gesundheit sieht. Es wird sich zeigen müssen, ob der Geist der Wahrhaftigkeit, des Glaubens an die metaphysischen Mächte, an Adel, Gesittung, Gerechtigkeit, Waffenehre und Tradition sich mit dieser Jugend durchsetzen kann.

Das Echo, das Fabre-Luce in den führenden Rechtskreisen in Berlin fand, läßt eine Hoffnung für die Zukunft aufschimmern. (Die Zeitschrift der „Droite-Nouvelle“ dürfte demnächst in deutscher Sprache in Berlin erscheinen.) Curt Hotzel

Carl Muth

Der Herausgeber der Münchener Monatsschrift „Hochland“, um die sich ein vornehmer Kreis gebildeter Katholiken gesammelt hat, feiert in diesen Tagen seinen 60. Geburtstag. Es ist dem Herausgeber des „Türmers“ eine angenehme Pflicht, dem Jugendfreunde, der auf seinem besonderen Wege dem deutschen Ganzen zu dienen sucht, einen nachbarlichen Gruß hinüberzurufen. Selber evangelisch, habe ich doch von jeher den katholischen Deutschen gegenüber einen ähnlich friedfertigen Standpunkt vertreten wie mein Landsmann Oberlin. Und so waren mir in jungen Jahren die Berührungen mit Carl Muth eine mannigfaltige Anregung und wertvolle Möglichkeit, den Katholizismus unbefangen kennen zu lernen. Wenn gelegentlich mein Biograph Paul Bülow irgendwo sagt, ich hätte dem Prof. Carl Muth sein Programm für „Hochland“ schmieden helfen, so soll durch diese Bemerkung durchaus nicht Muths volle Selbständigkeit angetastet werden. Seine Reformschriften über den literarischen Katholizismus sind aus seinen tiefsten Herzenssorgen ganz und gar bodenständig gewachsen, in dem gründlich und schwer verarbeitenden Rheinhessen langsam gereift und haben aus ihm selber heraus Form und Gestalt gewonnen. Muths Name bedeutet ein Programm. Es war einer unserer Jugendträume, einmal Seite an Seite — gleichsam katholevangelisch — arbeiten zu können. Als Muth das „Hochland“ gründete (1903), eröffnete in demselben Sommer Dr. Johannes Müller seine durchgeistigte Sommerfrische Mainberg (jetzt Elmau), und Dr. Ernst Wachler gründete das Harzer Bergtheater. Jede der drei Bestrebungen, mit denen ich persönliche Fühlung hatte, war im Sinne der Gesundung des Zeitgeistes ein gutes Werk. Aber bei der Zersplitterung in unserem Volke scheint eine gegenseitige Fühlungnahme oder ein taktisches Zusammenarbeiten leider nicht der deutschen Wesensart zu entsprechen. So entwickelt sich immer nur ein tüchtiger Spezialismus; kein literarischer Bismarck schweißt das Ganze zu einem großzügigen Geist des Aufbaues zu-

sammen — wobei nebenbei das gegenseitige Totschweigen keine geringe Rolle spielt, abgesehen von Neid und Nörgelei. Ich habe meinerseits den Glauben an eine einheitliche Kraft des deutschen und christlichen Geistes aufgegeben, das muß ich offen aussprechen.

Es ist eine auffallende Erscheinung — diese Worte wenden sich nicht gegen Muths Persönlichkeit —, daß auf katholischer Seite oft ein artistisch hervortretender modern-jüdischer Dichter oder Denker williger anerkannt wird als ein evangelischer Deutscher, vollends wenn jener übertritt, wie etwa Max Scheler. Wenn jüdisch-liberale Pressetaktiker, diese Meister des geschickten Totschweigens und klug verteilten, stetig wiederholten Lobes, eins ihrer Talente in den Vordergrund gelobt haben, so pflegt auch der literarisch interessierte Katholizismus davon Notiz zu nehmen und der von dort ausgehenden Suggestion zu erliegen. Diese Beobachtung hat uns andere in unserem Kampfe vereinsamt. Es mag vielleicht auf Gegenseitigkeit beruhen, gern zugegeben; und ich denke mir die Stellung eines Mannes — wie Carl Muth —, der den katholischen Teil des deutschen Volkes literarisch führen und fördern will, ganz besonders schwer und leidvoll. Gutgesinnter Dilettantismus und echte Kunst — das ist immer ein Gewissenskonflikt. Von diesen Beschwernissen sind unsre liberal-jüdischen Zeitgenossen frei; daher die Elastizität, mit der sie in unsre literarischen Belange mit beiden Beinen hineinspringen. Sie sind weder von nationaler noch von konfessioneller Gesinnungsschwere belastet; es ist ihnen alles — Literatur. So bildet sich gerade auf ihrer Seite das gefährliche Artistentum aus (Beherrschung der technischen Mittel), wobei ihnen der Stoff gleichgültig ist, mag es auch einmal ein christlicher sein. Und es scheint, daß auch hier das Zentrum der Sozialdemokratie näher steht als dem evangelischen Deutschtum. Mir ist z. B. Werfels „Aeserweg“ ein widerwärtiges Gedicht, und seine Übertragung des „veni creator spiritus“ („Komm, heiliger Geist, du schöpferisch, Den Marmor unsrer Form zerbrich“!) nicht lobenswert.

Ich habe vor Muths Kampf um die katholische Literatur eine tiefe Achtung; ganz abgesehen von der menschlichen Hochschätzung dieses gewissenhaften und unermüdlichen Mannes und Christen. Aber wir können uns beide nicht verhehlen, daß wir — getrennt wandernd und nicht vereint schlagend — das deutsche Volk aus seinem fluchwürdigen Materialismus nicht herausgerissen, daß wir den Zeitgeist im Sinne einer idealistischen Lebensanschauung nicht umzugestalten vermocht haben. Diese Niederlage bekenne ich meinerseits offen. Manchem Katholiken bin ich mit meinem Lebenswerk als „Pantheist“ oder dergleichen verdächtig, obwohl ich dies wiederholt schroff abgewiesen habe. „Mehr Rosen als Kreuz“, sagt man dort achselzuckend. Und so kam es nie zu einem wuchtigen einheitlichen Vorstoß.

Von diesem Schatten der Wehmut ist auch mein Gruß an Carl Muth überdeckt. F. L.

Wittigs Leben Jesu

ist eine der eigenartigsten Schöpfungen der neueren deutschen Literatur (sie erscheint soeben neu bei Leopold Klotz, Gotha, 2 Bände, 12 ℳ). Diesen beseelten, tiefreligiösen Schriftsteller setzten einige Verwaltungsbeamte in Rom auf den Index, weil sie — wir entdecken keinen andern Grund — die deutsche Seele nicht verstehen. Uns Evangelischen ist es unfaßbar, wie ein solcher Mann erst auf den Index kommen, dann nach einem merkwürdigen Verwaltungsverfahren aus der Kirche ausgestoßen werden konnte! Der Schlesier Wittig als Schriftsteller erinnert einerseits an die besten katholischen Volksschriftsteller wie Rosegger oder auch Hansjakob, gemahnt aber andererseits an jene religiös-dichterische Strömung, die den Alltag und das Niedrige zu verklären sucht, wie es z. B. in Herwigs „Sebastian im Wedding“ um Ausdruck ringt.

Prof. Wittig schreibt im Vorwort zur Neu-Ausgabe, die wir wärmstens empfehlen:

„Im Juli 1925 wurde das ‚Leben Jesu‘ mitsamt den ‚Erlösten‘, dem ‚Hergottswissen‘ und zwei Aufsätzen aus Ernst Michels ‚Kirche und Wirklichkeit‘ — ‚Die Kirche im Waldwinkel‘ und ‚Bergkristall‘ blieben unangetastet,

obwohl sie im selben Geiste geschrieben waren — auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt, da die darin enthaltenen Irrtümer ‚den katholischen Glauben von Grund aus untergraben' sollen, und im Juni 1926 wurde ich aus der Kirche ausgeschlossen ‚wegen Ungehorsams', das heißt, weil ich jenes Urteil nicht unter längst geschworenen und darum unwiederholbaren Eiden bestätigen konnte. Meine Bitte um Belehrung und um Nachweis der ‚Irrtümer' — ich wollte wahrhaftig gern jeden nachweisbaren Irrtum gründlich ausrotten — blieb unbeantwortet. Ich nehme infolgedessen an, daß meine Irrtümer nur ‚in der Luft' liegen, und daß es dem geistlichen Amt nicht möglich ist, sie in meinen Büchern nachzuweisen. Die Luft ist nach den zahlreichen Gewittern sicher gereinigt. Meine Bücher können also unverletzt ihre neue Fahrt antreten. Sie werden von nah und fern gerufen. Da einige meiner früheren Verleger infolge des kirchlichen Einschreitens ihre Verträge nicht mehr erfüllen konnten, bin ich dem Verlag Leopold Klotz in Gotha aufrichtig dankbar, daß er sich meiner Bücher annehmen und zunächst dem ‚Leben Jesu'-Buch das Tor zur evangelischen Christenheit öffnen will. Man hat mir von feindlicher Seite vorgeworfen, ich sei ein Luther redivivus; von freundlicher Seite hat man gesagt, daß in mir die Gegenreformation ein Ende gefunden habe, und daß der tiefste Sinn meines Schrifttums die Heimholung des lutherischen Wahrheitsgehaltes sei. Richtig daran ist, daß ich in die religiösen Schätze der alten tiefgläubigen Zeit eingebrochen bin, um deren Kostbarkeiten auch Luther rang, und daß ich manches Stück hervorgezogen habe, das wir nicht mehr ansehen mochten, weil Luther es berührt und in seiner Glaubensglut geschmiedet hat. Es kommt mir auch das Wort Dankbarkeit in die Feder, wenn ich an die evangelische Frömmigkeit denke, die hier und da an meinem Lebenswege aufblühte, und an die protestantische Gotteswissenschaft, die ich um meines akademischen Berufes willen studieren mußte. Lieber ist mir aber, was mir ein junger Wiener schrieb, nämlich daß ich weder lutherische noch tridentinische Theologie lehre, sondern daß ich aus der Zeit komme, in der noch alle Christen gemeinsam beteten und glaubten und hofften, und daß ich alle Wunder und Gnaden jener Zeit verkünden dürfe. Ich muß die geschichtliche Trennung der Christenheit anerkennen, weigere mich aber, sie in meinem Herzen zu vollziehen. Als solcher schicke ich mein Buch von neuem in die Welt."

Wir stimmen diesen letzten Sätzen herzlich bei, eingedenk der versöhnlichen Zeiten eines Sailer oder Diepenbrok, wo Geister wie Ludwig Richter und andere von beiden Konfessionen her dem ganzen deutschen Volke dienten.

Gesellschaft für deutsches Schrifttum e. V.

Die betrübliche Lage des deutschen Schrifttums hat man lange Zeit vergeblich durch Einzelmaßnahmen zu heben getrachtet, wobei ohne Erreichung des Zieles ungeheure Kräfte vergeudet worden sind. Der Grund lag nicht zuletzt darin, daß es sich in den meisten Fällen um eine auf die Verneinung beschränkte Abwehrbewegung handelte. Sie hatte auch ihre naturgemäße Auswirkung auf die Presse, welche um eines Teiles ihrer Leserschaft willen gezwungen war, einen Kampf gegen Windmühlenflügel zu führen. Inzwischen konnten Strömungen, welche dem Seelenleben des deutschen Volkes fern oder feindlich gegenüberstehen, zur Beherrschung des Kunstmarktes und Geisteslebens gelangen, dergestalt, daß die deutschen Künstler zum Hungern gebracht wurden und das deutsche Volk sich seiner besten Kraftquelle beraubt sieht. Es kann nicht in der Richtung einer Gesundung dieser Verhältnisse liegen, durch unzulängliche Zuwendungen an zahllose Einzelpersonen ein dauerndes Kunstproletariat zu erhalten. Die unmittelbare Not zu lindern, ist Aufgabe der Wohlfahrtseinrichtungen. Die Beseitigung der seelischen Not der Kunst kann nur dadurch erfolgen, daß das Übel an der Wurzel gepackt und der Weg für eine starke und freie volksgebundene Kunst freigemacht wird. Diesen Weg hat die Gesellschaft für deutsches Schrifttum e. V. beschritten.

Die Gesellschaft veranstaltet alljährlich sie-

den Vortragsabende in Berlin für lebende Autoren, einen Abend für wichtige Zeitfragen, einen klassischen Abend und einen Gesellschaftsabend. Das Vortragsamt der Gesellschaft wird in Verbindung mit den literarischen Gesellschaften und sonstigen Vereinigungen im Reich und allen deutschsprachigen Ländern Vorlesungen und künstlerische Abende durchführen. Eine Vermittlungsstelle für Manuskripte aller Art ist eingerichtet, die Herausgabe einer Zeitschrift geplant.

Näheres erfahren unsere Leser durch die Geschäftsstelle dieser Gesellschaft: Berlin W 30, Martin-Luther-Str. 81.

Im „freien" Deutschland

Wir sind jetzt bekanntlich das freieste Volk der Welt. So liest man wenigstens. Wie frei, das lehrt jedoch das tägliche Erlebnis.

Der Versailler Artikel 179 verbietet uns, Werbungen für die Fremdenlegion zu verbieten. Wir selber aber verbieten uns sogar, auch nur davor zu warnen. Unsere feinfühlige Oberfilmprüfungsstelle hat zwar den „Potemkin" erlaubt, untersagt jedoch jetzt einen Film, der die Scheußlichkeiten dieser französischen Kulturschande darstellt und dadurch abgeschreckt hätte. Er sei kitschig, erklärte das weise Sanhedrin, und die Linkspresse nickte.

Aber andererseits tritt sie grundsätzlich für jeden Kitsch ein, sobald er nicht die Franzosen berührt, sondern bloß die deutsche Volksseele. Sie begeistert sich zum Beispiel dafür, wenn das Berliner Staatstheater den Hamlet im Smoking spielen läßt, den Fortinbras als näselnden Monokelleutnant und den König Claudius als Fratze Kaiser Wilhelm mit gelähmtem Linksarm. Wenigstens vom dritten Akt an, vor dem ihm ein Schlaganfall angedichtet ist, was erst die unzulängliche Phantasie Shakespeares auf die Höhe unserer ästhetischen Zeitansprüche hebt.

Es war gleich nach dem Umsturz, da verlangten die sozialdemokratischen Jugendbünde ein Schutzgesetz gegen Schund und Brunst. Ein sozialdemokratischer Innenminister versprach's, sein sozialdemokratischer Staatssekretär entwarf's und ein demokratischer Innenminister legte es jetzt verspätet vor.

Diese Herkunft: ist sie vergessen oder haben wir uns derart ins Überfreie entwickelt, daß die Freien von damals heute als Nachtalben dastehen? Jedenfalls wurde ihr Entwurf von der gesamten Demokratie zerpflückt und beschimpft als ein Ungeheuer von Willkür und Unvernunft, von Finsternis und Heuchelei. Tante Voß entdeckte eigens den bisher völlig verkannten erzieherischen Wert des Schundromans. Er sei für die Knabenseele ein Stahlbad; schätzbar selbst dann, wenn einmal ein Minderwertiger eine Zugkatastrophe „konstruiere". Die preußische Dichtersektion leistete sich als ersten Streich die Kulturtat eines flammenden Protestes. Es verletze, das ist der kurze Sinn, die Würde der Kunst, wenn man dem Schmierax die Rechte des Künstlers aberkenne oder der Schweinigelei den Rang eines Kunstwerks.

Gleichwohl siegten Anstand und schlichter Sinn. Der schreihälsigen Sozialdemokratie ward nur Hilfe von der Mehrheitsgruppe der ihr in solchen Dingen stets alliierten und assoziierten demokratischen Fraktion. Das Siegfried Jacobsohnsche Genießertum an Wildschmack und Wurmstich hat dort bei einer tuerischen Anempfindergruppe werbende Kraft. Dem widerstand freilich das sichere weibliche Gefühl Gertrud Bäumers. Ihr folgte das Wenige, was aus Friedrich Naumanns christlich-deutscher Schule noch übrig ist. Dies Sonderwollen wühlte aber argen Zorn auf und eine Springflut anonymer Schmähbriefe. Theodor Wolff verließ die Partei; empört, daß sie Leute duldet, die so frei sind, frei zu sein von der schrankenlosen Freiheit seines Geschmäcklerpfaffentums.

Wer sind wohl die unfreiesten Leute im neuen Deutschland? Ich glaube, die Minister und unter den preußischen jedenfalls der für Volksaufklärung. Den Herrn Becker haben offenbar seine Kollegen derart in der Zwicke, daß er muß, wie sie wollen. Wäre es sonst erklärlich, daß dieser Ehrendoktor der evangelischen Theologie zum evangelischen Schulrat einen Mann erkor, der sich für konfessions-

los erklärt und in einem öffentlichen Vortrag Gott, Seele und Unsterblichkeit kalten Blutes abtat? Starr, wie im Falle Lessing, wird aber die Abhilfe des Fehlgriffs geweigert, der aufgebrachte Protest der Elternräte mißachtet. So entstand ein Schulstreik; zuerst in Dortmund, dann in Westfalen überhaupt. Das Ministerium bleibt jedoch zugeknöpfte Obrigkeit und sucht mit Machtmitteln zu dämpfen. Eifrig gestützt durch die Linkspresse, die in solchen Fällen rührend besorgt ist um die Staatsautorität. Will man abwarten, bis das ganze evangelische Preußen in den Ausstand tritt? Einem katholischen Bezirk wäre der Dissident nie zugemutet worden. Denn das Zentrum ist ja in der Koalition drin; aber auch sonst würde es scharf kratzen, und darum scheut man es. Im freien Deutschland ist nämlich jeder genau so frei, wie er Ellenbogen hat und sie spielen läßt.

Im Berliner Vorort Neu-Köln starb der Stadtmedizinalrat Dr. Silberstein. Da sich für die Nachfolge kein Bewerber mit rotem Parteibuch meldete, kamen die Stadtväter überein, lieber einen Genossen zu suchen, der nicht Arzt, als einen Arzt, der nicht Genosse ist. Ein Schlosser kommt in Frage, ein Lithograph, ein Kaufmann und natürlich der heutzutage die Leiter zur höchsten Macht beanspruchende Gewerkschaftsbeamte. Jeder Bader besäße mehr Heilkunst, aber „reine Wäsche“ haben sie alle. Und das entscheidet, seitdem wir so frei geworden sind.

Lichtenberg liegt gegen Neu-Köln auf der anderen Seite Berlins; keineswegs auf der besseren Seite politischer Erkenntnis. Demgemäß hat sein Bürgermeister verfügt, daß auf allen Stadtämtern die abgefeimte Fridericus-Marke nicht gebraucht werden darf. Und um seinen Gegensatz gegen den Mann, der jeden nach seiner Fasson selig werden ließ, auch noch zu unterstreichen, hat er den Schwestern des Krankenhauses die herkömmliche gemeinsame Morgenandacht untersagt. Wer trug wohl freieren Sinn: der monarchische Autokrat auf dem Thron oder der proletarische auf dem kurulischen Sessel?

Neulich war der deutsche Kronprinz in Berlin. Das Verkehrsgewühl der Leipziger Straße zwang sein Auto zu einem minutenlangen Halt. Flegel sammelten sich und überschütteten den wehrlosen Insassen mit gesinnungstüchtigen Rüpeleien. Ein Schupo schaffte daher rasch Bahn zur erlösenden Weiterfahrt. Das empörte jedoch die Meute; sie sah darin einen unzulässigen Eingriff in ihr Gassenrecht auf Roheit und beschwerte sich daher beim Polizeipräsidenten. Dieser ist natürlich auch Sozialdemokrat. Demgemäß erhielten die Haberechte nicht etwa ein Strafmandat wegen Anpöbelns, vielmehr den höflichen Bescheid, der Wachtmeister habe nur nach Vorschrift gehandelt. Übrigens habe er den Prinzen noch nicht einmal gegrüßt. Offenbar wird ihm das hoch angerechnet. Wiederholungen dürfte dies schwerlich unterbinden, und so entwickelt sich aus der Freiheit des deutschen Bürgers eine Vogelfreiheit des deutschen Prinzen.

Ein Hohenzoller auf der Straße; was bedeutet der auch gegen einen Kutisker vor Gericht? Der verurteilte Großschieber stand wegen einer neuen Sache vor den strafenden Schranken. Stand? Nein, er lag. Auf einer Bahre ließ er sich nämlich hereintragen. Just am Morgen hatte er einen jener gefälligen Anfälle gehabt, kraft deren er seine Zuchthausstrafe vorläufig im Krankenhause verbüßen darf.

Allein auch das genügt ihm noch keineswegs. „In der Charité ermordet man mich. Das ist schlimmer als in Asien. Ich habe so viel für Deutschland getan (!) und — sieben Jahre Zuchthaus.“ Er brüllte und tobte es heraus. Daher wurde die Verhandlung vertagt, was den Anfall denn auch rasch behob.

Vor zwanzig Jahren gab es ähnliche Gerichtsszenen bei dem Prozeß des Fürsten Eulenburg. Nur war dieser zu viel Ästhet, als daß er gebrüllt hätte. Damals aber begehrte die gesamte Freisinnsjournalistik einhellig auf über das, was sie eine unwürdige Komödie nannte. Immer wieder verlangte sie schroffsten Eingriff der Staatsgewalt. Diesmal jedoch kramte sie wieder das weich-fühlende Verstehen aus, das ihr für alles Morsche und Faule zur Hand ist. Ich finde aus alledem, daß Gesetze und Grundrechte blutwenig bedeuten. Auch die Freiheit liegt nur in uns selber und die wahre erwächst erst aus straffer Selbst-

zucht. Einzig die Gesinnung macht's, aber die ist auch im neuen Reiche noch sehr unfrei, ungleich und unbrüderlich. F. H.

Ein literarischer Preisträger

Man ist in unseren wirren, ratlosen Tagen an mancherlei Unerwartetes gewöhnt, und die Kunst bringt die erstaunlichsten Wunderblüten ans Licht; ja, die modernste Literatur nimmt an Beliebtheit zu im Quadrat der Entfernung vom gesunden Menschenverstande. Nun ist der Gerhart-Hauptmann-Preis von 1925 an Jakob Haringer verliehen worden; neuerdings sind auch einige Bücher dieses besonderen Dichters in die Allgemeinheit gekommen, nachdem die Erzeugnisse seiner Muse bisher lediglich wenigen Erlesenen bekanntgegeben waren. Jetzt aber haben sich der Isis-Verlag in Frankfurt a. M. und der Verlag Gustav Kiepenheuer in Potsdam entschlossen, durch Veröffentlichung einiger Werke das Urteil der Preisrichter zu bestätigen; und in einer Anzeige des Isis-Verlages ist der hymnische Satz zu lesen: „Die Inbrunst des Gefühls und die Einfalt eines lauteren Herzens gleiten in seine Worte hinüber und machen ihn zum begnadeten Sänger allen Leids und aller Freude, die ein Menschenherz zu empfinden fähig ist."

Dieser begnadete Sänger verschickte vor geraumer Zeit ein Versbändchen „Weihnacht im Armenhaus" nebst einem beigelegten Geleitbriefe an einige Erwählte; angeblich war das Heft nur in 50 Exemplaren gedruckt, und zwar durch „eine arme, heldenmütige Greisin, die ihr Letztes, ihr Allerletztes geopfert, um mir diesen Druck zu ermöglichen". Ach, die alte gute Frau hätte ihre Spargroschen wahrlich vernünftiger anwenden sollen! Und es ist wirklich keine tröstliche Aussicht, daß „ein 30bändiges (der Band mit 500 Seiten) Lebenswerk" noch des Druckes harrt! Durch Verleihung des Hauptmann-Preises ist jedenfalls Haringers Glaube erstaunlich zur Erfüllung geworden: „Unter all diesen Millionen Deutschen, die ja eben nur Deutsche sind, einen akademischen Begriff vom Leben haben, das dreckige Taschentuch ihres Kulturschwindels als Fahne schwenken und gewiß, als Literaten, ihre Diebesehre haben — finden sich vielleicht 50 Menschen, die nicht Stein, Lüge und (sie nennen es) ‚Aufrichtigkeit', die nicht unter dem Vieh sind."

Nach diesen Proben der Selbsteinschätzung und der ungewollten Charakterisierung der Preisrichter mögen wenigstens einige Verse aus dem genannten Büchlein für die Meinung der Sachverständigen Zeugnis ablegen, wobei ausdrücklich vermerkt sei, daß Wortlaut und Zeichensetzung originalgetreu wiedergegeben sind:

Einsamer Spatz auf einem Dampfer nach Amerika.

o blinder Passagier im toten Schnellzug der Seele.
Bin ich des giftigen ICHs Vervielfältigungsanstalt noch nicht ausgestorben.
Leb wobl Deutschland romantisches Revolverinstitut.
Du glozt die Zeit an ... ICH die Abortwand,
an der jeder Commis sich verewigt ... nimmer
blättre ich dich aus des seidnen Hemds letzten Röslein
Und der Sonne Heringstonne schaukelt grau in der Blutlache des Monds —
Und die Sterne: Gottes Möven flattern und die Tugend
der alte Maggi Suppenwürfel bittert.
Der liebe Gott ist gestorben.
Und die Sagen des Bergdorfs verschüttet Dein greisig Haar. Und der Himmel
diese blaue Kaffeeaufwärmplatte
streicht Deine Seele mit Schwarz und Elend an

Man wird zugeben müssen: diese Art der Dichtung ist abseits vom Wege! Und dies „Gedicht" gehört noch unter die verhältnismäßig verständlichen. Haringer gefällt sich in den verwegensten Gleichnissen; etwa in solchen:

der Schnee des Herzens wird zu Dreck
Und die Sterne
Gottes Unterhosenlöcher schwindeln ...

Oder:

Der Hoffnung Käse stinkt.

Eigenartig sind zum mindesten auch diese Zeilen:

ICH Laus, schon
zwischen Gottes mich zerknackenden Finger-
nägeln. Du würzt
die Gewürze der Schwermut. Morgen
freß ich meine Seele: Marie, sie liegt schon
lang in Essig.

Genug der Beispiele! Immerhin war es vorsichtig, in dem Begleitbriefe ausdrücklich anzumerken: „Denen, die den Inhalt ‚anstößig' finden, sei gestanden: ich schreibe nicht für Geld, Mädchenpensionate, Gymnasiasten, Professoren, Ruhm." Tatsächlich offenbart Haringer eine geradezu perverse Freude an sexuellen Gleichnissen und Hindeutungen, — ja: man kann sich des peinlichen Gedankens nicht erwehren, daß hier ein völlig aus den Fugen geworfener Geist seine Sinnlosigkeiten ausgespritzt hat.

Und dieser Mann hat einen literarischen Preis empfangen! Wie konnte unsere mißleitete Gegenwart sich deutlicher bekunden?

Sch.

Das Gesetz zur Bekämpfung von Schmutz und Schund

schien anfänglich allseitig erwünscht zu sein. Als es aber zur Beratung stand, kamen auch sogleich Bedenken dagegen auf. Es könnte, meinte man, durch mißbräuchliche Anwendung und Auslegung die Kunst schädigen.

Gegen solche Einwendungen äußert sich mit erfreulicher Deutlichkeit und vollem Verständnis für die Notwendigkeit des Gesetzes Prof. Dr. Max J. Wolff in der „Tägl. Rundschau" in einem längeren Aufsatz, dem wir das Folgende entnehmen: „... Die Vorschläge der Regierung," schreibt er, „sind gewiß nicht vollkommen, sie sind in einzelnen Punkten sehr verbesserungsfähig und sollen hier durchaus nicht in Bausch und Bogen verteidigt werden, aber darüber muß man sich klar sein, daß, wenn man die Schmutzliteratur mit einiger Aussicht auf Erfolg bekämpfen will, eine gewisse Beschränkung der literarischen Freiheit unvermeidbar ist.

„Darin steht dieses Gesetz nicht allein. Wir haben beispielsweise seit Jahren ein Gesetz zum Schutze der Republik. Es ist unter dem lauten Beifallsjubel derselben Kreise zustande gekommen, die sich jetzt über den ‚reaktionären und kunstfeindlichen' Entwurf gegen die Schundliteratur nicht genugsam entrüsten können. Und doch enthält es gleich schwere, vielleicht sogar noch schwerere Beschränkungen der Kunst und der Literatur. Der Fall ist gewiß nicht unmöglich, daß es einen großen Dichter locken könnte, einen Angriff gegen die republikanische Staatsform zu richten, es könnte auch sein, daß er ohne jede aggressive Absicht ein Kunstwerk schüfe, das in seiner Tendenz auf eine Herabsetzung und Verächtlichmachung der Republik hinausliefe. Man würde sein Werk nach dem Republikschutzgesetz unterdrücken, und alles Pochen auf die göttlichen Rechte der Kunst und die irdischen der Verfassung würde ihm wenig helfen ... Die Erhaltung der Sittlichkeit unseres Volkes ist für uns das wichtigste, und wenn es zu ihrer Erhaltung Bestimmungen und Zwangsmaßnahmen bedarf, die möglicherweise einen Künstler in der restlosen Aussprache seiner Ideen behindern, so bedauern wir das aufrichtig, der Schaden muß aber in den Kauf genommen werden, denn es handelt sich um ein Rechtsgut, das den Vorrang vor dem Recht des einzelnen haben muß ... Die künstlerische Absicht des Verfassers genügt noch nicht, um ein Buch über das Niveau des Schmutzes zu erheben, und selbst wenn die künstlerische Absicht eine Gestalt gewonnen hat, die nach Ansicht der derzeitigen Sachverständigen ein Kunstwerk ist, so ist die sittliche Gefährdung damit noch nicht ausgeschlossen. Die Bezeichnung ‚Kunstwerk' ist ein sehr unbestimmter Begriff. Was heute als solches anerkannt wird, wird morgen als Schund verworfen ..."

Inzwischen meldet sich aus Wien eine neue Gruppe von Gegnern des Gesetzes gegen die Schundliteratur: man lese die einzelnen Namen — und man weiß, wie man dran ist! Die dortige „Theater- und Musik-Korrespondenz" verbreitet folgenden Aufruf:

„Wir rufen auf, die Geistesfreiheit (! D. T.) in Deutschland zu schützen! Die Regierung hat in aller Stille ein Gesetz vorbereitet, das vorgibt (! D. T.), die Jugend

zu bewahren. Es maskiert (! D.T.) sich als Gesetz gegen Schmutz und Schund. Hinter dem Gesetz verstecken sich aber die Feinde von Bildung, Freiheit und Entwicklung. Sie zeigen ihr gefährliches Gesicht in dem Artikel von der Mitwirkung der Kirche bei der Urteilsfindung, von der Allgemeingültigkeit örtlicher Urteile. Sie schweigen sich verräterisch (! D. T.) darüber aus, was Schmutz und Schund ist. Das Gesetz, ungeeignet, die Jugend zu schützen, stellt die Erwachsenen, Leser und Schreibende, unter die erniedrigende Vormundschaft verantwortlicher Winkelinstanzen. Wir weisen auf die im geheimen umhergehende Gefahr hin. Wir stellen sie der Öffentlichkeit bloß (! D. T.). Schützt die Freiheit des Gedankens!

Hans Baluschek, Viktor Barnowski, Georg Bernhard, Bert Brecht, Alfred Döblin, Gertrud Eysoldt, George Groß, Maximilian Harden, Wilhelm Herzog, Artur Holitscher, Herbert Ihering, Alfred Kerr, Heinrich Mann, Thomas Mann, Alfons Paquet u. v. A. Kampfgemeinschaft für Geistesfreiheit; Deutsche Liga für Menschenrechte; Kartell lyrischer Autoren; Vereinigung linksgerichteter Verleger (!)..."

Wir hätten eigentlich zu diesem Bekenntnis östlicher Republikaner und Gesinnungsverwandter hinter jedem Satz ein Ausrufungszeichen einfügen müssen. Es ist der Gipfel entstellender Heuchelei. Nicht die „Geistesfreiheit" ist bedroht, sondern das Geschäft. Alles andere ist verlogenes Geschwätz.

Bis zum Jahre 1848 und noch später war im alten Österreich die politische Zensur über Briefe und Zeitungen außerordentlich scharf. Dagegen suchte man eine Art von Ausgleich für die Bevölkerung dadurch zu schaffen, daß man in bezug auf Schund- und Schmutzliteratur äußerste Nachsicht zeigte. An dieses grundsatzlose Verfahren wird man erinnert, wenn man in der Berliner Linkspresse einen neuen Grund gegen die Gesetzesvorlage zum Schutz der Jugend gegen Schund und Schmutz vernimmt. Danach wäre es „sinnlos, eine Jugend vor dem Schmutz der Nacktheiten zu schützen, um sie desto hemmungsloser in den Schmutz politischer Hetzaffekte zu stoßen".

Weder das eine noch das andere! Wir sind unsrerseits keine Freunde solcher Gesetze, der natürliche Takt sollte uns auf diesem Gebiete vor Gemeinheit bewahren. Aber dieser Takt ist durch und durch zerrüttet.

Internationale Hetzfilme

Zuerst kamen sie im Weltkriege auf. Von England und später von Nordamerika aus wurden sie in fast allen Ländern vorgeführt, um die öffentliche Meinung gegen die Deutschen zu entrüsten. Leider werden einige von ihnen noch immer gezeigt. Einer der übelsten Filme dieser Art ist der amerikanische unter dem Titel: „Die apokalyptischen Reiter", von der Metro-Godwyn-Gesellschaft. Als in Neuyork dieser Film im Herbst 1926 aufs neue vorgeführt wurde, gerieten die Deutschamerikaner in begreifliche Erregung, ohne etwas dagegen tun zu können. Schon vordem waren die deutschen Vertreter im Auslande angewiesen worden, gegen die Aufführung dieses Films Vorstellungen zu erheben, und dazu schritt auch der deutsche Botschafter in Washington. Vorerst mußte er sich damit begnügen, daß die schärfsten deutschfeindlichen Stellen gestrichen wurden. Im allgemeinen verblieb aber dem Film das deutschfeindliche Gepräge. Kennzeichnend war eine Erklärung des Vertreters der Godwyn-Gesellschaft namens Loew, worin er versicherte, nicht etwa aus Deutschfeindlichkeit den Film wieder hervorgeholt zu haben, sondern nur, um der großen Nachfrage nach Valentino-Filmen zu genügen! Diesem Vertreter ist es demnach völlig gleichgültig, ob ein Film deutschfeindlich ist oder nicht, wenn er nur Geld bringt. Die „New York Times" des Herrn Ochs aus Frankfurt a. M. glaubte zurückschießen zu können und verdächtigte die „militärischen Films in Deutschland". Doch brachten diese mit „Fridericus" an der Spitze nicht den geringsten Angriff gegen ein anderes Volk und vollends keine so niederträchtigen Verleumdungen wie die „Apokalyptischen Reiter".

P. D.

Der Stumpfsinn des Geldes

Unter der Überschrift „Trustkönig Morgan und die Kapital-Lawine“ setzt sich der „Hammer“ (Zeitschrift für nationales Leben, Nr. 583) mit dem stumpfsinnigen Anwachsen des Milliardenvermögens eines Pierpont Morgan auseinander und deckt die Gefahren auf, die der Gesellschaft und dem Staat drohen, wenn sich diese Lawine über sie wälzt.

„Pierpont Morgan erbte im Jahre 1913 von seinem in Rom verstorbenen Vater 3750 Millionen Dollar, das sind rund 16 Milliarden Mark. Wenn dieses Vermögen zu einem soliden Zinsfuße ausgeliehen würde und nur 5 Prozent trüge, so würde es alljährlich 800 Millionen Mark Zinsen bringen. Ein solches Einkommen kann auch der größte Verschwender nicht verbrauchen. Der weitaus größte Teil dieses Ertrages muß also immer wieder zum Kapital geschlagen bzw. in neuen Unternehmungen angelegt werden. Und so wächst ein solches Riesenkapital lawinenartig und stumpfsinnig aus sich selbst weiter — ohne jedes Zutun von Verstand oder Willen. Man tut unrecht, jene großen Geldgewaltigen wegen ihres ‚genialen Geschäftsgeistes‘ zu bewundern. Auch der größte Dummkopf kann ein solches Vermögen unter seinen Händen wachsen sehen. Ja, es würde viel eher eine geistige Anstrengung kosten, dafür zu sorgen, daß es nicht mehr wächst. Solche Leute beherrschen nicht ihren Reichtum, sondern sie werden von ihm beherrscht. Das Kapital ist hier zu einem selbständigen Wesen geworden, das nach einem inneren Gesetz aus sich selber weiterwuchert — wie ein von der Elephantiasis befallenes krankes Glied.

Morgan ist genötigt, fortgesetzt neue Unternehmungen zu kaufen oder zu gründen, nur um die ihm unaufhaltsam zuströmenden Geldmassen unterzubringen. Er beherrscht bereits — oder wie die Bankleute vornehm und schonend zu sagen pflegen: er ‚kontrolliert‘ bereits einen großen Teil der amerikanischen Wirtschaft. Unter seinem Kommando stehen allein 63 Banken, darunter die Firts National Bank of New York, die im vergangenen Jahre 100 % Dividende ausschüttete. Unter seinem Zepter stehen weiter große Eisen- und Schiffsfahrts-Trusts, Telephon-, Telegrophen-, Elektrizitäts-, Gas- und Öl-Gesellschaften und 38500 Meilen Bahnlinie. Von den 35 Millionen Pferdestärken ausgebauter Wasserkräfte der Vereinigten Staaten unterstehen Morgan 4,2 Millionen, also der achte Teil. Morgan gebietet über die gewaltige Stahl-Korporation, welche 147 Betriebe mit 500 Hochöfen und 267000 Arbeitern umfaßt. Auch der Automobil-Großkonzern der ‚General Motors‘ mit 198 Fabriken ist das Werk Morgans. Es würde ermüdend wirken, seine übrigen Beteiligungen auch nur teilweise aufzuzählen. (Eine umfängliche Übersicht enthält die volkswirtschaftliche Beilage der ‚Leipz. N. Nachr.‘ vom 9. September 1926.)

Solche aus sich selbst weiterwuchernden Riesenvermögen sind eine Gefahr, denn sie drohen, den Staat zn verschlingen — ja sie haben ihn schon verschlungen und aus seinen Funktionen verdrängt. Die Regierungen der Staaten sind seit Jahrzehnten in das Schlepptau der Riesenkapitalisten und Großfinanziers geraten ...“

So wird das Riesenkapital eine Riesenschlange — und man darf gespannt sein, wann der Siegfried kommt, der sie erschlägt.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard. Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Konrad Dürre. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen ist zur Rückbeförderung die Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Garten bei Ragusa — Otto Scheinhammer



Monatsschrift für Gemüt und Geist

…SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

[He]rausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
[B]egründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. Februar 1927 Heft 5

Einfalt und Unschuld,
reines menschliches Gefühl für Dank und Liebe
ist die Quelle des Glaubens.

So wie den Baum, so sehe ich auch den Menschen aufwachsen. Der Geist des Menschen liegt nicht in irgend einer seiner einzelnen Kräfte. Das Vereinigungsmittel aller seiner Kräfte, seine wahre, seine eigentliche Kraft liegt in seinem Glauben und in seiner Liebe.

Reiner Wahrheitssinn bildet sich in engen Kreisen, und reine Menschenweisheit ruht auf dem festen Grunde der Kenntnis seiner nahesten Verhältnisse und der ausgebildeten Behandlungsfähigkeit seiner nahesten Angelegenheiten.

Pestalozzi

Verantwortung

Von Prof. Dr. Max Wundt

Allgemein ist heute der Schrei nach Verantwortung. Im politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben sollen überall die nötigen Bindungen geschaffen werden. Man mißtraut aller scheinbaren Verantwortungslosigkeit, wo einer für sich selber eintritt und dem, was er selbst für recht erkannt hat, folgt. Man glaubt ihn irgendwie beaufsichtigen zu müssen, irgendein „Rat“ muß schnell gewählt werden, um ihm auf die Finger zu sehen. Die ganze große Staatsumwälzung ist ja angeblich nur geschehen, um die nötigen Verantwortlichkeiten zu schaffen, die uns früher unter einem absolutistischen Regiment gefehlt hätten.

In diesem Sprachgebrauch drückt sich eine furchtbare Veräußerlichung eines tiefen und wahren Wortes aus, eine Veräußerlichung, die dessen Sinn in Wahrheit beinahe in sein gerades Gegenteil entstellt.

Der Gedanke der Verantwortung entstammt gar nicht dem äußeren staatlichen oder sozialen Leben, sondern vielmehr dem religiösen und sittlichen. Er ist in gewisser Weise der Kerngedanke des Christentums und insbesondere des protestantischen Glaubens. Worum es sich im Christentum eigentlich handelte gegenüber einer oberflächlich gewordenen sittlichen Auffassung des niedergehenden Altertums und worum es sich dann wieder bei der Erneuerung des christlichen Gedankens im Gegensatz zu einer Veräußerlichung auch der christlichen Moral handelte, das war eben die wahre Verantwortung des Menschen: um seine Verantwortung vor Gott und seinem Gewissen, um den Gedanken, daß der Mensch für das, was er denkt und tut, selbst verantwortlich ist und ihm diese Verantwortung von niemandem abgenommen werden kann. Das Heidentum suchte die Verantwortung durch äußere Handlungen des religiösen Kultus, durch Opfer und Zauberei irgendwie von dem Menschen abzuwälzen, und überall da, wo dies auch innerhalb des Christentums versucht wird, wirkt heidnisches Erbe nach. Um diesen Punkt handelte es sich vor allem bei Luthers Kampf für die Wiederherstellung des christlichen Glaubens in seiner Reinheit. Das Bewußtsein wahrer Verantwortlichkeit sollte wieder hergestellt werden, im Gegensatz zu einer schlaff gewordenen Denkweise, die durch äußere Gesetzeswerke oder durch käufliche Gnadenmittel um diese Verantwortung glaubte herumkommen zu können. Der Gedanke der Verantwortung war der echte Gedanke des Christentums, der die Menschheit über die Werkgerechtigkeit des Judentums hinausgeführt hat. Dieser Gedanke der echten Verantwortlichkeit war dem germanischen Denken nicht fremd: war doch der heldische Geist, zu dem die Germanen sich bekannten, damit nahe verwandt, dieser heldische Geist, der auch im Christentum lebt, der sich freudig zu seinen Taten bekennt und auch wirklich der Täter seiner Taten sein will.

Aber dieses Bewußtsein der wahren inneren Verantwortlichkeit ist unserer Zeit verloren gegangen. Wir haben statt dessen heute vielmehr die Flucht vor der Verantwortung. Niemand wagt mehr wahrhaft zu seinen Taten zu stehen; sondern seine Überzeugungen zu verleugnen oder, was in diesem Falle noch einfacher ist,

sich gar keine festen Überzeugungen zu leisten und die Verantwortung auf andere abzuschieben, ist zu einem Hauptzuge im Bilde unserer Zeit geworden.

Es wirkt wie ein grausamer Hohn, daß man in dem neuen Deutschland ausgerechnet das schöne und tiefe Wort „Verantwortung" selber gebraucht, um diese Flucht vor der Verantwortung zu bezeichnen. Denn jene äußeren Verantwortlichkeiten, die auf allen Gebieten zu schaffen man so sehr bemüht ist, bedeuten in Wahrheit gar nichts anderes als das Abschieben der wahren Verantwortung auf andere. Unsere staatlichen Verhältnisse sind darin nur ein Spiegelbild unseres Lebens überhaupt, in ihnen tritt dieser Zug besonders deutlich hervor. Unsere neuen Staatsformen wurden ja angeblich besonders deshalb eingeführt, um Verantwortlichkeiten zu schaffen, während in der früheren Monarchie eine solche Verantwortlichkeit nicht bestanden hätte. Aber wie steht es in Wahrheit? Nach der Verfassung sind die eigentlich Verantwortlichen die Minister, die zumeist aus den Parteiführern hervorgehen. Sie aber decken sich und müssen sich decken durch die Mehrheit ihrer Parlamente, also durch ihre Parteien, und können auf diese also die Verantwortung abschieben. Die Parteien aber ihrerseits suchen wieder Deckung hinter dem Willen ihrer Wähler; und wollte man weiter die Wähler zur Verantwortung ziehen, so würden sie nicht mit Unrecht geltend machen, daß ihr Urteil ja nur durch ihre Presse bestimmt sei und also diese verantwortlich sein müsse. Aber auch die Presse wird sich zu wahren wissen, indem sie mit Recht erklärt, daß sie nur die Ansicht ihrer Partei wiedergebe; und die Ansichten dieser Partei endlich werden wieder durch deren Führer gebildet, aus denen die Minister hervorgehen. So wird die Verantwortung zwischen Parteiführern, Parteien und Wählern im Kreise herum geschoben und haftet wahrhaft an keinem. Es ist ein Verschieben der Verantwortung von einem zum andern, so daß schließlich keiner mehr als der wirklich Verantwortliche erscheint.

Es kommt darauf an, in unserem Volke wieder das Bewußtsein der wahren inneren Verantwortung zu wecken und ihm damit auch wieder Verhältnisse und Einrichtungen im Staats- und Wirtschaftsleben begreiflich zu machen, die solcher wahren Verantwortung zugute kommen können. Solche Einrichtungen müssen natürlich ganz anders aussehen als die heute herrschenden. Es kommt nicht darauf an, daß jeder die Verantwortung auf einen andern abzuschieben vermag, sondern vielmehr, daß die Verantwortung unlösbar an ihm haftet und er unzweifelhaft als der wahrhaft Verantwortliche dasteht. Alles wahre Führertum, zu dem wir uns zurückfinden müssen, ist in solcher Verantwortung begründet. Das drückten schon die Vorschriften unseres alten Heeres aus, wenn sie als das erste Kennzeichen des Führers die Verantwortungsfreudigkeit erklärten, also den Willen, gern und freudig Verantwortung auf sich zu nehmen. Unsere heutigen Zustände sind davon ungefähr das gerade Gegenteil, da sie eben so viele Mittel sind, der Verantwortung auszuweichen. Kein Wunder, daß wahres Führertum unter ihnen nicht entstehen kann, denn dieses ist nicht ohne wirkliche innere Verantwortlichkeit denkbar.

Und neben dem Führertum muß wieder die wirkliche Leistung zur Geltung kommen, beides hängt enge miteinander zusammen. Wert und Geltung eines Menschen im politischen und sozialen Leben darf sich nicht danach bestimmen, welche

Massen er durch seine Redekunst hinter sich zu bringen versteht oder auf welche Massen er sich im Kampf der Parteien und Wirtschaftsgruppen zu stützen vermag, sondern auf seine wirkliche Leistung. Auch hier handelt es sich heute um ein Abschieben der Verantwortung, indem einer sich durch solche äußeren Machtmittel vor den Folgen minderer Leistungen zu sichern versteht. Nur wenn wieder jeder einzelne wirklich nach seiner Leistung gewertet wird, wird auch das Vollgewicht der Verantwortung für sein Tun und seine Arbeit auf ihn fallen und er kann wieder zu dem Bewußtsein wahrer innerer Verantwortung, zu der wahren Verantwortungsfreudigkeit erzogen werden.

Würde dieser Geist wahrer Verantwortlichkeit in unserem Volke wieder lebendig, so würde damit der wahre christliche Geist wieder unter uns zur Geltung kommen. Jene Flucht vor der Verantwortung ist, wie wir gesehen haben, Heidentum. Es ist der gottlose, ja widergöttliche Geist, der unsere Zeit beherrscht, der sich in dieser Flucht vor der Verantwortung ausprägt. Nur die Wiederherstellung unseres Volkes und Staates aus christlichem Geiste kann das Bewußtsein der inneren Verantwortung wieder unter uns wecken.

Sprüche

Von Wilhelm Voelkel

Weltverbesserer

Hast du die Kraft, als Märtyrer zu brennen,
Magst du dem Strom der Welt entgegenrennen;
Bist du kein Held, geh still im großen Zug;
An kleinen Nörglern hat die Welt genug.

Urteil

Kaum sehn, die tief im engen Waldtal schreiten,
Den nahen Höhenzug auf beiden Seiten;
Um Kamm und Kuppen messend zu vergleichen,
Mußt erst du selbst erhöhten Stand erreichen.

Schöpferkraft und Heldenmut

Wer Schöpferkraft und Heldenmut
Begünstigt und verehrt,
Webt mit am schönsten Menschheitsgut
Und wächst an eignem Wert.

Wer Schöpferkraft und Heldenmut
Verkleinert und zerreißt,
Legt Feuer an der Menschheit Gut
Und lähmt den eignen Geist.

Aufstieg

Wirf ab den Ballast der Moral,
So wirst du rasch gehoben!
Drum sitzen zu der Besten Qual
So viele Schurken oben.

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Sechstes Kapitel: Der irische Besuch

Es geht eine Sage durch die europäische Welt, daß irgendwo in Tibet oder im nördlichen Indien Meister oder Mahatmas unzugänglich auf Himalaya-Höhen hausen und der Menschheit Geschicke lenken. Der Mythos bewährt also heute noch gestaltende Kraft. Denn der erhabene Gedanke, daß unsichtbare Mächte über uns walten, ist in solcher örtlichen Verdichtung Mythos und Legende. Der Allwaltende hat es nicht nötig, von einem irdischen Fleck aus die Menschheit zu leiten, sondern ist überall dem gläubig geöffneten Herzen gleich nahe oder dem verschlossenen gleich fern. Der geistige Himavat ist kein Ort aus Stein und Erde; dem kühnsten Besteiger jener höchsten Hochgebirge der Welt sind die heimlichen Schicksolslenker nicht näher. Nur wer geistig in gleicher Schwingung auf die Leuchtenden eingestellt ist, weil er selber Licht und Liebe in sich birgt, wird von ihren Schwingungen erreicht, wo er auch wohne. Das Wort des Meisters der Menschheit „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" gilt, solange dieser Planet um seine Sonne rollt.

Dieses etwa sprach der Geheimrat einem jungen Irländer aus, der ihn eines Abends besuchte. Der Gast, eine anziehende Gestalt mit dunklem Haar und blauen Augen, war fernher über Indien und Kalifornien gekommen, gedrängt von Unrast und Seelennot. Er war einer von jenen Einsamen, denen die durchschnittlich geringe Höhenlage der menschlichen Herzens- und Geistesbildung nicht genügt. Im Auslande hatte dieser Sucher von Johann Wolfgang Meister gehört, daß er ein geheimer Führer der Rosenkreuzer sei. Da sich der Geheimrat mühelos in englischer Sprache verständigen konnte, so war eine tiefere Unterhaltung möglich. Das mehrstündige Gespräch wuchs auf eine ansehnliche Höhe und beschäftigte sich mit den großen Fragen der Menschheit.

Regenstürme zogen durchs Land; ihre Schauer prasselten an die Scheiben und bildeten wehmutsvolle Harfenbegleitung.

„Man hat mir gesagt, Sie seien Hochmeister des Ordens der Entsagenden", meinte der Ire.

Meister mußte unwillkürlich lächeln, erwiderte aber schonend:

„Entsagende? — Ja, das sind wir in der Tat, das sind heute viele. Und wohl nicht die Schlechtesten sind es, die der Zeitgeist anwidert. Aber wenn Sie meinen, daß wir in einem Orden organisiert sind, so irren Sie. Ich habe nie einem Orden angehört und werde nie einem solchen angehören. Der Untertitel eines Werkes von Goethe, der über meinen Vorfahren geschrieben hat, heißt ‚Die Entsagenden'. Das hat wohl zu dieser Legendenbildung Anlaß gegeben. Sie ist übrigens für das Massendenken der Gegenwart bezeichnend. Ohne Organisation kann man sich sogar stille Entsagung nicht mehr vorstellen. Oder ist es ein Rückfall ins Mittelalter, wo Entsagende in Klöstern saßen?"

Der junge Mann öffnete seine schönen Augen ziemlich enttäuscht und beharrte:

„Aber Sie sind doch ein Rosenkreuzer? Sie wissen Geheimnisse dieses Ordens, besonders im Heilen?"

„Auch darin muß ich Sie leider enttäuschen", lächelte Meister. „Wahre Rosenkreuzer bilden vermutlich keinen Orden, so wenig wie wahre Christen. Man erkennt sie an ihrem Wesen und an ihrer Wirkung. Wer hat Ihnen übrigens diese abenteuerlichen Dinge gesagt?"

Nun kam eine unvermutete Antwort: „Ein Mann, der Ihnen nahe steht. Ich komme von ihm." Und zu Meisters Überraschung stellte es sich heraus, daß der junge Fernwanderer, der auf der Suche nach Meistern der Weisheit und der Liebe um die ganze Erde wanderte, auch den Ort des verbannten Monarchen berührt hatte. Er brachte von dort Grüße.

Damit war eine persönliche Beziehung hergestellt, die dem Gespräch sofort einen wärmeren Ton verlieh. Meister erkundigte sich nach dem Befinden und den Gedankengängen seines früheren Herrn. Ein Wort gab das andere; und im Nu war der junge Feuergeist dabei, einen bedeutend angelegten Menschheitsbund zu entwerfen: einen Bund der unterdrückten Minderheiten.

„An unseren Küsten", sprach er, „singt die See einen ewigen Klagegesang. Machtgier und Ausbeutung beherrschen die Welt; einige Wenige aber möchten durch Überzeugung und Liebe Herzen gewinnen. Ein Bruderbund ist im Entstehen, geleitet von einer neuen Verkörperung des Christus, für den einst die Menschheit noch nicht reif war."

„Ist sie es heute?" warf Meister halblaut ein.

„Da ich vom Orden der Entsagenden hörte," fuhr jener fort, „nahm ich sogleich an, daß Sie mit unserer Gesinnung verwandt sind. Brüderlichkeit über die ganze Welt hin, durch alle Rassen und Religionen; Helfen und Heilen; nicht Haß, sondern Liebe — das ist unsre menschenwürdige Losung. Denn morgen sind wir tot — oder vielmehr erst recht lebendig und müssen Rechenschaft geben, was wir auf diesem Planeten geleistet, wie wir unser Leben gestaltet haben. Wir betrachten die Völker teleskopisch; unsere Lebensanschauung ist kosmisch. Wir wissen, daß wir hienieden in einem Lande der Prüfung sind. Denn hier ist alles auf Eigennutz, auf Dämonen und Sünde, auf Haß und Raub und Übervorteilung eingestellt; wir aber sind berufen, uns während unseres Erdenwallens nicht damit zu beflecken, nicht zu hassen oder zu töten oder Lüsten zu leben, sondern rein zu bleiben und Gutes zu tun. Das ist unser Bund. Es ist ein Bund der Guten, ein Bund der Anständigen; ich würde sagen: ein Bund der wahren Christen, wenn das Wort nicht mißbraucht wäre. Er hat die meisten Freunde gefunden bei unterdrückten Völkern, die am eigenen Leibe die Ungerechtigkeit der Gewaltherrschaft spüren. Gestehen Sie, Herr Meister, daß Sie ein Wissender sind! Bitte, offenbaren Sie sich mir! Ich bin rund um die Erde gewandert, um die heimlichen Könige der Weisheit und die Meister der Liebe zu finden. Bin ich es nicht wert, sie finden zu dürfen? Muß ich mit leerem Herzen in meine unglückliche Heimat zurückkehren?"

Der liebenswerte Fremde hing mit flehenden Augen an Meisters gleichmäßig ruhigem Angesicht, aus dem nur die guten Blicke mit dieser fragenden Seele Verbindung festhielten.

„Mein Herz versteht Sie, lieber Herr", sagte der Geheimrat. „Aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie auf großen Umwegen suchen. Ich muß Ihnen ein Spielzeug nehmen; denn Ihre Meister sind ein Spielzeug Ihrer Gedanken. Sie suchen etwas in der organisierten Kulturwelt, was sich nur in den Gefilden des Herzens finden läßt. Gehen Sie zu meinem Freund Wismann in die Hochalm, die wir die pädagogische Provinz zu nennen pflegen. Ich werde Ihnen nachher nähere Anweisungen geben. Die Unruhe Ihres unbefriedigten Volkes ist auch in Ihrem Blute. Wenn ich Ihnen nun sagen würde: ja, ich bin ein solcher Meister, es gibt einen solchen Bund, Sie sehen in mir seinen Führer — nun, was dann? Dann hätte ich einen erhabenen, nicht verstandesmäßig zu greifenden, nur im Glauben zu fassenden Gedanken der geistigen Welt ins Platte und Körperliche herabgezogen. Denken Sie an Fausts ‚Mütter'! Ähnlich ist's mit dem Mysterium der unnahbaren und doch spürbaren Meister ... Lieber Herr, in Wahrheit suchen Sie keine Meister: Sie suchen Seelenfrieden."

Der junge Gralsucher schaute überrascht auf. Er schwieg lange und gestand sich heimlich, daß er allerdings durch den Namen „Meister" ebenso sehr in dieses Haus gelockt worden sei wie durch den geheimnisvollen Orden der Entsagenden, den er als eine Organisation mißverstanden hatte. Er sprach endlich sehr nachdenklich:

„Dann hat mich also ein beglückender Irrtum an die rechte Stelle geführt? Indem Sie behaupten, daß Sie kein Meister sind, spür' ich nicht dennoch etwas wie Meisterschaft von Ihnen auf mich überströmen? Es geht durch die ganze Welt allerdings eine tiefe Unbefriedigung. Ja, ich suche Seelenfrieden, wie so viele. Die Politiker mit ihrem Hassen und Hetzen haben uns elend gemacht; die edlen Herzen sollen uns wieder glücklich machen. Ich habe viele Länder durchwandert, aber ich habe überall festgestellt, daß die Völker bei allem Fortschritt der Technik nicht glücklich sind."

„Ja, es weht jetzt ein übler Wind aus kosmischen Fernen rund um diesen Planeten und beeinflußt die gesamte Kulturwelt. Da haben Sie recht beobachtet. Und so machen sich denn die Guten auf und suchen die verlorene Güte: ihres Wesens Heimat."

„Aber bei Ihnen bin ich plötzlich wunderbar ruhig, Herr Meister", sprach der irische Gast, über sich selbst verwundert. „Wie kommt denn das? Sind Sie nicht doch ein Wissender oder ein heimlicher Meister?"

„Lieber Mr. Connolly, und wenn ich alle Taschen voll Geheimnisse hätte und einen feierlichen Talar um und einen fremdartigen Namen aus Ägypten oder Indien — wären dann Ihr Blut und Geist dem Sinn und Ziel des Lebens auch nur ein Atom näher? Solange Sie von Meistern außer Ihnen oder von einem organisierten Geheimorden Heil erwarten, solange sind Sie dem Reiche Gottes fern. Wenn sich aber in Ihnen selber ein tiefer Herzensfrieden entfaltet, dann haben Sie gefunden — oder auch, dann hat Gott Sie gefunden. Der Meister wartet in Ihnen; das Reich Gottes wartet in Ihnen. Christus will in Ihnen geboren werden; Ihr Herz soll seine Krippe sein. Der Gedanke, den Sie mir da ausbreiten mit dem Bunde der Unterdrückten, ist groß und gut — aber ein kollektivistischer Gedanke, der mit organisierten Massen arbeitet, also noch immer an der Krankheit der Zeit leidet. Von der Zelle des innersten Herzens geht aber die Erlösung aus; von Mensch zum Menschen offen-

bart sie sich. Dem tötenden Haß wird immer wieder die belebende Liebe gegenübertreten; Wunden werden geschlagen und werden geheilt. Es ist eine bedeutsame Polarität oder wechselseitige Spannung — —"

„Immer? Geht das denn immer so weiter?" fragte der Ire bestürzt. „Was tun wir denn alsdann?"

„Wir suchen den Punkt, wo wir zu wirken haben", war die ruhige Antwort. „Weiter nichts. Von da aus wirken wir dann, still und stetig; und das Andre überlassen wir Gott. Was Ihre Person betrifft, Mr. Connolly, so haben Sie früher in Haß und Verschwörungen mitgewirkt. Sie waren Revolutionär; Sie sind jetzt Theosoph; Sie wandten sich also zum Gegenpol. Sie suchen, da Ihr liebenswürdiges Naturell nicht im Verschwörer-Haß verharren kann, die vergessene und verlaufene Liebe. So irren Sie durch die weite Welt und suchen nichts andres, als was einst in jener großen Nacht die Hirten und die Könige gesucht haben: das Weihnachtskind und seine fromme Mutter. Mögen Sie es finden! Sie scheinen ihm nahe zu sein."

Der lebhafte junge Mann sprang auf und rief:

„Aber dann — dann hätte ich also auf großen Umwegen nur gesucht, was ich schon als Kind vor der Weihnachtskrippe besessen habe?"

„In der Tat," nickte Meister, „so ist es."

Nach einem mehrstündigen Gespräch schied der Weltwanderer, fest entschlossen, die pädagogische Provinz aufzusuchen, und war seinem Ziel einen bedeutenden Schritt näher. Das neckische Schicksal hatte ihn durch ein Mißverständnis in das Haus eines Meisters geführt, der seinerseits den Meistertitel ablehnte.

Es ging gegen Weihnachten.

* * *

Diese irische Melodie klang in des Arztes Gemüt noch lange nach. Er sprach auf seinen Fahrten, wenn er mit Felix Kranke besuchte, gern davon.

„Dieser Ire sucht etwas, was wir alle suchen", sprach er. „Er reist rund um die Welt seinem Ideal nach. Es ist dir oft aufgefallen, Felix, daß ich so zurückgezogen lebe. Ich habe nach dem Umsturz versucht, in wissenschaftlichen Blättern meine Erfahrungen mitzuteilen. Sie sind von einzelnen Fachkollegen auf das dankbarste begrüßt worden. Dann aber mischte sich auch hier parteiische Gehässigkeit ein; noch als einflußloser Freund des entthronten und verbannten Monarchen wurde ich in Entgegnungen höhnisch und gehässig behandelt — in einem Ton, kann ich dir sagen, wie man über einen Stümper und Anfänger kaum sprechen dürfte. Ich schwieg. Seit Jahrzehnten beobachte ich überhaupt im öffentlichen Meinungsaustausch dieses Landes eine unglaublich hämische Gehässigkeit, so daß sich der Anständige nicht mehr daran beteiligen kann. Ich mag vielleicht empfindlich geworden sein, das geb' ich zu. Freund Lothar meint, das Schlangenvolk habe diesen Ton in die Erörterung eingeführt: er nennt sie die Meinungsmacher und behauptet, sie hätten die Stilgebung durch ihre ätzende Schärfe vergiftet. Er sollte sich Düwells Stil ansehen. Kurzum, das vornehme Empfinden ist aus der öffentlichen Aussprache hinausgeekelt worden — ich finde kein anderes Wort dafür. Und ich muß dir's aussprechen: ich fürchte manchmal, unser Volk ist schon zugrunde gegangen, denn es hat seine Würde und mit der Würde seine Seele verloren."

„Warum gibst du dieser Sorge nicht öffentlich Ausdruck?" fragte Felix mit Ungeduld.

„In welchem abgestempelten Blatt soll ich das tun?" erwiderte der Geheimrat. „Das würde ja sofort wieder als Parteistandpunkt verhöhnt und abgelehnt. Nein, nein, es ist unnütz, mein Lieber, auch nur den Mund aufzutun. Du siehst, man braucht nicht nach Irland oder nach Indien zu reisen, um eine Melodie der Wehmut zu vernehmen."

„Vater, dein Standpunkt ist für uns Junge unannehmbar! Bedenke, daß ich auf der alten Burg den Auftrag erhalten habe, zu zerschmettern oder zu erlösen — auf keinen Fall also zu entsagen wie du. Warum bist du zum Beispiel gegen diesen Bund der Minderheiten? Was hast du überhaupt gegen Organisationen?"

„Gar nichts. Aber alles an rechter Stelle. Das Übel der Zeit löst sich nicht durch Organisationen. Auch habe ich als Arzt berufsmäßig nur mit einzelnen Kranken zu tun, nicht mit Gruppen. Ich bin auf den einzelnen Menschen eingestellt, nicht auf Massen."

„Aber sind Massen nicht oft nötig, auch im guten Sinne, zum Beispiel in Konzerten oder Kirchen oder Schauspielhäusern?"

„Ganz recht. Aber in solchen Fällen sind sie beseelt, also nicht mehr Masse, sondern Gemeinde."

„Ein gutes Wort! Demnach ist es das Problem einer echten Lebensgemeinschaft, daß man Massen zu beseelen weiß? Und daß man sie durch Beseelung in eine Gemeinde verwandelt?"

„Richtig! Und dazu gehören gemeinsame Gemütsideale — und die haben wir nicht in dieser zersetzenden Verstandes-Zeit. Ich muß dir da einen scherzhaften Zwischenfall erzählen. Als die Bezeichnung der Rassenmerkmale Mode wurde, um eines Menschen Wesen — nicht nur seine Erscheinung — zu kennzeichnen, wurde ich von Gegnern und Neidingen im eigenen Lager als ‚negroid' verdächtigt, weil ich braunes Haar und braune Augen habe statt der alleinseligmachenden blonden Haare und blauen Augen. Also war ich als verdächtig abzulehnen! Von da aus — es ist kein Scherz! — erkünstelte oder vermutete man in mir auch unangenehme Eigenschaften, um die These zu stützen, daß Vornehmheit nur im ‚nordischen' Blond und Blau sei. Was soll man zu solcher Verwirrung sagen? Ich habe zu dieser vergifteten Gegenwart kein Verhältnis mehr. Man hat das katholische Christentum des Mittelalters das petrinische genannt, das Christentum der Reformation das paulinische — und die kommende Christlichkeit bezeichnet man als die johanneische, weil sie als oberstes Gesetz die Liebe verkünde, wie der Apostel Johannes. Ich bin vielleicht ein Vorläufer dieser Art von Frömmigkeit, die es nur erst spärlich gibt. Unter einer gegnerischen Meinung, die vornehm vertreten wird, habe ich niemals gelitten; aber immer leiden werde ich unter Haß und Hohn. Darin bin ich von derselben verletzbaren Gemütsart wie Freund Lothar, wenn ich ihm auch oft widersprechen muß. Von derselben Gemütsart? Nein, Felix. Denn er hofft noch — ich hoffe nicht mehr."

Felix schaute ihn schmerzlich verwundert an.

„Aber, Vater, so düster habe ich dich noch nie gesehen!"

„Ich verberge diese Düsternis nur, mein Lieber, weil ich berufsmäßig ein auf-



munterndes Gesicht machen muß. Und in meinem Beruf bin ich auch restlos glücklich. Aber auf dieser Welt triumphiert die Gemeinheit — überall und immer. Ich bin in meinem Leben zu oft verwundet worden; das vernarbt nicht mehr. Es gibt keine Tat voll Würde und Schönheit, an die sich nicht Gemeinheit heftet! ... Doch genug davon! Die Erde ist ein Verbannungsort. Aber sprich mir lieber von deinem Schaffen!"

Felix schüttelte bekümmert den Kopf, dann erzählte er:

„Ich habe nun Goethes Lehr- und Wanderjahre durchgeackert, um ihr Geheimnis zu ergraben, auch Werke über Staatsrechtslehre und Volkswirtschaft, weil mir ja Onkel Lothar keine Ruhe ließ. Überhaupt: was ist noch alles durchzuarbeiten, wenn ich im Frühjahr wohlausgerüstet meine Reise antreten soll! Aber ich muß dir bekennen: Goethes Buch, auch sein Bund der Auswanderer und anderes hat mich enttäuscht. Entziehen sie sich nicht durch Flucht ins Ausland der gegenwärtigen Gestaltung? Auch sonst in den ‚Wanderjahren' — nur Andeuten oder Ausweichen, keine Ausführung! Man möchte ungeduldig diesen Astronomen oder diese Makarie viel mehr in die Handlung verflochten sehen. Warum unterbricht der Dichter immer wieder durch belanglose Liebesgeschichten? Dieser Mann von fünfzig Jahren berührt mich abgeschmackt. Warum wird die letzte Halle, die nur einmal im Jahre geöffnet wird, nicht auch dem Leser aufgetan? Warum eilt Natalie nicht an die Seite ihres Verlobten? Was wird aus Hersilie und was aus Felix? Ich habe in meinen Briefen an Nata kein Hehl daraus gemacht, daß mich die ‚Wanderjahre' unwillig und ungeduldig machten. Unter dem Vermächtnis eines großen Dichters habe ich mir etwas anderes, etwas viel Geschlosseneres vorgestellt. Das Kästchen — sieh mal, in dem reizenden Märchen ‚Die neue Melusine' kommt auch ein Kästchen vor: Was enthält es? Eine liebende Fee, also ein lebendiges Geschöpf! Sollte da das Geheimnis stecken?"

Meister ging auf diese jugendlich heftigen Vorwürfe nicht ein, nickte nur vor sich hin und führte den jungen Arzt in ein stilles Krankenzimmer, wo eine sehr leidende Herzkranke der sorgsamen Beobachtung und Pflege bedurfte. Und im gedämpften Durchsprechen dieses Falles, mit Benutzung lateinischer Fachworte, war das vorausgehende Gespräch ins Nebelhafte verdampft. Das unmittelbare Leben war mächtiger. Sie fuhren in heiligem Schweigen wieder davon. Rettung war unmöglich.

Am Abend, nach einem gut ausgefüllten Tage, ertappte sich Felix darauf, daß er nicht vor Büchern, wohl aber lange vor Natas lebensvollem Bilde stand, mit der er sich in sonderbarer Innigkeit verbunden fühlte.

* * *

An einem Sonnabend, als der Schneewind ums Haus heulte, trat Natas Mutter mit einem Brief der Tochter zu dem Geheimrat, mit dem sie nach vollbesetzten Tagen eigentlich nur abends im Schlafzimmer genauere Zwiesprache halten konnte.

„Weißt du, Wolf, wir sind eigentlich grausam. Wir beschäftigen uns zu wenig mit Natas Gemütszustand. Seit mehr als Jahresfrist bleibt sie in die Hochalm verbannt — warum eigentlich? Abgesehen davon, daß sie ja geistig reichen Gewinn einheimst, hat uns doch anfangs nur die Absicht geleitet, die beiden jungen Leute

auseinander zu gewöhnen — oder wie ich das sonst ausdrücken soll. Ob dies der rechte Weg ist?"

„Es ist mir manchmal auch ein wenig zweifelhaft", nickte der Geheimrat. „Aber wo soll sich das Große und Gute in Natas Gemüt, gleichsam das Königliche in ihr, besser stärken als bei Freund Wismann? Wenn Natalie mit Felix das Kästchen öffnen wird, so werden sich beide vor ein schweres Problem gestellt sehen. Wir Alten haben streng das Geheimnis gewahrt. Aber ich frage mich doch, ob wir es nicht von vornherein für Nata hätten lockern sollen? Ob wir nicht unsere ganze Erziehung von vornherein darauf hätten einstellen müssen, Nata zur Mitwissenden oder doch zur Teilwissenden zu kräftigen? Andererseits — war damit nicht einem jungen Menschenkinde zu viel Belastung zugemutet?"

„Ihr heutiger Brief ist voll von einem verhaltenen Heimweh", sagte die Mutter und suchte das Papier in ihrem Nähkörbchen. „Sie achtet den Wunsch der Eltern — aber, lieber Wolf, ist das Geheimnis nicht ohnedies schon sehr gelockert? Weiß sie in Wahrheit nicht eigentlich alles?"

„Du meinst jenen Zwischenfall mit Barbara? Freilich, eine unangenehme Durchquerung unserer sorgfältigen Verschwiegenheit!"

„Ich weiß am besten, wie jene Sache Nata aufgestört hat", sprach die mütterliche Frau. „Und ich werde es so leicht nicht vergessen, wie das gute Kind fassungslos zu meinen Füßen weinte. Sie ist ja so goldig unverdorben! Und so ungebrochen einfach und unmittelbar in ihren Gefühlen! Daß man über Geburt und Herkommen ihres Bruders etwas Niederes aussprechen und uns Eltern verdächtigen konnte — das war ihr unfaßbar. Sie ist damals in ihrem Vertrauen zur Menschheit erschüttert worden. Wenn ich an das Kind denke — — —"

Frau Lisbeth fuhr sich über die Augen. Der Geheimrat saß, in den Hausrock gehüllt, in seinem Sessel und las Natas Brief. Dann schaute er nachdenklich vor sich hin.

„Für Felix bin ich nicht bange", sprach er. „Der Junge ist spannkräftig und kerngesund. Schwerlich wird ihn phantastischer Ehrgeiz übermannen; schwerlich wird er sich durch seinen Paten zu unüberlegten Streichen hinreißen lassen. Immerhin — es ist dennoch möglich, daß ihn sein hochgemuter Sinn ins Große treiben und daß er Nata und uns fremd werden könnte. Man wird ihm eine Prinzessin oder dergleichen anbieten, man wird ihn für seinen höheren Stand umzubilden suchen. Er wird uns vielleicht dankbar die Hände schütteln, wird noch ein paarmal wehmütig nach uns zurückschauen — und dann eigene Wege gehen. Nata andererseits — auch sie ist gesund und tüchtig. Wir müssen aber die Seele des Mädchens beizeiten stärken, da hast du recht. Doch wie? Weihen wir sie in das Geheimnis vollständig ein? Ist sie stark genug, es zu tragen — und, was dasselbe ist, ihrem besten Jugendfreund zu entsagen? Denn das wird das Ende vom Lied sein. Nata wird sich, wie du und ich, wie dieser Ire, wie so viele, viele, dem langen Zug der Entsagenden einreihen."

„Darf ich einen Vorschlag machen?" sprach Frau Lisbeth etwas schmeichelnd. Sie trat an den Gatten heran, den Arm um seine Schulter schmiegend. „Wir lassen sie zu Weihnachten nach Hause kommen. Wir bereiten sie dann schonend vor. Ich habe unendliche Sehnsucht nach dem Kinde, offen gestanden, lieber Wolf. Zwei Herzen,

die so wundervoll zusammenklingen wie Felix und Nata, auseinanderzureißen, wird eine schwere Aufgabe sein. Wahre Liebe zwischen zwei Menschen ist nach meinem Frauengefühl das Höchste, was das Leben zu bieten hat. Auch ein Kästchen kann kein größeres Geheimnis bergen."

Meister küßte sein Weib, wie jeden Abend, auf Stirn und beide Augen.

„Es ist wirklich das Höchste," sprach er, „du hast recht. Denn solche Zwei-Einheit bereitet einen Schwingungszustand, der in das Kosmische weiterwirkt. Alles Gute gedeiht darin, und alles Gift stirbt. Was wäre ich ohne dich — und du ohne mich?"

„Das weiß ich genau, mein Schatz," sagte die liebende Frau, auf seinen Knien sitzend, „ich wäre ohne dich ein unbedeutendes Hoffräulein oder vielmehr eine alternde Jungfer, du aber ein ungewöhnlicher Arzt — auch ohne mich."

„Nein, mein Lieb, da irrst du! Nicht ohne dich! Wir erzeugen gemeinsam durch die Polarität oder Wechselwirkung unserer Herzen ein Element der Wärme. Ich bin manchmal ein bißchen theoretisch, du aber immer lebenswarm. Es ist zwischen uns beiden ein ununterbrochenes Strahlenspiel in Bewegung. Unterschätze das ja nicht! Aus diesem seelischen Licht-Element besteht der Himmel. Die Menschen können dieses feine Gewebe nicht schauen. Dies behalten wir, wenn wir hinübergehen; es wird drüben unser Haus bilden; ein Tröpflein helfender Liebe, das von oben hinzukommt, magisch angezogen, wird unsre Kraft verstärken. Ich hoffe dich am Thron Gottes dankbar wieder abgeben zu dürfen. Wir zwei haben — das darf ich wohl sagen — den Sinn des Daseins erfüllt, denn wir haben in der Liebe gelebt."

„Wir lassen also Nata zu Weihnachten heimkommen?" wiederholte die Mutter ihre schmeichelnde Bitte.

„Natürlich! Mach' eine Überraschung daraus!"

Siebentes Kapitel: Das Weihnachtsfest

Das Heilige ist ein Mysterium. Es weht als Hauch aus höheren Welten über die Erde. Es kann nicht aus dem Triebleben erklärt werden; es ist keinem Verstande zugänglich, sondern wird als Geheimnis erlebt. Unsere Welt ist eingebettet in eine feinere Welt, die uns umfließt und mit der wir durch die Schauer der Ehrfurcht verbunden sind. In besonderen Zeiten innerhalb des wechselnden Jahresrhythmus sind wir für diese Strahlungen der reineren Welt empfänglicher. Dann feiert die Menschheit ihre heiligen Feste und läßt sich durchfluten von den noch unerforschten, nur dem Erlebnis in ihren Wirkungen spürbaren Strahlen der göttlichen Welt, die um die Wintersonnenwende, um Ostern und Pfingsten ihre Einflüsse geltend macht.

Im Hause Meister wurde das Weihnachtsfest mit besonderer Liebe gefeiert. Während der zwölf heiligen Nächte behielt der geschmückte Lichterbaum seine Ehrenstelle. Am Silvesterabend ward er nochmals angezündet und sah die Familie wieder um sich versammelt; und am sechsten Januar, am Feste der heiligen Dreikönige, eh er endgültig die Stube verließ, pflegten die Eheleute ein letztes Mal in seinem Schimmer zu sitzen. Man hatte nun, in diesen zwölf Tagen und Nächten, gleichsam für das ganze Jahr Licht und Liebe aufgespeichert. Der Geheimrat, mit hellseherischen Kräften begabt, von denen nur sein Weib wußte, grüßte jeden Abend die holden

Wesen aus der unsichtbaren Welt, die um den Baum ihr lustig Treiben hatten und winkte ihnen lächelnd Gutenacht zu. Die Schwermut oder Versunkenheit, zu der er gelegentlich neigte, war in diesen Wochen einer neckischen und zärtlichen Stimmung gewichen. Seine Frau spürte es mit Freuden, wenn er in dieser Gemütsverfassung war; er hatte die Gewohnheit, sie im Vorübergehen ganz zart und liebevoll am Ohrläppchen zu zupfen oder ihr irgend ein Kosewort zuzuraunen. Falls er nicht am Klavier saß und Weihnachtslieder spielte, schmückten sie den Baum zusammen. Kein Dritter durfte am Weihnachtsabend vor der Bescherungsstunde die abgeschlossene große Stube betreten. Frau Lisbeth pflegte die Geschenke ganz allein aufzubauen; ihr Gatte seinerseits richtete die Krippe des göttlichen Kindes her, um die sich alljährlich unter dem schimmernden Lebensbaum das heilige Elternpaar nebst Königen und Hirten, Tieren und Tannenbäumchen und sogar Engel sammeln — eine erste kosmische Lebensgemeinschaft.

Diesmal waren ausnahmsweise schon seit den frühen Abendstunden Drei im Weihnachtszimmer. Niemand wußte von dem Geheimnis außer Hennerle, der den Besuch mit Geschick hereingeschmuggelt hatte. Es war draußen ein Schneetreiben erster Ordnung. Die Mädchen hatten immer wieder vor der Tür zu fegen. Wer hinauslief in den weißen Wirbel, der eilte gebückt und in die Kapuze gehüllt möglichst hastig durch den früh herabsinkenden Tag. Und bei der Rückkehr war es ein endloses Stampfen und fröhliches Pusten, bis der Schnee von Kleidern und Schuhen abgeschüttelt war. Der Brunnen lief nur noch unter dem Eise. Vor dem Fenster waren fleißig besuchte Kästchen mit Vogelfutter aufgehängt. Die Hunde suchten möglichst unter der Terrasse Schutz und wußten die reichlich mit Stroh gefüllten Hundeställe zu schätzen; durften sich auch, an Zucht gewöhnt, von Zeit zu Zeit in der Küche wärmen, wo Lina und Änne seit einigen Tagen emsig gebacken hatten. Es war an diesen reinen weißen Hängen eine so winterlich weihnachtliche Feststimmung, wie man sie unten in der rasch wieder vom zerfließenden Schmutz heimgesuchten Stadt nur selten erlebte. Schlitten klingelten gelegentlich vorüber; und am Burgberg tobte tagsüber die Jugend, die auf kleinen Handschlitten fröhlich zu Tale sauste.

Eine frühe Nacht breitete sich über das Schneegefilde. Die Wolken zogen sich zurück; aus sternklarem Himmel sank Eiseskälte über die Welt. Doch in den Häusern und Herzen war um so mehr Licht und Wärme angesammelt. Und tausend und abertausend fromme Gesänge, Klavier und Harmonium und Laute, Orgel- und Glockentöne gingen in dieser leuchtenden Nacht um die Welt und versetzten die Luft in einzigartige Schwingung, der sich kein empfänglich Gemüt entziehen konnte.

Für jeden Hausbewohner war auf dem langausgezogenen Tisch ein Platz bereit, wo sich Geschenke häuften. Die Hausfrau ordnete nicht nur dies persönlich, sondern pflegte in den Wochen vor Weihnachten einige Dutzend Weihnachtspakete zu versenden. Freudemachen war ihr ein beglückendes Bedürfnis. Gewöhnlich war auch sie es, die das Weihnachtsevangelium vorlas, wenn alles — auch die Mädchen und Henner — um den brennenden Baum versammelt war; wonach man zur Klavierbegleitung Weihnachtslieder zu singen pflegte; dann erst begann die Bescherung.

Diesmal wurde die Ordnung umgestoßen. Die festlich geschmückten Mädchen, die gespannt und bescheiden an der Tür standen, wurden sogleich herangewinkt und an

ihre Plätze geführt. Desgleichen der gute Henner. Und dann nahm Frau Geheimrat mit artigem Knix den jungen Arzt an dem Arm und führte ihn an seinen Platz, wo eine verhüllte Statue seine Verwunderung erregte.

„Eine Statue, Mutter? Das ist ja allerliebst! Nun bin ich neugierig, was ihr gewählt habt — —“

Schon zog er das weiße Tuch herab — und mit Lachen und Jauchzen stürzte sich Nata an ihres Bruders Hals. Es gab ein gewaltiges Hallo der Überraschung. Die Mädchen vergaßen, ihre Geschenke zu betrachten, Hennerle schmunzelte stillvergnügt, Felix vermochte sich kaum zu fassen, und die hellblonde Nata, im blauen Samtkleid mit schmalen Goldborten ganz entzückend anzusehen, umarmte lachend bald den Bruder, bald schüttelte sie den Mädchen die Hände.

„Was sagst du denn zu dieser Statue, Brüderlein? Bist du sehr enttäuscht?“

Nein, er war nicht enttäuscht. Als er sich gesammelt hatte, schlug er immer wieder in die Hände. „Aber, wie habt ihr das nur fertig gebracht? Die Überraschung ist vollständig gelungen. Ich hatte ja keine Ahnung. Gestern erhielt ich ja noch einen Brief von dir aus der Hochalm!“ Und er staunte die geliebte Schwester an, deren liebes, leuchtendes Gesicht aus dem viereckigen Halsausschnitt strahlte. „So ein Christkindel! So ein Madönnchen! Ich kann mich noch gar nicht fassen. Wie bist du denn auf so schlaue Weise hereingekommen, ohne daß wir's gemerkt haben?“

Auch die Mädchen machten unerschöpfliche Bemerkungen über diese Kriegslist. Änne behauptete, sie habe es Henner angemerkt, daß etwas Ungewöhnliches in der Luft liege; Lina wollte an den Hunden eine unbestimmte Unruhe bemerkt haben. Und so war ein allgemeiner Austausch über die heitere Überraschung, bis die Hausfrau aus der schweren alten Familienbibel das Weihnachtsevangelium verlas und die Versammelten in die gewohnten Weihnachtslieder einstimmten, fröhlich bewegt durch dieses wohlgelungene Zwischenspiel.

Dann zogen sich die Mädchen mit ihren Sachen zurück und schmausten mit Hennerle in der Küche weiter. Und Eltern und Kinder plauderten um den Weihnachtsbaum, bis die letzte Kerze herabgebrannt war. Auch dann noch erscholl zu Klavier oder Laute manches liebe Lied. Und die Luft blieb andauernd erfüllt vom Preisgesang auf Licht und Liebe.

Nata konnte herzig plaudern und jungmädchenhaft lachen und dazwischen herzhaft in einen Apfel beißen. Sie war in ihrem Gebärden- und Bewegungsspiel von einer reizenden Mannigfaltigkeit. Ihr Goldhaar, ihre blühende Gesichtsfarbe, ihre wohlklingende Mädchenstimme, die sich auch zur Laute sehr schön ausnahm, ohne daß sie besonders tragend war, ihre vollkommen kindhafte Unbefangenheit streute nach allen Seiten so viel Frohsinn und Wärme aus, daß Felix mit ununterbrochen lachendem Gesicht umherging und erst ganz spät und fast nebenbei an sein Schlüsselgeheimnis dachte, so belebte und bezauberte ihn Natas langvermißte Gegenwart.

Der Geheimrat saß behaglich in seiner Sofa-Ecke, naschte gelegentlich Früchte oder Backwerk und blätterte in den Geschenkbüchern. Und die Mutter in ihrer stillen Art freute sich innig am Glück der andern.

„Ich bin glücklich, Kinder,“ sprach Felix händereibend, „jetzt bin ich restlos glücklich. Die Frage einer fröhlich-liebevollen Lebensgemeinschaft, wonach man von Irland

bis Indien sucht — hier ist sie gelöst! Hab' ich nicht recht, Vater? Hier in dieser Stube ist sie gelöst! Nicht wahr, Nati?"

Und er küßte die holde Schwester auf die Wange. Und die sonst so ruhige, heute so fröhlich erregte Schwester sprang auf und küßte ihn auf die gleiche Art und tanzte mit ihm durch's Zimmer: „Ich bin wieder bei euch!" Und sprang wieder an die Laute und sang, auf der Sofalehne sitzend: „Vom Himmel hoch, o Engel, kommt! Eia, eia, susani!"...

* * *

So waren die ersten Stunden des Wiedersehens nur Glück und Freude. Des Schlüssels ward ebenso wie des Kästchens nur flüchtig gedacht. Es gab ja genug zu erzählen von der pädagogischen Provinz und von den ärztlichen Prüfungen und von tausend Einzelheiten des Alltags; auch die Hunde wurden begrüßt, die sehr an ihrer jungen Herrin hingen. Und so flogen die Stunden dahin, und das Haus war voll Kerzen- und Tannenduft, und sehr spät erst stellte sich das Bedürfnis nach Schlummer ein. So verklang dieses gut bürgerliche Weihnachtsfest; die großen Fragen der Weltgeschichte schienen eingeschlummert.

Es war nach Mitternacht, als Nata eben ausgekleidet in ihrem Bett lag, das Goldhaar in Zöpfe gelöst, aus den hochgestauten Kissen in das vertraute Stübchen schauend. Da klopfte die Mutter an, selber in ihrem veilchenfarbenen Morgenrock schon auf die Ruhe eingestellt, und machte der Tochter einen späten Besuch, wie das früher bei ihr Gewohnheit war. Sie setzte sich auf den Bettrand, strich liebkosend über Natas Stirn, und sprach nach einigen einleitenden Worten:

„Mein Natali, kleines, wie bin ich froh, daß wir dich wieder hier haben! Weißt du, daß wir uns dein Kommen recht sehr überlegt haben, Vater und ich?"

„Ach, Mutterli, ich will gar nichts überlegen, rein gar nichts, ich will nur glücklich sein", sprach Nata und streichelte der Mutter Hand. „Ich bin froh, ich bin bei euch — und weiter will ich gar nichts. Wenn ich manchmal ein wenig schwermütige Anfälle hatte da oben — das hab' ich wohl vom Vater geerbt —, dann bin ich dort in der Hochalm einsam umhergelaufen, und es war mir ums Weinen. Aber ich habe die Zähne zusammengebissen, und es ist wieder vorübergegangen. Heut aber bin ich ganz glücklich, vollkommen glücklich!"

„Warum war dir's denn ums Weinen?

„Ach, Mutterle, weißt du, um Felix! Um diese ganze unglückliche Geschichte!"

„Unglückliche?"

„Nun ja, oder glückliche — oder was du willst!"

„Was weißt du eigentlich davon, Nata?"

„Ihr wißt ja, was Barbara ausgeplaudert hat — und all das Drum und Dran! Auch durch Wismann erfuhr ich viel. Ach, fang heut nicht davon an, Mütterchen, ich will heut nur fröhlich sein. Jenes Zeug paßt ja gar nicht in die Weihnachtsstimmung!"

„Hast recht, Kindel! Es ist später Zeit genug, wenn ihr das Kästchen öffnet. Was sagst du übrigens zu der Geschichte mit dem Schlüssel?"

Sie wußte aus Briefen Natas mancherlei; aber als echte Frau hatte sie sich in den Kopf gesetzt, heute abend diesen Punkt zur Sprache zu bringen und ihr Kind

zur klaren Stellungnahme zu veranlassen. Denn sie sah für die nächsten Tage Gefahren voraus.

„Die Geschichte mit dem Schlüssel?“ sprach Nata versonnen. „Sie hat mich nicht so sehr überrascht. Felix hat's mir ausführlich geschrieben. Aber es durchfuhr mich doch wie — ja wie soll ich sagen — wie ein Todesurteil oder so etwas. Jedenfalls mit großem Weh. Jetzt kann er also das Kästchen öffnen, jetzt erfährt er seine Abkunft, sagt' ich mir; jetzt wird er uns nach und nach den Rücken kehren. Dann sagt' ich mir: das muß so sein; das ist Schicksal. Ich habe mir's deutlich ausgemalt und gebe mich keiner Täuschung mehr hin. Ihr habt mir ja damals — bei dem Vorfall mit Barbara — das Nötige schon angedeutet. Nun, darum will ich jetzt noch fröhlich sein, solange wir ihn noch haben. Ach, es war so schön heut abend! So glücklich war ich im ganzen Leben nicht wie heut abend!“

Sie schmiegte das Haupt mit dem schönen Haar auf den nackten Arm; und so, umflossen von der Goldflut, lag sie und schloß in glückseligem Lächeln die Augen.

„Felix wird seine vorgezeichnete Reise machen,“ sprach die Mutter halb zu sich und spielte mit dem taubengrauen Band ihres Gürtels, „und wird dann bei Wismann die Fahrt abschließen. Dort wird er das Kästchen von dir in Empfang nehmen, das jetzt Wismann verwahrt; und in besinnlicher Stille werdet ihr es miteinander öffnen. Er muß volle Freiheit haben, sich zu entscheiden.“

„Ach, liebe Mutter, das ist noch ein halbes Jahr hin“, sprach Nata, ohne die Augen zu öffnen. „So lange gehört er uns noch, so lange will ich noch glücklich sein.“

„Hast du Felix in Gesprächen oder Briefen irgendetwas angedeutet?“

„Nein. Das wird früh genug kommen.“

„Und hast du auch sonst zu niemand gesprochen?“

„Nur zu Herrn Wismann. Sonst zu keinem. Aber manchmal“ — sie schlug die Augen auf und erhob den Kopf — „manchmal, Muttchen — weißt du, wozu ich dort Lust hatte? Ich hatte Lust, das Kästchen in einen tiefen See zu werfen! Weißt du, ganz dort hinten in den Waldungen gibt es einen Wildsee. Er ist dunkel und totenstill, Tannen stehen darum her und steile Felsen. Ich malte mir aus, daß ich einen Stein um das Kästchen binden würde, so daß dieses goldig glitzernde Ding niemals wieder auftauchen könnte. Niemand sollte den Platz erfahren, wo ich es versenkt habe. Weißt du, wie Hagen das Rheingold versenkt! Aber dann sagt' ich mir: nein, das wäre feig. Man soll seinem Schicksal in die Augen sehen und soll es tapfer tragen. Und da hab' ich mir den Gedanken aus dem Kopf geschlagen. — Der gute, liebe Felix! Ich finde, er ist etwas mager geworden. Er hätte sich doch wohl nach den anstrengenden Monaten erholen sollen.“

„Freilich! Aber er hat sich statt dessen in eine Menge neuer Studien gestürzt, hat auch den Vater auf seinen ärztlichen Fahrten viel begleitet. Weißt du, Nata, es kommt mir vor, als ob zweierlei Geister jetzt um ihn kämpften: Onkel Lothar hat ihn in die Staatsrechtslehre gehetzt — übrigens, was sagst du dazu, daß Frau von Traunitz hier war?! Das war ein unglaublicher Besuch. Und sie hatte die Frechheit, Felix zu sich einzuladen!“

Nata fuhr wieder aus den Kissen empor.

„In ihre Sündenburg? Das tut er doch nicht?!“



Stadt Ragusa — Otto Scheinhammer

„Es ist ein Gesetz, daß wir ihm volle Freiheit lassen müssen.“

„Das tut er nicht! Unter keinen Umständen, Muttchen! Ich will morgen gleich mit ihm reden. Ach, Mutti, laß uns nicht von dieser häßlichen Frau sprechen! Ich war so glücklich. Jetzt — wenn ich das so bedenke — Muttchen, haben wir denn gar kein Recht mehr auf Felix, wenn er das Kästchen geöffnet hat? Sollen wir ihn denn einfach schutzlos seiner Wege ziehen lassen? Wo ist denn alsdann sein Heim? Er hat ja dann kein Heim mehr!“

„Er ist bisher noch immer der Meinung,“ sprach die Mutter mit etwas wehmütigem Lächeln, „daß du einmal zu ihm ziehst und ihm den Haushalt führst, wenn er als Arzt praktiziert.“

„Ach, was tät' ich denn lieber! Aber er soll mir nicht in die Kleinbürgerlichkeit herunter! Er soll seine Aufgabe groß und stolz auffassen. Und will er denn noch Arzt werden, wenn er seine Herkunft weiß? Wird ihm das alles nicht zu bürgerlich und zu eng sein? — Mutterle, komm einmal ganz nahe zu mir heran!“

Sie richtete sich auf, legte die schönen nackten Arme um den Hals der Mutter, so daß ihres Körpers köstlicher Duft die alternde Frau durchströmte und die losen Zöpfe um beide flossen. Und leise, ganz leise gestand sie:

„Weißt du, was ich mitunter — aber lach nicht, schilt nicht! — was ich mitunter gedacht habe? Wenn er“ — nur zögernd kamen die Worte, schließlich nur in der Mutter Ohr gehaucht — „wenn er nicht mein richtiger Bruder ist, dann — dann sind wir ja keine Geschwister — dann — dann könnten wir ja — einander —“

Das holde Mädchen sprach nicht aus, sondern verbarg das Gesicht und die junge Brust in der Mutter Gewand, vom langen Haar bedeckt, ergreifend in ihrer jungfräulichen Scheu und Schönheit.

„Ich weiß, Kind, was dir durch den Kopf geht“, klang es ruhig und mild-wehmütig aus dem mütterlichen Munde, der mit einem Kuß des Kindes Geständnis auffing. „Aber du hast doch wohl auch bedacht, daß du nicht seines Standes bist?“

Nata legte sich seufzend und abgewandt wieder in die Kissen, so daß nur das weiße Nachtkleid und das gelbe Haar zu sehen waren — und ein stilles Weinen erschütterte plötzlich ihre Gestalt.

Liebevoll neigte die Mutter sich über sie.

„Mein gutes Kind, ich hätte doch nicht kommen, nicht davon sprechen sollen. Aber siehst du, Nata, ich baue so fest auf deine Tapferkeit. Es nützt ja kein Versteckspiel; du willst dem Schicksal kühn ins Auge schauen, das hast du vorhin ja selber gesagt. Wir wollen auf unser Kind stolz sein, nicht wahr, Nati?“

Der Kopf nickte heftig, aber das stille Weinen dauerte an. Dann warf sie plötzlich das verweinte Gesicht herum und sprach unter noch rinnenden Tränen gefaßt:

„Mutterle, darf ich bald wieder in die Hochalm zurückgehen, nicht wahr? Die Freude hat mich heut abend so sehr angegriffen — und der Schmerz auch. Ich muß es noch besser verarbeiten. Nur über die Feiertage will ich bei euch bleiben und glücklich sein. Nicht wahr, Mütterchen?“

Mit einer langen, innigen Umarmung schloß die bedeutsame Unterredung zwischen Mutter und Tochter. Und als Frau Lisbeth die Tür hinter sich geschlossen hatte, wischte auch sie eine Träne aus den Augen.

Sie bedurfte keines Lichtes, als sie zum Gatten in das gemeinsame Schlafzimmer zurückging. Der Mond schien hell durchs vereiste Fenster und ging in großer stiller Klarheit über die schneeweiße Landschaft.

Ende des ersten Buches

(Fortsetzung folgt)

Der Einsame

Von Heinrich Noeren

**Immer noch nicht ring' ich von Menschen mich los,
Deren keiner je mein wird. Jeder gehört nur sich.
Alle lassen mich einsam oder verraten mich.
Immer noch singe ich bloß
Lieder der Liebe zu andern oder zum Menschen in mir —
Laß sie begleiten nur
Manchmal vom Klang der Natur.
Immer noch nicht wird sie,
Pflanze, Baum oder Tier,
Selbst zur Melodie.
Warum immer noch nicht? Auch nicht das Wälderrauschen
Um meinen Garten, dunkel dumpf wie Meeresgetöse,
Gleich meiner Sehnsucht — oder wie Donnergedröhn,
Gleich meiner Leidenschaft, ursprünglich schön,
Niemals böse —
Dem meine Träume lauschen,
Wenn von Menschen mir irgendein Leid geschah —
Nie wie ein Mensch mir fern, immer wie Gott mir nah,
Der beseelter als Menschheit, wach bei Tag und Nacht,
Mich viel tausendmal, tausendmal, tausendmal seliger macht,
Meine Seele gnaden- und inbrunstvoll durchhaucht —
Wenn er sie einmal auch wild wie ein Sturm zerbricht.
Liebe ich Gott denn nicht —
Weil er mein Mitleid nicht braucht?
Liebe ich Menschen nur — Freund und Weib und Kind —
Weil sie alle wie ich so einsam und elend sind?**

Das Freundschaftsbedürfnis unsrer Zeit

Von Meta Schneider-Weckerling

Unsre Zeit hat wenig Sinn für Freundschaften.

Wir besuchen einander mit dem Auto, winken uns zu auf dem Bahnsteig, wohin wir unsre Freunde bei einer unsrer raschen Durchreisen bestellt haben und beglücken einander mit Ansichtskarten. Wir drahten uns zu Geburtstagen und anderen Gedenktagen und sprechen zusammen — oft auf große Entfernungen hin — durchs Telephon. Gewiß, über die wichtigsten Geschehnisse in unsrem Leben sind wir gegenseitig orientiert, alles andre macht man so kurz als möglich ab, zu mehr „kommt" man eben nicht.

Man wendet ein, diese sachliche, kurze Art unsrer Zeit sei gegenüber den Gefühlsduseleien früherer Jahre gerade ein Vorzug! Niemand von unsrem raschlebigen Geschlecht könne sich in die Stimmungen und Gefühlszerlegungen der Romantik zurückschrauben, die nun ein für allemal unsrer Zeit und ihrem Geschmack nicht mehr liegen.

Gewiß! Aber ist unsre Zeit wirklich so im Vorteil gegen jene der „Romantik", über die wir gern mit einem raschen Achselzucken ungeduldig hinweggleiten?

Jene Zeit des Briefeschreibens — sie ist vorbei. Wer schreibt heutzutage noch wirkliche Briefe? Inhaltsvoll, sich selbst im Aussprechen über seinen Seelenzustand klar werdend? Was wissen moderne Menschen überhaupt noch von ihrem Seelenzustand? Zustand bedeutet ein Stehen, einen Stand. Hat die Seele des modernen Menschen überhaupt eine gewisse ausgesprochene bestimmte Form, einen inneren Stand? Sind nicht Mode, Schlagwort, Sensationen ihre Dränger, die ihren Zustand anhaltend formen und umformen?

Ist unsre Zeit wirklich so im Vorteil gegen jene Zeit der Freundschaften, die wir mit leise ironischem Ton „Romantik" nennen? Die Epoche der Freundschaften eines Schiller mit Körner — Schillers mit Goethe, eines Wilhelm von Humboldt mit seiner „Freundin"?

Es scheint, als ob es Künstlern und großen, bedeutenden Menschen noch möglich sei, ihre Freundschaften zu pflegen im Getriebe des Heute. Den Durchschnittsmenschen fällt es immer schwerer.

Keine Zeit hat solche Verkehrsmöglichkeiten, eine solche Erleichterung des Zueinanderkommens gehabt wie unsere, in der man in acht Tagen in Amerika ist, mit Autos auf den Chausseen jagt und im Aeroplan durch die Lüfte fliegt. Man sollte meinen: niemals sei eine Zeit der Bildung von Freundschaften günstiger gewesen als die heutige!

Das Zeitalter des Verkehrs — und doch der Verarmung an tiefen stillen Freundschaften?!

„Ich habe keine Zeit zur Gefühlspflege. Moderne Menschen machen das nicht mehr", schrieb wörtlich ein Freund an den andern. Das war gewiß ehrlich. Oder war es grausam? Werden moderne Menschen grausam in ihrer Gemütsverödung? Oder ist es keine Gemütsverödung, wenn Tausende von Ansichtskarten täglich von Post zu Post fliegen mit dem Inhalt: „Für heute diesen Gruß, bald mehr, Dein K.", wobei das „bald mehr" gewöhnlich erst nach Monaten, manchmal nie eintrifft?

Womit ich den schönen Brauch des Ansichtskartenschreibens an sich nicht tadeln möchte.

„Kollegialität ist eine zarte Pflanze," sagte einmal ein Arzt zu einem andern, „die mit viel Geduld und Selbstlosigkeit begossen werden muß."

Ich fürchte, von dieser Geduld wollte der Arzt so wenig wissen, wie wir von der Pflege unsrer Freundschaften.

Echter Kollegialität aber ist nur ein Charakter fähig, wirklicher Freundschaft nur eine Persönlichkeit.

„Wir kommen zu nichts", klingt's vom Minister bis herab zum Kaufmann einer kleinen Stadt.

Ein leises Seufzen geht durch die Menschheit, das feine Ohren hören in all dem Geräusch.

Das sind die Unterlassungssünden, die uns drücken. Wir strotzen von unausgeführten Plänen, nicht betätigtem Wollen, ganz besonders unsren Freunden gegenüber.

Es gibt moderne Menschen, die nicht mehr gut allein sein können. Ein einsamer Sonntagnachmittag ist ihnen entsetzlich. Es ist aber nicht bei allen die Vergnügungsucht, die sie unfähig dazu gemacht hat. Nicht Furien peinigen den Modernen, sondern das Heer unerledigter Sachen, unerledigter, abgebrochener, nicht durchgeführter Lebensbeziehungen! Der moderne Mensch ringt mit dem Zeitgeist wie mit einer Schlange, die ihn umwinden will. Und ihr Druck tut dort um so weher, wo er Stellen trifft, die unsere feinsten und innerlichsten Bedürfnisse bergen, wo sie zur Mörderin unserer Freundschaften wird ...

*

So fasse ich die Gemütslage des heutigen Menschen auf.

Es erwiderte aber ein gescheiter und nachdenklicher Mensch: „Warum so tragisch? Glauben Sie wirklich, daß das eigentliche Freundschafts**bedürfnis** der heute Lebenden nicht abgenommen hat?"

„Ja. Denn: wie kann der Mensch sich in seinen tiefsten, grundlegenden Anlagen verändern? Und dazu gehört seine Sehnsucht nach wahrer Freundschaft."

„So denken **Sie**. Warum sollte die geistige Menschheit nicht einer völligen Veränderung fähig sein, je nach den umwälzenden Anforderungen, die das Leben an ihre Fähigkeiten stellt? Mit andern Worten: das Sein der heutigen Menschen ist in Wirklichkeit so sehr mit den mannigfaltigsten Eindrücken ausgefüllt, daß man nichts weiter vermißt und folglich auch das Freundschaftsbedürfnis selbst bei den Tieferen bedeutend abgenommen hat. Man kann als Trost dagegen anführen, daß dafür auch das jetzige Leben so viel, viel „reicher" ist. Welche Abwechslung, welche Genüsse kann sich der Gegenwartsmensch verschaffen, von denen unsere Altvorderen keine Ahnung hatten!"

So wären die Freundschaftsbedürfnisse der Menschen in **Genuß**bedürfnisse, wenn auch allerfeinster Art, umgewandelt worden? Und ist es überhaupt so? Ich schließe hier mit einem großen Fragezeichen ...

Ich für mein Teil gestehe offen, daß ich in einer Zeit nicht mehr leben möchte, von der ich überzeugt wäre, daß die Menschen in ihr das Tiefste, die Freundschaft, die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch gerne mißten um der andren wunderbaren Annehmlichkeiten willen, die das Leben ihnen bietet.

Ich meine natürlich die wirklich inneren Beziehungen. „Vereine" haben wir heutzutage genug.

... „Vergiß das Beste nicht!" heißt's im Märchen.

„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Oder: „Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?" sagte Jesus. Sind diese Worte so unmodern gedacht?

Ob wir unter der Unmöglichkeit, unsre Freundschaften mehr zu pflegen, leiden oder nicht, das können wir nur allein im stillen Kämmerlein mit uns ausmachen.

Der heutige Mensch ist nicht sentimental. Das moderne Leben hämmert ihn hart. Aber er ist aufrichtig. Und so groß wie seine Aufrichtigkeit wird seine Erkenntnis sein. Auf die Erkenntnis folgt die Tat. Es wird in seiner Hand liegen, ob das Freundschaftsbedürfnis unserer Zeit immer mehr abnimmt. Ob die modernen Lebensströmungen um ihn her ihn weiterhin seelisch aufbrauchen, oder ob er die Kraft haben wird, sich dagegen zu stemmen.

Hat er die Kraft, dann werden wir auch wieder mehr Persönlichkeiten haben. Und diese werden einsehen, daß das Innere des Menschen mehr wert ist als die ganze Außenwelt. Dann wird wieder mehr Segen auf ihn kommen und mehr Ruhe in sein Gemüt.

* * *

Nachschrift. Dieses schrieb ich im Jahre 1914 — vor Ausbruch des Weltkriegs, ahnungslos. Heute, nach 13 Jahren — was hat sich geändert? Inwiefern hat der furchtbare Krieg mit seinen Schrecken uns verinnerlicht? Ist unser Bedürfnis nach tiefer, innerer Freundschaft größer geworden?

Winterwald

Von Ludwig Bäte

Wundervolles Stillesein!
Schlanke Säulen stehn die Bäume.
Durch das weiße Wipfeldach
Blauen zarte Wolkensäume.

Und mir ist, als ob des Walds
Tiefste Seele sich enthüllte,
Und die Qual der rohen Welt
Friedevoll sein Atem stillte.

Nietzsche in Sils-Maria

Von Dr. phil. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche

Im Juliheft des Türmers (1926) veröffentlichte Nietzsches Schwester eine wertvolle Plauderei über „Nietzsche im Verkehr". Man betrachte das Folgende als eine Fortsetzung. D. T.

Keiner der schönen Orte, an welchem mein Bruder in den zehn Jahren seiner Wanderschaft von 1878 bis 1888 weilte, ist so eng mit seinem Namen verbunden worden wie Sils-Maria, und dabei war es eigentlich ein Zufall gewesen, daß er diesen reizenden, damals noch recht unbekannten Ort gefunden hatte. Im Sommer 1881 wollte er wieder St. Moritz besuchen, von welchem er behauptete, daß dieser Ort ihn 1879, seinem schlimmsten Krankheitsjahr, dem Leben wiedergegeben hätte. Aber dieses Mal fand er St. Moritz abstoßend. Er schreibt an uns: „Am Abend des ersten Tages fürchtete ich das Engadin verlassen zu müssen. Am andern Tag kam Hilfe; ein junger Engadiner, mit dem ich eine Nacht gereist war, bemühte sich in uneigennütziger Weise um mich und hat mir ein stilles Plätzchen ausgemittelt, an dem ich gerne bis ans Ende sitzen bleiben möchte: aber der Engadiner Sommer ist so kurz, und Ende September will ich wieder nach Genua zurück. Ich habe es noch nie so ruhig gehabt wie hier, die Wege, Wälder, Seen, Wiesen sind wie für mich gemacht; und die Preise sind nicht außer allem Verhältnis zu meinen Mitteln . . . Der Ort heißt Sils-Maria."

Mit diesem Ort sind nun meines Bruders erhabenste Erinnerungen verbunden, und das haben inzwischen viele mitzuempfinden gelernt. Wie sehr das jetzt der Fall ist, ersehe ich aus den Schweizer Zeitungen. Es ist nämlich an dem Ausgang des Silser Sees ein Groß-Kraftwerk geplant, das das starke Gefäll der Höhe von Maloja nach dem Bergell der Gewinnung elektrischer Energien dienstbar machen soll, wodurch aber das ganze bezaubernde Landschaftsbild um den Silser See herum wahrscheinlich verunstaltet würde. Aber da erheben sich empörte Stimmen, damit dieses köstliche Juwel der Schweiz, „das von Segantini verherrlicht worden ist, wo Nietzsche seine tiefsten Erlebnisse fand", unberührt erhalten bleiben soll. Der Name Friedrich Nietzsches wird als ein starkes Argument gegen dieses geplante industrielle Unternehmen verwandt. Das ahnte mein Bruder nicht, als er zuerst diesen kleinen Ort besuchte. Ich traf später ein altes schweizerisches Ehepaar, das gerade diesen Sommer 1881 mit meinem Bruder in dem damals recht einsamen Sils-Maria gewesen war. Sie hatten wochenlang miteinander zu Mittag gegessen, denn mein Bruder pflegte seine Absicht, allein zu essen, immer auf längere Zeit zu unterbrechen. Diese alten Leute konnten nun nicht genug Worte finden, wie mein Bruder jeden Tag von einer neuen Entdeckung der Schönheit der Landschaft entzückt gewesen wäre, und nicht nur von deren großen Zügen, sondern auch von den kleineren Bildern, z. B. von einer Wiese voll köstlich blühender Blumen, von einer hochgelegenen Weide mit prachtvollen Kühen, von einem Abhang, bedeckt von herrlichen rotschimmernden Alpenrosen. Der alte Herr fügte hinzu: „Er war so kindlich in seiner Freude!" Dieses Wort: kindlich wird überhaupt so oft von Leuten angewandt, die ihm in seinen verschiedenen Aufenthalten begegnet sind; auch Dr. Langbehn, der

Rembrandt-Deutsche, schreibt in einem seiner Briefe, daß ihm ein Professor, der lange Zeit mit meinem Bruder im Engadin zusammen gewesen war, gesagt habe, daß er nie einem kindlicheren Mann als Nietzsche begegnet wäre. Niemand ahnte, mit welchen ungeheuren weltbewegenden Gedanken mein Bruder beschäftigt war, und daß er die freundlichen Plaudereien dazwischen nur als Erholungen betrachtete. Alle aber, die ihn damals in Sils-Maria kennen lernten, erzählen das gleiche, daß wenn sie ihm dann auf seinen einsamen Wanderungen begegnet wären, er gar keine Notiz von ihnen genommen hätte und ihnen wie ein ganz anderer in einer fernen Welt versunken erschienen wäre.

Das ist das große Geheimnis um Nietzsche, daß die ungeheure Aufgabe: der Menschheit ein neues Ziel zu geben, eine neue Zukunft aufzubauen, ihm auferlegt war, und daß dieser gütigste Mensch mit der liebereichsten Seele Hammer sein mußte, nicht nur um Neues zu schmieden, sondern auch um Altes zu zertrümmern, das einst ihm teuer war. Welcher Heroismus gehörte dazu! Und wie hat Nietzsche diesen Heroismus mit so viel Licht und Wärme umhüllt, so daß sich jeder, auch der einfache Mensch, in seiner Nähe so eigenartig wohl und gleichsam erhöht fühlte.

Dieser erste Sommer in Sils-Maria ist wohl als der bedeutungsvollste von allen Aufenthalten im Engadin zu bezeichnen. Wenn er es später nicht oft und stark genug beschreiben konnte, wie er in jenen Sommermonaten mit einem Jauchzen des Glücks durch jene herrliche Bergnatur geschritten wäre, so bekommt man eine Vorstellung davon, daß, obgleich er in den Jahren seiner höchsten Entwicklung einsam und unverstanden war und fast totgeschwiegen oder von boshaften, unwissenden Kritikern mißhandelt wurde, er doch so viel Glück in den Zeiten seiner höchsten Erhebung genossen hat, daß alles Glück, das sonst vielleicht über ein langes Menschenleben ausgebreitet ist, dagegen gering erscheint.

Ein Brief vom 14. August an Peter Gast gibt von seiner herrlichen Stimmung eine wundervolle Vorstellung. „Nun, mein lieber, guter Freund! Die Augustsonne ist über uns, das Jahr läuft davon, es wird stiller und friedlicher auf Bergen und in den Wäldern. An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehen habe, — davon will ich nichts verlauten lassen und mich selber in einer unerschütterlichen Ruhe erhalten. Ich werde wohl *einige* Jahre noch leben müssen! Ach, Freund, mitunter läuft mir die Ahnung durch den Kopf, daß ich eigentlich ein höchst gefährliches Leben lebe, denn ich gehöre zu den Maschinen, welche *zerspringen* können! Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schaudern und lachen — schon ein paarmal konnte ich das Zimmer nicht verlassen, aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren — wodurch? Ich hatte jedsmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Tränen, sondern Tränen des Jauchzens, wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe ..." Es war der Gedanke der ewigen Wiederkunft, der ihn so entzückte und mit dem Jubelruf grüßte: „Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!" Und mögen wir den Wert dieses Gedankens auch jetzt noch nicht begreifen und ermessen — Eines können wir doch schon jetzt mit inniger Dankbarkeit erfassen: diesem Gedanken haben wir den Zarathustra zu verdanken, dessen erste Konzeption allein darauf beruht. Zwi-

schen Anfang und Ende August 1881 liegt der Entschluß, die Lehre der ewigen Wiederkunft in hymnischen, dithyrambischen Worten durch den Mund Zarathustras verkünden zu lassen.

Den Sommer 1882 kehrte er nicht nach Sils-Maria zurück, dagegen im Sommer 1883, der wiederum hoch bedeutungsvoll wurde, da mein Bruder in den ersten Wochen des Juli den zweiten Teil des Zarathustra dort schuf. Aber der übrige Sommer 1883, den er in Sils-Maria verlebte, wurde durch das Wiederaufleben unangenehmer Vorkommnisse aus dem Jahr 1882 ihm sehr verdorben. Der folgende Sommer 1884 in Sils-Maria gestaltete sich sehr angenehm. In diesem Sommer machte er die Bekanntschaft von drei Damen, die er dann später immer sein liebes Trio nannte: Fräulein von Mansouroff, Ehrendame der Kaiserin von Rußland, Mrs. Fynn und deren Tochter, zwei Engländerinnen, welche ihm viel Vergnügen bereiteten, da sie ihm, wie er schreibt, „den Genuß distinguierter Lebensformen gaben". Den ganzen Sommer aß er mit ihnen zu Mittag, zum großen Erstaunen der andern Kurgäste in Sils-Maria, von welchen er sich bis dahin sehr fern gehalten hatte. Die alte, sehr leidende Engländerin war ihm besonders sympathisch, und er widmete ihr manches Plauderstündchen und freundliche Aufmerksamkeiten. Die Tochter erzählt davon späterhin: „Bientôt, à l'ébahissement un peu jaloux des autres commensaux de notre hôtel, on vit le philosophe, réputé misogyne, venir journellement s'asseoir des heures entières auprès de ma chère invalide, l'entourant de soins et de sollicitude, lui offrant le bras pour sa courte promenade, et nous charmer toutes par sa conversation entraînante, familière et originale, dénotant toutefois une érudition exceptionellement universelle et approfondie. Mais aucun pédantisme de professeur, aucun orgueil ni ostentation de son savoir: ce n'est guère par lui-même que nous eussions pu deviner sa réputation."

Besondere Interessen verbanden ihn mit Fräulein von Mansouroff, der Dritten des lieben Trios; sie war ungewöhnlich für Musik begabt und mit den berühmtesten Komponisten der damaligen Zeit bekannt. Als sie im Herbst 1884 abreiste, schreibt mein Bruder ganz betrübt an Peter Gast: „Ach, wir hatten uns so viel zu erzählen, es ist ein Jammer, daß sie fortgeht! Denken Sie doch, eine veritable Schülerin Chopins und voller Liebe und Bewunderung für diesen ‚ebenso stolzen wie bescheidenen' Menschen."

Der Sommer 1885 brachte ihm dann sein liebes Trio wieder und Professor Arnold Ruthardt in Leipzig, der mit Fräulein von Mansouroff befreundet war, und welchen mein Bruder öfter in Briefen und persönlich als eine geistvolle, interessante Persönlichkeit erwähnte, gibt uns aus dieser Zeit eine sehr hübsche Schilderung: „An einer kleinen Biegung des Waldpfades stand plötzlich Nietzsche vor uns. Die äußere Erscheinung Nietzsches machte mir einen höchst sympathischen Eindruck. Über Mittelgröße, schlank, wohlgestaltet, aufrechter, aber nicht steifer Haltung, die Gebärden harmonisch, ruhig und sparsam, das sehr dunkle Haar, der dichte Vercingetorix-Schnurrbart, sein heller, dagegen lebhaft abstechender Anzug besten Schnittes und Sitzes, ließ ihn so wenig dem Typus eines deutschen Gelehrten gleichen, daß er eher an den eines südfranzösischen Edelmanns oder eines italienischen oder spanischen höheren Offiziers in Zivil erinnerte. Aus seinen edlen, von

vielem Aufenthalt in freier Luft und Sonne gesund gebräunten Gesichtszügen und seinen großen dunklen Augen sprach zwar tiefer Ernst, aber keineswegs der finstere, kantige dämonische Ausdruck, der ihm auf Bildern und Büsten angedichtet worden ist. Nach dem Austausch einiger Höflichkeitsphrasen geleitete er uns, ritterlich bemüht, Fräulein von Mansouroff zu unterhalten, bis an die Schwelle der ‚Alpenrose', dem Hotel, das wir bewohnten. Schon hatte er sich, mir die Hand reichend, aufs artigste verabschiedet, als ihn Fräulein von Mansouroff mit den Worten zurückhielt: „Sie sind freundlichst eingeladen, lieber Herr Professor, uns, heute abend hier in Nr. 4, erstes Zimmer links zu ebener Erde, das ich als Musikzimmer für mich belegt und mit einem guten von Chur heraufgeschafften Klavier versehen habe, mit Ihrem Besuche zu beehren. Herr Ruthardt wird uns Bach, Chopin, Schumann vorspielen, et nous serons en petit comité." Nicht ohne eine gewisse Verlegenheit und mit fast leidender Miene fuhr sich Nietzsche über die prachtvoll gewölbte Stirne, indem er klagte: „Ach Musik! . . . Musik tut meinem Zustande nicht gut!" — Das schien mir eine deutliche Absage, wofür ich aber volles Verständnis hatte, denn wer leidet am meisten unter der Aufdringlichkeit der Musik? Ist es nicht der Tonkünstler? Fräulein von Mansouroff raunte mir darauf zu: ‚Er bildet sich's nur ein, krank zu sein'."

„An dem betreffenden Abend hatte ich eben mit dem Präludium der Bachschen Orgelfuge in A-Moll, von Liszt übertragen, begonnen, als ganz wider Erwarten Nietzsche doch erschien und aufmerksam zuhörte. Ich spielte des weiteren das kleine Nocturne in Fis-Dur von Chopin und zuletzt die „Kreisleriana" von Schumann. Zwischen den Musikstücken entwickelten sich interessante Gespräche, wobei ich Fräulein von Mansouroffs Erinnerungen an Chopin gierig einsog und Nietzsches treffende Bemerkungen bewunderte. Über die „Kreisleriana" schwieg er sich allerdings ganz aus und ließ der Begeisterung jener Dame freien Lauf."

Die Sommer 1885 bis 1887 brachten aber außer dem lieben Trio meinem Bruder noch merkwürdig viele andere weibliche Bekanntschaften, und zwar waren es gelehrte Damen, damals „Emanzipierte" genannt, die ihn in Sils-Maria aufsuchten und sich eifrig bemühten, ihn kennen zu lernen. Da kam die treffliche Frau Röder-Wiederhold, die sich meinem Bruder sogar erbot, nach Diktat zu schreiben, was er auch mit herzlichstem Dank annahm. Aber ich glaube, sie haben sich beide nicht allzu wohl dabei gefühlt, denn Frau Röder-Wiederhold war eine leidenschaftliche Demokratin, und mein Bruder meinte, daß sie „allzu sehr mit dem Blute von 1848 getauft wäre". Sodann kam Fräulein Dr. Meta von Salis mit ihrer Freundin Fräulein Kym mehrere Monate nach Sils-Maria. Beide Damen waren meinem Bruder mit ihrer steifen schweizerischen vornehmen Art und Weise sympathisch, im Gegensatz zu einer Reihe anderer gelehrten Weiblein, die meinen Bruder umschwärmten, Studentinnen, deren Namen ich vergessen habe, die mit ihren burschikosen Manieren ihm nicht angenehm waren. Alle diese Damen, auch Miß Fynn, die keine Emanzipierte war, haben Erinnerungen an Nietzsche geschrieben, leider aber erst in späterer Zeit, lange nach der Erkrankung und dem Tode meines Bruders, weshalb, wahrscheinlich unabsichtlich, viel hineingekommen ist, was die Damen nicht selbst erlebt, sondern anderswo gelesen und gehört haben, wodurch mancher Irrtum

entstanden ist. Aber alle diese Damen schildern einmütig die große Liebenswürdigkeit meines Bruders und erzählen, daß er jeden Tag mit ihnen stundenlang spazierengegangen wäre.

Amüsanterweise trafen einmal in kurzer Zeit verschiedene Erinnerungen im Nietzsche-Archiv zusammen, und Peter Gast bemerkte dazu in seiner humoristischen Art: „Jetzt möchte ich nur wissen, wann Nietzsche gearbeitet hat, wenn er mit all diesen Damen täglich so viele Stunden spazierengegangen ist.“ Jedenfalls hat sich Nietzsche durchaus nicht als Frauenfeind gezeigt, was ihm doch so oft angedichtet worden ist. Manche Einzelheiten in diesen späten Erinnerungen haben aber doch ihren Wert und Reiz. So fand sich kürzlich im „Observer“ die Wiedergabe eines Gesprächs zwischen dem Herausgeber der englischen Ausgabe von Nietzsches Werken, Herrn Dr. Oscar Levy und Miß Helen Zimmern, das sich auf einen Besuch dieser Dame in Sils-Maria im Jahre 1886 bezieht und trotz mancher Irrtümer eine gute Vorstellung von meines Bruders Verkehr mit einem sehr bedeutenden Exemplar weiblicher Gelehrsamkeit gibt. Für Miß Helen Zimmern hatte mein Bruder ein sehr günstiges Vorurteil, da sie England mit Schopenhauer bekannt gemacht hatte. In dem Zwiegespräch fragte nun Dr. Levy: ob Miß Zimmern etwas Krankhaftes im Wesen Nietzsches in jener Zeit gefunden habe. Sie antwortete darauf: „Ich habe niemals eine Spur davon, auch nicht einmal von Überspanntheit, bemerkt. Ich möchte im Gegenteil betonen, daß Nietzsche auf mich den Eindruck eines außergewöhnlich gesunden Menschen machte.“ Darauf forschte Dr. Levy weiter, ob Miß Helen kein Vorurteil gegen Nietzsche wegen seiner antifeministischen Ansichten gehabt habe, worauf sie sehr temperamentvoll erklärte: „Alles, was ich hierüber sagen kann, ist, daß sich Nietzsche im persönlichen Verkehr mit mir stets als vollkommener Gentleman benahm. Er war sogar mehr als ein bloßer Gentleman, er besaß sehr viel persönlichen Charme, das, was die Italiener ‚Gentilezza‘ nennen. Ich war natürlich nicht die einzige Frau, gegen die er sich so gut benahm. Ich kann Ihnen von einer sehr bemerkenswerten Handlung Nietzsches erzählen, die meines Wissens bisher nie an die Öffentlichkeit gekommen ist. Es wohnte nämlich mit uns im Hôtel des Alpes eine ältliche Dame, eine Russin, eine frühere Hofdame, ich glaube der Zarin, die einen schweren Nervenzusammenbruch erlitten hatte. Die Saison ging ihrem Ende zu, Sils-Maria war ziemlich kalt geworden, und ihre Freunde wünschten sie in ein wärmeres Klima Italiens zu führen. Sie bestellten einen Wagen ans Hotel — denn Sils-Maria war damals wie heute ohne Eisenbahnverbindung —, doch der Wagen mußte vom Hotel täglich ohne die Kranke abfahren. Denn sie weigerte sich regelmäßig und entschieden, ihr Zimmer zu verlassen. Da fragte Nietzsche, der von diesem seltsamen Fall gehört hatte, eines Tages ihre Freunde: ‚Wollen Sie sie mir überlassen?‘ Was sie auch taten. Und eines Mittags, als Wagen und Pferde wieder an der alten Stelle warteten, da erschien in der Tür des Hotels Friedrich Nietzsche zusammen mit der seltsamen Frau, die ihm wie ein Lamm folgte, — sie, die stets und bei der bloßen Andeutung ihr Zimmer zu verlassen, hysterische Anfälle bekam! Wir alle standen starr, denn es war wie ein Wunder. Und nie erfuhr jemand, wie Nietzsche das fertig gebracht hatte.“

Unter der Russin wird wohl Fräulein von Mansouroff gemeint sein, die eine große

Vorliebe für Sils-Maria hatte, weil sie sich dort von der ganzen Welt abgeschlossen fühlte und nur ungern in die Welt da draußen zurückkehrte. Sie hat übrigens die wertvollsten Aufzeichnungen aus der Zeit ihres Zusammenseins mit Nietzsche in Sils-Maria verfaßt, und zwar in Briefen an eine baltische Freundin. Leider aber haben wir diese Briefe damals nicht erhalten, und sie werden nun wohl in den großen politischen Umwälzungen verloren gegangen sein. Sie müssen nach den Erzählungen der Baronin Ungern-Sternberg vorzügliche Bemerkungen Nietzsches über Musik, Politik und Land und Leute enthalten haben. Außerdem aber auch viele schalkhafte Einzelheiten über die gelehrten Damen, die, wie sie behauptete, Nietzsche umlagert hätten, und sehr eifersüchtig und voller Feindschaft untereinander gewesen wären.

Es darf wohl verraten werden, daß es meinem Bruder schließlich etwas zu viel der weiblichen Bekanntschaften wurde, und daß er sich freute, daß sich mit jedem Sommer mehr Professoren der deutschen Universitäten in Sils-Maria einfanden, und er nun wieder Neues und Gutes aus der heimischen Atmosphäre hörte. Die Herren hatten zwar, wie mir einer der Professoren später etwas beschämt gestand, keine Ahnung von Nietzsches Größe, waren aber von seinen liebenswürdigen und geistvollen Gesprächen sehr angetan. Mit Rührung hätten sie es empfunden, daß er sie immer wieder auf die schönsten Punkte der Gegend aufmerksam gemacht habe. Dabei hätte er so wundervolle innig dankbare Worte für die Schönheit der Landschaft gefunden, daß einer der Kollegen einmal bemerkt habe: „Es scheine wirklich so, als ob der liebe Gott Sils-Maria extra für Nietzsche geschaffen hätte.“

Aber der liebste Besuch, den mein Bruder in Sils-Maria jemals gehabt hat, war der von Freiherrn Heinrich von Stein im Sommer 1884. Mein Bruder hatte sich schon seit 1878 für ihn lebhaft interessiert, und Stein suchte ihn im Jahre 1882 sowohl in Naumburg als in Leipzig auf, traf ihn aber leider nicht zu Hause. In den folgenden Jahren wechselten sie miteinander einige Briefe, aber erst der Sommer 1884 brachte endlich das persönliche Kennenlernen. Stein kam nur für sehr kurze Zeit nach Sils-Maria, zunächst teilnahmlos für die Schönheit der Natur, nur in den Anblick meines Bruders versunken. Deshalb erwähnt letzterer es auch mehrfach, daß Stein jedermann erklärt habe, „er käme nicht wegen des Engadin“. (Das machte damals noch einen gewissen Eindruck; aber wie viele wandern jetzt nach Sils-Maria, nur, um der Erinnerung an den großen Einsiedler ihre Ehrfurcht zu bezeugen!) Der Aufenthalt Steins dehnte sich nur auf drei Tage aus; aber eigentlich haben sie sich nur an einem Tag, dem 28. August, wirklich genossen; denn als Stein ankam, hatte mein Bruder Kopfschmerzen, die dann verschwanden, aber am folgenden Tag gegen Abend wiederkehrten. Erst am dritten Tag, am 28. August, war er ganz frei davon. Stein notierte in sein Tagebuch vom 27. August 1884: „Großartiger Eindruck seines freien Geistes, seiner Bildersprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfschmerzen — Abends Anblick seines Leidens. — 28. Er hat nicht geschlafen, ist aber frisch, wie ein Jüngling. Welch sonniger, herrlicher Tag!“ Von dieser Zusammenkunft haben beide die herrlichste Erinnerung behalten. Mein Bruder schreibt darüber am 20. September 1884 an Gast: „Der Besuch von Steins hat Nachwirkungen, er scheint tief ergriffen sich nach allen Seiten hin darüber aus-

gesprochen zu haben. Die Erziehung in der Nähe Dührings und Wagners hat zum mindesten ihn feinfühlig in bezug auf das verborgene Pathos eines Einsam-Daherziehenden gemacht; mir selber war in seiner Nähe zumute, wie jenem Philoktet auf seinem Eilande beim Besuch des Neoptolemos — ich meine, er hat auch etwas von meinem Philoktet-Glauben erraten ‚Ohne meinen Bogen wird kein Ilion erobert!'" An anderer Stelle schreibt Nietzsche an Gast: „Er hatte auch großes Vertrauen zu mir. Er sagte noch zuletzt, in meiner Gegenwart kämen ihm Gedanken, zu denen er sonst nicht den Mut fände; ich ‚befreite' ihn. Und was haben wir hier oben zusammen gelacht. Er stand im Rufe, nicht zu lachen."

Heinrich von Stein, der mich bald darauf in Naumburg besuchte, sprach sich mir gegenüber mit tiefer Ergriffenheit über diesen Besuch in Sils-Maria aus. Er habe dort oben Flügel bekommen, versicherte er mir, das hätte er auch meinem Bruder gesagt, und dieser ihm lachend geantwortet: Man wäre in Sils-Maria nicht umsonst 6000 Fuß über der andern Welt. Auch gebrauchte Stein den Ausdruck: er wäre von der Nähe meines Bruders wie berauscht gewesen, und ich vermute, daß er sich nachher ein wenig Vorwürfe darüber gemacht hat, zumal da er von Bayreuth ernstlich ermahnt wurde, treu zu bleiben. Er war, wie Malwida von Meysenbug mir später erzählte, nach Sils-Maria gesandt worden, um Nietzsche für Bayreuth wieder zurückzugewinnen, was aber Stein in Gegenwart meines Bruders vergessen hatte. Er versuchte nun seinen Fehler wieder gut zu machen, leider etwas ungeschickt, so daß es zwischen ihm und meinem Bruder eine Zeit der Entfremdung gab. Trotzdem hielten beide den Glauben an ihre spätere Zusammengehörigkeit fest.

Ich glaube fast, daß sich Stein zu niemand so aufrichtig über seine Empfindungen und Zukunftspläne ausgesprochen hat als wie zu mir, denn wir befanden uns sozusagen in der gleichen Lage; wir waren beide von der Größe Nietzsches durchdrungen, aber wir waren noch in der Denkungsart Bayreuths befangen, und konnten noch nicht begreifen und litten darunter, daß die Gewalt ihrer Aufgabe diese beiden großen Geister Wagner und Nietzsche auseinanderreißen mußte, trotzdem sie sich liebten.

Wenige Tage, ehe ich mit meinem Mann, Professor Bernhard Förster, im Januar 1886 Deutschland verließ und in Berlin weilte, suchte mich Stein auf, und wir hatten eine lange tiefgehende Unterredung miteinander, von welcher Stein auch andern erzählt hat. Dabei hat er mir fest versprochen, daß er, sobald er frei wäre, Nietzsche aufsuchen würde, um mit ihm zusammen zu bleiben. Zuletzt aber kamen wir wieder zu der für uns so schmerzlichen und unbegreiflichen Differenz zwischen Wagner und Nietzsche zurück, und deutlich höre ich noch die letzten tröstenden Worte Steins, an welche ich immer mit Rührung denke: „Wenn wir einmal ganz alt sind, werden wir das Alles begreifen." — Ach, und dieser prachtvolle junge Mann ist so bald darauf gestorben! Mein Bruder schrieb tieferschüttert an Peter Gast: „Ich kann das Ereignis nicht verschweigen, mit dem ich schlecht fertig werde: oder vielmehr, ich bin innewendig immer noch ganz außer mir. Heinrich von Stein ist tot: ganz plötzlich, Herzschlag. Ich habe ihn wirklich geliebt; es schien mir, daß er mir aufgespart sei für ein späteres Alter. Er gehörte zu den ganz wenigen Menschen, an dessen Dasein ich Freude hatte."

Es war meines Bruders Traum von Glück gewesen, daß einmal eine Zeit kommen könnte, wo er mit Freiherrn von Stein, als seinem Jünger, zusammen in Sils-Maria die Sommer verbringen würde. Dieses Traumbild steht zuweilen vor meiner Seele, und dann sehe ich die beiden in jener heroischen Landschaft, die ihrem Wesen so innig verwandt war, umleuchtet von dem Glanz der Hochgebirgssonne, daherschreiten — der Unsterblichkeit entgegen.

Wolkenwunder der Berge

Von Franz Mahlke

Wolken der Frühe

Die Alpenwiese war ihr Schlafgemach.
Wie grau vermummte Büßerinnen wallen
Sie durch das Tannentor am Gletscherbach
Zu himmelüberdachten Wolkenhallen.

Sie knien nieder, weinen oder krallen
Sich an den Wänden hoch, den Gemsen nach,
Bis sie der morgengoldnen Flut verfallen —
Und werden wieder in der Wiese wach.

Mittagswolken

Sie sind die weißen Tauben, die im Blauen
Glückselig schweben, denen Gletscherberge
Ganz kleine, kniende Kapuzenzwerge
In Silbermützen sind, die in die Auen
Des Äthers staunen, weil wie schöne Frauen
Manchmal die Mittagswolken gehn. Die lächeln
So innig unter ihren Bänderhauben
Und lauschen in das Grün der Wälderlauben,
Sie winken, während Winde sie umfächeln,
Entschweben: — silberweiße Wandertauben.

Abendwolken

Opferpfannen, deren Weihrauch rot
Über grauen Alpenzacken loht.
Oder wehen über Fels-Altanen
Eines Geisterheeres goldne Fahnen?

Ob es spielverlorne Engel sind,
Deren Goldhaar flammt im Höhenwind?
Sind der Berge Abendwolkenbrände
Gottes Hände?

Rundschau

Der Schauplatz der Varusschlacht

Neue Forschungen

Dem Wunsche, den die Schriftleitung des „Türmers" mir gegenüber ausgesprochen hat, über den gegenwärtigen Stand der Varusschlachtforschung mich zu äußern, komme ich mit den folgenden Ausführungen gern nach.

Jedermann weiß, daß auf der Grotenburg bei Detmold ein erhabenes Standbild des Siegers über die Legionen des Varus sich befindet, das unter dem Namen des Hermannsdenkmals weit in die Lande schaut. Es steht auch durchaus an geeigneter Stelle, insofern der Ort, an dem es aufgebaut ist, der Heimat des Cheruskerfürsten Armin angehörte und die abwehrende Haltung, die es äußert, in der Richtung zielt, aus der die Römer bei ihrem Vordringen in Germanien gar oft gezogen kamen, wie die bedeutenden Wehranlagen beweisen, die sie nacheinander auf der Linie der Lippestraße zur Sicherung ihrer Unternehmungen errichtet hatten.

Ein Schlachtdenkmal ist es gleichwohl nicht. Freilich wird es vom Volke gemeiniglich als ein solches angesehen, indem man annimmt, daß die Schlacht des Teutoburger Waldes sich dort ereignet habe; auch ist es in diesem Sinne von vornherein verstanden worden. Wenn man indessen hierbei auf den Namen des Teutoburger Waldes, der gegenwärtig jenem Gebirge anhaftet, sich berufen hat, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß diese Namengebung erst neueren Ursprungs ist. Im Munde des Volkes ist für das dortige Gebirge der Name des Lippischen Waldes überliefert, im Mittelalter aber hieß es Osning. Die Bezeichnung als Teutoburger Wald rührt vielmehr von Ferdinand von Fürstenberg her, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts Paderborner Bischof war.

Dabei lag der Ansicht derer, die zuerst das Schlachtfeld in den Lippischen Wald verlegten, der Irrtum zugrunde, daß Varus im Jahre 9 n. Chr. von Aliso, das man bei dem Dorfe Elsen unweit Paderborn vermutete, aufgebrochen sei, um ein im Norden wohnendes Volk zu bekämpfen. Erst später sah man ein, daß das nicht anging; denn einmal stand es fest, daß der römische Feldherr sein Sommerlager, von dem er aufbrach, an der Weser bezogen habe, sodann aber war es unmöglich, ihm zuzumuten, daß er mit seinem zahlreichen Troß in nördlicher Richtung aufgebrochen sei. Schließlich stellte sich auch noch heraus, daß Aliso bei Elsen nicht gelegen habe.

Aber der Name des Teutoburger Waldes und später das Vorhandensein des Hermannsdenkmals hielten nun einmal zahlreiche Forscher in ihrem Bann. Darum kamen diese nunmehr auf den Gedanken, den Varus von der Weser her in südlicher Richtung ziehen zu lassen, und so gelangten sie wieder in das Gebirge bei Detmold.

Die Zahl der Forscher, die auf diesem Boden stehen, ist ja erstaunlich groß, und wenn gedankenloses Nachsprechen ausschlaggebend sein dürfte oder, wie man wohl gemeint hat, wissenschaftliche Fragen durch Majoritätsbeschlüsse zu entscheiden wären, so würde das Varusschlachtfeld, wenn auch nicht im einzelnen — denn darüber sind die Herren wiederum nicht einig —, so doch im allgemeinen für das Detmolder Bergland feststehen. Aber es gibt in der Wissenschaft keine Majorisierung, und wirklich hat es auch in der Folge an Abweichungen von der allgemeinen Ansicht nicht gefehlt.

Eine Zeitlang sollte die Schlacht in Westfalen, und zwar in der Gegend vonn Beckum, stattgefunden haben. Aber die Funde, die man daselbst antraf und die das beweisen sollten, wurden bald als fränkische Erzeugnisse erkannt, und so ist diese Hypothese allgemein heute wieder aufgegeben.

Auch von solchen, die die Schlacht nach anderen Gegenden Westfalens, nach Lippspringe, Kneblinghausen oder in den Arnsberger Wald verlegen möchten oder wieder weit nach Osten,

nach Hannover oder Hildesheim, kann abgesehen werden, da sie sämtlich den klaren Berichten unserer Quellenschriften widersprechen. Es sind Eintagsschöpfungen, wie die, nach denen man im Mittelalter und später die Schlacht bald nach Mainz oder Frankfurt, sogar nach Augsburg oder selbst nach Meißen zu verlegen sich gestattete.

Jedenfalls hat die Frage nach dem Ort der Varusschlacht in Deutschland seit Jahrhunderten die Gemüter lebhaft beschäftigt, und daß es sich dabei nicht immer um wissenschaftliche Spielerei, sondern stellenweise auch um ernste Arbeit gehandelt hat, beweist der Umstand, daß auch unsere berühmtesten Geschichtsschreiber den Gegenstand ihrer Tätigkeit unterzogen haben.

Und doch haben auch ihre Aufstellungen sich keineswegs als stichhaltig erwiesen. Ranke meinte, Varus sei von den Deutschen in einem Augenblicke überfallen worden, als er in seinem Sommerlager eine Gerichtssitzung abhielt, eine unmögliche Vorstellung. Mommsen aber verlegte auf Grund von Münzfunden die Walstatt nach Barenau nördlich von Osnabrück, obwohl diese Gegend zu den Beschreibungen unserer Quellen durchaus nicht passen wollte. Außerdem aber hatte sein Gewährsmann Zacharias Goeze mitgeteilt, daß zu den Barenauer Münzen, die im dortigen Boden gefunden waren, auch solche des Tiberius gehörten, die jedoch erst seit dem Jahre 10 n. Chr. geprägt wurden, also nicht schon im Jahre 9 verloren gegangen sein konnten.

Im Gegensatz zu allen diesen Hypothesen habe ich bereits in meinen seit 1884 bearbeiteten und 1887 erschienenen „Kriegszügen des Germanicus“ (sie sind 1922 bei Weidmann in Berlin in zweiter Auflage erschienen) geglaubt, das Schlachtfeld in das Osnabrücker Bergland verlegen zu müssen. Mit kurzen Bemerkungen hatten das bereits J. Möser und J. C. Stüve getan, ohne daß mir das zur Zeit meiner Feststellung bekannt war. Doch hatte sich Möser für die Wahl des Platzes wieder durch Wallreste und Gräber, die ganz anderen Zeiten angehörten, verleiten lassen, während Stüve nur allgemein die Walstatt an der Grenze der Grafschaft Tekenburg vermutete. Bemerkenswert war indessen, daß beide schon den Namen Teutoburg mit dem des Flusses Düte in Verbindung brachten.

Der Fehler in den bisherigen Untersuchungen bestand hauptsächlich darin, daß man regelmäßig die Walstatt als einen Gegenstand für sich behandelte. Die Frage konnte jedoch nur gelöst werden, wenn die Ereignisse des Jahres 9 mit denen des Jahres 15 in unlöslichen Zusammenhang gebracht wurden. Auch konnten einzelne Merkmale, wie Ortsnamen oder Funde von Altertümern, die, losgelöst von den allgemeinen Grundlagen, als Ausgangspunkt für die Feststellung des Kampfplatzes galten, nur irreleiten.

Im Gegensatz hierzu habe ich bereits im Jahre 1887 den Grundsatz aufgestellt, daß in allen diesen Fragen die Philologie das erste Wort zu sprechen habe, und wirklich war es doch eigentlich selbstverständlich, daß man zunächst von den schriftstellerischen Quellen auszugehen habe, die allein die Möglichkeiten boten, die Zusammenhänge der Ereignisse zu beurteilen. Denn das muß als Grundsatz gelten, daß die alten Autoren mit ihren Berichten durchaus die Wahrheit sagen wollten. Insbesondere war Tacitus ein höchst gewissenhafter Forscher, dem auch nicht bloß über die allgemeinen Verhältnisse, sondern auch über die Örtlichkeiten der Kämpfe noch genauere Berichte zeitgenössischer Geschichtsschreibern zur Verfügung standen.

Allerdings setzt das voraus, daß nur solche in diesen Fragen das Wort ergreifen sollten, die die griechische und lateinische Sprache hinreichend verstehen. Das erfordert aber wieder, besonders bei Tacitus, ein genaueres Studium, dessen Vernachlässigung zu den wunderlichsten Vermutungen führen mußte. Könnte ich doch eine große Zahl von Fällen namhaft machen, in denen selbst angesehene Forscher auch bei wichtigen Fragen in die Irre gingen, weil ihnen die nötige philologische Vorbereitung abging, um zu einem richtigen Verständnis der Schriften zu gelangen.

Es liegt mir fern, an dieser Stelle die vielen Mängel weiter zu besprechen, die den von anderen Seiten aufgestellten Hypothesen, auch wenn sie Beifall fanden, angehaftet haben und die schließlich eine unüberlegte Kritik zu der allerdings bequemen Behauptung führten,

unsere Quellen seien unzureichend, so daß auf diesem Gebiete überhaupt kein sicheres Ergebnis zu gewinnen sei. Ich möchte nur auf einige Punkte aufmerksam machen, die es allein schon erkennen lassen, daß unsere Quellen völlig ausreichend sind, um die fraglichen Schlachtfelder unserer Römerkriege zu bestimmen.

So teilt Tacitus mit, daß Germanicus im Jahre 15 bei seinem Besuch der Teutoburger Walstatt zuerst auf das erste Varuslager und weiterhin auf das zweite gestoßen sei. Damit fallen aber alle Hypothesen, die den Varus in einer Richtung vorgehen lassen, welche der, die Germanicus einschlug, entgegengesetzt war.

Oder, wenn derselbe Schriftsteller mitteilt, daß die Gebeine der in der Varusschlacht gefallenen Römer auf dem Raume zwischen den beiden Lagern gelegen hätten, so hat er damit zum Ausdruck gebracht, daß die Kämpfe im wesentlichen neben dem zweiten Lager ihr Ende erreicht hatten. Alle unsere Geschichtsbücher, die von drei oder gar von vier Schlachttagen reden, befinden sich deswegen im Irrtum.

Ferner erzählt Cassius Dio, daß man während eines tagelang fortgesetzten Marsches durch ein gebirgiges Gelände kämpfte, aus dem man sich nicht mehr entwinden konnte. Hieraus ergibt sich, daß der Zug des Varinanischen Heeres sich zwischen Gebirgswänden fortbewegt haben muß, wie sie nur bei Iburg sich befinden, daß aber die Durchquerung eines einzelnen Gebirges, wie man sie bei Detmold angenommen hat, nicht in Frage kommen kann.

Weiter wird von Tacitus berichtet, daß Germanicus gleich nach seinem Besuche des Teutoburger Schlachtfeldes mit Armin zwischen Bergen und Mooren in einen Kampf geraten sei. Diese Schlacht ist nun aber bei Barenau durch die Übereinstimmung der Örtlichkeit mit unserer Quelle wie durch die daselbst gefundenen Römermünzen wirklich nachgewiesen. Dadurch jedoch rückt das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes aus den östlichen Gegenden wieder in das Osnabrücker Bergland. Das Wichtigste ergibt sich aber aus folgender Betrachtung.

Germanicus, der nach Varus die Statthalterschaft am Rhein übernahm, machte es sich zur Aufgabe, für die Vernichtung des Varianischen Heeres an den Deutschen Rache zu nehmen. In drei Abteilungen brach deswegen im Jahre 15 sein Heer auf. Der Legat Cäcina ging von Castra Vetera bei dem heutigen Xanten geradeswegs zur Ems; die Reiterei begab sich von der Rheinmündung aus ebenfalls dorthin. Germanicus selbst aber fuhr zu Schiff durch die Nordsee und weiterhin die Ems hinauf. Bei Rheine trafen sich die verschiedenen Heeresabteilungen. Dann wurde das Land der Brukterer zwischen Ems und Lippe verwüstet. Das brachte den Feldherrn in die Nähe des Teutoburger Waldes, wo noch vom Jahre 9 her die Leichen unbeerdigt lagen. Er brach also auf, um sie zu bestatten. Kurz darauf kam es zur Schlacht von Barenau mit dem Ergebnis, daß Germanicus den Rückzug antreten mußte, und Tacitus berichtet, daß er nach Ankunft bei der Ems die Reiterei nicht auf dem Wege, auf dem sie bei Beginn des Feldzugs hergekommen war, sondern am Nordseestrande, wo sie damals noch nicht durch einen Zuidersee behindert war, an den Rhein zurückgesandt habe.

Aus dieser Mitteilung geht nun aber mit aller Deutlichkeit hervor, daß Germanicus die Ems nur an ihrem Unterlauf erreicht haben kann. Dann war allerdings für die Reiterei der eingeschlagene Weg zum Rhein der kürzeste.

Wie aber konnte Germanicus die Mündung der Ems erreichen? Doch nur, wenn er östlich des Dünmers und weiter um das große Moor herum und durch die Oldenburger Geest dorthin gelangte. Jeder andere Weg, auch wenn er ihm freigestanden hätte, mußte ihn zur mittleren Ems führen und ihm so die Möglichkeit gestatten, die Reiterei auf demselben Wege, auf dem sie hergekommen war, zurückzusenden. Diese Lage setzt aber wiederum voraus, daß der römische Feldherr nicht aus der Gegend von Detmold oder aus irgend einem Teile Westfalens, überhaupt von irgend einer anderen Stelle, wohin man sonst das Schlachtfeld vom Teutoburger Walde verlegt hat, sondern nur aus dem Osnabrücker Berglande hergekommen sein kann. Man sieht also, daß unsere Quellenschriften völlig ausreichend sind, um die Walstatt hierher zu verlegen.



Hafen von Cattaro **Otto Scheinhammer**

Nun wird aber die so gewonnene Tatsache durch eine Reihe von Auffindungen im Boden auf das sicherste bestätigt. Zunächst handelt es sich um die Wiederauffindung der Pontes longi.

Es wurde bereits erwähnt, daß Germanicus nach seinem Mißerfolge bei Barenau den Rückzug zur Ems antreten mußte. Nach einer mißverstandenen Stelle des Tacitus sollte hierbei das römische Heer vereint bis zu dem Flusse vorgegangen und dann erst Cäcina beauftragt worden sein, über die als Pontes longi bezeichneten Brücken zum Rhein zurückzukehren. Man nahm daher die langen Brücken in Westfalen, etwa bei Dülmen, an.

Aber Tacitus sagt ausdrücklich, Germanicus habe die Legionen, mit denen er zur Ems gekommen war, zu Schiff, wie sie hergekommen waren, zurückbefördert. Da diese Bemerkung aber für die Legionen des Cäcina nicht zutraf, so folgt daraus, daß diese sich bereits vorher von dem übrigen Heere getrennt haben müssen, daß also die Pontes longi auf dem Wege zur Ems gelegen haben müssen. Wir haben ferner festgestellt, daß Germanicus den Fluß nur an seinem Unterlauf erreicht haben kann. Wie kann man sich nun denken, daß dorthin auch vorerst die Truppen des Cäcina mitgenommen worden wären, um sie sodann wieder auf dem Wege durch Westfalen heimzusenden! Das ist undenkbar. Cäcina wurde vielmehr angewiesen, den Weg über die langen Brücken einzuschlagen, weil dieser kürzer als der andere war. Zugleich aber war gewiß mit dieser Weisung die Absicht verbunden, daß das Heer des Unterfeldherrn die Hauptmacht der Feinde auf sich ziehen sollte, um so die linke Flanke des Hauptheeres zu decken, was dann auch geschehen ist.

In der Tat haben sich nun die Pontes longi zwischen Brägel und Mehrholz, nordwestlich von Diepholz, in drei nebeneinander fortlaufenden Moorbrücken wiedergefunden. Die bei ihnen beobachtete Technik, die vollständig von dem bei germanischen Brücken angewandten Verfahren abweicht, die Übereinstimmung der Örtlichkeit mit der genauen Beschreibung des Kampfplatzes durch Tacitus, die Lage der Brücken, die den gesamten Bedingungen des Feldzuges entspricht, endlich die Funde von Kleinaltertümern neben denselben schließen jeden Zweifel an der Gleichheit mit den von dem Schriftsteller genannten Pontes longi aus.

Daß die Schlacht des Jahres 15, die dem Rückzuge des römischen Heeres voraufging, bei Barenau stattgefunden hat, wurde bereits erwähnt. Für den Zusammenhang der Ereignisse wichtig ist nun aber auch folgende Feststellung.

Tacitus berichtet, daß Germanicus, als er im Jahre 15 auf seinem Zuge durch das Land der Brukterer zwischen Ems und Lippe stand, durch die Nähe des Teutoburger Waldes veranlaßt wurde, sich auf das Schlachtfeld zu begeben. Befand er sich nämlich etwa bei Warendorf, so konnte er dort den Dörenberg und hohen Freden deutlich sehen. Nun heißt es in unserer Quelle weiter, es sei Cäcina vorausgesandt, um die Verstecke der Wälder auszuforschen und Brücken und Dämme über die feuchten Sümpfe und trügerischen Flächen zu legen. Diese Wälder sind bei Laer, wo das Gebirge von Rothenfelde beginnt, anzunehmen. Daß man ferner unter den trügerischen Flächen Moore zu verstehen habe, mußte als selbstverständlich gelten. Es kam also alles darauf an, ob solche Moore und die von Cäcina angelegten Moorbrücken nachzuweisen seien. Ein Moor befindet sich nun aber tatsächlich auf der Strecke zwischen Warendorf und Iburg, nördlich von Sassenberg. Andere Moore sind dort bereits in Wiesen verwandelt worden. Aber es gelang auch, die Spuren jener Brücken wieder aufzufinden, worüber ich in meiner Schrift im Jahre 1895: Die römischen Moorbrücken in Deutschland, S. 127 ff., das Nötige mitgeteilt habe. Kann es einen deutlicheren Beweis dafür geben, daß Cäcina und somit auch Germanicus den Weg nach Iburg angetreten hat, um auf das Schlachtfeld zu gelangen?

Ja, daß die Walstatt hier gelegen hat, ist eigentlich schon ein selbstverständliches Ergebnis der bisher behandelten Örtlichkeiten. Man braucht ja nur zwischen Warendorf oder Sassenberg und Barenau eine gerade Linie zu ziehen, so trifft diese genau auf den Paß von Iburg. Einigermaßen liegt auch das Moor von Brägel-Mehrholz auf derselben Linie. Das Schlachtfeld ist also

bereits durch diese Kombination gegeben, wie denn überhaupt ohne eine solche gar kein Versuch, die Walstatt aufzufinden, unternommen werden sollte.

Aber auch die Funde auf dem Kampfplatze selbst bestätigen die Richtigkeit meiner Darlegungen. Namentlich war es von hoher Bedeutung, daß die beiden Lager, die von Varus dort errichtet wurden, wieder aufgefunden werden konnten. Zwar von dem ersten Lagerplatze konnten die Spuren der Gräben in dem lockeren Lehmboden, bei dem oft die geworfene Erde mit dem gewachsenen Boden verwächst, nicht auf allen Seiten sicher nachgewiesen werden; auch war die Zahl der Kleinaltertümer bei der Unmöglichkeit, die ganze, vielfach umgearbeitete Fläche abzusuchen, nicht beträchtlich. Desto reichlicher war der Ertrag des zweiten Lagers, das im Habichtswalde bei Stift Lenden aufgefunden wurde. Denn die Wälle mit dem vorliegenden Graben waren im Walde noch auf allen Seiten sichtbar. Dazu wurden viele hundert Scherben nebst anderen Fundsachen aus dem Boden hervorgezogen. Die Scherben waren für manche unserer Archäologen freilich lange Zeit ein Rätsel, bis unsere ersten Autoritäten auf dem fraglichen Gebiete erklärten, daß sich unbedingt Römisches darunter befinde, wie denn auch die Wallanlage nach der Art der Befestigung, ihrer Lage und Größe nichts anderes als das in der letzten Not des römischen Heeres hergestellte Varuslager sein konnte. Hier mußte der letzte Rest der Truppen, die accisae iam reliquiae des Heeres, wie Tacitus sagt, eingeschlossen zwischen Wäldern und Mooren, seinen unvermeidlichen Untergang finden.

Alle Umstände treffen also zusammen, um mit Sicherheit die Varusschlacht in das Gelände von Iburg und dem Habichtswalde zu verlegen. Selbst der Name Teutoburg läßt sich als das Gebirge im Lande Düte, mit dem der gleichnamige Fluß benannt wird, einwandfrei bezeichnen.

Hat man sich dies alles klargemacht, dann ist man auch imstande, die Auffindungen zu verstehen, die jüngst bei Iburg stattgefunden haben. Folgende Ereignisse liegen ihnen zugrunde.

Varus brach auf die Kunde, daß irgendwo ein Aufstand ausgebrochen sei, aus seinem Sommerlager an der Weser auf. Wo dieses aufgeschlagen war, ist für unsere Frage gleichgültig, da das römische Heer jedenfalls bei Oeynhausen, wo die Weser am weitesten nach Westen vorspringt, den Fluß verlassen haben wird.

Der Volksstamm, der sich empörte, darf mit Wahrscheinlichkeit als der der Brukterer, die im Münsterlande zwischen Ems und Lippe wohnten, bezeichnet werden. Sie erfuhren ja im Jahre 15 die Rache des Germanicus. Freilich hatte der Feldherr auch gegen die Marser an der Ruhr und gegen die Chatten in der heutigen Provinz Hessen Strafzüge unternommen. Aber diese beiden Stämme kommen wegen der geographischen Lage ihrer Wohnsitze nicht in Frage.

Wollte nun Varus den Aufstand niederwerfen, so führte der nächste Weg über Melle und Iburg in das Münsterland. Die Strecke von Wellendorf an ist noch jetzt von dichtem Walde bedeckt, während auf beiden Seiten hohe Berge ein Ausweichen der Truppen verhinderten. Das erklärt die Schwierigkeit der Lage, in der sie sich befanden, als sie plötzlich von den Deutschen überfallen wurden. Gleichwohl mußte man den Weg einschlagen, der nicht etwa in der Richtung der heutigen Chaussee, sondern mitten durch den Wald führte und der noch heute die Meller Straße heißt. Varus hoffte gewiß durch den Paß von Iburg in die westfälische Ebene zu gelangen. Dieser muß jedoch von den Deutschen unter Armin besetzt gehalten sein, so daß dem römischen Feldherrn nichts weiter übrig blieb, nachdem er am Abende des ersten Schlachttages ein Lager vor Iburg bezogen hatte, in westlicher Richtung seinen Marsch fortzusetzen, bis im Habichtswalde der letzte Rest des Heeres seinen Untergang fand.

Die Bestürzung im römischen Heere war so groß, daß man nicht daran dachte, die Gefallenen zu bestatten. Ob das bereits auch am ersten Schlachttage der Fall war, mag zweifelhaft erscheinen. Groß können die Verluste an diesem Tage jedenfalls noch nicht gewesen sein. Denn das erste Lager wurde in aller Ordnung für drei Legionen in größerem Umfange hergestellt, so daß der Schriftsteller sagen konnte, die Leichen hätten zwischen diesem und dem zweiten Lager umhergelegen.

In solchem Zustande traf Germanicus im Jahre 15 die Überreste des Variomischen Heeres an. Er ordnete eine Bestattung derselben an und errichtete einen Tumulus, in dem die Gebeine der Erschlagenen verbrannt wurden.

Dieser Tumulus ist nun aber wirklich vor kurzem in der Nähe von Iburg, wo ich ihn bereits vor Jahren vermutete (vgl. meine Kriegszüge des Germanicus, 2. Auflage, S. 160), wiederaufgefunden.

Im sogenannten „offenen Holze", nördlich des genannten Ortes, befinden sich verschiedene Bodenerhebungen, die teils aus natürlichen Bildungen bestehen, teils künstliche Anlagen sind. Daher war es erklärlich, daß ein zwischen ihnen liegender Hügel sich so lange der Aufmerksamkeit der Forscher entziehen konnte. Dazu kam, daß er durch verschiedene Abtragungen, die auf zwei Seiten wie auf der Spitze vorgenommen worden waren, sowie durch den Eingriff eines vorbeifließenden Baches seine ursprüngliche Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verloren hatte.

Daher war es ein günstiger Zufall, daß bei Anlage einer Wasserleitung, die eine neu errichtete Badeanstalt mit Wasser versehen sollte, der Hügel berührt und eine darin befindliche Urne angestoßen wurde. Die Urne wurde freilich bei dieser Gelegenheit zerstört, aber einige Scherben, die ich zu sehen bekam, überzeugten mich sogleich, daß es römische Gefäßreste waren und somit der Hügel ein römischer Leichenhügel sein mußte. Diese Annahme hat denn auch durch die Untersuchungen, die kurze Zeit darauf von mir mit einer Anzahl Arbeitern vorgenommen wurden, ihre völlige Bestätigung gefunden. Die Arbeiten wurden durch den Umstand erschwert, daß die Erde des Hügels durchweg aus Lehm bestand und auf der Höhe große Buchen sich befanden, die ihre Wurzeln weit in den Boden eingetrieben hatten. Gleichwohl konnten die Untersuchungen in zehn Tagen durchgeführt werden.

Der Hügel hatte einen Durchmesser von 24 Meter und unter Berücksichtigung der abgetragenen Spitze mindestens eine ursprüngliche Höhe von 5 Meter gehabt. Durch den vorbeifließenden Bach, der seinen bisherigen Lauf verändert und sich dem Hügel genähert hatte, war dieser unterspült und schließlich fast bis zur Hälfte fortgeschwemmt worden.

Gleich am ersten Tage war das Ergebnis der Ausgrabung sehr beträchtlich. Auf einer Seite wurden allein eine große Menge Scherben und in der Folge 130 Randstücke von lauter verschiedenen Gefäßen gefunden. Auf den anderen Seiten, auf denen die Abtragungen der Erde bereits in früheren Zeiten erfolgt waren, fanden sich dagegen nebst anderen Scherben nur noch 15 Randstücke. Auch zwei einigermaßen wohl erhaltene Urnen konnten geborgen werden. Die Gefäßreste lagen sämtlich in den äußeren Teilen des Erddenkmals; im Inneren fehlten sie völlig. Sie wiesen, soweit sie Randstücke waren, sämtlich den Schrägrand auf und waren am Halse mit Wulsten oder Strichen verziert. Da sie im einzelnen stets kleine Unterschiede zeigten, so war anzunehmen, daß jedesmal ein Randstück einem besonderen Gefäße angehört hatte, und wäre das Verhältnis, wie angenommen werden muß, ursprünglich auf allen Seiten das gleiche gewesen, so darf ihre Zahl auf mehr als 400 geschätzt werden. Die Größe der Töpfe war sehr verschieden gewesen. Wurden die kleineren von den Soldaten als Eßgefäße benutzt und von ihnen auf den Märschen getragen, so dienten die größeren als Kochtöpfe und wurden auf Wagen befördert.

Die keramischen Reste lagen zerstreut in der Erde, vom Boden aus bis zur Spitze, und da sie einen durchaus einheitlichen Charakter hatten, so ist ein Nacheinander der Aufschüttung und Bergung der Scherben ausgeschlossen. Der Hügel mit seinem Inhalt muß zu ein und derselben Zeit zustande gekommen sein.

Das Wichtigste bei den Ausgrabungen war die Feststellung einer Brandstätte von bedeutender Ausdehnung im Innern des Hügels, mit einer Unterlage von Steinen, die aber durch den Brand gerötet und vollständig mürbe geworden waren. Nach alledem erwies sich die Erdaufschüttung als ein Leichenhügel großen Umfangs.

Da die Gefäße sämtlich unverkennbar die Spuren der Drehscheibe aufweisen, so kommt der germanische Ursprung des Hügels nicht in Frage. Die Germanen kannten keine Töpferscheibe,

und auch die Sachsen formten bis auf die Zeit Karls des Großen bei uns nach wie vor ihre Tongeschirre aus freier Hand. Hierzu kommt, daß die Germanen seit der Bronzezeit keine Leichenhügel mehr errichteten, vielmehr ihre Toten stets im flachen Boden bestatteten.

Man könnte wohl an die Franken als die Verfertiger der Gefäße denken. Aber diese verbrannten keine Leichen. Alle Gräber, die seit der Merowingerzeit gefunden wurden, sind vielmehr ausschließlich Skelettgräber. Daß hernach Karl der Große die Verbrennung der Toten auch im Sachsenlande verbot, ist allgemein bekannt.

Nur die Römer hielten noch Jahrhunderte nach dem Beginn unserer Zeitrechnung an der Verbrennung ihrer Leichen und außerhalb Italiens an der Errichtung von Grabhügeln fest. So ist also nicht daran zu zweifeln, daß das Erddenkmal im „offenen Holze“ bei Iburg ein römischer Leichenhügel ist.

Nun erfahren wir ja, daß Germanicus sechs Jahre nach der Varusschlacht die gefallenen Römer in einem Tumulus hat verbrennen lassen. Der Fund bei Iburg muß also dieser Tumulus sein. Die Größe der Brandstätte ist denn auch derart, daß die Überbleibsel des Varianischen Heeres dort sämtlich geborgen werden konnten. Die Stätte hat einen größeren Durchmesser von 14 und einen kleineren von 10 Meter. Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß es sich um einen Kreisausschnitt handelt, ist ihre Größe auf 120 Quadratmeter zu bemessen. Dabei ist zu erwägen, daß von den in der Schlacht Gefallenen nur noch Knochen übrig sein konnten, nachdem die Leichen sechs Jahre lang umhergelegen hatten. Bei sorgfältiger Aufschichtung der Skelette in einer Höhe von 5 Meter konnten demnach recht wohl 15000 Leichen auf der Brandstätte eingeäschert werden. Um mehr kann es sich aber bei dem ursprünglich aus noch nicht 20000 Bewaffneten bestehenden Heere nach Abzug der Geflohenen und Gefangenen nicht gehandelt haben.

Nun ist aber, wie erwähnt wurde, fast die Hälfte des Hügels durch den vorbeifließenden Bach hinweggeschwemmt. Es muß also die Brandstätte ursprünglich noch ausgedehnter gewesen sein. Dazu muß angenommen werden, daß die Skelette nicht völlig mehr erhalten waren, nachdem die Raubtiere unter ihnen aufgeräumt haben. Die Möglichkeit, alle Überreste des Heeres in dem Hügel zu verbrennen, lag also unter allen Umständen vor. Es muß aber auffallen, daß neben den Randstücken die Zahl der sonstigen Scherben verhältnismäßig gering ist. Das führt zu der Tatsache, daß nicht vollständige Gefäße in dem Hügel verborgen wurden. Dazu wäre ja auch kaum der nötige Platz vorhanden gewesen. Nach Anordnung des Oberfeldherrn wird daher denjenigen Soldaten, die für ihre Angehörigen Opfergaben darbringen wollten, aufgegeben worden sein, nur Scherben zu spenden, die ja bis auf den heutigen Tag eine glückverheißende Bedeutung besessen haben. Auf diese Weise erklärt sich das gesamte Inventar des Hügels, das ja einzig in seiner Art dasteht.

Unter allen Umständen aber stellt sich als sicher heraus, daß in dem Erddenkmale bei Iburg der von Germanicus errichtete Tumulus wirklich wiederaufgefunden worden ist, und damit ist für die Geschichte unseres Vaterlandes ein nicht unwichtiges Ergebnis gewonnen und endgültig eine Frage entschieden, die jahrhundertelang die deutsche Forscherwelt vergeblich beschäftigt hat.

Geh. Studienrat Prof. Dr. Knoke

Wie steht's um unsre Jugend?

Eine Rundfrage der „Süddeutschen Monatshefte“ an ein halbes Hundert führender Deutscher warf die Frage auf, ob man von einem Rückgang deutscher Leistungen in der Nachkriegszeit sprechen könne; desgleichen die damit verwandte Frage, ob sich die in Ausbildung begriffene Jugend mit geringerer Hingabe ihren Aufgaben widme als das ältere Geschlecht. Aus den Antworten verdienen einige hervorgehoben zu werden.

So schreibt Prof. Paul Althaus in Erlangen: „... Als die feldgrauen Studenten aus dem Felde heimkamen, da schien sich durch sie eine große Erneuerung unseres Verbindungswesens anzubahnen. Zu der Kritik des alten Formenwesens und der ganzen studentischen Lebenshaltung unter dem Gesichtspunkt der Lebensechtheit gesellte sich der Ernst sozialer Rücksichten, also im besten Sinne völkische Gedanken. Es will mir scheinen, als sei bei vielen Verbindungen in der dringend nötigen selbstkritischen und Erneuerungsarbeit eine gewisse Erschlaffung eingetreten. Das Trägheitsmoment der vorhandenen Formen und Begriffe vom studentischen Wesen und, noch verhängnisvoller, der Druck der Altherrenschaften auf die Aktiven hat vielfach die Bewegung der ersten Nachkriegsjahre auf eine Umwertung und Umformung des Überlieferten vor der Zeit gelähmt. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Begriffe von der akademischen Freiheit, der studentischen Ehre und Ritterlichkeit einer ganz bewußten Erneuerung, Ergänzung und Vertiefung bedürfen. Man kann nicht ernsthaft „völkisch“ gesinnt sein und zugleich in dem eigenen Verbindungsbetriebe die wichtigste völkische Verpflichtung, nämlich die soziale, gröblich und ahnungslos übersehen. Die Lebenshaltung nicht geringer und einflußreicher Teile der Studentenschaft steht, wie mir scheint, nicht durchweg im Verhältnis zur Armut des deutschen Volkes, zu den Mitteln des Elternhauses, zu dem Ernst der sozialen Verantwortung. Ich rede gewiß keinem Philistertum das Wort, noch weniger jener Ängstlichkeit, die bei allem und jedem fragt: was werden die „Proletarier“ dazu sagen? Aber das Recht, nicht ängstlich zu sein, hat nur das gute, des eigenen Weges sichere Gewissen. Die Freiheit der Verantwortungslosen und die Freiheit des zur Klarheit gekommenen Gewissens können sich bisweilen verzweifelt ähnlich sehen, aber es liegt eine Welt zwischen ihnen. Ich kann nicht bestimmte, einzelne Forderungen stellen, sondern nur die Frage der Zeit an die heranwachsende akademische Jugend in Worte fassen: seid ihr euch eures Weges ganz gewiß, und ist das alte studentische Ideal wirklich durchglüht und gereinigt in den Feuern des letzten Jahrzehnts?“

Geheimrat Prof. Dr. Georg von Below äußert sich folgendermaßen: „... Es wird ein Druck von oben, von Parteien, die die Staatsgewalt in ihre Hand gebracht haben, ausgeübt. Eine Gesinnungsschnüffelei macht sich geltend, wie sie lange, lange Zeit auf deutschem Boden unbekannt gewesen war. Ämter in Staat und Gemeinde sollen nur diejenigen erhalten, die sich zu vollkommen ‚republikanischer Gesinnung‘ bekennen. Diese ‚republikanische Gesinnung‘ wird im Sinne der Schablone einer bestimmten parteipolitischen Richtung aufgefaßt und unter anderem einer gewissen pazifistischen Anschauung des Ausschlusses einer stärkeren Aktivität der auswärtigen Politik gleichgesetzt. Es waltet der Parlaments- und Parteiabsolutismus vor. Lassen die Verhältnisse in einigen deutschen Staaten ein günstigeres Urteil zu, so überwiegt doch die Tendenz zur Versteifung der Parlaments- und Parteiherrschaft. Die Aussicht für den heutigen Studierenden, sich einmal unter das Joch jener Knechtschaft beugen zu sollen, ist furchtbar. Es gehört andererseits zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart, daß die akademische Jugend in ihrer Mehrheit trotz jener trüben Gestaltung der Dinge noch an ihrer idealistischen Tradition festhält. Bezeichnend ist auch der Kampf der Ministerien einiger Staaten (insbesondere Preußens und Badens) gegen die Statuten der deutschen Studentenschaft. Wir fragen nicht, ob hier ganz lebenswichtige Gegensätze zur Erörterung stehen. Jedenfalls nehmen wir wahr, wie Ministerien mit der Drohung, der Studentenschaft finanzielle Mittel vorzuenthalten, die Geltendmachung einfach nationaler Auffassung verhindern wollen. Wie wird eine spätere Zeit über die heutigen obrigkeitlichen Versuche, die Haltung der Studentenschaft zu beeinflussen, urteilen!

Der Druck von oben ist aber nicht die einzige Gefahr, der die Studentenschaft gegenwärtig ausgesetzt ist. Der obrigkeitliche Druck ist schließlich nur eine Äußerung einer verbreiteten Zeitströmung, die wir die pazifistische im weiteren Sinn des Wortes nennen können. Literarisch-wissenschaftlich prägt sich der Pazifismus in einem einseitigen Ästhetentum aus, praktisch-

politisch in der Empfehlung der persönlichen Nichtopferung für das Vaterland. Wenn ich mich so ausdrücke, so glaube ich nicht zu übertreiben. Indem ich alle denkbaren Vorbehalte bezüglich idealistischer Ausgangspunkte eines pazifistischen Systems mache, gelange ich bei der Beobachtung der politischen Praxis doch immer wieder zu jenem Urteil. Praktisch erweist sich der Pazifismus als eine Lahmlegung des nationalen Widerstandes und jeder höheren politischen Aktivität. Und hier eben droht, wie allen Ständen und Berufen, so auch der Studentenschaft eine gewaltige Gefahr. Wird sie ihren oft bewährten, im Weltkrieg glänzend bewährten, tapferen Sinn behaupten?

Ich weiß natürlich, daß Pazifismus und Ästhetentum mit wissenschaftlicher Arbeit noch einen weiten Weg gemeinsam gehen können. Indessen die echte Forschung, die das volle Leben erfassen will und auf die Erkenntnis seiner großen Zusammenhänge ausgeht, kann bei der Engigkeit von Pazifismus und Ästhetentum nicht gedeihen. Soeben ist uns die Gestalt eines der Großen aus der Zeit des Wiederaufbaus unseres Vaterlandes vor hundert Jahren, G. B. Niebuhrs, erneuert worden. Immer und immer wieder hat Niebuhr als Geschichtsschreiber betont, wie nur aus leidenschaftlicher, angespanntester Teilnahme an den politischen Bewegungen seiner Zeit und aus einem nie ruhenden verstandesmäßigen Durchdringen der Zusammenhänge der Gegenwart die schöpferische Kraft erwachsen konnte, die zur Rekonstruktion eines untergegangenen Staats- und Gesellschaftskörpers bis in alle Einzelheiten befähigte. Die schöpferische historisch-philologische Kritik glückte Niebuhr deshalb, weil die verschlungenen Zusammenhänge seiner eigenen Gegenwart in all ihrer Vielfältigkeit ihm so drängend lebendig waren. Der leidenschaftlich anteilnehmende Politiker wurde zum großen Forscher. Der Pazifismus bedeutet eine Verengerung unseres Lebens, für dessen wissenschaftliche Erkenntnis wie praktische Betätigung. Darum sind ihm die großen Leistungen in der Wissenschaft so gut wie im praktischen Leben versagt.

Ich sollte mich über die Leistungen unserer Jugend äußern. Ich sehe viel Erfreuliches und hoffe auf die Bewahrung der idealistischen Tradition. Aber ich glaube auch auf die heute drohenden Gefahren hinweisen zu müssen. Das Kennzeichen unserer Tage ist der Kampf gegen die graue Alltäglichkeit."

Generalmajor a. D. Karl Haushofer, Universitätsprofessor in München, führt aus: „... Voll Verachtung steht ein großer Teil dieser Jugend dem Gewäsch der politischen Parteien gegenüber, leider auch dem vieler vaterländischen Vereine und ihrer Vielrederei, ihrem kleinlichen Ehrgeiz von Führern zweiten und dritten Ranges. Sie sucht sich in ehrlichem Ringen ein eigenes Weltbild zu formen und wirft unserer Generation weit eher ihre Charakterlosigkeit vor, als daß sie ihr augenblicklich gegebenes Beispiel bewundert. Wer dabei der Jugend aus vergangener Erfahrung ehrlich hilft, zu wem sie vor allem im Charakter Vertrauen hat, von wem sie glaubt, daß er das Herz am rechten Fleck trage, wer Haltung im Feuer bewiesen hat, der ist auch aus der älteren Generation ihrer Achtung durchaus sicher; der bloßen Intelligenz aber, dem bloßen Buchwissen oder herrischer, geistiger Literatenhoffart wird diese Achtung nicht gezollt; darin liegt leider auch die Tatsache begründet, daß die Hochschule den führenden Einfluß wie in früheren Wiederaufbauzeiten als Ganzes jetzt nicht mehr besitzt, so sehr ihn einzelne Hochschullehrer aus ihrer Persönlichkeit heraus noch haben.

Das klingt offener, doch auch vielleicht optimistischer, als die Rundfrage annahm. Aber ich räume ein, daß sich meine persönliche Kenntnis auf einen zum Teil unter den Waffen und den Kriegserlebnissen erprobten, zum Teil sonst besonders ausgewählten, wenn auch keineswegs nur akademischen Teil der Jugend von heute erstreckt."

Geheimrat Prof. Dr. Hermann Kerschensteiner, Direktor des Krankenhauses München-Schwabing, meint: „Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die Leistungen des deutschen Volkes in den Jahren 1914—18 das Größte sind, was die Weltgeschichte je gesehen hat. Ilias und Nibelungenlied verblassen dagegen. Man soll stolz sein, daß man einem solchen Volk angehört, und daß man so etwas hat miterleben dürfen. Daß nun die jüngeren Brüder dieser Helden von 1914

auf einmal minderwertig sein sollen, ist schon von vornherein sehr unwahrscheinlich. Es steht auch fest, daß nicht nur die Kriegsleistungen Deutschlands großartig sind, sondern daß auch die rasche Wiederherstellung Deutschlands und die Überwindung der Revolution und Inflation eine ganz außerordentlich bewunderungswürdige Leistung bedeutet. Man scheint im Ausland mehr Gefühl für unsere Größe zu haben als im deutschen Lande selbst.

Ein Volk, das diese Großheit gezeigt hat, berechtigt zu den kühnsten, optimistischsten Hoffnungen. Man darf nur nicht mikroskopisch sehen; da wird die größte Zeit klein. Auch ich beklage die überhandnehmende Neigung zum Amerikanismus mit seiner schlechten Kultur, die Lässigkeit der Behörden in der Abwehr von Schmutz und Schund in Literatur und Schaustellung, die Schwäche gegen die Bestrebungen des Alkoholkapitals, unser Volk mit Gewalt wieder zum Saufen zu bringen, und anderes mehr. An all dem ist aber die Jugend nicht schuld, sondern vielmehr die Älteren und Alten. Es wäre von Interesse, den Ursachen dieser Dinge auf den Grund zu gehen, die sich bekanntlich überall zeigen. Ist's die Regierungsform mit ihrer geringen Autorität? Ist's die Nachwirkung des Krieges mit seinen Entbehrungen? Jedenfalls ist es nicht eine ‚Degeneration' der Jugend. Selbstverständlich haut die Jugend über die Schnur, wenn man es ihr so nachsieht, wie heutzutage. Aber das sind nur Äußerlichkeiten."

Unser Mitarbeiter Prof. Dr. Hans Joachim Moser, Vertreter der Musikwissenschaft an der Universität Heidelberg, äußert sich ganz besonders ausführlich und bedeutsam. Er schreibt: „... Ähnlich in Gegensätze zerklüftet erscheint mir vielfach die Studentenschaft, wenigstens in denjenigen Teilen, mit denen ich durch mein Fach in Berührung komme. Auch hier gelegentlich der Streber und Büffler in einer ehedem nur selten geschauten Reinkultur, in einem verkrampften Fanatismus ohne wahre Liebe und Lust, wie ihn die Notzeiten, das Hinabtauchenmüssen der Geistigen in die Bergwerke oder gar in die Nachtkeller der Schieberjahre, geprägt haben. Dann aber ganz überwiegend die Schar der Laulichen, denen Dante in der Vorhölle ein hübsches Plätzchen angewiesen hat. Ich habe mit manchem Fachgenossen darüber Erfahrungen ausgetauscht und meine Beobachtung bestätigt erhalten, die ich nicht verallgemeinern will, aber auch nicht aus falscher Courtoisie gegen die Masse verschweigen mag, wenn man sie vielleicht auch in manchem mit der sichtlichen Ursache solcher Verwandlung entschuldigen kann. ‚Blutarmut', leibliche und geistige ‚Temperenz' scheint mir das wesentliche Merkmal dieser Leute zu sein. Hier stößt man heute als Hochschullehrer immer wieder auf eine verblüffend mangelhafte Vorbildung in der Schule; unsere Abiturienten können meist beschämend wenig Latein mehr, und in der Geschichtskenntnis finde ich sie meist ebenso schwach wie im deutschen Stil und der Literaturgeschichte; vielleicht sind sie im — Fußball besser? Aber bei diesem Typ der Blassen, Gähnenden — viel mag die Unterernährung schuld tragen — begegnet man nicht nur einem bedauerlichen Mangel an Wissen (was auch nicht bloß an persönlicher Unbegabtheit und Indolenz, sondern an irgend etwas Grundsätzlichem in der Schule liegen muß), sondern vor allem einem Mangel an Charakterdisziplin: schlaffe Haltung, geringe Anspannung der Aufmerksamkeit, saloppe Manieren — und statt dem gelegentlichen Über-die-Stränge-Schlagen vollblütiger Jugend ein gedrücktes Duckmäusertum, ein klüngelndes Breittreten kleinbürgerlicher Wichtigkeiten. Dem steht natürlich auch ein starkes Kontingent guterzogener Farbenstudenten gegenüber, die aber häufig in Sport und Fechten des Guten reichlich zu viel tun und nach dem erfreulichen Hervortreten von Kulturinteressen, wie es die Heimkehrer von 1918/19 an den Tag legten, in vielen Fällen wieder arg rückläufig geworden sind, auf einen äußerlichen Kraftmeierton hin, während immerhin die wirtschaftlich enger gezogenen Grenzen hier erfreulich den Patent-Geschlecktheiten von ehedem Zügel angelegt haben. Und dann jetzt — zumal in der philosophischen Fakultät — die ‚jugendbewegten' Studenten, bei denen sich Gutes und Böses auf engstem Raum seltsam zusammendrängt: wohl besitzen sie noch von allen am meisten echte Begeisterung und Entflammbarkeit für die idealistischen Bildungswerte; wohl spürt man hier noch echt jugendlichen Überschwang, den heißen Drang, sich über den Alltag hinauszuheben,

die Entschiedenheit des „Alles oder Nichts'. Aber doch, wie einseitig, wie sehr durch mißverstandene Schlagworte verbogen, wie verblasen und aufgebläht sind diese jungen Menschen häufig! Allgemeine Unzuverlässigkeit, die ‚Freiheit' und ‚Großzügigkeit' vorschützt und meist doch nur Bequemlichkeit bedeutet, ist oft schon die mindeste Voraussetzung ihres manierierten Lebensstils; und gerade auf musikalischem wie musikwissenschaftlichem Gebiet zeigt sich die unheilvolle Frucht jener Losungen, wie sie zum Teil selber unreife ‚Führer' in die unklaren Köpfe hineingehämmert haben — ängstliches Beharren auf dem nun einmal für allein ‚bedeutend' erklärten Repertoire Bach-Bruckner; Schubert und Wagner werden ‚abgelehnt', ohne überhaupt recht gekannt zu sein; jeder ‚alte Meister' wird rührend erstümpert und ‚erarbeitet', aber wirklich ‚gekonnt' wird wenig...

Ich sprach bisher von dem Leben an den Universitäten; doch komme ich auch als ausübender Musiker viel mit Musikern und der Laienschaft in der deutschen Musikwelt in Berührung. Auch da habe ich mancherlei beobachtet, was zu unserm Thema beitragen kann. Am meisten in die Augen springt auch hier ein bedenklicher Amerikanismus, ob er sich nun in barbarischen Monstreaufführungen (Beethovens ‚Neunte' als ‚Sinfonie der Tausend') oder aufgeplusterten Serienaufführungen ‚gesammelter Werke' oder in der ungesunden Häufung von Stellungen an drei, vier, sieben verschiedenen Orten für dieselben paar Dirigentenmatadore, in der Ausdehnung der Musikfeste bis zu Wochenlänge oder in dem kindischen Uraufführungswettbewerb in Oper und Konzert, dem kaum je reklamefernere Zweit-Annahmen folgen, kundtut. Gewiß hat ein aufs schärfste getriebener Konkurrenzkampf das Gute gewirkt, daß heute kaum eine Neuheit unbeachtet bleibt, daß die deutschen Virtuosen — wenigstens auf instrumentalem Gebiet — zu einer technischen Leistungsfähigkeit wie nie zuvor sich hinauftrainiert haben; aber wie weit dem auch innere Gewinne, geistige Vertiefung und künstlerische Beseelung parallel gewachsen sein mögen, ist eine sehr heikle Frage, die wohl in der Mehrzahl der Fälle nur negativ beantwortet werden kann. Nach außen hin, zumal in den Großstädten, eine in vielen Musikfesten sich bekundende ‚Blüte' — in Wahrheit oft nur eine aufgepeitschte, nicht in sich selbst begründete und bestehende Unternehmung der Verkehrsvereine — Gesolei der Musik aller Enden; das kindische Ernennen von Generalmusikdirektoren in jedem Krähwinkel ist wohl nur der groteske Ausdruck dieser gegenseitigen kommunalen Kunstübertrumpfungen, welcher allenthalben die Leere der Säle bei wahrhaft wertvollen Darbietungen aus wirtschaftlicher Not der gebildeten Schicht schroff und traurig gegenübersteht. Zum Teil ist aber die Ursache dieser klaffenden Widersprüche in unserem öffentlichen Musikleben jenes blutlose, zum äußersten getriebene ‚l'art pour l'art' der radikalen Moderne, dem nur eine schmale, snobistische Gefolgschaft zuschwört, während die Massen bei ewig repetierten, ‚sichern Klassikern' träumen oder in die Amüsierbereiche der Operette oder die Sensation der ‚Meisterkonzerte' abwandern."

Daran mag sich Meister Hans Pfitzner anschließen, der kurz und düster seinen Eindruck zusammenfaßt: „Ich muß gestehen, daß auch ich zu den Pessimisten gehöre. Daß der alte deutsche Geist zum Teil in unserm Volke noch lebt, auch in der Jugend, daran glaube ich zwar fest. Aber ich fürchte, daß die äußeren großen Weltgeschehnisse und die gewaltigen inneren Strömungen, die jetzt die ganze Welt überfluten und unterwühlen, viel zu stark sind, als daß ihnen ein nennenswerter Widerstand von diesem kleinen Bruchteil eines wehrlosen Volkes entgegengesetzt werden könnte. Aber das, was jetzt noch in unserm Volke im guten Sinne deutsch genannt werden kann, wird — wie schon früher in der Geschichte — den alten Heroismus bewahren und auch ohne Hoffnung weiterkämpfen und sich treu bleiben."

Endlich schreibt der Berliner klassische Hochschulprofessor Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf: „... Nicht bei dem Können und Wollen liegt die Gefahr, aber Gefahr ist in der Tat vorhanden. Das liegt einmal in der Vorbildung, die immer ungenügender wird. Alle pädagogischen Künste helfen dagegen gar nichts, und der Sport erst recht nicht. Die Richtungslinien des preußischen Unterrichtsministeriums sind Hinrichtungslinien für das Gymnasium.

Ferner sind alle Lehrer der höheren Schulen manchmal schon durch verkehrte Prüfungsordnungen, vor allem dann durch die Überlastung mit Unterrichtsstunden verhindert, sich wissenschaftlich fortzubilden, was sie schon deshalb nötig haben, weil nur zu viele gezwungen sind, die Universität früher als sie möchten, zu verlassen. Ich will gar nicht davon reden, daß die Wissenschaft die Mitarbeit der Lehrer nicht entbehren kann: die Schule selbst kann nicht gedeihen, wenn diese Lehrer nicht fortarbeiten und sich weiterbilden. Sie erträgt wohl etliche Lehrer, die nur eben das nötige Wissen beibringen, aber ein und der andere muß doch darunter sein, der die Seele der Knaben packt, damit ihr die Flügel wachsen, und die Jünglinge reif für die geistige und sittliche Freiheit und mit dem Gefühl selbstdenkender Verantwortlichkeit in das Leben treten. Da muß manches anders werden, denn es geht um das Heil der deutschen Jugend, die Zukunft unseres Volkes."

Aus den Antworten kann man im ganzen einen Glauben an die deutsche Zukunft und eine Hoffnung auf die deutsche Jugend feststellen. Und wer etwa Pfitzners düstre Blickweise teilt — wer wird seine Zeitgenossen entmutigen, indem er seinem Mangel an Hoffnung öffentlich Ausdruck gibt?

Die Psycho-Physiognomik Carl Huters

Den Namen Huters, der 1912 erst 52jährig starb, hört man heute hier und da bescheiden erwähnt. Huter kam als Porträtmaler von kunstwissenschaftlichen und charakterologischen Studien bei seiner hohen Begabung für Naturphilosophie zu einer wissenschaftlichen Begründung der Gefühls-Physiognomik des bildenden Künstlers. Erst die kommende Generation wird wohl feststellen, was vor Huter war und was nach Erscheinen seines großen Lehrwerkes in Deutschland geworden ist.

Die Medizin flicht Ruhmeskränze ihren Konstitutionsforschern, die 1913 erstmalig in der heutigen Form an dieses Problem herantraten, und — doch findet sich die heute fast allgemein anerkannte und als hochwichtig aufgenommene Lehre von den drei menschlichen Grundkonstitutionen Professor Kretschmers gleichfalls, wenn auch unter anderer Namengebung, im Huterwerk (1904—06). 1917 noch schreibt der sehr bekannte Konstitutionsforscher, Universitätsprofessor Julius Bauer, Wien: „Einen Fortschritt in der Konstitutionsforschung bedeutet die Einteilung des Franzosen Sigaud und seiner Schüler Chaillcu und Mac Auliffe in vier Menschentypen und deren Mischformen, die sich auf eingehendes Studium der äußeren Körperformen gründet."

Indessen erschienen die in Frage kommenden Werke der genannten Franzosen erst 1914, und die Medizin verwirft sogar teils die von jenen aufgestellte Viertypenlehre. Man hält sich strengstens an die von Kretschmer 1921 in dem meist gelesenen Buche der gegenwärtigen medizinischen Literatur „Körperbau und Charakter" veröffentlichte Dreitypenlehre, die mit derjenigen Huters identisch ist.

Hätte Huter nur diese drei Grundtypen entdeckt, würde man ihn vielleicht verstanden und gewürdigt haben. Er griff aber viel weiter, er begründete diese Lehre aus dem gesamten Weltwerden, schuf eine neue Entwicklungslehre des organischen Lebens und der Elemente, und diese Dreitypenlehre steht bei Huter im Rahmen einer großen, neuen Weltanschauung.

Ich will versuchen, in Kürze darzustellen, wie Huter seine Lehre von den drei Lebensgrundformtypen begründete.

Alle Wissenschaft und alle fortschreitenden Erkenntnisse der Menschheit aus vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden haben selbstverständlich dieser Neulehre, die den Menschen nun zu dem erstrebten Idealzustand führen will, vorgebaut. Ohne die mühsame und gewissenhafte Forscherarbeit der Besten aller Völker hätte diese Lehre niemals geschaffen werden kön-

nen. Dankbar würdigt Huter darum die von der Geschichte genannten Helden des Geistes und der Tat, insbesondere aber alle bedeutenden Erforscher der menschlichen Natur, die Anatomen, Physiologen, Histologen und Biologen, die Psychologen und diejenigen, deren Erkenntnisse uns die meisten Wahrheiten über den Menschen brachten, die Philosophen und weisen Religionsstifter, die großen bildenden Künstler und die Physiognomen und Charakterologen. Zu letzteren zählt Huter besonders auch viele Dichter und hervorragende Schriftsteller.

Das Beste, unwiderleglich Wahre und Erhaltenswerte aller Erkenntnisse über den Menschen und die Welt hat Huter gesammelt, gesichtet und geordnet, das Trennende, Irrige klar erkannt und durch unermüdliches Forschen und Streben die Brücken gefunden, welche diese vorhandenen Bruchstücke der Wahrheit zu einem Ganzen verschmelzen.

Durch immer wieder neue Experimente hat Huter den Nachweis erbracht, daß die Materie nicht absolut tot ist, wie es bis dahin in der Naturwissenschaft als feststehend galt. Die scheinbar tote Welt des Stoffes besitzt Gedächtniskräfte, also Empfinden für starke Eindrücke, diese Eindrücke bewahrt sie und kann sie durch Strahlung wieder auf empfindende Naturen übertragen.

Es erklärt sich so der eigenartige Stimmungseinfluß, den historische Orte, Gebäude, Unfallstellen usw. hervorzurufen vermögen. Ich erinnere mich eines Romans aus einem früheren Türmer-Jahrgang von Stefan Ginzkey, „Venit hora". Er schildert darin, wie die Wände eines alten Schlosses die Bilder der Vergangenheit mit erschütternder Tragik und Deutlichkeit vor seinem inneren Auge erstehen ließen. Die Steine reden.

Dieses Empfinden, das also in der scheinbar toten Materie schlummert, das nach Huter unter bestimmten Bedingungen sogar blitzartig zum Sichbewußtsein kommen kann, ist etwas der Materie Ureigenes, das nicht von außen her in sie hineingetragen ist, das alle Entwicklungsphasen der Materie mit durchlebt und nach Huter die Triebkraft und Ursache alles Werdens und Entwickelns ist.

Denn sprechen wir dem Urstoff, der nach Huter unbedingt als vorhanden angenommen werden muß, die Attribute Stoff und Kraft zu, so weist Huter durch scharfsinnige Erwägungen nach, daß die beharrliche Ruhe des Stoffes absolut negativer Natur ist und keine Entwicklung hervorzurufen imstande ist. Ebenso latent bleibt die Kraft, wenn nicht ein Antrieb, ein Impuls, der eben im Empfinden wurzelt, die Kraft hervorruft, welche dann im weiteren die Entwicklung bedingt und begleitet. Darum ist das Empfinden ursächlich, das Geistige primär und nicht ein Produkt chemischer und physikalischer Wechselwirkungen, wie die materialistische Weltanschauung lehrte und damit den folgenschwersten Irrtum in die Welt setzte.

Hatte Huter so das Empfinden als Ursache alles Werdens und Entwickelns erkannt, so verhalfen ihm die Forschungen der besten Histologen seiner Zeit, der Professoren Stöhr und Boveri in Würzburg, dazu, den Nachweis erbringen zu können, daß wohl chemische und physikalische Aufbau- und Zersetzungsprozesse das Leben begleiten, daß aber die Zelle nur lebt, sich fortentwickeln kann mit Hilfe dieser Empfindungs-Energie, daß die Lebenskraft der Zelle nicht elektrischer, noch magnetischer oder sonst physikalisch-chemischer Natur ist, sondern daß sie im Empfinden wurzelt, daß sie sich in der Zelle das erste anatomische Zentralorgan schafft in dem Strahlengebilde des Zentrosomas.

Das Leben in der Zelle, das von der Kraft des Zentrosomas abhängt (fehlt das Zentrosoma oder erlischt es, so hört die Zellvermehrung auf und der Tod tritt ein), wies Huter nach als das im lebenden Eiweiß schon zur starken Sammlung gelangte Empfinden des Urstoffes. Bei fortschreitender Entwicklung der Stoffe und Kräfte konzentrierte sich die Empfindungsenergie, bis sie in der Zelle endlich ihr erstes Ziel erreicht, Leben hervorzurufen, d. h. die Materie zu beherrschen.

Die Lebensfähigkeit erhöht sich durch Reize der Außenwelt, wird beim Menschen z. B. durch Gram und Kummer sehr geschwächt, durch Freude, Vertrauen (wie auch die aufsehenerregende Coué-Methode neuerdings dartut) gestärkt; wie die Liebe die Lebensstrahlung anregt, ist mikro-

skopisch nachgewiesen. Damit verknüpfte nun Huter die hohe Erkenntnis der Jesureligion, daß die höchste Kraft im Weltall die Liebe ist; Huter hat den naturwissenschaftlichen Nachweis für die bisherige Glaubenslehre von der Liebe gebracht.

Durch diese Erkenntnis muß die Naturwissenschaft unabweislich zur Religion gelangen, und die Religion findet ihre beste Stütze in der Naturwissenschaft. Die beiden unversöhnlichsten Mächte der Welt (noch Papst Leo XIII. sah in Häckel den leibhaftigen Gottseibeiuns, und auch die Auffassung Häckels von der Persönlichkeit des Papstes war keine schmeichelhafte) vereinigen sich in der Wahrheit. Friede wird in der Welt; es beginnt zu tagen, und eine Sonne des Glücks, die strahlende Empfindungsenergie, die Liebe, bringt das Licht in diese Welt.

Das Licht war nicht von dieser Welt; es ist das Empfinden ja feiner als der neutrale Weltäther, der Stoff, Kraft und Empfinden hat, es ragt in das Jenseits des Weltäthers hinein, und sein Entwicklungsprodukt, die Lebenskraft, ist ebenfalls feiner als der Weltäther, es gelten daher für das Leben andere Gesetze als für die unbelebte Materie; so finden allein durch diese Lehre Huters viele rätselhafte Erscheinungen des Seelenlebens ihre naturwissenschaftliche Erklärung.

Heute haben sich die Biologen den Erkenntnissen Huters vielfach genähert. Erst kürzlich brachten große Zeitungen Berichte, daß an der Pariser Akademie das Leben neuerdings als Strahlungsprozeß gelehrt wird, und daß man auch aller anorganischen Materie die Strahlungsfähigkeit zuschreibt. Huters bahnbrechende Erkenntnisse nach dieser Richtung hat man noch in keiner Weise gewürdigt.

In seinem Forschen nach den Tiefen der Materie kam Huter auf philosophischem und experimentellem Wege zu der Erkenntnis, daß Atome und Elektronen nicht die letzten Kleinstteile der Materie sind; er erklärt den Aufbau der Atome in einer Weise (Lehrwerk Bd. III, Lektion 4, 5 u. 6 und Bd. V, Lektion 9, 1904—06), daß die späteren Forschungen Rutherfords 1913 und der berühmten Nobelpreisträger Bohr und Nernst und die allerneuesten Veröffentlichungen über den Strahlungsaustausch der Weltkörper nur wie eine Bestätigung und ein weiterer Ausbau der Lehren Huters aufgefaßt werden können. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse des letzten Jahrzehnts, die das alte Weltbild vollständig gewandelt haben und noch erst weitere Folgerungen zeitigen werden, wurden von Huter schon vor 1900 gelehrt und sind in seinem Atlas der Menschenkenntnis anschaulich behandelt.

Hatte Huter Stoff, Kraft und Empfinden als die dreieinige Ursache alles Weltwerdens erkannt, so konnte er die Auswirkung dieser drei Prinzipien in der ganzen Weltentwicklung nachweisen, vom Äther zum Element, von den Elementen zum lebenden Eiweiß, von der Zelle zum Urmenschen, zum realen Gegenwartsmenschen und zum idealen Zukunftsmenschen, die Entwicklung von Geist und Gott.

So kam Huter zum entwicklungsgeschichtlichen Beweis seiner schon als Kind mit künstlerisch intuitivem Schauen entdeckten Lehre von den drei Lebensgrundformtypen in der Pflanzen- und Tierwelt, zur genauen Erkenntnis der drei menschlichen Körperbautypen und zur Lösung der nun in neuester Zeit alle Wissenschaften, deren Forschungsgebiet der Mensch ist, also Medizin, Physiologie, Biologie, Erziehungswissenschaften und andere so außerordentlich bewegenden Probleme.

Wiederum gaben schon vorhandene Erkenntnisse großer Naturforscher Huter wichtige Stützpunkte für diese Lehre von den drei menschlichen Hauptformtypen. Die Embryologen hatten schon längst beobachtet, daß alle aus dem Ei entstehenden Lebewesen in ihrem ersten Entwicklungs-Stadium ein Gebilde von drei Keimblattschichten darstellen, von denen jedes ganz bestimmte Organbildungen hervorbringt, und zwar gehen aus dem oberen äußeren Keimblatt Haut- und Nervensystem hervor, aus dem mittleren Keimblatt entwickeln sich Knochen und Muskeln, also das Bewegungs-System, und aus dem inneren Keimblatt gehen die Ernährungs- und Verdauungsorgane hervor.

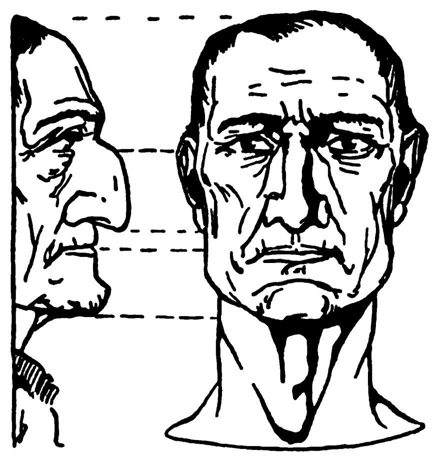
Huter wies nun nach, daß die Keimblattanlagen maßgebend sind für die konstitutionelle Entwicklung der daraus hervorgehenden Lebewesen. Wie es drei Keimblattbildungen gibt, die in

mannigfachster Variation auftreten können, so gibt es auch drei grundverschiedene primäre Konstitutions- oder Naturelltypen, die das Grundschema bilden, in welches sich alle Lebensformen eingliedern lassen. Darum bildet die Naturellehre das Abc einer systematisch lehrbaren Menschenkenntnis, die Grundlage einer neuen praktischen Psychologie.

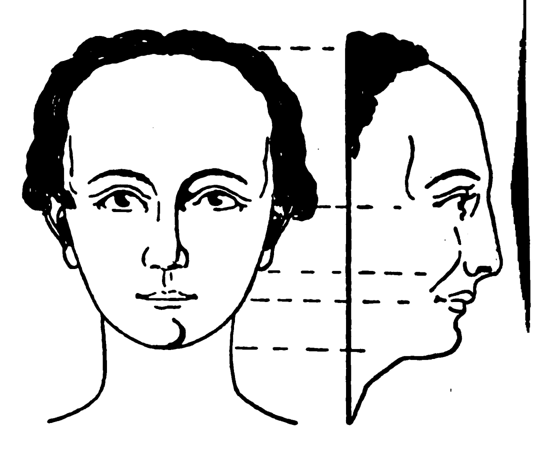
Seine Entdeckung von den drei menschlichen Grundtypen wurde von Huter seit 1890 gelehrt, 1900 in Wort und Bild in seiner Zeitschrift Hochwart veröffentlicht. Es entspricht dem Stoff- oder Ruhprinzip des Weltäthers das chemische Ruh- und Ernährungsnaturell, dem Kraft- oder Bewegungsprinzip des Weltäthers das physikalische Tat- und Bewegungsnaturell, dem Empfindungsprinzip des Weltäthers das psychische, körperlich verfeinerte Denk- und Empfindungsnaturell.



I. Das primäre Ernährungs- und Ruhenaturell
Wirkt ökonomisch und konservativ

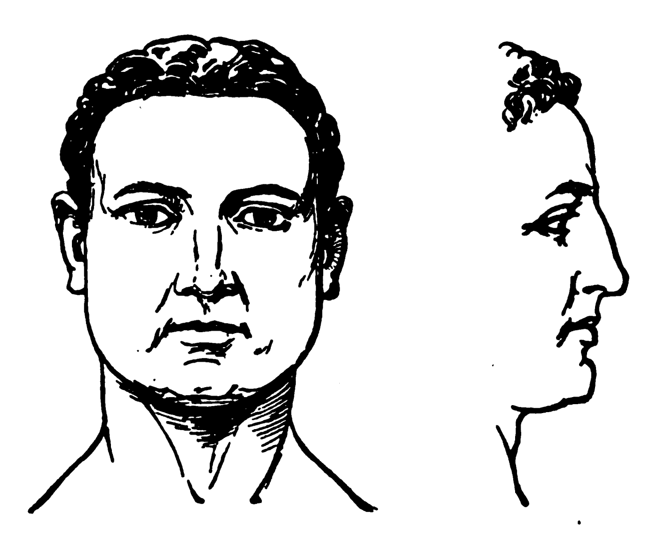


II. Das primäre Tat-, Energie- und Bewegungsnaturell
Wirkt konservativ herrschend, fortschrittlich revolutionär



III. Das primäre Empfindungs-naturell
Wirkt veredelnd, verschönend, vergeistigend, verfeinernd

Neben diesen drei primären Haupttypen stellte Huter drei sekundäre Mischtypen auf, ferner zwei polare Typen, die harmonische und disharmonische Verschmelzung der drei Grundanlagen. Weiterhin kennzeichnete er die unentwickelten und die degenerierten Formtypen, die überwertigen talentierten und genialen Naturen und speziell noch besondere Toncharaktertypen.

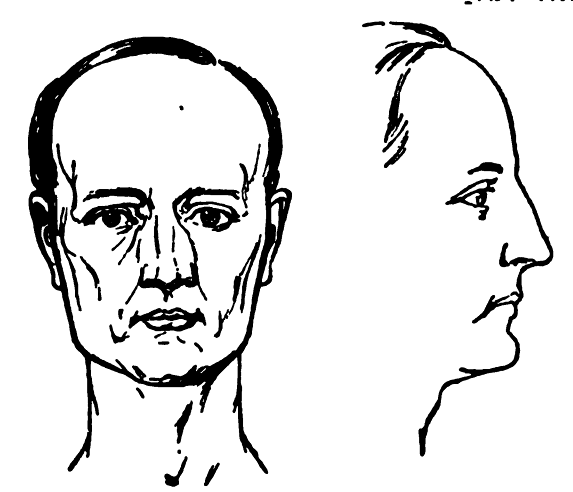


IV. Sekundäres Bewegungs-Ernährungsnaturell
Der erfolgreiche praktische Geschäftsmann, Landwirt usw.



V. Sekundäres Ernährungs-Empfindungsnaturell
Der erfolgreiche Bureaukrat

So wurde die Naturell-Lehre Huters, die eine Körperkonstitutionslehre ist und den Zusammenhang von Form und Wesensart aufdeckt, die scharf die Unterschiede von Impuls, Temperament, Rasse und Konstitution zieht, von ihrem Begründer und seinen Schülern in ungezählten Vorträgen, Unterrichten und Schriften bekanntgemacht.



VI. Sekundäres Bewegungs-Empfindungsnaturell
Der erfolgreiche Gelehrte



VII. Polares, harmonisches Naturell
Wirkt geistig emporziehend durch ideale Verbesserungen

Die Kenntnis der menschlichen Grundkörperkonstitutionen ist von der größten Bedeutung für eine Individualpsychologie, weil durch die konstitutionelle Veranlagung dem Einzelmenschen schon bestimmte Grenzen für eine erfolgreiche Betätigung gezogen sind. Wie das im Bewegungstyp liegende Rennpferd ganz andere Lebensbedingungen braucht als die vorwiegend dem Ernährungsleben zuneigende Kuh oder das stark im Empfindungstyp liegende Eichhörnchen, so braucht das Bewegungsnaturell unter den Menschen andere Lebensmöglichkeiten, andere Erziehung, Gesundheitspflege, Schule, Beruf, Erholung usw. als der Empfindungsmensch einerseits und das Ernährungsnaturell andrerseits. Es lassen sich auf Grund der Naturell-Lehre sogar die Harmoniemöglichkeiten zwischen den verschiedenen Menschentypen berechnen, und so wird

die Naturell-Lehre die Grundlage einer natürlichen Ehe-, Sitten-, Gesellschafts-, Rechts-, Staats- und Völkerlebensreform.

Professor Kretschmer, heute Direktor der psychiatrischen Universitätsklinik in Marburg, stellte 1921 gleichfalls drei Lebensgrundformtypen auf, den Pykniker (Fettleibigen), den Athletiker (Knochen-Muskeltypus) und den Astheniker oder Leptosomen (den körperlich schwächlichen Typus). Gleichfalls kennzeichnet Kretschmer die Übergangsformen und die displastischen und abnormen Typen. Diese Drei-Typenlehre Kretschmers fand nun die begeistertste Aufnahme in der Medizin; eine unerhörte Bewegung setzte ein, um durch Statistiken, Tabellen, Rassen- und andere Untersuchungen diese Körperbautypen zu bestätigen und zu weiteren Erkenntnissen zu kommen. Es hat somit diese Drei-Typenlehre, deren Priorität Huter zukommt, wenn auch unter anderer Namengebung, Aufnahme und Anerkennung gefunden, und damit ist eine reformierende Bewegung in Fluß gekommen, die ohne Zweifel weitere Folgen zeitigen wird.

Bildet nun diese Lehre von den drei Lebensgrundformtypen die Grundlage einer systematisch lehrbaren Menschenkenntnis, so konnte Huter durch eine weitere Entdeckung, die der Kraftrichtungsordnung, eine noch umfassendere, sichere charakterologische Deutung der Naturformen erschließen. Es kann hier nur kurz erwähnt werden, daß nach Huter in den magnetisch harten Langformen egoistische, kalte Seelentriebe zur Entwicklung kommen, in den elektrischen Breitformen zerstörende, verändernde Elemente sich auswirken, und daß erst in den von der strahlenden Lebenskraft „Helioda" beherrschten, ausgeglichenen, warm durchhauchten Formen die höchste Entfaltung eines veredelten Seelenlebens möglich ist.

Es kommt demnach bei einer charakterologischen Wertung des Äußern eines Menschen nicht die Beobachtung der Form allein in Betracht, auch nicht die Mimik allein und die übrigen Ausdrucksbewegungen des Körpers, zu denen Huter auch die Handschrift zählt, sondern die Qualität der Form, die unmittelbare Erfassung des Lebensgeistes, der die Form gestaltete.

Wenn es nun Wahrheit ist und immer wieder durch Experimente bestätigt wird, daß der Lebensgeist aus den Formen spricht, daß diese Kunst, aus den Formen den Geist zu erkennen, erlernbar ist, so gibt es nichts Wichtigeres, als daß jeder diese Fertigkeit sich anzueignen strebe, die wichtiger als Lesen und Schreiben den Menschen gelehrt zu werden verdient. Wenn das Sprichwort recht hat, daß Selbsterkenntnis der erste Schritt zur eignen Besserung ist, so ist es sehr naheliegend, einzusehen, daß die Kunst, auch die Mitmenschen zu erkennen, den ersten Schritt bedeutet zur Linderung aller wirtschaftlichen, körperlichen und seelischen Nöte. Denn der gute Mensch kann nicht anders als gut handeln, Friede und Freude bringen und verbreiten, der Disharmonische nicht anders als Zersplitterung, Zerwürfnis, Zwiespalt bringen.

Kommt mit der Verbreitung dieser Wahrheitserkenntnis, daß „in den Formen der Geist lebt", der einzigen, ersten und großen, unmittelbaren Offenbarung der Natur, der Edelmensch zur Herrschaft, so wird unter einer menschenfreundlichen, weisen und gerechten Staatsleitung Leid und Tragik sich mildern, und allmählich aber unaufhaltsam wird sich die Erde zu einem freundlichen Arbeitsfeld für alle Menschen gestalten. **Miramar Kupfer**, Malmsbach

(Die Bilder sind entnommen dem „Illustrierten Handbuch der praktischen Menschenkenntnis" von Carl Huter. Verlag der Original-Huterwerke, Schwaig bei Nürnberg.)

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Pestalozzi

Ein Gedächtnisblatt zu seinem 100jährigen Todestage

In den pädagogischen Erkenntnissen, die uns Bücher und Zeitschriften der Gegenwart nahe bringen wollen, wird immer wieder besonders betont, daß wir in unserer heranwachsenden Jugend den Bildungsstoff erkennen müssen, aus dem wir die Zukunft zu gestalten haben, und daß es unsere lebenswichtigste Aufgabe sei, diesen Stoff meistern zu lernen. Es ist kein neuzeitlicher Gedanke, der uns hier begegnet, und keineswegs aus dem jüngsten Kriege oder unserer Revolution geboren. Nein! Pestalozzi hat ihn schon im vorigen Jahrhundert gedacht, und — wie unlängst auf einer pädagogischen Tagung in Hildburghausen verkündet wurde — „ist nichts von dem, was die neue Erziehung Grundsätzliches zu sagen weiß, wirklich neu, sondern es ist alles von Pestalozzi schon ausgesprochen und versucht worden, und ist nichts als erneute, uralte Weisheit".

Heinrich Pestalozzi! Wie oft führt man seinen Namen im Munde, wie viele Hilfs- und Bildungsstätten sind nach ihm genannt! Aber er ist berühmter als gelesen, und seine liebende Weisheit dem Volke noch kaum erschlossen, obgleich sein glühendes Trachten, seine unermüdliche Arbeit ein langes Leben hindurch kein anderes Ziel kannte, als der sozialen Not der Menschheit zu steuern durch die Bildung ihrer heranwachsenden Jugend. Wie kommt es, daß nun gerade jetzt die Worte dieses Mannes, der seit 100 Jahren stumm unter der Erde ruht, auferstehen wollen, und von den stillen Denkern und den lauten Führern der pädagogischen Fragen lebendig gemacht werden? Ist die Saat seiner Weisheit vielleicht jetzt erntereif geworden? Seiner Weisheit, die aus dem glühenden Willen geboren war, „die Quelle des Elends zu stopfen, in der er das Volk versinken sah"?

Dieses Blatt sei seinem Gedächtnis geweiht, und erzähle von dem Züricher Arztsohn, der daselbst einer wissenschaftlichen Ausbildung oblag. Schon frühzeitig berauschte sich sein junger Geist an Gedanken der Freiheit und Aufklärung des Volkes. Bald bestimmte ihn der Einfluß, den die Rousseauschen Schriften, besonders dessen Roman „Emil" auf ihn gewann, seine Studien aufzugeben und sich im Aargau das Gut Neuhof zu erwerben, das er zu einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb zu machen versuchte. In diesen ländlichen Verhältnissen sah er viel menschliche Not und sittliches Elend, und die erste Tat seines idealen Lebensgedankens war die Aufnahme verlassener Bettelkinder, denen er Lehrer und Vater zu sein gedachte. Der Mangel an praktischer Geschicklichkeit bringt ihn selbst in Not und Schulden; seine Pfleglinge müssen spinnen und weben lernen, das Feld bebauen und den Garten bepflanzen, „und er lebt als Bettler unter Bettelkindern", um, wie er sagt, „Bettler wie Menschen leben zu machen".

Als er schließlich doch den Verhältnissen nicht mehr trotzen kann, benutzt er seine unfreiwillige Muße, um alle seine Gedanken und Erfahrungen auf pädagogischem und sozialem Gebiete niederzuschreiben. In jener Zeit entstand auch sein bestbekanntes, bestbewertetes Buch: Lienhard und Gertrud. Dieser Roman macht ihn mit einem Schlage berühmt und zieht die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf ihn, so daß endlich seine werktätige Liebe auch wieder zu neuer Arbeit gerufen wird an das Waisenhaus in Stans. Nach unsagbaren persönlichen Opfern entreißt ihm aber die Kriegszeit auch dieses Liebeswerk. Jedoch ebensowenig wie er sich von der Verständnislosigkeit seiner engeren und weiteren Umgebung beirren läßt, ebensowenig kann

Strasse in Mostar

Otto Scheinhammer

ihn das neue Mißgeschick von seinem vorgesetzten Ziele abbringen. Er geht als einfacher Schulmeister einer Unterklasse nach Burgdorf, voller Eifer, die von ihm entworfene Schulmethode auszuprobieren. Mit zwei begeisterten Anhängern, Tobler und Krüsi, übernimmt er später die im Burgdorfer Schlosse neugegründete höhere Erziehungsanstalt, die er aber, als seine demokratischen Gesinnungen ihm Feindschaft schufen, nach Münchenbuchsee und später nach Yverdon verlegte.

Hier in Yverdon genoß er nun während zwanzigjähriger Tätigkeit reichste erzieherische Erfolge und größte äußere Anerkennung. Aus ganz Europa eilten Schulmänner, Gelehrte, Staatsmänner, ja Fürsten herbei, um ihn wirken zu sehen und seine Ideen und Anregungen in die weite Welt zu tragen. Und trotzdem unverträgliche Mitarbeiter und Geldschwierigkeiten auch dieses lebendige Werk zunichte machten, und er sein kämpfereiches Leben in stiller Zurückgezogenheit bei seinem Enkel in Neuhof beschließen mußte, war er zu einer Macht im europäischen Geistesleben geworden, deren segensreiche Ausstrahlungen auch unser Vaterland immer leuchtender durchglühen.

Wo liegt nun die Größe dieseß Mannes, der nach Aussage seiner Biographen weder ein großer Gelehrter, ja nicht einmal immer ein sehr geschickter Schulmeister gewesen sein soll? Seine Größe war wohl in der Kraft seines Willens beschlossen: dem Elend des Volkes zu steuern. Und wenn man ihm auch zurief: Du Armseliger, bist weniger als der schlechteste Tagelöhner imstande, dir zu helfen, und willst dem Volke helfen können? — es konnte den mächtigen Strom seines Herzens nicht aufhalten, nach dem Ziele zu streben, „die Ursachen des sittlichen, geistigen und häuslichen Versinkens des Volks und sein damit innig verbundenes Leiden und Unrechtleiden zu bekämpfen!“ Das Ringen um dieses Ziel machte ihn schließlich zum Schulmeister. In diesem Amte hatte er oft mit physischen Unmöglichkeiten zu kämpfen. Er stand vor achtzig Kindern ungleichen Alters und verschiedenster Bildung und sollte sie alle gleichzeitig, ohne jede Hilfskraft beschäftigen. Doch die Notwendigkeit schuf ihm geniale Eingebungen, und immer fand er Mittel und Wege. Und wenn sein Wille an äußeren Gewalten zerbrach, — sein Ziel blieb unverrückbar vor seinem geistigen Auge. Aus diesen Kämpfen und Nöten, von denen uns sein Büchlein „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt!“ ausführlich berichtet, erblühten aber unzählige, fruchtbare Anregungen. Und seine Ideen: Europas Schulübel in der Wurzel zu heilen, und eine Unterrichtsmethode zu schaffen, die dem kindlichen Geist stets angemessen bleibt, — und weniger Wert auf wissenschaftliche Kenntnisse zu legen als auf das Resultat, das Kind zu geistiger Selbständigkeit zu führen, — befruchten unsere modernsten Schulreformen. Er ist heiß bestrebt, die Anfangsmittel allen Unterrichts bis auf ihren ersten Anfangspunkt zu erforschen, und erkennt in der Stunde der Geburt die erste Unterrichtsstunde, in der die allumfassende Natur selbst die Lehrmeisterin ist; ihm wird offenbar, wie dann die Mutter in ihrem Sinne weiterwirkt, und ganz instinktiv — nur bestrebt, ihr Kind zu beschäftigen, diesem die Welt erschließt — seine Aufmerksamkeit weckt und sein Anschauungsvermögen bildet. In der Erkenntnis, von welchem Werte es sein würde, wenn dieser Naturtrieb bewußt gemacht und vergeistigt werden könnte, faßt er den Entschluß, „das Buch der Mutter“ zu schreiben, um ihnen systematisch Mittel an die Hand zu geben, den innigen Zusammenhang mit dem heranwachsenden Kinde festhalten zu können, und ihm auch in Gesinnung und Handeln berufenste Lehrmeisterin zu werden. Dieses Buch ist nicht geschrieben worden, denn selbst zwanzig Jahre später glaubte Pestalozzi, die Lücken und Irrtümer eines solchen Systems noch nicht überwunden zu haben; auch von seinen Ideen einer neuen Menschenbildung spricht er nur als von einem Versuch; aber das Ringen um ihre Gestaltung hat so viel Goldstaub aufgewirbelt, so viele Goldadern bloßgelegt, daß uns bewußt ist: er hat uns statt eines geschmiedeten Kronschatzes ein reiches Bergwerk hinterlassen, in dessen Schachten zu schürfen einem Jeden vorbehalten bleibt, der Sinn und Verständnis für die Jugend an seiner tiefgründigen Weisheit bereichern will. Vor allem wollen wir hier der eifrigen Knappenschaft gedenken, der Gesellschaft zur Förderung

häuslicher Erziehung, die in zehnjähriger, unermüdlicher Arbeit segensreiche Pestalozziweisheit zu Tage gefördert und seine goldenen Worte vom „Vaterhaus als Grundlage aller Menschenbildung und als Schule der Sitten und des Staates" und von dem „Heiligtum der Wohnstube, von der die Kunst der Erziehung ausgehen müsse", auf ihre wehenden Fahnen geschrieben hat. Mit ihrem Bestreben, die deutsche Familienerziehung zu heben und durch Wort und Schrift immer wieder die weitesten Elternkreise an ihre Erzieherpflichten zu mahnen, glaubt sie, die Goldadern des Pestalozzi-Vermächtnisses am sinngemäßesten auszuwerten. Ganz besondere Pflege widmet das Blatt der Gesellschaft: Eltern und Kind — auch den Anschauungserfahrungen, deren hohe Bedeutung Pestalozzi wiederholt betont, und von denen ein großer Teil in dem im Auftrage der Gesellschaft von Dr. Joh. Prüfer herausgegebenen Buche: „Wie erziehen wir unsere Kinder?" gesammelt ist.

Ein Bergwerk zu erschöpfen ist nicht das Werk einer kurzen Zeilenspanne — und für das Lebenswerk eines Pestalozzi ist diese Zeilenspanne zu klein, — aber eine seiner Goldadern soll doch noch in den Endzeilen dieses Gedächtnisblattes aufleuchten. Da heißt es zum Schlusse seines Büchlein: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt:" „Nicht mir, sondern den Brüdern! nicht der eigenen Ichheit, sondern dem Geschlechte! — dies ist der unbedingte Ausspruch der göttlichen Stimme im Innern; in deren Vernehmen und Befolgen liegt der einzige Adel der menschlichen Natur."

Das waren Pestalozzis Worte! — — — — Wie er sie in Taten umgesetzt hat, das lesen wir auf seinem Grabstein: „Mensch, — Christ, — Bürger! — alles für andere! nichts für sich! — Segen seinem Namen!"

Hildegard Neuffer-Stavenhagen

Neue Briefe, Tagebücher und Lebensbilder

Das Jahr 1926 hat die Gedenktage zweier Schriftsteller gebracht, die beide am Rhein daheim waren: am 22. September waren es 100 Jahre, daß Johann Peter Hebel, der Schöpfer der „Alemannischen Gedichte" und „Rheinische Hausfreund" die Augen schloß; 150 Jahre waren am 25. Januar vergangen, seit Joseph v. Görres, erst fanatischer Freiheitsmann, Herausgeber des geachteten und gefürchteten „Rheinischen Merkurs" und nachmals ebenso fanatischer katholischer Kirchenkämpfer, zu Koblenz das Licht der Welt erblickt hatte. Das Bild beider Männer, viel entgegengesetzter noch, als das der ober- und mittelrheinischen Landschaft, der sie entstammen, ist aus Anlaß ihrer Jubiläen durch eine Reihe neuer Veröffentlichungen bereichert worden, aus denen es sich wohl lohnt, die eine und andere hervorzuheben.

Johann Peter Hebels schlichte, fromme und naturfreudige Menschlichkeit, durchsonnt von biederem Humor, spricht am unmittelbarsten aus seinen Dialektgedichten; sie sind darum auch, zumal in seiner oberdeutschen Heimat, als glücklichster Ausdruck der alemannischen Seele längst zum Besitz des Volkes geworden. Seine Briefe, nicht minder kennenswert, sind leider nur zerstreut und langsam ans Licht gekommen; noch heute fehlt eine vollständige Sammlung. Otto Behaghel hat die geplante Gesamtausgabe, die er 1883 eröffnete, nicht zu Ende geführt. Erst in neuerer Zeit hat Wilhelm Zentner „Hebels Briefe an Gustave Fecht (1791—1826)" veröffentlicht, die das nie zu Ende gesprochene und deshalb besonders anmutige Geheimnis zarter Herzensbeziehungen enthalten; ihm folgt jetzt Karl Obser, der verdienstvolle frühere Leiter des Badischen Generallandesarchivs, mit einer (im selben Verlag, C. F. Müller, Karlsruhe) erschienenen Nachlese: „Briefe von Johann Peter Hebel." Außer schon gedruckten, aber weit verstreuten Briefen ist hier alles bisher noch Ungedruckte vereinigt, unter gerechtfertigtem Verzicht auf Schriftstücke von rein amtlichem oder geschäftlichem Belang. Der Hebelforscher wie der Hebelfreund sind dem Herausgeber zu Dank verpflichtet: der Sänger des Wiesen-

tals, der Pfarrherr und spätere Prälat, der gütig-schalkhafte Volksfreund und Mensch — sie werden in diesen Blättern als idyllische Einheit lebendig.... „Was kümmert's uns gemeine Leut?“ äußert Hebel gelegentlich einmal in einem Brief an Gustave Fecht im Hinblick auf ein bedeutsames politisches Ereignis, wie solche genug durch sein Zeitalter gewittern. Wie anders der Koblenzer Görres! Er steht mit beiden Füßen, mit Herz, Kopf und allen Sinnen in dieser Gewitterzeit. Die französische Revolution findet in ihm einen beredten Anwalt, führt den Dreiundzwanzigjährigen als Führer einer Abordnung des Rheinlands nach Paris; die nach dem Sturz Napoleons einsetzende Reaktion sieht ihn und die „fünfte Großmacht“, seinen „Rheinischen Merkur“, als gefährlichsten Gegner, entsetzt ihn seines Amtes, macht den leidenschaftlichen Kämpfer für die Volksrechte auf Jahre zum heimatlosen Flüchtling; vom Politiker wird er zum religiösen Mystiker. Während der stille, kluge evangelische Prälat Hebel im versöhnlichsten Geist mit dem Bistumsverweser von Wessenberg korrespondiert und eine katholische Ausgabe seiner „Biblischen Geschichten“ fördert, verwandelt sich Görres als Münchner Professor in den Bannerträger eines streitbaren Katholizismus. Ein schmaler Band „Görres' Briefe an seine Braut und Familie“, ausgewählt und erläutert von Robert Stein (Volksvereins-Verlag München-Gladbach), legt wohltuenderweise das ganze Schwergewicht auf den rein menschlichen Görres und die Vor-Münchner Zeit. Den werdenden Mann in seiner Liebe zu der schwer errungenen späteren Gattin Katharina v. Lassaulx kennen zu lernen, ist von entschiedenem Reiz. Sein feuriges Temperament, seine hinreißende Beredsamkeit, sein durch und durch romantisches Wesen entfalten sich zu hohem Flug. „Sie hat mich gefunden, diese Liebe,“ schreibt er am 30. Januar 1800 an die Braut, „beinahe an der Grenzscheide zwischen dem Knaben und dem Jünglinge und mich hinaufgeleitet bis an die Grenzscheide zwischen dem Jünglinge und dem Manne, sie wird mich zum Greisenalter geleiten.“ Rück- und ausblickend verflicht er die Entwicklung seiner Geistigkeit mit der Entwicklung seiner Liebe. Wenige Wochen später stellt er mit wunderbarer Klarheit die eigene Wesenseigentümlichkeit, die der Freundin Sophie Brentano und die Katharinas gegeneinander: „Du selbst, Liebe, eine Geßnersche Idylle, mitten zwischen der reinen, kunstlosen Prosa und der Epopöe.“ ... „Sophie: Aufhebung des Kampfes zwischen Kopf und Herz durch gänzliche Unterordnung des letzteren unter den ersteren. Ich: Abwendung dieses Kampfes durch Weglenkung des Herzens von innen nach außen. Und du die Endigung desselben durch Unterordnung beider an eine fremde Gewalt.“ „Harren ist so schwer für den Mann, der nur zugreifen möchte“, bekennt er von sich. „Enthusiasmus, von welcher Art er sein muß“, ist ihm, bezeichnend genug, die kräftigste Nahrung für das Herz; Vernichtung, Tod ohne Fortdauer „ein Wort ohne Sinn in der Natur“; „ich glaube Fortdauer, ich glaube sie, wie ich an die Liebe glaube; ich empfinde sie, wie ich die Reize der Kunst und der Natur fühle,“ „die wahre Liebe ist unermeßlich und deswegen unzerstörbar für alle Zeit. Einen kleineren Raum im Herzen einnehmen, das mag sie, aber nie, nie ganz sich daraus verlieren, und ich möchte nicht angefangen haben zu lieben, wenn ich je aufhören könnte.“

Von dem alemannischen Pfarrer und Dichter Hebel zu dem schwäbischen Dichter und Auchpfarrer Mörike ließen sich manche Fäden spannen, wie auch andere, romantische, von Görres zu Mörike. Fruchtbarer ist es, Eduard Mörike mit seinem Landsmann und Zeitgenossen Friedrich Theodor Vischer in unmittelbarer Wechselwirkung zu sehen, wie es der jetzt von Robert Vischer herausgegebene, in mehr als einer Hinsicht ertragreiche „Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer“ (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München) ermöglicht. Mit pietätvollem Verständnis und wissenschaftlicher Gründlichkeit hat Vischer, der Sohn, dies schöne Dokument einer Freundschaft von 45 Jahren zusammengetragen und erläutert. Die Naturen der beiden großen Schwaben treten greifbar, in ihrer Ähnlichkeit und ihrer Verschiedenheit, vor unser Auge. Schon in einem der Jugendbriefe vom Januar 1831 fühlt Vischer selbst das Bedürfnis, sich und dem Freunde Rechenschaft über jenes Gleich und Ungleich zu geben. „Unsre Naturen ... korrespondieren sich vielfältig“, heißt es da. „Der Ähn-

lichkeitspunkt, meine ich, liege besonders in einer Lichtenbergschen Neugierde eines grübelnden Selbstbewußtseins, das dann der ganzen Weltbetrachtung die Farbe des Humors gibt, weil die Fragen, die jene grübelnde Dialektik ausschickt, unterwegs von der Phantasie mit einer klingelnden Narrenkappe versehen werden. Hier fängt aber auch die Divergenz an. Du hast Gefühl und Phantasie reiner ausgebildet. Hier bin ich mehr spekulativer Art, mein philosophischer Beruf hat, da er mich durch einen harten Kampf führt, Gemüt und Phantasie mit einer gewissen Roheit infiziert ... Die Philosophie, zu der ich mich bekenne, ist eine außerordentliche Nährerin der Phantasie und des Humors; aber gewiß aus guten Gründen hat mir ein guter Genius Deine feurigere und edlere Natur zugeführt, daß ich daran erstarke." Wenige Jahre später faßt Vischer das Urteil über sich noch knapper und bestimmter, indem er sein „universelles Ich" als wissenschaftlich bezeichnet, sein „individuelles" als phantastisch und poetisch. Wer möchte dem Ästhetiker, der zugleich den „Auch Einer" und die „Lyrischen Gänge" schuf, nicht in seiner Selbstbesinnung recht geben? Es konnte nicht ausbleiben, daß das Mannesalter die besondere Wesensart des Denker-Dichters Vischer und des Vollblutdichters Mörike schärfer und gegensätzlicher herausarbeitete. Die Verschiedenheit der Naturen führt zu grundsätzlichen Auseinandersetzungen. Es will Vischer nicht einleuchten, daß Mörike sich wieder und wieder mit Märchenstoffen beschäftigt: „Märchen sind Arabesken; der Maler, der den Genius hat zu großen, idealen Stoffen, wird nur gelegentlich auch einmal Arabesken malen." Er möchte den weicheren, in spielender Zartheit und stiller Beschauung bildenden Freund zu dramatischem Schaffen hinleiten und holt zu einer gewichtigen Gegenüberstellung des Romantischen und Klassischen aus: „Die Romantiker ... fassen das Schöne phantastisch. Dies hat dann unter anderem die Folge, daß von dieser Schule kein eigentliches, gesundes Drama ausgehen konnte.... Ich aber sage mit Goethe, Schiller und den gediegenen Geistern: Die poetische Phantasie mag mitunter auch dem platten Verstande dadurch einen Possen spielen, daß sie die festen Weltgesetze durcheinander würfelt. Aber dies ist nicht ihre höchste Leistung. Vielmehr: das Wirkliche in seiner festen Ordnung, in klarem, gesetzmäßigem Verlaufe, scharfen, plastischen Umrissen schildern, diese Wirklichkeit aber dennoch zugleich im Feuer der Phantasie zum Träger höherer Ideen läutern, das ist ihr Höchstes, dies das wahre Ideal." Mörike verteidigt sich bescheiden genug: „Du hast in allen Punkten recht, soweit Du mir des Guten nicht zuviel zutraust. Zum wenigsten bin ich für jetzt ex altis regionibus noch ganz verbannt, und

Die Märchen sein halt Nürnberger War',
Wenn der Mond nachts in die Boutiquen scheint;
Aber Weihnacht ist nur einmal im Jahr."

Vom November 1840 bis November 1847 ruht der Briefwechsel vollkommen. Nicht Mörikes Kränklichkeit trägt die eigentliche Schuld: die innere Spannung der Naturen und Meinungen hat sich verstärkt und die Vorrede Vischers zu seinen „Kritischen Gängen", die von einem „stehengebliebenen, obwohl großen Talent" redet, vollendet die Entfremdung. Wohl durfte sich Mörike schmerzlich gekränkt fühlen; doch auch er war nicht unschuldig: seine Saumseligkeit im Schreiben, die durch seine Kränklichkeit und Hypochondrie nicht völlig erklärt wird, hatte Vischers Kritik zu so herbem Ausdruck verschärft. Vischers Groll klingt noch in der Aussprache nach, in der die Freunde ihren Frieden machen: „Ich hasse diese Übertragung des Rechtes der zufälligen Stimmung, das der Dichter anspricht, auf die realen Verhältnisse des Lebens, auf das ernste Band der Freundschaft. ... Du hassest diesen Standpunkt des Sollens, hältst ihn für pedantisch, für ordonnanzmäßig, und wahrlich, das Uhrgefühl des Soldaten und die Willkür des Launischen, der sich gehen läßt, können sich schärfer nicht entgegenstehen, als hierin unsere Naturen. Ich hielt unsere Freundschaft für zerrissen ..." Wie recht hat jeder von ihnen in diesem Streit: der empfindliche Mörike, dessen Schaffen sich nicht zu „männlich gewaltigeren Stoffen" kommandieren läßt; der gegen sich und andre strenge, an Ideen gebundene Vischer, der, sich selbst einen „verschütteten und vom Reflektieren absorbierten Dichter" scheltend, sich die Rolle des „lang-

weiligen, wohlweisen Provisors" zuweist! ... Der notwendigen Reibung folgt über zwei Dutzend Jahre hin ein ungetrübtes, inniges Herzensverhältnis, gegründet auf reifes, gegenseitiges Verstehen und Sichergänzen. Vischers Nachruf an Mörikes Grab (6. Juni 1875), seine Rede bei der Einweihung des Mörikedenkmals (4. Juni 1880) geben den wehmütig-reinen Ausklang. ...

In den Kreis der schwäbischen Literatur des 19. Jahrhunderts gehört noch ein kleines, aber gewichtiges Gedenkbuch „Meine Mutter" von Isolde Kurz (Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen). Die Dichterin hat ihrer Mutter bereits in der Lebensgeschichte ihres Vaters Hermann Kurz und in ihren prächtigen Erinnerungen „Aus meinem Jugendland" verehrend gedacht. Noch einmal weiht sie der vorbildlichen Dichtersgattin, der Mutter, der seltenen Frau, einen vollen Kranz: „Eine ethische Höhe, der das ethische Pathos, die ethische Feierlichkeit meilenfern lagen, die niemals auf Stelzen ging und nichts sein wollte als Mensch. Ein goldener Humor, der immer bereit war, auch über sich selbst zu lachen. Eine Gebelust, die weder Dank noch Gegendienst wollte und nur glücklich war im Geben. Von solcher Seelenschönheit trug ihr Tun und Lassen lebenslang den Stempel." Zwei angehängte erzählende Proben spiegeln „ihre echte Kindlichkeit, ihren Natursinn und ihre Tierliebe". — Vom südlichen Deutschland in den nördlichen Osten deutscher Kultur führt ein neues Buch der Sängerin und Musikpädagogin Monika Hunnius, die sich mit ihrem früher erschienenen Werk „Mein Weg zur Kunst" viele Freunde erworben hat. Auch die „Baltischen Häuser und Gestalten" (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn) fesseln und erwärmen durch die gleiche, schlichte, gemütvolle Schilderung, die Alt-Livland, seine von der Verfasserin mit Leidenschaft geliebte Erde, seine tatkräftigen Männer und leidensstarken Frauen, seine wohlhäbige und dabei doch geistige Kultur wieder erstehen läßt. — Dicht heran an die Gegenwart führen die Erinnerungen eines großen deutschen Malers, die in einem vorzüglich ausgestatteten Band vorliegen, führt die „Selbstbiographie" von Lovis Corinth (Verlag von S. Hirzel, Leipzig). Auch er ist ein Kind des ostdeutschen Bodens; in Tapiau, zwischen Königsberg und Eydtkuhnen beheimatet. Dieser Boden, diese Kindheit auf dem Gutshof, der eine Gerberei und einen größeren Ackerbetrieb vereinigte, gibt Eindrücke, die das Wesen des Menschen und des Künstlers bestimmen. Steht nicht schon der fertige Meister in seiner saftstrotzenden, bis zur Wildheit irdischen Bildlichkeit vor uns, wenn wir da lesen: „Der Hof war meine kleine Welt. Mit den arbeitenden Gesellen unterhielt ich mich. Ich war immer an der Sumpfgrube zu finden, wenn ein Tagelöhner von den rohen Fellen die Schwänze, Klauen und Hörner herausschnitt, als erstes Stadium für den Werdegang zum fertigen Leder. Oft schnitt der Arbeiter Stücke rohen Fleisches heraus und warf es den gierig wartenden Katzen zu. Dabei standen wohl zwischen dem Steinpflaster blutige Pfützen, aus denen die Hühner begierig tranken." Die Mutter führte die strenge, handhafte Herrschaft im Haus. „Uns allen war eine große Sehnsucht nach Liebe im Innersten der Seele eingeprägt. Diese Liebe durfte aber nie geäußert werden." Hart ging es im Hause zu, bei jung und alt. Eine „gute Kinderstube" gab es nicht. Großen Einfluß auf Corinth gewann die Tante in Königsberg, bei der er als Gymnasialschüler entscheidende Jahre verbrachte: „Ihre geradezu infernale Genialität hat meinen ganzen Charakter bestimmt." Er hat dort den „Geiz mit seinen Lastern im Gefolge" kennen gelernt, aber auch das Leben: „das Proletariat — die Freundin der Schlafstellerin, Wahrsagefrauen, Armenvorsteher zur Kontrolle und viele andere Menschen, welche mir interessanter schienen als die konventionellen Gesichter." Gelungene Karikaturen, die ihm erst eine Tracht Prügel, dann das Lob des Lehrers eintrugen, enthüllten zuerst seine zeichnerische Begabung. Statt die Hoffnung des Vaters zu erfüllen und ein „Studierter" zu werden, bezog er nach der Sekunda die Königsberger Akademie, um Maler zu werden. „Bei diesem Beruf verharrte ich nun treu und niemals wollte ich es bereuen. Es wäre denn der Jammer, welcher über jeden Künstler fällt, wenn er Leben und Kunst als verfehlt ansieht und über die Stärke seines Talents Zweifel hegt." In ehrlichen, kräftigen Strichen zeichnet Corinth die Jahre des

Werdens und Ringens in Antwerpen und Paris, München und Berlin — bis auf die Höhe seines Ruhms. Mit erfreulicher Offenheit gesteht er auch seine Fehler und Irrtümer ein. Er war Willensmensch durch und durch. „Lieber Cäsar im kleinsten Dorf, als der zweite in Rom", ist sein Grundsatz, und noch der Sechziger schreibt von sich: „Ich kann alles, was ich will." Manches gute Wort fällt über die Kunst, um die es ihm allezeit eine ernste Sache war. Die Tagebuchaufzeichnungen während des Weltkriegs zeugen von echter Vaterlandsliebe, von unerschütterlicher Anhänglichkeit an die ostpreußische Heimat. Die Schriftstellerei war Corinths unglückliche Liebe; fast jede Seite dieser Selbstschau bestätigt, was er selber launig eingesteht: „Die größte Unzufriedenheit habe ich mit dem Stil des Schreibens gehabt. Schon in der Schule wurde ich als Schreiber deutscher Aufsätze gegenteilig bewundert." Rousseaus und Lessings Schreibart sind sein Ideal. „Aber beides ist mir versagt, und niemals werde ich mich bessern. Denn in der Hauptsache wünsche ich doch meinen Charakter zu treffen. Ich will mich als Künstler zeigen." Das ist ihm in diesen Blättern gelungen. — Billig darf in solchem Zusammenhang eines andern Werkes gedacht werden, das einer Größten im Reich der Schauspielkunst gewidmet ist: „Eleonore Duse. Bildnisse und Worte" (gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco v. Mendelsohn. Berlin, Rudolf Kaemmerer Verlag). Die an fünfzig Bildnisse, die die Duse als Menschen und Menschendarstellerin festhalten, sind gut ausgewählt; die Texte, so bekannte und geschätzte Namen sie zu Urhebern haben, recht ungleich. Mit das Beste scheint mir Alfred Kerr beigesteuert zu haben. — Endlich soll im Rahmen der Lebenszeugnisse, die der Kunst und Literatur zugehören, mit berechtigtem Nachdruck auf ein Buch hingewiesen werden, das der jetzt achtundsechzigjährige Schweizer Dichter Walter Siegfried, bekannt geworden durch den 1890 erschienenen Künstlerroman „Tino Moralt", unter dem Titel „Aus dem Bilderbuch eines Lebens" (Verlag Aschmann & Scheller, Zürich und Leipzig; mit 23 Bildertafeln) veröffentlicht hat. Aus altem, aargauischem Geschlecht stammend, hat er in der kleinen, wohlhabenden Stadt Zofingen eine frohe, wohlbehütete Jugend verlebt. Nach Schülerjahren in Basel und im Pfarrhaus zu Schinznach tritt er als Lehrling in ein Basler Handelshaus; seine weitere Ausbildung führt ihn nach Paris. Aus dem Bankbeamten wird, von seiner bildnerischen Anlage geleitet, der erfolgreiche Mitarbeiter einer Kunststickerei in St. Gallen, bis er über Weimar und München sein naturgebotenes Feld, die dichterische Gestaltung, entdeckt und erreicht. Der gemütswarme, flüssige, geborene Erzähler waltet in der Schilderung dieses seines bewegten und doch geruhigen Lebensganges. Basel und seine „Vornehmität", das Paris zu Ausgang der siebziger Jahre mit seinen Künstlern und Bohémiens und der wie aus einem Daudetschen oder Zolaschen Roman vertrauten „Union Générale", das Weimar Karl Alexanders und das München der „Schatzfreunde", der „Allotria", seiner Blüte in Malerei, Musik und Dichtkunst sind in glücklichen Zügen wiederbelebt. Besonders gewinnende Denkblätter gelten dem Verkehr im Hause der geistreichen und anregenden Frau Emilie Merian-Genast in Weimar, dem nahe befreundeten Sänger Karl Scheidemantel. Der Einfluß des letzteren entscheidet Siegfrieds Berufung zum eigenen Künstlertum. Mit dieser Entscheidung schließt der erste Band des „Bilderbuchs", der auf den hoffentlich bald folgenden zweiten begierig macht.

Aus der Literatur und Kunst ins Leben der heutigen Wirtschaft führt das vielumstrittene Buch des Amerikaners Henry Ford: „Mein Leben und Werk", das in einer billigen Volksausgabe (Paul List Verlag, Leipzig) vorliegt. Wie immer man zu den dort vorgetragenen Arbeitsideen und der Möglichkeit ihrer Überpflanzung auf Europa denken mag — es lohnt sich wohl, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, denn sie sind, ob wir mögen oder nicht, lebendigste Gegenwart. — Als Seitenstück aus dem 19. Jahrhundert kann das Lebensbild eines schweizerischen Großgewerbemanns dienen. Unter dem Titel „Karl Ruß-Suchard" (1838—1925, übersetzt von C. A. Loosli. Neuenburg, Paul Attinger A.-G.) hat der Sohn Willy Ruß seinem Vater, dem weltberühmten Schokoladenfabrikanten, ein Denkmal errichtet. Der rechtliche, edelgesinnte Mann, wie sein achtunggebietendes Unternehmertum, verdienen eingehende Bekannt-

schaft. — Zeigt schon das Bild Suchards hervorstechende Züge tätiger Menschenliebe — ganz von ihr erfüllt war das Leben von Elise Averdiek. Aus ihren Erinnerungen hat Hanna Gleiß eine neue gekürzte Ausgabe zusammengestellt („Elise Averdiek; Aus dem Leben einer Hundertjährigen"; Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses), die die selbstlose Jugenderzieherin und Bethesdamutter, die Erzählerin freundlicher Geschichten und ihre allezeit von fröhlichem Gottvertrauen beschwingte Frauenseele anspruchslos und gewinnend im Andenken der Nachwelt erhält.

Drei Bücher, die weit über Deutschland, ja Europa hinaus in die Welt blicken lassen, mögen die diesmalige Umschau beschließen. Das erste hat den glänzenden Namen des Führers unsrer einstweilen versunkenen Hochseeflotte auf dem Titelblatt. Admiral R. Scheer ist der Verfasser und es heißt „Vom Segelschiff zum U-Boot" (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig). In anschaulicher, begeisterter und wehmütiger Schilderung ziehen die Erlebnisse und Erfahrungen einer vierzigjährigen Dienstzeit vom Kadetten auf einem Segelschiff bis zum Chef der deutschen Seemacht im Weltkrieg vorüber. Nach Australien, Japan und China, nach unsern Kolonien in Afrika und in der Südsee geht es mit frischen Augen und beherzter Tat. Ein zweiter, nicht weniger lehrreicher Teil gibt das Heranwachsen der Marine zur Schlachtflotte, eine eindrucksvolle, auch dem Laien verständliche Darstellung der Skagerrakschlacht, den U-Bootkrieg und das traurige Kriegsende. Karten und viele Abbildungen im Text und auf Tafeln vervollständigen das Werk. — Überseeische „Menschen und Landschaften" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig) lehrt uns auch ein Diplomat kennen, der vor wenigen Jahren verstorbene Karl v. Schlözer. Seinem Onkel, Kurt v. Schlözer, verdanken wir unter anderem die mit Recht berühmt gewordenen „Römischen Briefe". Der Neffe darf mit diesem seinem „Skizzenbuch", das sein Bruder Leopold herausgegeben hat, wohl neben ihm bestehen. Ein feingebildeter Geist und liebenswerter Mann führt in ihnen die Feder mit mehr als gewöhnlicher, oft dichterischer Befähigung. Sind schon die Bilder aus der Jugend und aus Petersburg, der ersten diplomatischen Station, von eigenem Reiz, so steigern sich die aus Rio de Janeiro und Belgrad zu Kulturausschnitten von dauernder Bedeutung. Im Brasilien des Kaisers Pedro erlebt Schlözer die Aufhebung der Sklaverei. Seine fremdländischen Kollegen und die Gesellschaft des ausgehenden brasilianischen Kaiserreichs weiß er mit bald gütigem Humor, bald satirischer Schärfe überzeugend zu zeichnen. Der „Karneval von Rio de Janeiro" (1889) ist ein kleines Meisterstück: während die Hof- und diplomatischen Kreise im paradiesischen, hochgelegenen Petropolis, um nur keine peinlichen Eindrücke in sich wachzurufen, Bälle, lebende Bilder und Blumenkorsos mit niegesehener Lustigkeit veranstalten, tobt drunten in der Hauptstadt der Fasching des gelben und roten Gespensts, eine Orgie des qualvollsten Sterbens. „Die Weltgeschichte wiederholt sich stets. In Brasilien spielte sie jetzt die Zeit vor der französischen Revolution ..." Ein packendes Gegenstück bietet „Serbiens Geisterstunde", die das Buch unterm 15. November 1915 abschließt. — Endlich ein Weltreisender größten und verwegensten Stils, A. H. Savage Landor, dessen Maler- und Forscherleben, von ihm selbst erzählt, der Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, unter dem Titel „Der wilde Landor" in einem vorzüglich ausgestatteten Band herausgebracht hat. „Maler — Weltenbummler — In Tibet gefoltert — In Brasiliens Urwäldern verschollen — Mit Strohhut und Spazierstöckchen durch Afrika — Liebling der Frauen — Feind der Zivilisation — Gast der Könige und Feldherren — Spion und Kriegsberichterstatter — Erfinder von Tanks und Flugzeugen" — nichts, was der Prospekt verheißt, fehlt in der Lebensbeschreibung dieses tollkühnen Engländers, dessen Name durch das vielgelesene Tibetwerk „Auf verbotenen Wegen" weltberühmt geworden ist. Wenn man auch geneigt ist, anzunehmen, daß es, wie ein Jägerlatein, so ein gewisses Weltreisendenlatein gibt — die Kaltblütigkeit, die Geistesgegenwart, der nie um einen Ausweg verlegene Scharfsinn, das ganze Format dieser Abenteurer- und Eroberernatur nötigen Achtung, ja Bewunderung ab. Kaum ein Winkel der bewohnten und unbewohnten Erde war Landor entlegen und unzu-

gänglich genug: er mußte ihn aufspüren, und die Gefahr, die ihn oft genug ins Angesicht des Todes führte, verdoppelte nur seinen Wagemut. Das Geheimnis seiner allen Unbilden trotzenden Gesundheit, sieht er in seiner Sonnenfreundschaft: „Bei meinem Zuge durch den afrikanischen Erdteil überzeugte ich mich mehr und mehr davon, daß Sonnenlicht, einerlei wie stark, gleichbedeutend ist mit Leben und Gesundheit. Die Sonne hat eine wunderbare, keimtötende Kraft. Sicherlich verdankte ich meine überschäumende Lebenskraft und die erstaunlich entwickelte Fähigkeit, mich von Krankheiten zu erholen, wo andere Weiße zu Dutzenden starben, der Tatsache, daß ich in tropischen Malariagegenden den größten Teil des Tages in der Sonne zubrachte!" Gleich gewandt mit Pinsel wie Feder bleibt er derselbe packende Schilderer, ob er, ein willkommener Gast von Fürsten, Heerführern und Künstlern als unbestechlicher Beobachter deren Vorzüge und Schwächen ins Licht setzt; ob er die Salzwüste Irans durchquert oder die Kopfjäger von Luzon aufsucht. Welche Farbe und zugleich welch trockener Humor in der Erzählung seines Besuchs am Hofe Meneliks von Abessinien; wie köstlich die Begegnung mit d'Annunzio! ... Landor hat den Weltkrieg auf der Seite unsrer Gegner mitgemacht. Die Darstellung seiner Kriegserlebnisse an fast allen Fronten hält sich, vorausgesetzt, daß die deutsche Ausgabe vollständig ist, frei von Gehässigkeiten und ist in vieler Hinsicht bedeutsam. ... „Viele Freunde behaupten, ich hätte ein schauderhaftes Leben gehabt — andere dagegen meinen, mein Dasein sei gerade ideal gewesen. Das hängt natürlich ganz davon ab, unter welchem Gesichtspunkt man die Dinge betrachtet. Wenn mich aber jemand offen fragt: „Falls Sie das Leben noch einmal zu durchleben hätten, würden Sie dasselbe wählen, das Sie jetzt geführt? dann erwidere ich, ohne einen Augenblick zu zögern: ‚Ganz entschieden.'" — Mit diesen Worten schließt das Werk. Ein plötzlicher Tod hat Landor auf der Höhe seines Lebens vor wenigen Jahren hinweggerissen.

Heinrich Lilienfein

Otto Scheinhammer

Seit der staatlichen Umgestaltung des Deutschen Reichs in stark zentralistischer Richtung und dem Verschwinden der fürstlichen Mäzene aus der Öffentlichkeit, an denen Deutschland nicht arm gewesen, spricht man, namentlich im Norden des Reichs, gern vom Niedergang Münchens als Kunststadt. Wenn damit der künstlerische Impuls zu verstehen ist, wie er einst von König Ludwig I. ausgegangen, der seinem Zeitalter den Namen gegeben, oder von dem fürstlichen Gentilhomme-Prinzregent Luitpold von Bayern, der den bildenden Künstlern nicht nur fruchtbare Anregung, sondern auch Brot gebracht hat, so kann die Tatsache des Niedergangs Münchens nicht geleugnet werden. Heute fehlen solche Mäzene völlig. Und da der Staat als solcher keine individuelle Kunstpflege treibt, sondern nur schematisch gesetzgeberisch auftritt, muß der künstlerische Auftrieb Münchens in der Öffentlichkeit absterben.

Und dennoch, das Münchner atmosphärische wie das seelische Klima war seinen bildenden Künstlern noch immer hold; aus dem unvergleichlich fruchtbaren Münchner Boden gediehen immer wieder große Malerpersönlichkeiten aus der Stille, aus dem Hintergrund, ohne den anpreisenden Lärm, wie ihn z. B. Berlin als absoluter Kunstmarkt übt. Hierin hat auch die furchtbare Zeit der letzten Jahre seit Deutschlands dunkelster Stunde nichts zu zerstören vermocht. Noch heute „bildet ein Talent sich in der Stille" und, wer das Glück hat, in jene abgelegenen unbekannten Werkstätten hinaufzusteigen, dem Olymp so nahe, und offenen Auges dem Schaffen dieser echten Idealisten zu folgen, der muß bekennen: Nein, München ist nicht im Niedergang, denn Münchens Nachwuchs lebt in tausend stillen Stätten, wo junge Begabungen wachsen und sich recken und des Augenblicks harren, um hinaustreten zu dürfen aus der Enge ihrer kleinen Welt ins pulsierende Leben.

Solch einer unter den Ringenden ist der Münchner Landschafter Otto Scheinhammer, einer von jenen Gläubigen der Kunst, die von ganz unten angefangen und nicht müde wurden, durch das Dickicht einer nie endenden Lehrzeit zu schreiten. Als armer Handwerker wußte er schon, daß er einmal ein Künstler werden würde, weil er es ahnte und wollte. Das heilige Feuer einer Naturbegabung brannte in seiner Seele, und so lernte er in den freien Stunden, die ihm der wirtschaftliche Tageskampf ließ, so nebenher bei dem Münchner Landschafter Müller-Franken und später bei Becker-Gundahl. Was diese aber ihm nicht geben konnten, besaß er selbst, eine Art Urtalent, und so diente die erlernte Technik, dienten die horizonterweiternden und geistig erhebenden Eindrücke bei seinen Lehrmeistern dazu, aus sich selbst emporzuwachsen. Da Scheinhammer aber ein leidenschaftliches Naturbetrachten sein eigen nennt, glaubte er von Anfang an, die Welt der Erscheinungen aus den Angeln heben zu können. Er rang mit der Natur, um sie in seine Farben zu bannen, ohne sie zunächst zu bezwingen; er gab zu viel, denn seine farbigen Phantasien schienen unerschöpflich. Dieses artistische Kraftmeiertum, das seinen früheren Landschaften aus der bayerischen Heimat etwas Überladenes an architektonischem und farbigem Ballast gegeben, war aber nur eine Etappe. Er ahnte, was ihm fehlte, und suchte sich aus technischer Gebundenheit zu lösen. Dies konnte jedoch nur in neuen Welten geschehen. Mit kleinen Ersparnissen gelang ihm seine erste Reise nach Italien.

In der strahlenden Helle der Insel Capri stand Scheinhammer wie ein Anfänger, er fühlte, daß er nichts konnte und schauen und lernen mußte. So blendeten ihn ungeahnte Lichter und erfüllten sein Inneres mit neuen farbigen Visionen, mit dem gesteigerten Bewußtsein seiner künstlerischen Sendung. Aus tausend neuen Wundern wandelte sich der Künstler. Und als er nach langen Tagen und Wochen der Betrachtung und des seelischen Empfangens wieder den Pinsel zur Hand nahm, ward er ein anderer. Denn neben die urwüchsige Kraft war eine Lockerung der Hand, eine Zartheit im einzelnen getreten, die seiner Landschaft einen erhöhten inneren Reiz gaben. Neben der Farbe lernte Scheinhammer nun auch seelisch zu malen, die Stimmung des Naturhaften war ihm aufgegangen. Gereift kehrte er nach einem halben Jahr nach München zurück und sog den ganzen Zauber der deutschen Heimat wieder in sich auf. Das gab eine gute Mischung, aber noch immer war es nicht mehr als eine weitere Etappe. Weiter, immer weiter trieb es ihn. Scheinhammer malte im Münchner Winter aus der Phantasie seiner Gesichte Bild auf Bild, aufs neue versuchte er seinen Farbensinn mit der heimatlichen Landschaft zu verbinden. Neben Öl- gab er auch Aquarell-Landschaften aus Burghausen am Inn, aber nie war er zufrieden. Das Frühjahr 1925 sieht ihn in Ragusa in Dalmatien. Dort, in der Vereinigung der Herbheit der landschaftlichen Konturen und der farbigen Helligkeit des illyrischen Himmelsstrichs findet er sich selbst, wächst aus ihm sein eigener Stil empor. Der zeichnerische Strich wird fester und sicherer, das architektonische Bild wird klarer. Aber auch die farbige Eingebung zeigt eine größere Ökonomie und der Stimmungsgehalt findet sich vertieft und gesteigert. Diese bemerkenswerte farbige Unaufdringlichkeit wie der fühlbar seelische Inhalt offenbaren sich in einer großen Reihe von Szenen aus Ragusa, Mostar, Cattaro und all den weltfernen Winkeln Dalmatiens, vor allem aber auch in neuen, tief empfundenen Blumenstilleben, die in ihrer saftigen Art zum Besten der zeitgenössischen Malerei gehören.

Neuerdings arbeitet Otto Scheinhammer viel und mit erfolgreicher Überwindung dieser besonderen Technik im aquarellistischen Gebiet, denn sein farbiger Sinn sucht nach Offenbarung in allen technischen Möglichkeiten. Bietet ihm auch die Ölmalerei, in der er festverwurzelt ist, eine mannigfaltigere Welt, so sieht man auch im Aquarell die elementare Begabung für den farbigen Ausdruck. Denn wie von selbst wird ihm jede Erscheinung zur Farbe, worin er sich äußern muß.

Ein Gespräch in des Künstlers Werkstatt bietet besonderen Reiz, denn hier sprudelt sein Temperament, hier verspürt man etwas von seinem künstlerischen Willen, hier öffnet der unkomplizierte Mensch sein sehnsuchterfülltes reiches Herz. Merkwürdig, wie ehrlich kritisch und bescheiden

dieser einfache, von keinem Wenn und Aber angekränkelte Mensch vor seinen eigenen Werken steht. „Unter der Farbe ist noch mehr“, sagte er mir jüngst, als er Bild um Bild vor mir aufstellte und meine Billigung oder Ablehnung ohne falschen Künstlerstolz gelassen vernahm. Diese Äußerung ist typisch für das Maß an Selbstkritik, denn er fühlt, daß er in der Farbe, die seine Ursprache ist, noch nicht lückenlos das gesagt hat, was er ahnt und fühlt. Und da Otto Scheinhammer als 29jähriger noch ein Stück Weges zurückzulegen hat bis zur menschlichen Reife, hat er den Zenit des Künstlers noch nicht erreicht. Daß er auf der rechten Straße über Steine und Hindernisse vorwärtsschreitet, bestätigt die Tatsache seines bisherigen Aufstiegs und das für einen erfolgreichen Künstler ansehnliche Maß an Selbsterkenntnis und Eigenurteil, beweist ferner sein Suchen in allen Zonen nach Farbe und Licht. Denn nach Capri und Dalmatien wandert Scheinhammer soeben im werdenden Frühling durch Hollands andersgeartete Landschaft, um neue Eindrücke und neue Offenbarungen der Natur in seinem Herzen zu empfangen.

Dr. Eduard Scharrer

Die atonale Bewegung

Der Begriff der Tonalität ist in der Musiktheorie seit vielen Jahrzehnten bekannt. Man versteht darunter das Festhalten an den in der europäischen Musik üblichen Tonarten. Man begreift darunter das Verhältnis und die Beziehungen der Ton- oder Klanggeschlechter untereinander. Der Begriff der Atonalität, das heißt also: die Vorstellung des Gegenteils von Tonalität, ist ganz neuen Datums. Schwer zu sagen, wann und bei welcher Gelegenheit er zum erstenmal aufgetaucht ist, wer ihn überhaupt geprägt hat. Wahrscheinlich ist er aufgekommen, als Arnold Schönberg sich von aller musikalischen Überlieferung loszusagen begann. Ein Beethoven, ja selbst noch ein Brahms hätte sich unter dem Wörtchen „atonal“ wohl gar nichts vorstellen können. Sie hätten eine Musik, auf welche dieser Ausdruck zugetroffen haben würde, als musikalische Unzucht empfunden. Die Verneinung jeder Form, jeder Sauberkeit der Harmonie, jeder Gesetzmäßigkeit der Melodik und des musikalischen Aufbaus wäre ihnen als das Gegenteil musikalischen Könnens, musikalischen Formens und Gestaltens erschienen. Daß auch Richard Wagner den atonalen Bestrebungen ablehnend gegenüber gestanden hätte, darf man um so mehr annehmen, als sie selbst von einem so fortschrittlichen Geist wie Richard Strauß nicht ernst genommen werden.

Aber freilich: die Musik ändert sich. An sich ist durchaus denkbar, daß in einer späteren Periode gehandhabt, anerkannt und sogar als vorbildlich gepriesen wird, was eine frühere unbedingt verneint hätte. Theoretisch betrachtet, ist es also sehr wohl vorstellbar, daß das Aufgeben der durch Jahrhunderte üblichen Tonarten und ihre Verwerfung eine Art von Freiheit und den Rahmen für neue Möglichkeiten schüfe, so daß man mit dem Dichter sagen könnte: zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag! Aber noch niemals ist die Theorie das Entscheidende in der Musikentwicklung gewesen. Im Gegenteil: an allen bedeutsamen Wendepunkten ist sie hinterhergehinkt und hat die Großtaten eines Genies immer nur beglaubigen helfen. Wenn also der überzeugte Anhänger der atonalen Bewegung die vollkommene Selbständigkeit und Beziehungslosigkeit der zwölf Halbtöne unseres temporierten Tonsystems auf seine Fahne schreibt, so geht er einen Weg, der aller geschichtlichen Erfahrung widerspricht: er stellt die theoretische Forderung an den Anfang und wartet nun die Entwicklung ab (so z. B. Alois Haba, Joseph Matthias Hauer u. a.).

Sie ist ja auch danach. Wir haben heute bereits eine Unmenge atonaler Werke, aber noch kein einziges, das irgendwie ins Volk gedrungen wäre. Es handelt sich durchweg um Erzeugnisse, für die stets nur ein Bruchteil des Publikums eintritt, und man darf sich durch den Lärm, den eine

Handvoll Fanatiker zu machen pflegt, nicht über die Ablehnung der überwiegenden Mehrzahl hinwegtäuschen lassen, die sich einfach in Schweigen hüllt.

Die atonale Bewegung krankt an drei Grundfehlern, die ihre innere Unmöglichkeit dartun: 1. sie stellt eine Theorie auf, die mit allem gesetzmäßigen, mit allem geschichtlich Gewordenen glatt bricht, „und folgt ihr dann", 2. sie leugnet die Gnade der Eingebung, der musikalischen Erfindung im höheren Sinne und verlegt sich aufs Konstruieren und Berechnen; die Musik wird auf diese Weise zu einer ausschließlichen Angelegenheit des Verstandes und muß es auch werden, da 3. die seelischen, die Gemütswerte der Musik keine Anerkennung, ja vielfach Verhöhnung finden. Eine herrliche Melodie von Schubert oder Schumann betrachtet der richtige Atonale mit Achselzucken. Sie sagt ihm nichts. Jedenfalls läßt er sich nichts von ihr sagen. Der ganze Wagner wird ja bereits verworfen und neuerdings sucht man auch Brahms zu verdächtigen. Der wahre Grund ist viel einfacher als man gemeinhin glaubt: die große Könnerschaft unserer musikalischen Meister ist den im Grunde unschöpferischen, an ursprünglicher Erfindung armen, im Kontrapunkt oft mangelhaft vorgebildeten Komponisten einer traurigen Gegenwart einfach im Wege. Das Bestreben dieser musikalischen Kunstgewerbler (denn etwas Besseres sind sie ja im Grunde nicht!) geht offensichtlich dahin, die Maßstäbe zu vernichten, nach denen jeder Einsichtige messen kann. Bei den Atonalen ist schlechterdings alles erlaubt, nichts verboten. Und es kann ja auch gar nicht anders sein, da sie doch alle Gesetze leugnen! Wenn eine Stelle in ihren Werken — was sage ich? wenn ganze Werke so scheußlich klingen, daß ein zu musikalischem Fühlen und Denken erzogener Mensch sich beide Ohren zuhält, dann haben sie keine andere Erklärung als diese: „Es muß so sein!" Das ist denn freilich eine überaus bequeme Art künstlerischen Schaffens.

Es soll Verbrecher geben, denen alle moralischen Hemmungsvorstellungen fehlen. Vielleicht gibt es auch Komponisten, die ohne alle Hemmungen und ohne Verantwortungsgefühl sind. Ich möchte hier an eine scharfsinnige Feststellung Nietzsches erinnern. Er sagt einmal:

„Die Künstler haben ein Interesse daran, daß man an die plötzlichen Eingebungen, die sogenannten Inspirationen, glaubt, als ob die Idee des Kunstwerkes, der Dichtung, der Grundgedanke einer Philosophie wie ein Gnadenschein vom Himmel herableuchte. In Wahrheit produziert die Phantasie des guten Künstlers oder Denkers fortwährend Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes. Aber eine Urteilskraft, höchst geschärft und geübt, verwirft, wählt aus, knüpft zusammen; wie man jetzt aus den Notizbüchern Beethovens ersieht, daß er die herrlichsten Melodien allmählich zusammengetragen und aus vielfachen Ansätzen gewissermaßen ausgelesen hat. Alle Großen waren große Arbeiter, unermüdlich nicht nur im Erfinden, sondern auch im Verwerfen, Umgestalten, Ordnen."

Wer sich einmal mit dem Leben und Schaffen Tschaikowskis, Griegs oder Brahms' und ihren Arbeitsmethoden beschäftigt hat, der weiß, wie sehr Nietzsches Worte zutreffen. Mit welcher Gewissenhaftigkeit haben sie an ihren Werken gefeilt! Wie haben sie unermüdlich gesichtet, verworfen und umgestaltet! Wie waren sie nie mit sich zufrieden, wie haben sie den allerstrengsten Maßstab stets an sich selber angelegt! Wie schwer hat es sich Beethoven gemacht!

Die Atonalen machen es sich leicht. Wenn ich mich überhaupt nicht mehr darum zu kümmern brauche, wie etwas klingt, wenn ich der Verantwortung für Klang und Form ledig bin, dann wird der Kontrapunkt die leichteste Sache von der Welt. Dann brauche ich nur Seite auf Seite meiner Partitur zu füllen mit dem, was mir gerade einfällt: irgendwie wird und muß es ja klingen! Das wird sich dann bei der Aufführung schon herausstellen und das Publikum hat sich damit abzufinden, da es sich ja um atonale Musik handelt! Hier ist also ein für allemal ein Freibrief für künstlerische Skrupellosigkeit erteilt. Während bisher beim Kontrapunkt von einer „Kunst" erst dann gesprochen wurde, wenn die kontrapunktische Gegenüberstellung logisch ist und wenn man die Kunst beobachten kann, mit der sie erfolgt, gibt es den Kunstübungen der Atonalen gegenüber überhaupt keinen Maßstab mehr. Kühnste Reibungen von Stimmen

und Dissonanzen findet man schon bei Bach. Hans Pfitzner hat einmal sehr schön gesagt, bei Bach gebe es Stellen, wo alle Tonarten gleichzeitig erklingen. Aber wie logisch und durchdacht ist dennoch alles bei ihm!

Die größte Gefahr und den schlimmsten Verderb der atonalen Bewegung sehe ich jedoch in dem Ausschalten aller Gemütswerte. Sie sind es in erster Linie, die der deutschen Musik Weltgeltung verschafft haben. Wer sie aufgibt oder nicht Wort haben will, der negiert alles wirklich Große und Bedeutende, was je deutsche Meister geschaffen haben, mögen wir sie Klassiker oder Romantiker oder sonstwie nennen. Die Seele aus der Musik kann nur ausschalten wollen, wer selber kein Organ für das Seelische besitzt. Was hat uns denn die ganze, schon so überreichlich fabrizierte atonale Musik bisher gegeben? Sie hat bestenfalls auf unsere Nerven gewirkt, hat unser am Tage schon hart genug mitgenommenes Nervensystem am Abend noch einmal beunruhigt, hat unsere Sinne aufgepeitscht und uns im Grunde doch nur gelangweilt. Denn nichts stumpft mehr ab als die ständige Häufung äußerlicher Reizmittel. Wann hätte uns eine atonale Musik je erhoben, feierlich, edel oder fromm gestimmt? Sie hat uns noch immer herabgestimmt und unserm Gemütsleben hat sie gar nichts gesagt. Warum sind die Atonalen nicht ehrlich bis in die letzte Folgerung hinein? Warum erklären sie uns nicht kurz und klar: wir pfeifen aufs Gemüt, wir Musiker! Dies öffentlich auszusprechen, haben sie doch irgendwie ein Bedenken, und sei es auch nur ein rein geschäftliches. (Denn aufs Geschäftliche verstehen sich diese neuen Idealisten merkwürdig gut!)

Das wichtigste Ausfalltor, aus dem die neuen Streiter herausbrechen, sind die alljährlichen Musikfeste der „Internationalen Gesellschaft für neue Musik". Sie wurden schon einige Male mit blutigen Verlusten zurückgeschlagen, verstanden es aber noch jedesmal, sich zu sammeln und sich in ihrem Bollwerk zu behaupten. Selbst Musikkritiker, deren von vornherein günstige Einstellung dieser Gesellschaft gegenüber bekannt ist, haben vorvoriges Jahr nach dem Fest in Venedig und voriges Jahr nach dem in Zürich ihre Enttäuschung nicht verhehlt, indem sie Hoffnungen auf die Zukunft setzten. Hier ist also der Optimismus größer als die Beweiskraft.

Während sich die Atonalen in der „Internationalen Gesellschaft für neue Musik" tummeln können wie in einem Freibad, weil dort die Parole gilt: „Atonale aller Länder, vereinigt Euch!", wird ihr Gewerbeschein vom Prüfungsausschuß des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins" viel schärfer geprüft. So war es, so lange der prächt'ge Friedrich Rösch an der Spitze des Vereins stand, und unter Siegmund von Hauseggers Vorsitz wird sich daran voraussichtlich nichts ändern. Der „Allgemeine Deutsche Musikverein", von Franz Liszt 1861 vorzüglich zu dem Zwecke gegründet, „die Pflege und Förderung des deutschen Musiklebens im Sinne einer fortschreitenden Entwicklung" sich angelegen sein zu lassen, befindet sich heute in einer schwierigen Lage. Er soll und will den Fortschritt pflegen, andererseits verbieten ihm seine Selbstachtung, sein Verantwortlichkeitsgefühl und die Pietät gegenüber seinem Gründer Liszt, alles mitzumachen und zu begünstigen, was sich unter der Maske des Fortschritts heutzutage austoben will. Er lehnt es daher ab, dem musikalischen Bolschewismus Handlangerdienste zu leisten. Sofort verschreien ihn die Atonalen als „rückständig"! Im vorletzten Jahr, auf dem Musikfest in Kiel, führte er eine ganz und gar atonale Symphonie des noch sehr jugendlichen Walter Gohr auf. Der Erfolg war schrecklich, nach außen wie nach innen: das Werk wurde ausgezischt und der Vorstand half sich mit der unter der Hand verbreiteten Erklärung, eben durch diese Aufführung habe man die atonale Bewegung ad absurdum führen wollen! Optimisten meinten, nun sei sie aufs Haupt geschlagen. Diese Leute wissen halt nicht, über wieviel „Köpfe" die atonale Hydra verfügt. Wird in Kiel einer abgeschlagen, tauchen anderwärts zwei neue auf. Im vorigem Jahr, auf dem Tonkünstlerfest in Chemnitz, war man vorsichtiger. Man gab zwar den Atonalen das Wort, experimentierte aber nicht mit ausgesprochenem Sprengstoff. Der „Allgemeine Deutsche Musikverein" möchte eine mittlere Linie einhalten, aber das ist einfach unmöglich, denn gerade die Kompromisse sind es, die ihn leicht kompromittieren. Die ganze Frage seiner

Einstellung gegenüber der atonalen Bewegung hängt an einer Vorfrage, auf die schließlich niemand mit Sicherheit antworten kann. Man müßte wissen, wie sich der an sich so fortschrittlich gesinnte Liszt gegenüber den Atonalen verhalten haben würde. Hier gehen die Meinungen natürlich auseinander. Manche halten es für nicht undenkbar, daß Liszt, lebte er heute, ins atonale Fahrwasser abgebogen wäre. Ich halte es für völlig ausgeschlossen. So steht Meinung gegen Meinung.

Solange aber diese Frage nicht geklärt ist, und eben deshalb, weil sie niemals mehr mit Sicherheit beantwortet werden kann, steuert der „Allgemeine Deutsche Musikverein" seinen Kurs vorerst durch Nebel. Er möchte so fortschrittlich als möglich sein und kann sich doch nicht entschließen, einer Bewegung zu dienen, die mehr zertrümmert, als sie aufbaut. Er möchte andrerseits die Tradition wahren, an historisch Gewordenes anknüpfen. Aber das Tempo der Zeit ist schneller als das Tempo, das er verantworten kann. Dennoch wird eines Tages der Nebel weichen und dann wird und muß sich zeigen, ob er in seinem Kurs die Fahrtrichtung innegehalten hat. Man möchte es recht von Herzen wünschen und man darf wohl auch daran glauben. Denn die Schnelligkeit, mit der die Atonalen fahren, beweist nichts für ihre Fahrtrichtung und, wenn die anderen das Ziel wieder sehen, haben es die Atonalen inzwischen vielleicht gänzlich verloren und sie treiben dann auf stürmisch bewegtem Meer immer noch zwecklos umher. Jedenfalls darf man dem „Allgemeinen Deutschen Musikverein" die Anerkennung nicht versagen, daß er sich der Verantwortung gegenüber der nationalen Kultur vollbewußt ist, während eine internationale Gesellschaft sich dieser Pflichten großzügig entbindet und sich dieser Skrupel leichteren Herzens entledigt.

Wenn wir unser musikalisches Nationalgut auch fernerhin hochhalten wollen — und ich denke, wir wollen es! — und wenn wir nicht zulassen wollen, daß alles, was unsere Großen geschaffen, belächelt und bespöttelt wird, dann müssen wir in der atonalen Bewegung eine öffentliche Gefahr erblicken, gegen die es sich zur Wehr zu setzen gilt. Tonsetzer, die uns ans Herz gewachsene Werte nur verleugnen und vernichten, ohne ihre Fähigkeit darzutun, sie auch nur einigermaßen durch Neuschöpfungen zu ersetzen, gelten uns nicht als berufene Führer zu neuen Zielen, sondern bestenfalls als experimentierende Macher, die sich lediglich aufs Handwerk verstehen. Wenn die Melodie abgeschafft, die musikalische Logik erstickt, die Form zerstört und die Schönheit abgewürgt ist, dann beginnt das große Sterben aller bisher verehrten Werte und Werke. An ihre Stelle tritt die Herrschaft der Phrase, der hohlen Geste und der Lüge. Dann wird zu einer komischen Figur, wer überhaupt noch von Seele im Bereich der Musik spricht, wer noch Seele von ihr verlangt und erwartet. Dann hat der ewige Dilettant freie Bahn und alles Echte, aus großen Herzen Kommende wird verdächtig. Dann beginnt, mit einem Wort, die Sowjetherrschaft in der Musik.

Schiller hat in seinen „Votivtafeln" den herrlichen Satz geprägt:

> Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter;
> Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus!

Wir stehen heute vor der ernsten Frage, ob wir dieses Wort aufrechterhalten und anerkennen oder ob wir es als Unsinn bezeichnen wollen. Man mag von unsern großen Komponisten von Bach bis Brahms und Bruckner, ja selbst bis zu Richard Strauß nehmen, wen man will: stets spricht Polyhymnia die Seele bei ihnen aus. Eine gesunde und vernünftige Musikentwicklung muß an das Vorhergegangene anknüpfen, um es zu erhöhen und zu vervollkommnen. Jede andere Entwicklung ist ungesund, unvernünftig, unhistorisch. Sie ist überhaupt keine Entwicklung mehr. Sie kommt aus dem Chaos, führt in ein Chaos und ist selber ein Chaos.

„Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus!" Das Wort sie sollen lassen stahn!

Paul Zschorlich



Türmers Tagebuch

Um den Rhein · Litauen und Polen · Die Mittelmeerfrage Mussolini und wir · Italien und England · Quersprünge in Arabien · China · Englands Nemesis · Nikaragua · Die schönen Grundsätze und die häßliche Praxis · Umgestülptes Christentum

Politik kennt kein Stillestehen. Sie ist wie das rollende Band, das in den amerikanischen Fabriken dem Arbeiter immer neuen Betätigungszwang zuschleppt. Weder ein Weekend achtet sie, noch den Gottesfrieden, den das Mittelalter den zwölf heiligen Nächten zubilligte. Demnach hat sich auch diesmal seit Weihnachten allerlei zugetragen, was durchdacht und in seinen Tragweiten ermessen sein will.

Es kriselte im Advent, es kriselte ins neue Jahr hinein und kriselt sich jetzt durch die Epiphaniaszeit. Unser Parlamentarismus befleißigt sich des Beweises, wie wenig er nütz ist. Das „Nein" unsrer Fraktionen wird zum liberum veto des einstigen polnischen Reichstags. Dieser genießt darob eines sehr schlechten Rufes. Immerhin hat er 1672 einmal jeden Landboten, der davon Gebrauch machte, für einen Schuft und Verräter erklärt. Wann endlich kommt die deutsche Einsicht.

Dafür wird jetzt die Reichswehr tapfer beschmählt. Sie fertige Waffen im Räterußland, insbesondere Giftgase für den Bürgerkrieg und bezahle sie durch betrügerische Buchungen in ihrem Haushalt. Der Satirenzeichner der SPD.-Presse verspottet sie als das halbierte Münchhausen-Roß, das am Steuerbrunnen unersättlich säuft, dieweil der hinten wieder abfließende Strahl von den vaterländischen Verbänden begierig aufgesogen wird. „Bedarf es weiteren Zeugnisses?" rufen die Pariser Hetzer und schmettern ihr staatsanwaltliches „j'accuse" wider das waffenstarrende Deutschland.

Bei dem französischen Generalsklüngel bekleidet Scheidemann jetzt den Rang eines tapferen Kronzeugen. Nur nicht vom Rhein weg; niemals! „Sechs Divisionen dort sind besser als zwölf Reden in Genf" gutachtet der General Hirschauer, der seine elsässische Geburt durch besonderen Deutschenhaß auszulöschen bestrebt ist. Aber Locarno und Deutschlands Wort; ist denn das gar nichts? „Zum Lachen, oder nein, vielmehr zum Weinen." Millerand bestreitet kühn, daß Artikel 431 überhaupt eine beschleunigte Rheinräumung zulasse. Wohl aber eine strafweise verzögerte.

Ihm gegenüber enthüllt Pertinax, daß in Versailles Wilson und Lloyd George den französischen Unterhändlern tatsächlich die geheime Zusage verfrühter Räumung „erpreßt" hätten. Aber — so schränkt er spitzfindig sofort wieder ein — das binde Frankreich nur gegen sie, nicht gegen uns und gelte höchstens bei gutem Willen. Den aber zeigten wir ja nicht.

Briand kämpft daher einen schweren Kampf. Selbst im Kabinett hat er in Poincaré einen zähen Widerpart. Da dieser Herriot den Palmenrock versprochen, ist zudem der Lyoner Ritter von der schwankenden Gestalt fürs erste wieder einmal ganz sein Schildknappe. Stützen wird Briand allerdings ein wenig die kleine Linksmehr-

heit, die bei den Senatsdrittelwahlen heraussprang. Wirksamer noch der Neujahrsspruch des Pariser Nuntius, daß der Papst seine Ausgleichspolitik mit Segenswünschen begleite. Diese Rede hatte ein lustiges chassez-croisez zur Folge. Die Freidenker priesen die Weitsicht des heiligen Vaters, die Klerikal-Royalisten hingegen verbaten sich kratzbürstig diese Einmischung „eines fremden Souveräns“ in Frankreichs Innendinge.

Uns kommt sie zustatten. Sie ist ein weiterer moralischer Gewichtstein, der in unsre Schale fällt. In Paris fühlt man die wachsende Abneigung der Verbündeten wie der Neutralen. Der Gnadenakt an den Landauer Verurteilten zum Weihnachtsfest war eine Gegengeste; sie ging weniger auf uns als auf die Welt — —.

In der Weihnachtswoche erlag die litauische Regierung einem nationalistischen Militärputsch. Polen fürchtet von den neuen Machthabern den Entscheidungskampf um Wilna. Dieses wird daher befestigt, und vor dem Frühjahr herrscht eine Höllenangst. Ganz Polen hat das Abwehrfieber, weil man auch bei den Rätetruppen verdächtige Grenzaufmärsche wahrzunehmen behauptet.

Die Kownoer aber begehen Mißgriffe. Man hat deutsche Redakteure ausgewiesen, einen deutschen Pastor verhaftet und eine Sitzung des Memel-Landtages verhindert. Müßte man sich nicht gut mit uns stellen, je schlechter man mit Polen steht?

Warschau pfeift natürlich aus Grundsatz auf uns. Der deutsche Wahlausfall in Oberschlesien, der Schulschiedsspruch Calonders nähren nur den Haß, den Polentücke auch zugleich in Gewalttat umsetzt. Deutsches Gut wird enteignet; polnische Ulanen veranstalten übermütige Geländeritte auf deutsches Gebiet. Der Heereshaushalt, ohnehin so hoch, daß das übrige Staatswesen an den Hungerpfoten saugt, wird noch um 80 Millionen Sloty vermehrt und den Franzosen außerdem eine ganze Flotte abgekauft, da die Ostsee das polnische Meer werden müsse. Außenminister Zaleski warnt vor deutscher Habgier und preist — er sagte ernsthaft so — Polen als den traditionellen Hort des europäischen Friedens.

Genosse Hermann Müller glaubt ihm aufs Wort. Er tröstet das in seiner Friedensliebe tief bewegte Sarmatengemüt. Man möge sich doch nicht aufregen über die Träume deutschnationaler Phantasten. So etwas lasse ja auch schon der Völkerbund gar nicht zu.

Soll dies den sozialdemokratischen Verzicht auf jeden Protest gegen das schreiende Unrecht unsrer Ostgrenze bedeuten, weil was Genf tut, wohlgetan ist? Es scheint beinahe so. Das sind die Leute, denen unsre Reichswehr immer noch zu kampffähig ist, die keinen Finger krümmen würden, wenn der heilige Völkerbund auch den Rest deutschen Reiches unter die Anrainer verhökerte. „Wo ist,“ so rief neulich General Reinhardt, als er nachwies, daß ein pazifistischer Soldat ein Widerspruch in sich selbst, also ein Schwindel sei, der deutsche Republikaner, der da erklärt, „er sei bereit, sein Vaterland mit der Waffe zu verteidigen gegen jeden Räuber deutschen Bodens?“

Mit den Randstaaten haben die Versailler Gschaftelhuber keine Probleme gelöst, sondern lauter neue aufgerollt. Der endgültige Austrag kommt erst noch. Wer sich dazu einfindet mit den Pappschildern „Nie wieder Krieg“ und „Friede um jeden Preis“, der bekommt kein Recht, sondern Fußtritte.



Auch die Mittelmeerfrage ist eine Nachwehe des Weltkrieges. Der Friede hat den Machthunger Italiens nicht gestillt, sondern wie eine würzige Vorspeise gerade gereizt. Nun erst ließ Mussolini den Cäsarenfilm flimmern vor den heißen Augen des in seinen Habsüchten kindseligen Volkes. Gibt es ein höheres und einfacheres Ziel? „Italienisch wird, was einst römisch war."

Daher das Wort vom mare nostro. Aber es prallt auf jenen Pariser Anspruch, das Mittelmeer sei ein französischer Binnensee.

Italiens Volk nimmt rasch zu. Jedoch Italiens Erde trägt bei weitem nicht genug zur Polenta fürs ganze neue Geschlecht. Dieses sieht sich draußen nach Heimstätten um. Tripolis und Cyrenaika sind nichts Rechtes, Algier und Tunis wären es; ebenso Korsika, die Riviera und die Provence. Lauter französischer Besitz. Ist es nicht heillos? Köstliches Siedelland in Händen eines welkenden Volkstums, aufstrebendes hingegen eingeklemmt ohne Ellenbogenfreiheit.

Ein stachelnder Gedanke. Er weckt Neid, und Neid zeugt Haß. Wir sahen, wie sich vor Weihnachten bereits Truppen sammelten auf beiden Seiten der Seealpen. Mussolini pfiff aber plötzlich zurück. Der Papst hat den Kunstgriff angewandt, mit dessen Hilfe einst Cäsar die zehnte Legion um den Finger wickelte. Er tadelte den Faschismus, aber lobte den Duce. Da warf sich dieser in die Brust und kanzelte seine Getreuesten ab: „Der Illegalismus hört jetzt auf; verstanden? Gehorsam bitte ich mir aus!"

Mit dem Mittelmeer hat es also noch gute Weile. Allein wenn man vorläufig wenigstens die Adria zum mare nostro machte? Dort drüben, gerade vor der Nase die Dalmatinische Küste. Einst venetianischer Besitz. Sie war der Judaslohn, der im Weltkrieg zum Treubruch verlockte. Versprochen wurde er, aber nicht bezahlt. Immerhin läßt sich dort noch manches machen. Mit Albanien zum Beispiel den Schutzvertrag von Tirana. Leider stößt man damit auf Jugoslavien; das heißt hinten herum abermals auf Frankreich.

Hätte man nur Bundesgenossen! Zuerst versuchte es Mussolini mit Spanien. In Rivera erkannte er die verwandte Seele und den gleichen politischen Großmannszug. Auch dieser nährt Zukunftsträume durch Rückblicke auf eine erhebende Vergangenheit. Auf den fünften Karl weist er, wie der Italiener auf Trajan und dessen goldenes Zeitalter.

Drum hat er noch lange nicht auf Tanger verzichtet. Ebensowenig denkt er daran, Frankreich freie Hand zu lassen in Marokko.

Zur rechten Stunde enthüllt Abdel Krim, der sich auf Reunion des einträglichen Memoirenschreibens befließt, ein zuckersüßes Madrider Plänchen. Zwanzig Millionen Pesetas habe man ihm geboten, gut geöltes neuzeitliches Kriegsgerät und jede erdenkliche Hilfe, wenn er sich mit Spanien verständige, aber gegen Frankreich den großen Krieg auf Messer und Zahn führe. Rivera hat also Mussolini nichts vorzuwerfen, wenn dieser einen katalonischen Putsch anzettelte, um ihn gegen Paris zu spitzigen. Es bedurfte dessen gar nicht. Aber das sind so die auf Treu und Offenheit gegründeten Beziehungen, die der Völkerbund dem gewandelten Europa versprach.

Was ist freilich Spanien? Großmacht von ehegestern, Kleinmacht von heute; daher geschwellter Anspruch bei kraftloser Hilfsfaust.

Mussolini macht sich also an Deutschland heran. Ein Jahr ist's her, da hat er uns noch übertrommeln lassen von den Gelbkreuzgranaten des Schimpfes. Jetzt bekennt seine Presse die alte Liebe, die zu keiner Frist gerostet sei. Der Italiener habe nur Habsburg gehaßt, nie das ehrenwerte deutsche Volk. Versailles beleidige ihn wie dieses; so schaffe man doch gemeinsame Abhilfe! Selbst der Anschluß Österreichs erscheint auf einmal als etwas, worüber sich ja reden lasse.

Warum Höflichkeiten unhöflich ablehnen? Nur einseifen sollen sie uns nicht. Es war kühl und richtig, wenn Stresemann auf einen jener Schiedspakte einging, die heute jeder Staat fast mit jedem zu schließen pflegt. Sie ändern nichts, machen sich aber soweit ganz nett. Man nennt sie sonst Freundschaftsabkommen, wählte aber diesmal auf unsren Wunsch den vorsichtigeren Titel eines Ausgleichsvertrages. Mussolini hat mehr gewollt, hätte namentlich gerne greller auf Effekt gearbeitet, nahm jedoch vorlieb.

Trotzdem wurde Frankreich unruhig. Man fürchtet ein deutsch-italienisches Bündnis im Werden und überlegt, wie es abzuwenden wäre. Durch die geschwungene Sanktionspeitsche oder das Zuckerbrot beschleunigter Rheinlandräumung? Für uns gelten lediglich die Ratschläge einer Eigenliebe, die man nach allem, was uns angetan wurde, wahrlich sacro egoismo nennen darf.

Das künftige französisch-italienische Verhältnis hängt ab vom französisch-britischen. Mit England geht Italien spornstreichs gegen Frankreich, schwerlich ohne England; nie aber bei einem England auf der feindlichen Seite. Auch im Weltkrieg wäre es ohne Blockadefurcht bundestreu geblieben. Allein drei Viertel seiner Einfuhr kommen durch die Straße von Gibraltar, und die sperrt der Brite über Nacht mit einem Zollkutter.

Durch das Mittelmeer zieht sich seine lange, spindeldürre Etappenlinie nach Indien. Die wünscht er nicht gestört zu sehen. Daher lenkt er Mussolinis krippelnde Zupackelust geschickt ostwärts ab. Man spürt seine Hand in Abessinien wie beim Vertrage von Tirana.

Allerdings hat sich jetzt das faschistische Ungestüm am roten Meere eine Extratour geleistet, deren politische Auswirkung noch aussteht.

England wollte dort das bisher unabhängige Yemen durch die beliebte Form des Schutzbündnisses eingliedern in seine Herrschergewalt. Imam Yahia weigerte sich durch satirische unerfüllbare Gegenforderung.

Daher wurde Said Hassan Idrisi aufgeputscht, der Imam von Asir, Yemens nächster daher verfeindeter Nachbar. Um ein Küstenstück kam's zum Kriege, wobei England die Asir-Leute werktätig fördert.

Bei diesen fand aber auch, als er aus Tripolitanien fliehen mußte, der Groß-Senussi seinen Unterschlupf; der Todfeind Italiens.

Der Imam von Yemen wandte sich daher durch den Gouverneur von Erythräa an Mussolini. Hier sei ein Teilhabergeschäft zu machen. In der Tat begönnert und versorgt seitdem Italien den Yahia als großer Bruder ebenso, wie England den Said Hassan Idrisi.

Das ist wieder ein Quersprung, der Zweifel weckt an der wirklichen staatsmännischen Meisterschaft des Duce. Denn zu gewinnen ist dort drunten gar nichts als

der Ärger des foreign office, der sich mit aller Gemütsruhe bei Zeit und guter Gelegenheit in duckmäuserischen Nadelstichen zu entladen pflegt.

Zunächst freilich treten die kleinen arabischen Sorgen vor den großen chinesischen völlig zurück.

Dort geht es seit Jahren schon bunt über Eck. Jede Großmacht hält sich einen Marschall, der gegen den ortsüblichen Tagelohn seiner Charge das Reich der Mitte durch Bürgerkrieg nach ihren Wünschen umzugestalten verspricht. Englands Preisboxer war bisher Tschangtsolin. Den besten Tipp hatte freilich Räterußland mit dem genialen Sunjatsen. Er ist tot, aber der Feuerbrand, den er in die Gemüter warf, zündet weiter. Seine Nachfolger in der Kantonregierung, insbesondere Eugen Tschen, sind Geist von seinem Geiste. Wo sie hinkommen, wird China für die Chinesen gefordert, und den Weißen graut ein banger Morgen.

Nun ist das Kantonheer nach Norden vorgerückt bis über den Yang-Tse-Kiang. Der große Teestapelplatz Hankau wurde besetzt, ebenso Wutschang und Kiaukiang; schon verschanzen sich die Fremden Shanghais angstvoll in ihrem Viertel und schicken die Angehörigen fort. Denn die Siedelungen in den anderen genannten Städten haben sämtlich geräumt werden müssen. Wie beschämend war es für den englischen Stolz, als die Schutzfreiwilligen durch chinesisches Militär abgeführt wurden. Eine Weile wehte sogar vom englischen Konsulat die Kantonflagge. Außenminister Tschen erklärte, die Fremdenviertel seien wieder ein Stück China und stünden nicht mehr unter eigenem, sondern unter chinesischem Schutz.

England hat schwere Wahl. Gegengewalt bedeutet unabsehbaren Krieg. Nachgeben zerstört die englische Geltung von Wladiwostok bis Suez.

Man versuchte sich durchzuschlängeln. Eine abgeklärte Denkschrift erging an die Mächte des Washingtoner Protokolls. Man könnte dem ungebärdigen Chinamann gemeinsam entgegenkommen. Die Heiligkeit der alten Verträge, so heißt es kleinlaut, schütze man am besten dadurch, daß man sie den billigen Forderungen der Chinesen anpasse. Mit Recht fragt die „Rundschau", wann denn endlich einmal der Versailler Vertrag den billigen Forderungen der Deutschen angepaßt werde. Vorläufig gilt aber die englische Staatsklugheit erst für den fernen Osten.

Sie ist dort sogar schon überholt. Kanton nimmt sich, was es braucht, und die anderen Mächte, viel weniger bedroht, danken schönstens für das Ansinnen, die Kastanien Englands aus den chinesischen Kohlen zu fingern.

Nemesis! Was der Brite seit hundert Jahren am gelben Meere tat, war politisch rohe Erpressung, war wirtschaftlich ein herzloses Ausbeutertum. Der deutsche Wettbewerb mit seinen weit wirksameren und anständigeren Mitteln wurde um so heißer gehaßt, je erfolgreicher er war. Um ihn ins Herz zu treffen, erzwang man die sinnlose Kriegserklärung Chinas an uns. Nun konnten die deutschen Siedelungen vernichtet, die deutschen Geschäfte durch englische Treuhänder tot verwaltet, die deutschen Kaufleute mit ruchloser Härte in Sammellager verschleppt werden.

Versailles brachte dann unseren Zwangsverzicht auf die Exterritorialität. Der niederträchtige Hintergedanke war, uns dadurch in den Augen des gelben Mannes zu Weißen minderer Ordnung zu stempeln. Das soll unvergessen bleiben. Alle europäischen Bübereien des Schandfriedens sind von den Franzosen ersonnen, die

überseeischen jedoch ausnahmslos von den Engländern. Die ganze Diplomatenkunst Lloyd Georges bestand in dem Teilungsvertrag: „Schinde du deinen Boche am Rhein; aber laß ihn mir draußen."

Auf einmal schnellt jedoch der Pfeil zurück. Dem Chinesen war der gemütvolle Deutsche von jeher lieber als der kalte, harte, habgierige Engländer. Der Konzessionsverzicht wurde uns sogar hoch angerechnet, und als Rußland freiwillig gefolgt war, entsprang daraus die Forderung des allgemeinen Verzichtes aller Fremden. Sie ist es, der die China-Engländer die riesigen Handelsverluste, die Schmach und Mißhandlungen der letzten Monate verdanken, während die Eingeborenenpolizei den Deutschen schützende Armbinden austeilt. Ist das nicht das greifbare Walten einer ewigen Gerechtigkeit? England verliert seine Exterritorialität, weil es sie vor uns voraus haben wollte.

Auch im fernen Westen lassen sich moral-politische Studien machen.

Nikaragua hat weniger Einwohner als etwa unser Hessen. Jüngst aber gestattete es sich wieder einmal den Genuß eines der dort beliebten Revolutiönchen. Der liberale Präsidentschaftsanwärter Sacasa ließ durch ein paar Flintenschüsse beweisen, daß der konservative Präsident Diaz nichts tauge. Die nötigen Knallschoten schickte ihm der mexikanische Präsident Calles, was den Präsidenten Coolidge in Washington bewog, sich für Diaz zu interessieren. Da es diesem schlecht ging, wurde dies Interesse noch immer opferfreudiger. Jetzt sind schon 54 Schlachtschiffe dort und 40000 Seesoldaten. Von beiden Meeren her ins Innere rückend, mit all dem reisigen Zeug des heutigen Kriegswesens, betreiben sie das, was Coolidge so herzerwärmend „Befriedung" nennt.

Was liegt dem rassestolzen Yankee an den Mestizen Nikaraguas? Aber er braucht einen Parallelkanal zu dem von Panama und dieser soll just dort laufen. Das Baurecht hat man sich schon spottbillig gesichert. Ferner fühlen sich die amerikanischen Kapitalisten in der Ausbeutung ihrer mexikanischen Ölquellen durch die dortigen Gesetze ungebürlich beeinträchtigt. Sie verlangen daher von Coolidge, daß die Umstände beim Schopf gepackt und diese Zwiste bereinigt würden. Natürlich zugunsten des Dollars.

Endlich erstrebt man die politische wie wirtschaftliche Vorherrschaft des Erdteils. Also auch die Obmacht über den lateinischen Süden. Gleicherweise stößt man hierbei auf die erbitterte Gegnerschaft Mexikos. Ein Waffengang würde also diese Streitlage klären durch die nicht immer einleuchtende, wohl aber stets herrische Beweiskraft des Schwertes.

Allerdings würde er alle Südstaaten auf die Seite Mexikos bringen. Schon jetzt flammt in Chile, Brasilien, Argentinien eine heiße Proteststimmung wider die verhaßten „Gringos". In Mexiko gar beteuern die Parlamentsredner mit dem rollenden Schwarzauge des Mischlings, man habe Ehre im Leibe und werde zu kämpfen, wenn nötig zu sterben wissen.

Nordamerika hingegen ist uneins. Coolidge und Kellogg rufen auf zu einem Kampf gegen den zentralamerikanischen Bolschewismus, aber die gesamte demokratische Partei ist gegen das frivole Abenteuer. Senator Borah erweist sich auch diesmal wieder als das ehrenwerte Gewissen seines Volkes. „Was haben wir

denn in Nikaragua zu suchen? Fort mit der Wallstreet-Mache dieses schamlosen Krieges."

Wird nun der Jobber stärker sein als der treue Eckhardt? Dort drüben ist alles nur Kostenfrage. Man kauft Revolutionen wie man Baumwolle kauft.

Calles hat in Mexiko die katholische Kirche bedrückt. Just jetzt springt ein Aufstand auf. „Es lebe Christus; Christus der König" schreien die Fanatiker. Wohl ihrer keiner weiß, daß nicht er sie ins Feld schickt, sondern Dollar, der Großkaiser und seine Paladine, die Kolumbusritter, die nichts sind als amerikanische Imperialisten im katholischen Kleide.

In der Politik, hier sehen wir's wieder, sind Grundsätze nicht Überzeugung, sondern Angriffswaffen. Man fordert sie vom Gegner und schändet ihn, wenn er abweicht von der uneigennützigen Mannestugend, die man ihm zumutet, sich selber aber entbindet man leichthin von dem unbequemen Gebrauch.

Wer redet am meisten von Abrüstung und treibt doch zum Kriege? Wer empfiehlt Schiedsgerichte, meidet sie aber im eigenen Falle? Wer verkündet das Selbstbestimmungsrecht und tritt es mit Füßen? Wer den Schutz des Schwachen, fällt jedoch über ihn her? Wer splitterrichterte über den furchtbaren Rechtsbruch unseres Einmarsches in Belgien, während er jetzt erklärt, man dürfe nicht über juristische Zwirnsfäden stolpern, wenn es Staatsbelange gelte?

Die Union ist das Muster dafür, wie gehäuftes Gold triebhaft in den Wirtschaftskampf und von da in den mörderischen Waffenkrieg hineinführt.

Darüber wurde sie freilich zum reichsten Lande der Welt. Aber ihr ganzes Sein ist ein Raffen; an allem Gewinn hängt Sünde; klebt stets der Schweiß, nur allzu oft das Blut der Unterjochten.

Dabei hält man sich merkwürdigerweise für ein hochgesinntes, gottesfürchtiges Volk. Ein Inder war jüngst drüben und sah sich das Treiben an. Dann sagte er, der Amerikaner stelle das Christentum auf den Kopf. Sein Wahlspruch sei ja: „Was hülfe es dem Menschen, so er die Weltmärkte verlöre und gewönne seine Seele?"

Ist es nicht in der Tat so? Fundamentalistisch beugt er das Knie vor dem biblischen Buchstaben, aber im Dunkel des Betstuhls erwürgt er den christlichen Geist.

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 21. Januar 1927)

Auf der Warte

Der Ufa-Faust-Film

Das deutsch-amerikanische Filmunternehmen Ufa hat es gewagt, Goethes Faust zu verfilmen. Vorläufig rollt dieser Film im Berliner Ufa-Palast am Zoo vor den Augen jenes Weltstadtpublikums ab, das im Jazzband, in Ernö Rapées und anderer Ausländer Konzertdarbietungen die Gipfelpunkte der Kultur erblickt. Dann aber kommt „der Faust" auch in die Provinz. Hinter mir saß bei der Berliner Vorstellung ein satter Bourgeois und erklärte stolz: „So lernt man doch auch einmal Goethes Faust kennen. Gelesen habe ich ihn nicht." Der Mensch war typisch für den Geist des Publikums, das sich die Ufa-Schlager anschaut. Und wenn dieser „feine" Herr mit seinen noch „feineren" Damen das feinste Auto bestieg, so war das auch kein Zufall. Das paßte und gehörte zu dem ganzen Komfort. Ohne luxuriöse und „pikfeine" Einrichtungen sind die Ufa-Theater nicht zu denken, das ist ja sichtbarer Ausdruck der „Kulturbestrebungen", mit denen alle Städte und sogar Dörfer von diesem rührigen Unternehmen durch Neubauten von Filmpalästen gesegnet werden. In jedem alten Bauernhause steckt aber mehr wahre Kultur als in all diesen Protzenbauten.

Durch diesen äußerlichen Tam-Tam unterscheidet sich eben dieser technisch vollendete Ufa-Kitschfilm von Goethes Tragödie Faust, die uns ein seelisches Erlebnis ist und kein spannender Roman für nach ständig neuen Reizen lüsterne Weltstadtmenschen.

Wenn der Engel im Faustfilm erscheint, dank der Errungenschaft der Technik in Überlebensgröße mit ausgestopften Flügeln, so triumphiert hier dieselbe Anschauungsweise, die das Panoptikum als die Schaustätte der allein echten Kunst preist, weil hier die Menschen der Wirklichkeit nachgebildet sind. Rembrandt und alle anderen großen Meister sind ja dagegen nur Stümper, wenn sie versucht haben, Menschen im Bilde festzuhalten. Wir modernen „Kulturmenschen" wollen die Wirklichkeit, wie sie ist. Und richtig, Goethes Faust fliegt in dem Ufa-Film vor unseren Augen in den Lüften auf dem Zaubermantel mit Mephisto davon! Welch eine gewaltige Errungenschaft der „Kultur"! Wie erbärmlich sind doch die Menschen, die nicht jetzt erkennen wollen, daß Goethes armseliger Faust sich zum Übermenschen wirklich entwickelt hat. Selbstverständlich verdanken wir das einzig und allein dem Ufa-Konzern und der Lufthansa, deren Wohltaten für die Menschheit nicht genug gerühmt werden können. Und wie rückständig bin ich, wenn ich nach Hause ging und mir „Die Tat, Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur" — Julinummer 1919 — herauskramte und darin Hans Thomas Aufsatz las: „Über Flugzeuge und andere unnötige Dinge, von denen die Menschen ihr Heil erwarten". Nur ganz wenige Worte dieses „altmodischen" Malers seien angeführt: „Wir sind Opfer unserer weitentwickelten Technik, an dieser, an ihrem Fortschritt können wir zugrunde gehen... Das Wort modern war der Schlußpunkt des jeweiligen Fortschrittes, des ‚Es ist erreicht!' Ganz besonders in der Kunst kam das Wort ‚modern' in Schwung gerade auf dem Felde, wo es eigentlich keinen Fortschritt geben kann, weil die Kunst doch stets auf einer von der Natur gegebenen, angeborenen Schöpferkraft der Seele beruht. Sie ist der Ausdruck des Verhältnisses der Seele und ihrer Sinne zum Dasein, des ruhig sicheren Verhältnisses der Einzelseele zur Welt."

Über dem Lesen dieser wundervollen Arbeit hatte ich glücklicherweise fast vergessen, wie das Ufa-Palast-Theater Goethes Faust verbessert hat... Doch hören wir weiter: Endlich sieht hier doch der Weltstädter leibhaftig vor Augen, wie Faust in Gretchens Kammer einsteigt, wie die Mutter die beiden im Bett liegend überrascht und nun, vom Herzschlag getroffen, stirbt. Das sind Spekulationen auf gemeine Vulgär-Instinkte eines im Grund seiner Seele verdorbenen Weltstadtpublikums. Schmutz in Wort und Bild!

Und nun kommt die ganze moderne Rührsamkeit. Gretchen irrt in Nacht und Nebel, bei Schneesturm und Regen durch Wald und Feld, Flur und Hain, sein Kind unter dem Arm. Alle Türen der braven Bürgersleute verschließen sich ihr. Diese Szene hat ihren bitteren Beigeschmack und kennzeichnet wider Willen, wie die modernen Sklavenhalter, genannt Konzern-Direktoren und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft, trotz aller Sentimentalität brutale Menschen sind. Geht nach dem Westen Berlins und lest die Schilder an den Villen dieser Leute, die im Renaissancestil oder in irgend einer anderen zeitgemäßen Bauart errichtet sind: „Betteln und Hausieren strengstens verboten und wird strafrechtlich verfolgt". Hunderte, tausend sind von diesen im Kino so rührseligen Leuten, die in Weltfrieden und anderer Verständigung machen, in Not und Elend gestürzt worden.

Wenn es noch irgend eines Beweises bedarf, um diesen Faustfilm als deutsche Kulturschande zu brandmarken, dann genügt ein Blick auf die „Wortkultur", die hier gepflegt wird. Bekanntlich hatte die Direktion der Ufa-Film-Compagnie den „größten" lebenden deutschen Dichter Gerhart Hauptmann beauftragt, den Text zu schreiben, der zusammen mit den Bildern erscheinen sollte. Ein sicherlich guter Reklametrick! Doch als nun Gerhart Hauptmann die Konkurrenz mit Goethe aufgenommen hatte, entstand ein solches Machwerk, daß selbst die Ufa-Direktion ein Grausen beschlich. Und. tatsächlich sind auch die Verse dieses Gerhart Hauptmannschen Faust, soweit man davon etwas erfuhr, so furchtbar, daß sein wahnwitziges Festspiel zur Erinnerung an die deutschen Befreiungskriege selbst dagegen verblaßt. Deutschlands „größter" Dichter wurde deshalb abgefunden und zog sein Faustmanuskript zurück. Und die Abfindung für diese 700 Verszeilen wird sicherlich recht anständig gewesen sein, da man von gewaltigen Summen redet. Schließlich läßt sich ja der Ufa-Film-Konzern nicht lumpen.

Es erschien also der Text von Hans Kyser, der uns in Prosa die Fausttragödie an der Leinewand vorträgt. Eniige Proben mögen für sich sprechen. Als Mephisto zum ersten Male Faust erscheint, lauten seine Worte: „Dein Leben war Bücherstaub und Moder. Genuß ist alles." Nachdem Valentin, von Faust getötet, zusammenbricht, findet er die Kraft, folgende wuchtige Sätze hinauszuschleudern: „Lest mir die Totenmesse erst. Dann an den Pranger mit der Dirne." Diese „Bereicherung" des deutschen Wortschatzes genügt, um zu zeigen, was für ein Dichter zum deutschen Volk spricht, um ihm Goethes Faust durch Versachlichung des Gegenstandes zu ersetzen.

Die armen Schauspieler könnte man bedauern, die sich dazu hergegeben haben, diesen Kyserschen Faust zu spielen. Doch sie haben wahrlich nicht unser Mitleid verdient. Es gehört zum „deutschen" Charakter des Ufa-Film-Unternehmens, daß es in dem von ihm als deutschen Nationalfilm bezeichneten Faust die Hauptgestalt von einem Schweden und die Marthe von einer Französin spielen ließ. Wir lieben das schwedische Volk, aber dieser Gösta Ekmann offenbarte nicht die guten völkischen Eigenschaften seiner Landsleute, sondern ist ein süßlicher Faust, der unbedeutend wirkt. Und der plumpe Emil Jannings, der Clou der Berliner, ist ein so trauriger Mephisto, wie ich ihn noch niemals auf irgend einer kleinen Bühne gesehen habe. Aber immerhin ist Jannings auf Grund dieses Debüts, begleitet von den Segenswünschen unserer hohen und höchsten Würdenträger, über den großen Teich gegondelt. Dort wird er sein Publikum finden, das ihn, nach getaner Arbeit, mit Schätzen reich beladen, dann wieder nach dem „zurückgebliebenen" Deutschland entläßt. Allein unser Bedauern verdient Camilla Horn, die in ihrer vollkommenen Kindlichkeit sich dazu hergegeben hat, als Gretchen mitzuwirken in einer Sache, die jeder wahre Künstler verabscheuen müßte.

Wir haben uns gefragt, ob sich nicht irgend eine Möglichkeit bietet, um vor aller Welt diese Kulturschande so zu brandmarken, wie sie es verdient? Vielleicht wäre die Goethe-Gesellschaft dazu berufen? (Dies würde nur Reklame bedeuten. D. T.)

Dr. Hans Siegfried Weber

Ein Wort über die Katholiken-Versammlungen

Die Katholikenversammlungen waren der Abglanz der Zentrumspartei. Als diese noch treu deutsch und treu katholisch war, bereit zur Abwehr nach Berlin hin wie nach Rom, da waren die Katholikentage noch klar in ihrem Gedanken, und es war für uns katholische Deutsche eine Freude, an ihnen teilzunehmen. Heute aber wissen wir nicht mehr, was denn wohl noch deutsch am Zentrum sei und was katholisch: ob es nicht lediglich die Schutztruppe eines römischen Imperialismus und von ihm und seinem Nuntius geführt sei? Wohlgemerkt, es wäre lästerlich, wollte einer den einzelnen Abgeordneten so apostrophieren, die ja alle unter der Zeit leiden, die sie aus Volksvertretern zu Parteivertretern, zu Götzendienern vor „heiliger Sache" gemacht hat. Aber von der Partei ist mit der Verantwortlichkeit des Abgeordneten vor seinen Wählern der alte Glanz der Klarheit in ihren Ideen gewichen. Heute sind es „Grundsätze", die sie vertritt, und diese werden diktiert. Einst verfocht das Zentrum Ideen, da war Katholischsein und Zentrumsmannsein nicht schwer. Heute vertritt es nur noch „Interessen", römische Interessen, und wir sind gehalten, dies Interessevertreten als im Interesse der „katholischen Kirche" anzusehen. Einst focht es für den Junker und Pfaffen, weil es durch und durch aristokratischen Geistes war. Heute bekämpft es im Junker das „protestantische Prinzip" und ist blind dafür, daß nach der Belehrung des Junkers zur Sozialdemokratie der Pfaffe fällt. Im Kampf um Formen, um Fahne und Farbe, stärkt es das innere Wirrnis. Das Zentrum im Dienst des Subjektivismus und Individualismus Roms und seines Selbstzwecks und im Dienst eines Staates, von dem Marx in einer Gedächtnisschwäche an frühere Worte in Breslau lehrt, er sei ein Individuum wie jedes andere, mit einem Selbsterhaltungstrieb wie jedes andere, — da gerät uns das Katholischsein und Deutschsein in Konflikt, und wir fragen: Sind wir überhaupt katholisch, können wir es sein, wenn wir römisch sind?

Die Armut an einer Idee, diese Herrschaft des Interesses, des Eigennutzes, der Selbstsucht Roms, diesen Mangel an einer führenden, aus aller Selbstsucht herausführenden Idee, das fühlen auch die Männer, die hinter dem Katholikentag stehen. Im Mangel an einer Idee suchen sie seit Hannover nach einer — Parole! In Hannover war es die Parole: Höret die Kirche! Alles erwartete die Predigt: Hört die Nöte der Kirche, vorab der deutschen Seele darin! Aber dann kam die Predigt: Hört auf Rom und seinen Sondernutzen! In München war es die Parole „Liebe", aber kein Redner konnte erklären, was denn Liebe sei, und ich bin bereit zu erweisen, wie sehr ich seitdem den Mangel an Liebe erfahren habe. In Breslau war die Parole: Christus König. Der Nuntius Pacelli stellte ihn der Versammlung vor als König „der Welt", ein Pfarrer von Baden als Richter und Exekutor und ebenso seine Kirche. Christus König im heiligen Zweck, daß andere König seien? Untertänigkeit als Gehorsam, das war der ständige Kehrreim. Und die Versammlung — rauschte und brauste! Und doch wäre Stille und Besinnlichkeit hier so notwendig gewesen. Denn es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Königtum Christi und dem „wie Könige tun". Bei diesem wie Könige tun denken wir daran, wie Christus zweimal vor ihm floh und wie er es in der Versuchung dogmatisch abweist. Das Königtum Christi ist ein metaphysisches, d. h. er ist König, damit wir Könige seien und dadurch sein Königtum erweisen. Sein Königtum ist also eines in unsrer Hand. Dasselbe ist ja Kirche, Staat, Volk, Mensch, etwas in unserer Hand, also metaphysischen Sinns, schöpferischen Sinns. Dieser Unterschied zwischen Logik und Metaphysik, das wäre ein würdiger Gegenstand der Verhandlung gewesen, dann kam all unser Elend zutage und auch der Anfang der Heilung. Statt dessen ein Rauschen und Berauschen an Zuständen und Worten! Und mein guter alter Freund, der Bischof von Meißen, meinte gar, den Akademiker, Edelmann, Fabriksdirektor in dieses Berauschen hineinziehen und den so ernsten Volksverein eine Katholiken-

versammlung in Permanenz nennen zu dürfen! Nein, das wäre das Ende des Volksvereins. Und in das Berauschen läßt sich kein deutscher Mann hineinziehen, der noch Klarheit im Kopf hat.

Diese Klarheit schien nur ein Redner zu haben, der Präsident der Versammlung, der Landeshauptmann der Rheinprovinz Dr. Horion. Warnend klang es in seiner Rede: Mancherlei gute Anzeichen; was ist aber gegen sie das eine, die Gefahr, daß unsere Bischöfe Offiziere ohne Soldaten sein werden? Das war ein ernstes Wort und — ward nicht gehört. Aber nein, Dr. Horion, wir sind keine Romanen, wir lassen nicht laufen, was läuft. Wir sehen mit Ihnen die Gefahr und haben sie schon ausgesprochen, unsere Bischöfe sehen sie nicht. Wir werden darum den allgemeinen Abfall von Christus zu verhindern suchen und jedem der deutschen Bischöfe zurufen: Quo vadis? Du fliehst vor Rom? Du hast angst vor Rom? Geh, laßt dich kreuzigen von ihm, aber nicht erhöhen von ihm! Das wird unsere Aufgabe sein, des deutschen Akademikers: den Petrus von der Angst vor Rom befreien.

Gott ein „unbekannter Gott", ein „Geheimnis und Schrecknis"? So hörten wir es voriges Jahr aus dem Munde P. Lipperts S. J. Nein, Gott ist uns der Nächste, der Bekannteste. Wir dürften im Gewissen gehalten sein, zeitweise oder dauernd der Kirche fern zu sein, so hörten wir es dieses Jahr aus dem Munde P. Pribillas S. J. Nein, wir dürfen der Kirche keine Nacht fern sein. Christus in der Gestalt der Gewalt und des Fürchtens, so stellt uns jetzt die 65. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands Christus vor. Nein, wir haben wie Christus zu sein! Nichts von Gewalt und Furcht! Wird es nicht Zeit, daß der Deutsche dahineinredet und Gott und Christus und Kirche rettet? Philosophie! rufen wir mit den Päpsten, lernt unterscheiden Logik und Metaphysik, dann lernt ihr euch unterscheiden von aller Gewalt! Das ist die Rettung von einem Handeln, das doch nur eines im heiligen Zweck ist und das Heiligste zum „Mittel" erniedrigt, ohne daß wir es uns zugestehen wollen.

Wird aber eine katholische Zeitung oder Zeitschrift ihren Lesern die Frage vorlegen: Sind wir bei unserem Berauschen an Zuständen und Worten noch deutsch und katholisch? Dr. H.

Heinrich Federer

Ein Gedenken des sechzigsten Geburtstages dieses großen schweizer und katholischen Dichters ist zugleich ein Erinnern an seine vielen starken Gaben und ein Dank für viele reicherfüllte Stunden seelisch-geistigen Erlebens, für die lebendige Wärme, die uns aus diesem von einem starken, liebenden Herzen geschaffenen Werk geworden ist.

Heinrich Federer, früher Geistlicher in einem kleinen schweizerischen Bergdorf, ist neben Enrica von Handel-Mazetti die stärkste epische Begabung der katholischen Literatur der Gegenwart. Er ist ein genialer Erzähler und Menschenschöpfer, ein großer Freund und Darsteller der Landschaft, ein Meister jener Einfachheit, die zu aller Zeit zur großen Kunst gehörte. Gegenüber dem fortschreitenden Verfall des deutschen Geisteslebens — Höhenpunkt der inzwischen überwundene sogenannte Expressionismus — gegenüber der zersetzenden, formalen und rein spielerischen oder aber einer in Form und Intellekt hochgezüchteten „modernen" Dichtkunst stellt sein vielfältiges Werk die urhafte Verbindung zwischen Mensch-Natur und Gott wieder her und ist ein Lobgesang auf das tätige, wesenhafte, der Natur noch nicht entfremdete Leben, selbst ein Stück großer Natur. Federers fast einziges, aber meisterlich variiertes Thema ist die Welt der Berge und ihrer Menschen, der er in seinem bedeutenden Roman „Berge und Menschen" einen machtvollen und bleibenden Ausdruck verliehen hat. Der Kampf der Zivilisation, der modernen Technik, die mit ihren Ingenieuren und Eisenbahnen selbst die einsamsten und höchsten Bergmajestäten „besiegt" — mit den Gewalten dieser mächtigen und gewaltig empfundenen Alpenwelt nebst ihren harten, zähen und mit der kargen Scholle verwachsenen Menschen, ist in diesem Roman hoher Mensch-

lichkeit zu sinnbildlicher Bedeutung geformt. So ganz gehört des Dichters Liebe und Wesen dieser Welt von Ruhe und Größe und Würde, daß er über seine Bücher sagen muß: „Nicht von mir, von den Bergen und von den Kindern kommt das Gute, das man in meinen Erzählungen findet. Sie haben mir zuerst die Fabel erzählt. Ich war immer um sie, hörte sie, lachte, schlug mich, versöhnte mich mit ihnen. Sie öffneten mir ihr großes altes und ihr junges kleines Buch und ließen mich auf jeder Seite, wo ich nur wollte, lesen, sogar die winzigsten Fußnoten. Ich brauchte sie nur nachzuerzählen. Und wenn ich künsteln wollte, donnerten die Berge, und wenn ich aus der Natürlichkeit fiel, gähnten die Kinder. Sie waren meine Lehrer, guckten mir auf die Finger, strichen durch, verbesserten und ließen nichts ein, was nicht Wahrheit ist."

So ist in der Tat die Wahrheit die eine große Kraft dieses Lebenswerkes — und mit der anderen Kraft urwüchsiger, wunderbar anschaulicher Sprachformung zusammen hat der Erzähler Heinrich Federer sich einen Platz in der Reihe der bedeutenden schweizer Dichter Gotthelf, Keller und C. F. Meyer ehrenvoll gesichert. Man hat den umfänglichen Romanen, die Federer Erzählungen nennt, nachgesagt, sie wären nicht „gestaltet", nicht straff komponiert, sondern zerflössen und hätten ihre Höhepunkte nur in Episoden. Das mag sein und besagt sehr wenig. Es ist der breit ausholende, behaglich plaudernde und ausmalende Stil der besten Epiker, der Federer eigen ist, aber durchaus eigenartig geübt und auch ganz und gar originell durch die besondere Wesenheit des Dichters. In allen Büchern waltet herzergreifend, beglückend und beruhigend ein wundersam aus den Tiefen quellendes religiöses Gefühl, ein in Gott selig erfülltes, reiches Gemüt beseelt alles Geschehene, alle Schicksale mit einer schlichten, überwältigend gütigen und weisheitvollen Menschlichkeit — und ein leidgeprüftes Herz im Verein mit einem schönheitsfreudigen Auge schafft herzliches Lachen und echten Humor.

Zu Federers reifsten und bleibenden Leistungen gehören unstreitig die kleinen Juwelen seiner Erzählkunst, die Erzählungen: „Das letzte Stündlein des Papstes", „Sisto e Sesto", die umbrischen Reisekapitel „Eine Nacht in den Abruzzen", „Patria" und „In Franzens Poetenstube" — franziskanische Gläubigkeit und Gottliebe findet in diesen köstlich erzählten kleinen Geschichten (bei Herder) einen künstlerischen Ausdruck von erfüllter Vollendung, während die beiden Papstgeschichten „Sisto e Sesto" und „Das letzte Stündlein" (bei Eugen Salzer, Heilbronn) schlechthin Gipfelpunkte einer von Geist und Gemüt funkelnden Kunst darstellen — zwei Geschichten aus dem hohen Mittelalter von elementarer Eindringlichkeit und geistiger Heiterkeit. Lange noch werden die herrlichen Erzählungen „Papst und Kaiser im Dorf", „Regina Lob", „Pilatus", „Jungfer Therese", „Mätteliseppi", die „Lachweiler Geschichten" ihren Beruf erfüllen: das Licht und die Kraft des Herzens zu verbreiten, das Ja zum Leben zu stärken, die Natur uns Modernen zu retten und uns Sehnsucht zu geben. Sie werden uns erfüllen mit der Ruhe in Gott.

Heinrich Federer ist schwer krank, in Krankheit sind die letzten bedeutenden Werke geworden: aber sein Leben ist Gottesdienst und Segen in reichem Maße, sein Werk ein Hüter des Tales, ein Mehrer und Wahrer reinen, heiligen Volkstums, ein Spender von Freude und Weisheit, und somit ein höchster Gottesdienst! Franz Alfons Gayda.

Zweier Zeiten Kampfgebiet

Wie entwickeln wir uns eigentlich; nach rechts oder links? Wer die Zeichen prüft, dem scheint es bald so, bald anders, und klare Begriffe gewinnt er daher nicht.

Der Neujahrsempfang beim Reichspräsidenten war diesmal von großem Schmiß. Ein Zeremoniemeister trat auf und führte den feierlichen Würdestab seines gemessenen Amtes. Die Diener staken in neuer Kluft; Wadenstrümpfe, Kniehosen und silberbetreßte Staatsröcke.

Ist dies eine Laune Hindenburgs? Der bald Achtzigjährige stammt aus der Schule des ersten Kaisers und schätzt das Sein höher als den Schein. Seine Würde trägt er in sich selber.

Die Neuheit findet auch den lautesten Beifall gerade in der Linkspresse. Die „Voss.Ztg." bedauert, daß Eberts falsche Bescheidenheit keinen Sinn gehabt für so was. Der Präsident verkörpere das Selbstherrschertum des deutschen Volkes und müsse demgemäß auftreten; nur ohne Geschmacklosigkeiten der Kaiserzeit.

Aber höfisch ist's gleichwohl. Freilich hat auch das Elysee seinen monsieur protocole und dieser gängelt Herrn Doumergue den ganzen lieben Tag unter viel Trommelwirbel an dem Bändel eines würdestolzen Gebrauchstums. Allein die älteste, größte, reichste aller Republiken tut auf dergleichen gänzlich Verzicht. Das weiße Haus in Washington ist nichts als Stadtsitz eines behäbigen Privatmannes; ohne Posten, ohne Wichs, und wenn auch nicht ohne Form, so doch ohne Förmlichkeit.

Ebenso haben die amerikanischen Diplomaten immer noch kein Amtskleid. Den deutschen indes hat man jetzt den Chifferfrack wieder zugelegt; die Galahosen mit dem Stresemannschen Silberstreifen und den Admiralshut mit spielender „Plumage". Das Fortbleiben des Degens bekräftigt sinnigerweise auch trachtenmäßig unsre moralische Abrüstung.

Wie sich wohl die Demokraten Landsberg und Rauscher vorkommen werden in solch prunkhafter Gewandung? Zumal, wenn gar noch das gewässerte Band eines Großkordons der Deutschen Republik sich knisternd über ihre Brust legt? Denn auch Orden sollen auferstehen, weil man auf diese Weise allerlei Verdienste, besonders im Auslande, erfreuend und doch billig belohnen könne. Man denkt wie Napoleon, als er die Ehrenlegion schuf. „Nennt's meinetwegen Tändeleien, aber man lenkt Menschen damit." Indes nur, wenn man ein Napoleon ist. Anderen steigt die Sache naturwüchsig über den Kopf. Von den verdienten Auszeichnungen gleitet die Praxis flink zu den erdienten, von da aber zu den erdinierten und erdienerten. Wir kennen ja noch das Feldsprüchlein, wonach der Kugelregen stets vorn, allein der Ordenssegen meist hinten einschlug.

Mit den Bändern für Brust und Hals kommen zugleich die Titel wieder auf. Nur als Reichssache freilich, wie es heißt. Ob aber daraufhin das eigenwillige Bayern seine verfassungswidrigen Verleihungen einstellt? An den baumwollenen Warenhändler und die gepanzerte Kassenschrankfabrikantengattin von Kindesbeinen an gewöhnt, macht man dort gar schon Gewerkschaftsführer zu Geheimen Arbeiterräten. Ich habe die düstere Ahnung, daß alte Ausartungen im Begriffe sind, sich wieder herzustellen. In der gewandelten Zeit würden sie weniger spaßhaft wirken als zuvor.

Ging es wirklich nicht anders, als daß der Berliner Oberbürgermeister nach Pariser Muster eine Modekönigin wählen mußte? Ihr Bild läuft durch alle Tiefdruckbeilagen; sehr fesch natürlich; kniefrei und entzückend Bubi. Ist das Dawes-Deutschland? Ich frage mich, aber unsre Gewaltgläubiger denken noch weiter: „Wenn so am dürren Holz, wie wär's am grünen? Sorgen wir also —"

Groß-Berlin ist doch sonst so proletarisch. Wer im Rundfunk den Stundenchoral der schönen Parochial-Singeuhr genießen möchte, dem verärgern es Hochrufe auf Rotfront und Räterepublik. Deutsch-Moskau hat nämlich eigens für diese Störung einen Schreidienst aufgestellt, der in der Silvesternacht sogar die Internationale in den Sender brüllte. Niemand wehrt diesem Unholdentum. Dieselben Burschen wurden auch in den „Emden"-Film abgeordnet, wo sie solange lärmten, bis die alte Kriegsflagge aus dem Streifen und das Flaggenlied aus der Musik geschnitten wurden. „Nur das Recht herrscht im neuen Deutschland." Man liest es so oft, namentlich wenn ein Verfassungstag die republikanischen Lautenschläger begeistert. In Wahrheit herrscht es aber nur, soweit der Gassenbube es zuläßt.

Unentwegte Genossen lehnen Briefe mit der Fridericus-Marke ab. Klebezettelchen dazu mit vorgedruckter Entrüstung über diese „monarchisch-militaristische" Untat erhält man kostenfrei auf den Parteibureaus. Die Köpeniker Bezirksversammlung hat ihre Ämter auf Schiller verpflichtet.

Sie will ferner alle Mitglieder „monarchistischer Organisationen" aus den städtischen Betrieben entfernen. Eingestellt soll nur werden, wer fest auf dem Boden der Republik

steht. Vor dreißig Jahren hörte ich eine Rede Singers, des damaligen Vorsitzenden der sozialdemokratischen Partei. Mit krebsrotem Kopf erklärte es der starke eifrige Mann für einen ungeheuerlichen Mißbrauch des verruchten Klassenstaates, wenn er Beamte wegen ihrer politischen Überzeugung aus Amt und Brot jage. Was doch Grundsätze für Wetterfahnen sind!

Ein weiterer Beschluß der Köpeniker Bezirksstiefväter verweigert öffentliche Mittel für den Religionsunterricht der Schulkinder. Das geht gegen Artikel 146 der Weimarer Verfassung; ist somit auch ein nettes Stückchen für Leute, in deren Mund, seit sieben Jahren wenigstens, das Wort Verfassungsbrecher dreimal schwerer bemakelt als etwa Deserteur und Landesverräter.

Auch in Braunschweig hat man zu Zeiten Sepp Oerters Religion für Privatsache erklärt und der Kirche die Staatszuschüsse gesperrt. Als die Pastoren, die damals vielfach in Fabriken um Tagelohn arbeiteten, ihre Notlage dartaten, erging der höhnische Bescheid, sie könnten ja Eintrittsgeld erheben für ihre Sonntagspredigten!

Nun hat zwar das Land eine bürgerliche Regierung, aber Staat und Kirche haben sich leider noch nicht wieder geeinigt. Die Folge sind hohe Kirchensteuern und die Folge dieser Folge unter sozialdemokratischem Ansporn lärmende Massenaustritte.

Schmunzelnd berichtet jedoch das Braunschweiger Genossenblatt, unter den Abgefallenen sei auch eine stattliche Reihe Großindustrieller; sogar ein deutschnationaler Landtagsabgeordneter. Ich verstehe, daß der belastete Steuerzahler nach jeder Erleichterung greift, die sich sonst bietet. Aber die Kirche preiszugeben, um jährlich ein paar Scheine einzusparen, das scheint mir, selbst wenn es nur als Kundgebung gedacht sein sollte, gerade in unserer Zeit weder deutsch, noch national. Ist der Altar ein Minderwert gegenüber dem Thron?

Wieviel Geld ist doch immer gleich da, sobald ein Hochstapler als gefälschter Prinz Ehrfurcht fordert, Gastfreundschaft und standesgemäße Wegzehrung! Nun spottet die Linkspresse über die geprellten Saxoborussen, über die Gasthofbesitzer, die ihre Fürstenzimmer aufschlossen, die Theater, wo man den baltischen Ziegelstreicher in die schwellenden Sessel der Hofloge nötigte und die Feudalen, die ihre kgl. Hoheit scharwenzelnd baten, über ihre Brieftaschen zu verfügen.

Der Schwindler mag mit seinen Berichten prahlend aufschneiden. Aber soviel man auch abstreicht, es bleibt des Nachdenklichen genug zurück.

Der falsche Prätendent mag lehren, daß man den echten am würdigsten mit Selbstachtung entgegentritt. Katzbuckel und Liebedienerei sind nicht Erfordernisse, sondern Schmarotzerblüten monarchischer Gesinnung. Damit wir uns dergleichen abgewöhnen, gerade darum ist unsre jetzige Durchgangsperiode zweier Zeiten Kampfgebiet. F. H.

Des Kaisers zweite Ehe

Während man in der Öffentlichkeit von unliebsamen Dingen in prinzlichen Ehen vernimmt, bedeutet die zweite Ehe des verbannten Kaisers wieder menschlich reinste Harmonie. Man hat über diese Ehe die dümmsten Dinge in Deutschland gesprochen; und es mußte schon ein Amerikaner kommen — Sylvester Viereck —, um in der angelsächsischen Welt nach einem Besuch in Doorn Dinge zu erzählen, die auch in Deutschland wissenswert sind. Es heißt da mit des Kaisers Worten:

„Die Leute, die meine Wiederverheiratung kritisierten, vermochten die Einsamkeit, die wie ein Leichentuch über meinem Leben hing, nicht zu ermessen. Was wissen sie von meinen Gefühlen? Wie können sie sich vergegenwärtigen, was es für einen Mann, der dreißig Jahre lang das Deutsche Reich regiert hat, bedeutet, durch die holländische Grenze von seinem Heimatland getrennt zu sein? Ihre Majestät, die verstorbene Kaiserin Augusta Viktoria, war einzig unter den Frauen. Jeder Tropfen ihres Blutes gehörte mir, ihrem Lande und ihren Kindern. Ihre mütterliche Liebe überflutete den Kittel jedes verwundeten Soldaten. Von meinem Volke wurde sie wie eine Heilige verehrt. Jedoch ihre Gesundheit

war schwach. Jahre litt sie an Arterienverkalkung. Im Sommer 1918 hatte sie einen Anfall, lange bevor sie mir nach Amerongen nachkam ... Bald danach starb sie. Ohne sie war das Leben eine fast zu schwere Last. Kaum wäre es für mich möglich gewesen, durchzuhalten, wenn ich nicht mein Gottvertrauen gehabt hätte. Ich betete zu Gott, er möge mir ein Zeichen senden. In diesem Augenblick fielen meine Blicke auf einen Brief auf meinem Schreibtisch. Dieser Brief war von einem kleinen Jungen in Schlesien, der sein Mitgefühl mit meinem Verlust und meiner Einsamkeit mit der Schlichtheit und dem vollen Ernste des Kindes zum Ausdruck brachte. Ich sah nach der Unterschrift und erkannte den Namen — Schönaich-Carolath. Niemals hatte ich den Jungen gesehen. Ich kannte den Vater zufällig: der verstorbene Prinz Schönaich-Carolath war einer meiner Gardeoffiziere. Seit jener Zeit war der Sturm des Weltkrieges über mich hereingebrochen, ich hatte angenehme aber nur dunkle Erinnerungen an die Mutter des Knaben, an Prinzessin Hermine. Einige meiner Herren kannten die Prinzessin gut und ermutigten mich, sie nach Doorn einzuladen. Ich war so entzückt von dem Brief des Jungen, daß ich seine Mutter bat, mich mit ihren Kindern zu besuchen. Sie lehnte es ab, die Kinder mitzubringen, die müßten zur Schule; aber versprach in einem Briefe, der voll wärmster Sympathie mit meinem harten Schicksal war, für sich der Einladung zu folgen. Als ich sie zuerst sah, war ich tief getroffen. Ich war fasziniert. Ich erkannte sofort, daß sie mein Kamerad war. Ich sah in ihr den Liebesboten, den mir der Himmel sandte. Meine Liebe wandte sich ihr sofort zu, gerade so wie es bei meiner ersten Frau gewesen war. Meine Wahl war getroffen. Nach reiflicher Überlegung sammelte ich meinen Mut und bat um ihre Hand. Prinzessin Hermine zögerte. Der Kampf dauerte drei Tage. Niemals sind mir drei Tage länger erschienen. Endlich stimmte sie zu. Mein erster Kuß auf ihre Hand und unsere erste Umarmung war die erste glückliche Stunde seit Augusta Viktorias Tod. Es war das erste Stückchen Glück, das zu mir kam."

Wir sind der Meinung, eine glückliche Ehe ist ein Heiligtum persönlichster Art und sollte dem unnützen Geschwätz der Außenwelt entzogen bleiben — auch wenn es sich um einen verbannten Monarchen handelt.

Ludwig Klages und Nietzsche

Nietzsche und — Klages ... was für ein seltsamer Zusammenklang! Gar mancher mag nach dem neuen Klagesschen Nietzsche-Buch wesentlich deshalb greifen, weil er zu hören begehrt, wie denn die Stimmen zwei derart eigenwüchsiger Menschen zueinander und — gegeneinander klingen mögen. Denn jenen Schriften von Wert, die wir bisher über Nietzsches Wesen besaßen, ihnen fehlte allzusehr gerade dieser kontrapunktische Reiz. Selbst Ernst Bertrams schöner Nietzsche-Mythos blieb letztlich ein Werk der unbedingten Verehrung, ein feierliches Nachempfinden; doch kein hartes Ringen um die Wahrheit zwischen zwei wahlverwandten und dennoch autonomen Persönlichkeiten.

Ein Kampf um die Wahrheit — das ist das aufrüttelnd Neue dieses Nietzsche-Buches. Hier kämpft nicht mehr nur Friedrich Nietzsche contra Wagner, contra Kant, contra Sokrates, kurz gegen alle überlieferten Werte, sondern es kämpft auch ein Ebenbürtiger seinerseits wiederum gegen Nietzsche. Gewiß gab es schon vor Klages kluge Nietzsche-Kritiker. Was ihnen aber fehlte, war die seelisch-geistige Ebenbürtigkeit. Ihr scharfer Geist wußte wohl das Negative in Nietzsches Philosophie auszuspüren, aber ihre Seele war zu matt, um ebenso stark das Positive in Nietzsches Psychologie zu betonen. In Ludwig Klages erst erschien der bedeutende Nietzsche-Kritiker, der beides vereinigt: zugespitztesten Geist und lebensvollste Seele; der gerade, weil er bewußt rücksichtslos gegen Nietzsche vorgeht, schließlich doch ganz für Nietzsche einzutreten vermag und daher sein Buch nicht etwa negativ nennt „Die philosophischen Selbsttäuschungen", vielmehr positiv „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" (Verlag J. A. Barth, Leipzig).

Eine Kritik dieses, unserer persönlichen Meinung nach schwerwiegendsten Werkes der letz-

ten Jahrzehnte dürfte vorerst wenig am Platze sein. Jeder Interessierte sollte erst einmal versuchen, die Tiefe der Klagesschen Befunde seelisch-geistig zu erfassen. Was bisher gegen das Buch eingewandt wurde, beruhte — soweit wir sehen — jedenfalls durchweg auf Oberflächlichkeit seines nicht leichten Studiums. So hört man gar nicht selten das Bedenken, hier rede ein Prophet des abendländischen Unterganges, ein Reaktionär ähnlicher Art wie Spengler. Wer sich freilich die Mühe macht, in die Tiefe zu dringen, wird das Irrige auch dieser Meinung bald erkennen. Den Spenglerschen Nihilismus entdeckte Klages bereits in Nietzsche, aber nicht als eine seiner „Psychologischen Errungenschaften", sondern als das Zentrum aller seiner philosophischen Selbsttäuschungen, als den „Willen zur Macht".

Das Bestreben Ludwig Klages' geht dahin, das Nietzschesche Werk zu reinigen von allem ideologischen Unkraut seiner Machtphilosophie, um dadurch erst zur vollen Geltung zu bringen seine Wundertaten als Begründer einer wirklichen Psychologie. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß Klages diese kritisch-schöpferische „Vollendung" Nietzsches bereits im wesentlichen geleistet hat. Wer sich davon überzeugen will, dem sei als Ergänzung zu den „Errungenschaften" noch empfohlen die Klagesche Arbeit vom „Kosmogonischen Eros" (Verlag Eugen Diederichs, Jena), die das sogenannte „Dionysische" von allen Nietzscheschen Machttendenzen reinigt. Dionysos verliert hier jede Verwandtschaft mit Cesare Borgia oder irgendeinem „Halbmenschtiere".

Doch genug, auch hier enthalten wir uns jedes „Referates", das in diesem Falle nur geeignet wäre, Tiefstes zu verflachen. Ein Referat über die Klagesschen Werke erforderte nämlich notwendig ein — Buch. So völlig neu ist uns Heutigen noch das Gebiet wirklicher Psychologie, daß nur Ausführlichkeit gröbste Mißverständnisse auszuschalten vermag. Interessieren dürfte vielleicht noch die Tatsache, daß der „Kosmogonische Eros" vor kurzem ausgezeichnet wurde mit dem Nietzsche-Preis, eine unseres Erachtens nicht nebensächliche Tatsache. Albrecht von Kobilinski

Ein anschauliches Bild von Strindberg

findet sich in den Lebenserinnerungen des nun polnisch, einst deutsch schriftstellernden Stanislaus Przybyszewski, von denen wir einen übersetzten Auszug in den „Hamburger Nachrichten" finden. Es heißt da:

„... Ich werde nie vergessen, wie ich ihn das erstemal sah: auf einem hohen, sehr kräftigen Körper saß der Kopf mit einem kleinen Gesicht und einem riesenhaft gewölbten Schädel. Im Gesicht zogen vor allem die kleinen vollen Lippen die Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Schnitt war ganz frauenhaft, und so seltsam waren sie geformt, als wollte sich von ihnen beständig ein Pfiff lösen. Unter der kurzen kleinen Nase ein nach schwedischer Art a la Gustav Wasa gestutzter Schnurrbart. Aufwärts weitete sich das kleine Gesicht, kleine und zarte Ohrmuscheln schmückten es wie bei einer Frau, — unter den schmalen, in einem schönen Bogen geschweiften Brauen lagen die Augen, so seltsam veränderlich, daß man ihre Farbe unmöglich bezeichnen konnte, und so ausdrucksvoll dabei, daß man in ihnen alles lesen konnte, was in seiner Seele vor sich ging. Das ganze Gesicht verschwand förmlich unter der unverhältnismäßigen Größe des Schädels, der mit dichtem, etwas lockigem und sehr weichem, üppigem Haar bedeckt war. Unablässig fuhr er sich mit einem Kamm darüber, den er stets bei sich trug. Seltsam wirkten bei dem mächtigen Körper die kleinen und fast zartweichen Hände mit kurzen Fingern, und die kleinen Füße, auf die er sehr stolz war, die auf seine aristokratische Abstammung deuten sollten. Aus ihnen und dem Mangel jeglicher Behaarung des Körpers schloß er auf den Adel der Rasse, der er entstammte, was ihn jedoch nicht hinderte zu behaupten, daß seine Mutter eine Hamburger Jüdin gewesen war ...

Strindberg sprach viel, anfangs in gebrochenem Deutsch, doch je mehr er trank — und man trank bei Hanssons ausschließlich ‚toddy' (lauwarmes Wasser — halb Kognak oder Whisky), um so mehr löste sich seine Zunge, und nach dem zehnten Toddy sprach er schon im reinsten literarischen Deutsch. Er

sprach den ganzen Abend, blendete uns durch fabelhafte Paradoxe, versetzte uns in Staunen durch wissenschaftliche Theorien, die alle bisherigen wissenschaftlichen Ansichten über den Haufen warfen. Verächtlich berührte er auch die Literatur — nur einen anerkannte er: Balzac — und zum Teil noch Zola. Er erzählte von seinen Erlebnissen mit solcher Aufrichtigkeit und solch offener Rücksichtslosigkeit, daß wir unwillkürlich beschämt einander anblickten. Endlich — der Tag brach schon an — griff er nach seiner Gitarre, die er stets mit sich führte, und sang, auf einem Beine stehend, maßlos unzüchtige und grauenvoll traurige schwedische Studentenlieder ...

Die Grundlage seines Denkens, all seiner Gefühle war übersättigt mit einem grauenhaften Haß — in seinem ganzen Lebenswerk findet man nirgends Liebe — mit dem Haß eines an Verfolgungswahn leidenden Menschen. So wurde die anfängliche Harmonie, die Strindberg mit dem Hause Hansson verband, schon nach einigen Wochen umschattet und durch den wahnsinnigen Argwohn Strindbergs vergiftet. Sein Hirn begann krankhaft zu arbeiten: er hatte die verzweifelten Briefe, die er an Ola Hansson geschrieben, vergessen; mißtrauisch begann er zu glauben, daß Hansson, als er ihn nach Deutschland herüberlockte, in seinem Schatten zu einem berühmten Künstler emporzuwachsen hoffte, — er hatte vergessen, daß er die Briefe Nietzsches, die dieser — auch schon vom Wahn befallen — an ihn geschrieben hatte, seinem Bruder in Stockholm zur Verwahrung gegeben hatte. Jetzt konnte er sie nicht finden und verdächtigte Laura Marholm, sie habe sie ihm gestohlen. Die ganze Rettungsaktion, die er durch seine verzweifelten Hilferufe hervorgerufen hatte, betrachtete er nunmehr als widrige Intrige, die ihn in seiner Heimat unmöglich machen sollte. Hansson, der es einmal wagte, anderer Ansicht zu sein als er, erschien jetzt als ein verdächtiger Intrigant, und in Frau Laura sah er einen Detektiv, die ihn Tag und Nacht beobachtete, um aus ihm die tiefsten Geheimnisse herauszulocken und sie in der skandinavischen Presse zu veröffentlichen. Strindberg sich in irgend etwas widersetzen, bedeutete, seinen ganzen Haß auf sich zu ziehen — Strindberg war ein Genie des Hasses — andererseits schmerzten mich die Insinuationen und Verdächtigungen, die er hartnäckig gegen Hanssons richtete. Unter dem Vorwand dringender Arbeit zog ich mich für eine Zeit zurück. Es vergingen aber keine zwei Wochen, als plötzlich frühmorgens Strindberg in meiner Wohnung erschien, diesmal schon ohne Koffer, nur mit seinem blauen Sack unter dem Arm.

‚Endlich bin ich erlöst!' Erschöpft fiel er auf einen Stuhl. Nachts hatte ihn der Gedanke überfallen, daß Laura Marholm seinem Leben nachstelle! Er war zur Bahn gelaufen und mit dem ersten Zug nach Berlin gekommen — schnurstracks zu mir.

Man mußte Strindberg retten: sein ganzes Vermögen betrug 50 Pfennig ... Wiederum begann eine neue, noch schwierigere Rettungsaktion. Ich lief zu Dr. Asch, der gleich mir Hansson schätzte und liebte. Es kostete viel Mühe und Überredungskunst, ihn von der unbedingten Notwendigkeit einer sofortigen Hilfe zu überzeugen. Schließlich bildete sich ein ganzes Konsortium, das die Verpflichtung übernahm, Strindberg zu unterstützen. Sonderbar genug: — es waren ausschließlich Juden: Seligsohn, Kantorowicz, Förtner, die Familie Asch und A. Goldberg. Nur drei Arier traten diesem Konsortium bei — ein armer Schlucker, der selbst nichts zu beißen hatte: Richard Dehmel, — der zweite, ein genialer Chirurg, der seine ganze Einkünfte seinen Erfindungen opferte: Ludwig Schleich, der später berühmt gewordene Professor an der Berliner Universität, — und ich, der ich selbst nicht helfen konnte, dafür aber alle meine Kräfte einsetzte, um etwas für Strindberg zu erbetteln.

Einstweilen war die Existenz Strindbergs völlig gesichert. Man mietete ihm ein schönes Zimmer in einem kleinen Hotel in einer ruhigen Straße, einer Sackgasse in der Nähe der Linden, man kaufte ihm einen Anzug und das Nötigste an Wäsche... Jede Woche erschien irgendein Seligsohn und bezahlte die Rechnungen im Hotel, die sehr oft übermäßig hoch waren. Strindberg ließ sich nichts abgehen.

In der Zwischenzeit machte Strindberg eine in der Nähe seines Hotels gelegene, wenig be-

suchte Weinkneipe ausfindig, die sehr bald das berühmteste, oder besser gesagt, das berüchtigtste Lokal der Boheme werden sollte, — freilich nicht der deutschen, denn die konnte sich Wein nicht leisten, aber der skandinavischen. ‚Zum schwarzen Ferkel' hieß diese Kneipe . . ."

Soweit der Pole mit dem unaussprechlichen Namen. Wir sind ihm für die Schilderung dankbar. Das waren damals Deutschlands geistige Führer.

Weltsprache und Weltgeltung

Es ist unbestritten, daß die englische Sprache an weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Bedeutung alle andern Sprachen überragt. Den Ursachen der Herrschaftsstellung des Englischen nachgehend, kommt Dr. Sigismund Gargas (Haag) am Schlusse seiner wie oben überschriebenen Ausführungen, die er in den Monatsheften „Geisteskultur" (Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin) veröffentlicht, zu der Überzeugung, daß in absehbarer Zeit daran nichts geändert werden kann. „Es ist ja wahr," schreibt er, „daß die englische Sprache manche nationale Gefühle verletzt, da das Englische nicht immer nur Verehrung, sondern vielfach auch Haß erzeugt. Aber auch jene Völker, oder zumindest jene Elemente, die England oder Amerika, wie alles Angelsächsische überhaupt, hassen, bedienen sich doch zur Verkündung und Predigt dieses Hasses zuvörderst der englischen Sprache. Das auf tiefgehender wirtschaftlicher Grundlage erfolgte Hineindringen der englischen Sprache in tiefe Schichten der Welt hat jedoch zur Folge, daß sowohl für heutzutage, als auch für eine sehr lang absehbare Zeit alle Versuche, die englische Weltsprache durch eine andere, künstliche zu ersetzen, so gut wie aussichtslos erscheinen. Vergleiche man doch nur die Zahl der englisch Sprechenden mit der Zahl der Esperanto-Sprecher, und man wird erkennen, wie außerordentlich geringfügig die Zahl der letzteren ist. Die Sprache ist eben kein Erzeugnis der Kunst, sondern ein Ergebnis einer langjährigen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung, und wollte das Esperanto eine auch nur annähernd ähnliche Bedeutung erreichen, wie sie den heutzutage bestehenden ‚natürlichen' Weltsprachen innewohnt, so würde dazu nicht nur ein außerordentlich großer Propagandaorganismus nötig sein, dessen Erhaltung und Betätigung mit ganz immensen Kosten verbunden wäre, diese Propaganda müßte überdies auf außerordentlich lange Zeiträume sich erstrecken. Auch ist nicht anzunehmen, daß eine der großen Weltsprachen zugunsten der künstlichen Weltsprache abdanken sollte oder abzudanken auch nur in der Lage wäre. Ist ja doch, wie aus vorstehendem ersichtlich, die Frage der Weltsprache zugleich auch die Frage der Weltgeltung, und die imperialistischen Bestrebungen der großen Völker der Welt bedienen sich der ihnen nahestehenden Sprachen als äußerst wirkungsvoller Hilfsmittel dieser Weltgeltung. Und wenn jetzt, unter dem Einflusse der Idee des Völkerbundes, unter den großen Kulturvölkern der Welt ein Zustand des Friedens zu erhoffen ist, so bedeutet der Zustand des Friedens keineswegs auch die Einstellung des kulturellen Wettkampfes. Im Gegenteil, die kulturellen Kampfmittel rücken noch mehr in den Vordergrund, als dies früher der Fall gewesen, und das Esperanto oder irgend eine andere künstliche Weltsprache dürfte schon aus diesem Grunde auf eine tatkräftige und erfolgreiche Förderung seitens des Völkerbundes kaum rechnen können."

Kreuz und quer durch Asien

heißt ein bei Köhler & Amelang (1925, 9 Bogen) erschienenes Buch eines Landmannes Paul Fuchs, Besitzer des Westfälischen Hofes in Laasphe. Es gehört einer Bücherreihe an über die Abenteuer und Leistungen Deutscher im Auslande. Zwar ist es ein Kriegsbuch, und solche haben heute nicht mehr das Interesse beim großen Publikum wie einst. Außerdem werden in den meisten derartigen Büchern Kriegserlebnisse aus den Kolonien, Kreuzerfahrten der Marine, Fluchtversuche von Gefangenen und dergleichen äußere Begebenheiten geschildert, die gewiß interessant sind und verständlicherweise verschlungen werden. Aber irgendwie liegt in dieser

Gattung von Publikationen oder auch in derartigen Vorträgen ein ungewolltes und unbewußtes Unrecht und eine tiefe Tragik. Was auch außerhalb Europas während des Krieges erlebt sein mag, das Fremdartige entzieht unsere Bewunderung immer denjenigen, die sie doch am meisten verdienen, den Trägern des Großkampfes im Westen, der Infanterie im vordersten Graben, deren Ruhmesblätter allzu unbeschrieben sind. Nicht einmal das Trommelfeuer, vielmehr die jahrelange Gebundenheit an Erdlöcher ohne Aussicht auf irgendwelche Abwechselung forderte im Stellungskriege Eigenschaften des dauernden Lebensverzichtes, während aus der Freiheit des Abenteurers immer neues Leben zeugende Energien geboren werden.

Nun zu unserem Buch. Es ist in der Tat kaum faßbar, was hier an wechselvollen Schicksalen geboten wird. Der Verfasser fällt Mitte 1915 als Infanterist in russische Gefangenschaft und wird nach Wladiwostok abtransportiert. Von Hause aus beherrschte er die russische Sprache, der er im Grunde alle seine Erfolge verdankt. In russischer Soldatenuniform gelangt er nach Moskau und wird dort als deutscher Spion eine Weile festgesetzt. Nach seiner Freilassung beteiligt er sich im Frühjahre 1917 in Petersburg an der Revolution, hilft Frachtdampfer ausplündern und verkauft die Ware als Straßenhändler mit einem Verdienst von 6000 Rubel. Dann verschafft er sich Papiere und Uniform eines russischen Artillerieoffiziers und kommt als Vermessungsoffizier zum Bahnbau nach Waldai, wo er Chinesen und deutsche Kriegsgefangene, Bückeburger Jäger, beaufsichtigt. Mit zweien von ihnen macht er gemeinsame Sache, stiehlt sich Fahrtausweise und abgestempelte Papiere mit dem Befehl, sich an der russisch-persischen Grenze zu melden. Sie entweichen dann über die persische Grenze nach Täbris. Bei einem mißlungenen Versuche, nach Teheran zu gelangen, von Räubern ausgeplündert, werden sie selbst Räuber. Zum zweiten Male gelingt der Durchbruch von Täbris über Kurdistan zur türkischen Front. Allerdings, unterwegs wurden sie auch noch einmal von den Engländern aufgegriffen und zum Brückenbau verwendet. Als deutscher Offiziersaspirant erhält er türkische Offiziersuniform und wird nach Deutschland beurlaubt, wo er nach vierjähriger Abwesenheit Juni 1918 anlangt. Auf die mancherlei Erlebnisse, Kämpfe und Verwundungen, sowie auf die gefährliche Reise durch Kurdistan kann ich hier nicht näher eingehen.

Ohne Zweifel haben wir in Fuchs einen ganzen Kerl vom Scheitel bis zur Sohle vor uns, der jeder Situation gerecht wurde. Das Buch soll kein literarisches Kunstwerk sein, es ist anschaulich und lapidar geschrieben, und die Person des Verfassers hält sich immer bescheiden im Hintergrunde. Die Vielweiberei in Persien, der er dort einmal mit 7 Frauen, einmal mit 16 begegnet ist, sind Ausnahmen, auch bei den Begüterten, die Einehe ist die Regel. Die Schlangen und Riesenspinnen in Kurdistan sind ein wenig groß ausgefallen. Kannibalismus in Persien dürfte eine Mythe sein. Mehr zeitliche und geographische Angaben wären erwünscht gewesen, durchaus ungenügend sind sie im Kapitel: „Mißglückte Wüstenreise“ und auf der Expedition zwischen Sautschbelak und Derbrika, aber andererseits auch bei den ungewollten Irrfahrten verständlich.

Persien hat ein extrem-kontinentales Klima, und im Januar ist es im Norden bitterkalt: sollte da nicht eine Verwechslung vorliegen? Denn um eine solche kann es sich nur handeln, da das Gesamterlebnis außer Zweifel steht.

Es gibt schon allerhand Kriegsliteratur, aber diese ist ein Unikum der Anpassung an gegebene Verhältnisse und der Unverfrorenheit im Kampfe um die goldene Freiheit. Über unsere engere Heimat hinaus kann das Buch nur auf das wärmste empfohlen werden.

Fritz Klein

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard. Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Konrad Dürre. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen ist zur Rückbeförderung die Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Schneeglöckchen Heinz Basedow



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. | März 1927 | Heft 6

Dieser Gott — das gute Wesen, der Menschenfreund, der Vater im Himmel — ist mir seit frühester Jugend stets gegenwärtig. Immer war es mir zumute, als stünde ich auf seinem offenen Handteller und könnte darum, was auch geschehe, nie in den Abgrund stürzen. Ohne dieses Bewußtsein wäre ich außerstande gewesen, mein Leben zu leben. Ich glaube an keine Möglichkeit eines alle Kreise erfassenden mächtigen und anhaltenden Wiederaufblühens religiösen Lebens, bis nicht dieser Gott — der nicht gewußt, sondern *geglaubt* wird — von neuem *allgemeiner Besitz der Menschenseelen* wird...

Ich weiß, daß die Sonne am Himmel steht; fester und gewisser und inhaltsreicher ist aber mein Glaube an *Jesum Christum* als meinen Heiland.

H. St. Chamberlain

Innere Gerechtigkeit

Von Karl Bleibtreu

Gott ist ein Gott der lebendigen Tatsachen und läßt lebendig diejenigen sich selber begraben, die ihre Schuld und die gerechte Sühne nicht sehen wollen. Über Belgiens „Martyrium" schwebt die Astralrache unzähliger gemeuchelter und verstümmelter Kongobewohner. Weil Polen einst bei lebendigem Leib wie von Pferden in drei Stücke gerissen, gebührte ihm Wiederbelebung für dies Verbrechen; da es aber selbst genug Völkermorde beging, wie der tödliche Haß der Ruthenen und Litauer lehrt, so wird sein undankbarer Übermut gegen die deutsche Kulturüberlegenheit keine Sättigung finden, auch wenn der weiße Adler vom reindeutschen Danzig ins Meer schaut. Die Tschechen üben geschichtliche Vergeltung an Habsburgs jesuitischer Gegenreformation; Deutschböhmens Unterdrückung wird aber gleichfalls auf sie zurückfallen. Ungarns Verrat wurde sofort furchtbar bestraft durch die angewedelte Entente selber; Bulgarien erging es nicht anders. Italien und Südslawien binden sich gegenseitig die Zuchtrute. Umsonst springt Versailler Gerechtigkeit von einem Bein aufs andere, um einmal Geleise für Nationalitäts-, einmal für Besitzrecht zu gewinnen, bald die Einwohner, bald die Geographie als Maßstab zu nehmen. Zweihundertjähriges Besitzrecht macht Frankreichs Raub des achthundertjährigen deutschen Reichsbesitzes mit 85 % deutscher Bevölkerung nicht legitimer; schon heute sträubt sich Elsaß-Lothringens Autonomiewunsch gegen so unerwünschte Beglückung.

Erinnern sich die Vlamen, daß Amiens, Peronne, Lille, Arras zum reichsdeutschen Flandern gehörten und sie bezeichnenderweise dem deutschen Maximilian den Vorzug vor allen Bewerbern um Karls des Kühnen Erbin gaben? (Vgl. Gerbier, „Marie de Bourgogne".) Letzteren wallonischen Despoten haßten sie bitter; die belgische Frage enthielt schon damals Fußangeln für geschichtliche Betrachtung. Ob die „Belgen" Gallier oder Germanen waren, geht aus Cäsars Kommentarien nicht hervor, jedenfalls wohnten damals schon dort angesiedelte Germanenstämme lange vor den vlamischen Rheinfranken. Die Fiktion Belgien tauchte erst 1831 auf; dieser „Nationalstaat" besteht nur aus zwei tödlich verfeindeten Rassen mit den schlechtesten Schul- und Sozialbedingungen. Auch natürliche Hinneigung zu Frankreich ist Fabel. So tapfer belgische Soldaten (112. Infanterie und Reitende Jäger) für Napoleon fochten, finden wir (Fieffé, „Geschichte der Fremdtruppen") nur Offiziere mit vlamischem Namen und bei Waterloo nur vlamische Generale, wo die Belgier nicht laut englischer Verleumdung ausrissen, sondern die geliebten Franzosen energisch bekämpften. Ein französisches Spezialbuch schildert die antifranzösische Gesinnung Belgiens vor 1814. Heutiges Französeln, wo die Vlamen Maeterlink und Verhaeren französisch dichten, bedeutet Unnatur, da die heute geknechteten Vlamen seit ihrer siegreichen Schlacht bei Courtrai gegen Philipp le Bel nie nach Frankreich gravitierten, sondern sich wie Lothringen besonderer Treue zum deutschen Reich rühmten. Die Leiden all dieser abtrünnigen Germanen von Mülhausen bis Antwerpen sind nur gerechte Strafe ihrer Verwelschung aus einfachen Selbstsuchtsgründen, weil sie lieber einem prunkenden mächtigen Gallien als einem zerklüfte-

ten armen Germanien angehören wollten. Die ruhige Rückentwicklung zum Germanischen ist durch den Weltkrieg nur gewaltsam unterbrochen worden; fremdtümelnde Welschgängerei rächt sich an sich selbst, denn französische Usurpation pflegt nicht viel Federlesens zu machen. Hoffart und Unsittlichkeit des Anjoureichs drückten einst das reiche, fleißige Volk Süditaliens zum bettelhaftesten, faulsten Europas herunter. Das Aufblühen des Elsaß nach deutscher Rückerwerbung wird unter französischer Verwaltung verkrüppeln. Übrigens würde Belgien als französischer Kleinstaat, der seine sogenannte Neutralität aufgibt — sie wurde nicht verletzt, da sie nie bestand —, gerade so eine Drohung gegen England, Antwerpen eine „gegen Englands Brust gerichtete Pistole“ (Napoleon) werden, wie in Deutschlands Händen.

Wir sehen in allem nur eine gerechte Geschichtsmoral. „Gebt acht auf die Bosheit der Deutschen!“ rief Ziska, und die deutschen Bergleute von Kuttenberg machten gemeinsame Sache mit dem Kreuzzug ihrer Herrenrasse gegen die hussitischen Ketzerrepublikaner. (Beiläufig mit 150000 Gewappneten, wie sie auch einst Friedrich II. gegen Mailand führte. Die Streitmacht nichtdeutscher Staaten bis Ludwig XIV. betrug 30—50000. Welcher Machtunterschied!) Daher: ihren vererbten rassenmäßigen Haßinstinkt verargen wir den Tschechen nicht, wohl aber ihren Undank gegen deutsche Ordnung, der sie allein ihre sogenannte Nationalkultur und ihren Wohlstand verdanken, und ihre Tücke, das starke Deutschtum im eigenen Lande mit der alten Hochschule Prag ihrem minderwertigen Slawentum unterwerfen zu wollen. Die Kausalstrafe wird sowenig ausbleiben wie bei den Madjaren, deren hochmütige Ohnmacht es kennzeichnet, daß sie ihren wirklich großen Nationaldichter Petöfi von den verachteten Slowaken sich ausliehen. Zwangsmadjarisierung, besonders den Siebenbürger Sachsen gegenüber eine Unverschämtheit, und Gekläff gegen die „deutschen Hunde“ (Német), die doch allein Staatsgesittung in die Pußta brachten, endeten mit Ungarns Zerfleischung durch ganz andere tolle Hunde, die sich untereinander um diesen Fraß balgen. Preßburg tschecho-slowakisch, Herrmannstadt und Klausenburg rumänisch, die uralt madjarische Theiß-Ebene an Serben und Rumänen überantwortet — man glaubt zu träumen! Wann gehörte denn je das alte Szeklerland Siebenbürgen den Walachen? Wann war der Banat nicht madjarisches Eigentum? Die lächerliche Karte von Groß-Dacien verwechselt die alte Römerprovinz als lateinische Militärkolonie mit dem Walachenland am Sereth, das früher nie etwas anderes vorstellte als ein türkisches Paschalik. Wann hatten Mazedonien und Dobrudscha andere als bulgarische Einwohner? Alle sogenannten Nationalrechte in den von Ungarn abgerissenen Ländern berufen sich umgekehrt auf Massen von Einwanderern, die freiwillig Bürger der Stephanskrone wurden; und geradeso steht es mit den polnischen in Westpreußen. Es wird also überall rechts und links wild und wüst drauflos vergewaltigt „für Freiheit und Recht“; und wir bewundern die Mäßigung der Polaken, daß sie nicht noch Kiew, Smolensk, Odessa beanspruchen, weil sie einstmals dort ihre polnische Wirtschaft übten. Das ihnen angetane, obwohl selbstverschuldete Unrecht ist nun gesühnt, indem deutsche Waffen sie von der russischen Tyrannei erlösten. Da sie aber jede Lösung durch die Mittelmächte ausschlugen, wo ihre Adelskreise früher nur allzusehr verhätschelt wurden, mögen sie zusehen, ob die geliebten Franzosen sie auf die Dauer vor den Bolsche-

wisten schützen können. Auch die Berauber Ungarns werden ihrer maßlosen Beute nicht froh werden, die Madjaren aber die verdiente Lektion lernen, was sie vom angeschmachteten Frankreich zu halten haben.

Die Griechen, die für ihr langes Dulden sicher Belohnung verdienten, sahen sich aber auch, weil sie zuletzt dem Venizelos Gehör schenkten, um manche Hoffnung betrogen, da die großen Herren der Entente allein die Türkei verzehren wollten; und wenn die Türken, wie die Bulgaren für ihren späteren Abfall von ihren Schützern, furchtbar bestraft wurden, so gibt das Übermaß der Siegerbedrückung ihnen die Aussicht auf Kausalrache. Gelingt es den Bolschewisten, den heiligen Krieg des Islam als Verbündeten nach Indien zu tragen, so droht dem Versailler Weltprogramm Durchlöcherung. Karma = Gerechtigkeit wird die Kausalität erneut so einrichten, daß die „Sieger" beim Weltgericht nicht leer ausgehen.

Trotz aller Düsternis, die über Deutschland lagert, bleibt der Zerfall des Zarentums und des unzuverlässigen Habsburg ein Lichtblick, eine starke Erleichterung. Polen und Tschechen können sich unmöglich aus eigener Kraft halten, nie Deutschland ernstlich bedrohen. Der Musikant Paderewski machte eine verfrühte Zukunfts- und Programm-Musik; sie wird sich in grelle Dissonanz auflösen.

Wie das russisch-polnische Bahnnetz ganz auf Berlin—Wien eingestellt ist, so das italienische auf deutschen Anschluß über Brenner und Gotthard. Wirtschaftlich kann kein Seeverkehr den gewohnten Bahnverkehr Osteuropas bis Konstantinopel ersetzen. Frankreich, das auch an Spanien einen heimlichen Feind hat, ist zu ausgepumpt, um allein den Heißhunger seines inneren Bandwurms zu befriedigen, die Angelsachsen aber fanden längst ein Haar in der Versailler Suppe. Das einseitige Geschrei „Gott strafe England!" muß verstummen, denn selbst die eindeutigen Geheimabkommen des zweideutigen Grey beweisen nicht, daß französische Revanche und russische Eroberungssucht eines fremden Spiritus rector bedurften, und Onkel Eduards Erbschaft war belastet mit dem gerechten Zorn, daß man kurzsichtig aus eitler Eifersucht zweimal die Freundeshand zurückwies und eine England feindliche Koalition anzetteln wollte. So steckt in Englands kurzlebigem Triumph eine gewisse Kausalgerechtigkeit, doch er muß durch seine grausame Ausnutzung zunichte werden.

* * *

Der deutsche Welschgänger blieb früher unkurierbar. Da nannte Graf York in seinen Weltgeschichts-Skizzen die Franzmänner „das begabteste Volk Europas"(!), beklagte rührend Franz I. Türkenbündnis, als ob nicht Louis XIV. dies allerchristlichst nachgeahmt hätte. Warum später die Republik sich an den Zarismus anbiederte? Weil Frankreich sich jedem Teufel verschreiben würde, um Germanien zu entmachten. Auch die germanische Blutmischung der Italiener trägt den Michel im Leibe: Natürlich sprach ein Gallier zu Rom das schöne Wort „Vae victis", doch die allzeit von Frankreich ausgeplünderte „lateinische Schwester" schwärmte noch im Longobarden Garibaldi das edle Patronat an. Jetzt hat Italien die Bescherung, ein verratener Verräter; selbst Französlingen liegt französische Huld zu schwer im Magen, mit verachtendem Undank belohnt. Nicht als Bayards ohne Tadel, sondern als roheste Barbaren galten in Italien die Franzosen seit Karl VIII., die dort ihren

Namen durch die nach ihnen benannte Syphilis verewigten. Das germanisch-normannisch blühende Süditalien kann sich noch heute für die Folgen der Anjouwirtschaft und die elenden spanischen Bourbonen bedanken.

Gewiß konnte Leibniz nicht seine Sophie Charlotte beim Grand Monarque finden; die parfümierte Henriette Orleans engagierte umsonst Racines Muse für ihre Hofliebschaft, während Lotte Orleans' Pfälzer Urwüchsigkeit sie in den Schatten stellte. Doch Michels Tölpelei kroch auch dann vor Versailles, als Friedrich der Große und die neue gewaltige Nationalliteratur den Deutschen ihre Überlegenheit zum Bewußtsein brachten. Das Ausland schätzte ahnungsvoll den Furor teutonicus richtiger ein. Friedrich klagte über „widernatürliche Alliancen" gegen das kleine Preußen, doch diese ahnungsvolle Verschwörung wusch sich noch auf dem Wiener Kongreß die Hände, wo Wellington das Bündnis mit Frankreich und Österreich gegen Preußen in der Tasche trug — vor Waterloo!

Nur durch stete Entschlossenheit konnte Deutschland sich inmitten Europas halten. Bismarck aber mit seinem „cauchemar des coalitions" war ein allzu ehrlicher Makler, der jeden etwas einstecken ließ und selber keine Gebühren einstrich. Schon sein Friede von Nikolsburg „unter Brüdern" hätte mit großmütiger Schonung sich verspekuliert, wie Erzherzog Albrechts und Lebruns Geheimverhandlungen vor 1870 lehren, wenn die Vorsehung nicht wider Erwarten sein Werk krönte. Auf die Schwarzgelben, die sogar bei Villafranca sich lieber mit Louis Napoleon als mit Preußen vertragen wollten, war politisch nie Verlaß, und Österreichs Zerfall befreit uns geradeso von steter Gefahr wie der Untergang des Zartums.

Man halte sich stets vor Augen, daß die Schweizer bei ihrem früheren Kriegsprestige sich immer noch stolz „Reichsverwandte" nannten, daß schon Wallenstein den Bismarck spielen wollte, bis ihm deutscher Neid den Großmachtkitzel austrieb, daß noch 1864 sich Albion nur mit dem ganzen Stolz papierener Leitartikel umgürtete und Louis Napoleon weder den Louis XIV. noch den Napoleon mimen durfte. Unnatürliche Entmachtung der „Mutter europäischer Kultur" (Kingsley) keimte immer nur aus selbstmörderischer Charakterschwäche. Phrasennebel der Entente hält sich für Tarnkappe, hinter der man die eiserne Stirn nicht sieht, doch Robespierres Spruch gilt ewig: „Die Wahrheit hat ergreifende Töne, die Lüge kann sie so wenig nachahmen wie Salmoneus die Donner des Zeus."

Tränen

Von Hugo Maaß

Wenn die Jugend Tränen weint,
Ob auch heiß die Schmerzen wogen,
Kaum, daß hell die Sonne scheint,
Hat ihr Strahl sie aufgesogen.

Tränen, die dem Alter leis
Tropfen von den welken Wangen,
Werden frosterstarrt zu Eis,
Bleiben an den Wimpern hangen.

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Zweites Buch: Die Reise

Erstes Kapitel: Der graue Saal

Felix hatte sich mit Henner in der großen Stadt eingefunden; sie sollte den Ausgangspunkt für die Reise in die pädagogische Provinz bilden. Er hatte noch am selben Tage Doktor Graumann besucht und sah sich schon am Abend inmitten einer ansehnlichen Gesellschaft, deren buntes Gemisch die beiden silbergrauen Säle reizvoll belebte.

„Es ist vernünftig von Ihnen, daß Sie Ihre Pilgerfahrt bei mir beginnen, junger Lebenslehrling“, sagte Graumann, der mit ihm und dem Domprediger Doktor Kirkhan an einem Tischchen saß. „Zwangloser können Sie das Kasperletheater Menschheit gar nicht kennen lernen.“

Felix trug den Schlüssel auf dem Herzen — und im Herzen eine große Freudigkeit. Ihn erwarteten uneröffnete Geheimnisse und Wismanns Schöpfung und auf alle Fälle ein Wiedersehen mit Nata, die um Weihnachten auffallend früh das Elternhaus wieder verlassen hatte. „Reise mit Gott“, hatte Meister schlicht gesagt. „Das Ziel kennst du.“

„Sie sind ja Sportsmann, Turner und Wanderer, nicht wahr?“ fuhr Graumann fort. „Recht so! Rhythmus! Ihr Vater — ein Meistermensch, aber etwas zu schwer. Sehen Sie sich den Dichter Leander an, dort drüben, den Sie noch genauer kennen lernen müssen! Er läßt sich durch alle wirtschaftliche Not und künstlerische Verkennung, die ihn bitter heimsuchen, zwar oft schwermütig stimmen, aber nicht unterkriegen. Ein springfedriges Stehaufmännchen, der übrigens auch ergrimmen kann! Verliebt sich in alle hübschen Frauen und jungen Mädchen, ja, in jeden Zopf, und kommt aus dem Staunen, daß es so viele Schönheit auf der Welt gibt, gar nicht heraus. Eben jetzt schwärmt er das rosige Gesichtchen der Frau von Wildenhain an, die oft von ihrem Gut in der Nachbarschaft auf meine offenen Abende kommt; unmittelbar vorher hat er sich mit meiner jugendlichen Nichte, der sehr gescheiten Studiosa Erika, in einem neckischen Redekampf herumgeschlagen. Er hat leichten Sinn, nicht Leichtsinn, obschon er im Geheimen leidet, während Ihr Vater, mein Lieber, ein wenig zu Schwere und Schwermut neigt.“

„Die trüben Zeitverhältnisse,“ bemerkte Felix, „lasten allerdings auf meinem Vater mehr als er's Wort haben will, besonders die sittliche Verrohung der Menschen. Wahrhaft befriedigt ist er eigentlich nur in seinem Heim und am Krankenbett; da habe ich ihn diesen Winter über sehr bewundern gelernt.“

Graumann nickte. „Er ist ein Meister der Heilkunst. Aber wenn jede Zähre der Schwermut einen Tropfen Gold in unsere wirtschaftliche Armseligkeit und seelische Erbärmlichkeit hineintröpfeln ließe — na ja, dann ließ' ich mir's gefallen. Was ist denn das bißchen Leben, wenn man's im Lichte der Ewigkeit betrachtet! Das flackert wie Flämmchen um diesen Planeten herum; das berührt sich mit anderen

Flämmchen, verflicht sich, löst sich und erlischt wieder oder verhuscht — ein Gaukelspiel wie Irrlichter über dem Moor. Was ist der Einzelne darin? Ein Hauch. Morgen sind wir auf Erden vergessen. Wie oft denk' ich das, wenn ich nach einem Leichenbegängnis meinen Zylinderhut in den Schrank lege! Die kosmische Weltregierung rechnet nach Lichtjahren von Jahrtausenden. Sehen Sie, junger Freund, so ist es auch mit diesem Salon. Ich habe zwölf Stammgäste; jeder von ihnen darf einen Gast mitbringen, nicht mehr, so daß zwei Dutzend nie überschritten werden. Eine kalte Küche ist dort hinten eingerichtet. Man stellt sich der Hausfrau vor — ich selber lege keinen Wert darauf — übrigens —" Er stemmte plötzlich das Einglas ins Auge und spähte in den Saal. „Da sehe ich den Kritiker Doktor Kaliber auftauchen, den Allmächtigen des Tageblatts, der den Buchschreibern und Bühnendichtern das Leben sauer macht und meinen Freund und Schützling Leander ganz besonders durchzuhecheln pflegt. Wer hat denn diesen Bazillus hier eingeschleppt?! Wenn die zwei aneinander geraten — ich will sie ein wenig auseinandermanövrieren."

Er erhob sich und ruderte unauffällig, da und dort grüßend, durch die vergnüglich plaudernde, lachende und speisende Gesellschaft. Die Hauptgruppe stand um die noch jugendlich wirkende Hausfrau, die mit ihren Perlen im braunen, wenig angegrauten Haar und ihrer hohen Gestalt ebenso vornehm wie freundlich hervorstach. Sie war besonders mit dem heiter-lebhaften, fast zierlich zu nennenden, an beiden Seiten der hohen kahlen Stirn schon etwas ergrauten Dichter und der dunkeläugigen Frau von Wildenhain im Gespräch.

Felix wendete den von der Fülle verwirrten Blick wieder dem stillen, ernsten Domprediger zu, der ihn aus tiefen Augen ruhig betrachtete, als ob die Unruhe um ihn her gar nicht vorhanden wäre. Es war ein durchdringender Blick unter dem mächtigen Gewölbe der Stirn, wie aus weiter Ferne; Felix erschrak fast, als er diesen zusammengeballten Strahlen begegnete. Dabei waren diese blauen Augen von einer unendlichen Milde.

„Graumann und ich sind Landsleute," begann der Domprediger wie im halblauten Selbstgespräch und senkte seinen ausgeprägten, fast viereckigen Gelehrtenschädel auf das vor ihm stehende Glas; „in unserer Landschaft läuft das zweite Gesicht um; eine nicht eben wünschenswerte, eher unheimliche Fähigkeit." Er richtete das Auge wieder auf Felix. „Was für ein Geheimnis schwebt eigentlich um Ihre Geburt? Und was ist es mit dieser Reise?"

Der junge Arzt zögerte mit der Antwort.

„Ein Geheimnis? Sie meinen vielleicht ein Gerücht? Denn ein Gerücht dieser Art oder vielmehr ein Klatsch darüber hat einmal unserer alten Köchin die Stelle gekostet. Ich habe bei dieser Gelegenheit meinen sonst sehr gehaltenen Vater wahrhaft ergrimmt gesehen. Und meine Reise? Ich bin eigentlich auf einem Umweg . . ."

Der Domprediger ließ seinen fremdartigen Blick höher steigen, als sähe er etwas um des Jünglings Haupt in der Luft, und fuhr in seiner leisen Sprechweise fort: „Wir haben ja schließlich alle, die wir uns als Jünger des Heilands fühlen, eine Krone über uns schweben. Wir sind verbannte Königskinder und müssen als Fremdlinge auf Erden eine Prüfung bestehen. Das Reich Gottes ist unsere unsichtbare Heimat. Heißt es nicht in Ihrem Kirchenliede: ‚Es glänzet der Christen inwendiges

Leben, obgleich sie von außen die Sonne verbrannt, Was ihnen der König des Himmels gegeben, ist keinem als ihnen nur selber bekannt' —? Sie sind evangelischer Christ, ich Katholik. Wir gehören aber beide zur Una sancta oder zum Reich Gottes und sind hienieden Fremdlinge."

Felix wußte nicht recht, wo das hinaus sollte, fühlte sich aber vom Silberklang der guten Stimme ebenso gefesselt wie vom Hauch der feinen Trauer, der den Geistlichen überschattete.

„Darf ich fragen, Herr Doktor," sprach er in einem Gefühl der Ehrfurcht, „worin neben Ihrem Beruf, der Sie gewiß sehr in Anspruch nimmt, Ihre wissenschaftliche Arbeit besteht?"

Doktor Kirkhan drehte das Glas Mineralwasser, das vor ihm stand, um sich selbst und verzog den schmalen Mund zu kaum merklichem Lächeln:

„Ich habe eine Reihe von theologischen und philosophischen Büchern geschrieben. Sie liegen als Manuskripte in meinem Schreibpult. Denn sie erhalten von meiner Kirche nicht das Imprimatur oder die Druck-Erlaubnis."

Felix horchte hoch auf. In diesem Manne, dessen dunkles Gewand bis zum Halse schloß, hatte er in dieser Geschlossenheit seiner äußeren Erscheinung tiefen Frieden vermutet. Nun aber zitterte aus diesen wenigen Worten eine ganz eigentümliche Gemütsstimmung; man vernahm daraus ein geheimes Trauerspiel. Es war nicht Bitterkeit, es war fromme Entsagung. Felix schwieg voll Achtung, seltsam bewegt.

„Ich bin heute abend nur Ihretwegen hergekommen", fuhr der Geistliche fort. „Sonst verkehre ich sehr selten auf diesen offenen Abenden meines lieben, wenn auch wunderlich gemischten Freundes Graumann. Ich liebe mehr das stille, gründlich durchgeführte Gespräch, Aug' in Auge, Herz zu Herzen. Aber ich hatte ein unbestimmtes Gefühl, Ihnen etwas sagen zu müssen, wenn es auch nur unterirdisch in Ihnen weiterschwingt. Man verwechselt leicht Kirche und Reich Gottes; man überschätzt auch manchmal die äußere Staatsverfassung, als ob es um die Seelen besser stünde, wenn wir etwa wieder einen König hätten; man verwechselt dabei äußere Macht mit innerer Gotteskraft, die uns allein helfen kann. Sollten Sie jemals, junger Freund, vor die Entscheidung gestellt werden, ob Macht und Ruhm von außen oder königliche Kraft von innen — so wählen Sie gut! Dies sagt Ihnen ein einsamer Mann, der seine tiefste Freude am Krankenbett und in der Seelsorge erlebt, dem aber das, was er für sein eigentliches Lebenswerk hält, unerfüllt bleibt. Ich habe entsagen gelernt; lernen Sie es auch, wenn die Stunde kommt!"

Er erhob sich unvermutet. Felix stand mit ihm auf und fragte, ergriffen von der zugleich feierlichen und zarten Art dieser eindrucksvollen Persönlichkeit: „Aber, Hochwürden, wollen Sie sich nicht genauer ausdrücken? Sie spielten vorhin auf meine Geburt an — können oder wollen Sie mir nichts Bestimmtes darüber sagen? Mein Vater ist ja die Verschwiegenheit selber. Ich fühle eine Wolke über meinem Haupte hangen, und wenn da wirklich ein Geheimnis ist, so hoffe ich es in der pädagogischen Provinz zu entschleiern."

„Die pädagogische Provinz ist Ihr Reiseziel, wie ich schon von Freund Graumann vernahm", sagte der Domprediger. „Grüßen Sie den Rektor Wismann, diesen kathol-evangelischen Christen, den auch wir Katholiken schätzen."

„Und über meine Geburt oder überhaupt über mein Geheimnis, Hochwürden, haben Sie mir nichts zu sagen?“ beharrte Felix lächelnd.

„Was könnte ich schlichter Diener der Kirche sagen, was Ihnen nicht auch durch Wismann kund werden könnte?“ Der Domprediger schüttelte dem jungen Pilgerfahrer herzlich die Hand. „Gott führe Sie! Es liegt eine Krone im tiefen Rhein, heißt es im Volkslied; man könnte auch sagen: es schweben Kronen über manchen Pilgers Haupt. Gott lenke Ihre Hand, daß es die Krone des Lebens sei, wenn Sie danach greifen!“

Dies war in seiner mildgedämpften Art gesprochen, ohne jedes Pathos. Schon wandte sich der schmalbrüstige Mann nach dem Ausgang, nickte im Vorübergehen der Hausfrau zu und war unauffällig in seine Einsamkeit verschwunden.

Felix hatte ein Gefühl, als hätte er einen Segen empfangen von einem fast heiligmäßigen Manne, wie sie heute selten sind in den Wirbeln dieser Zeit. Doch schon sah er sich vom Dichter Rolf Leander und von der hübschen Frau von Wildenhain in die Mitte genommen und um eine andersartige Entscheidung gebeten.

„Ist es richtig, Herr Doktor Meister,“ lachte die schlanke Brünette, „daß mir unser Dichter kein Wort aus seiner literarischen Werkstatt mitteilt, wenn ich vom Gut meines Mannes herüberkomme, um hier etwas geistige Anregung zu finden? Statt dessen macht er mir fade Komplimente!“

„Fade Komplimente?“ wiederholte der mittelgroße, fast klein zu nennende, sehr bewegliche Dichter, zog sein Taschentuch und wischte das Kneiferglas. „Sie haben es also deutlich gehört, Herr Doktor: fade Komplimente nennt sie das! Nehmen Sie bei uns Platz, bitte! Auf diesem Stuhle saß der Domprediger, einer der wenigen wahren Menschen in diesem Saale: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Wenn mich also eine lebendige Schönheit begeistert, soll ich von meinen papierenen Werken schwatzen? Was ist wichtiger, gnädige Frau: Papier oder eine unsterbliche Seele in schöner Hülle?“

„Manches Papier ist jedenfalls langlebiger als irgendein — na, sagen wir irgendein Rittergutsbesitzer! Ich höre auf unserm Gut nur von Pferden, Kühen und Kälbern, allenfalls von einem Bock oder von Schnepfen, die mein Mann geschossen hat, von Heiraten und Taufen und Kaffeetratsch und Familienstammbäumen — aber von einer inneren Welt nichts — reinab nichts.“

„Leider!“ nickte Leander. „Haben Sie jemals in der Bücherei eines Ihrer adligen Rittergüter ein Buch von mir gefunden?“

„Niemals!“ Die schöne Frau zuckte verächtlich die Achseln. „Ich bin eine Ketzerin unter meinen Standesgenossen, aber ich werde nicht aufhören, sie Barbaren zu nennen, die von Kulturaufgaben keine Ahnung haben. Sich an Kunst und Dichtung zu begeistern, gilt nicht als standesgemäß; aber sich an alkoholischen Getränken zu berauschen, bis sie unter den Stühlen liegen — pah! Still davon!“ Sie zündete sich eine Zigarette an. „Und darum sollen Sie, Herr Leander, in mir nicht auch noch das Weibchen sehen, um das man herumschwärmt!“

Leander setzte seinen Kneifer auf und betrachtete die hübsche Frau. Sie hatte ein Rosakleid an mit weißem Pelzbesatz und sah allerliebst aus. Er sprach sehr ernsthaft: „Sie irren, meine gnädige Frau. Ich bin mit meinen fünfzig Jahren dem Backfisch-

alter entrückt. Sie sind mir kein Weibchen, sondern eine höchst ernsthafte Angelegenheit des Schönen. Eine schöne Seele in einem schönen Körper ist etwas Heiliges."

„Ach ja, Heiliges!" antwortete die Schöne mit unverhohlener Bitterkeit. „Ein Mann, der mich angeblich liebt, sagte mir neulich, indem er mit den Fingern Krallenbewegungen machte, als ob er mich zerreißen wollte: Du ahnst ja gar nicht, was für ein Raubtier in mir steckt — mit anderen Worten: das Weibchen besitzen, zerraufen und auf den Kehrichthaufen werfen! Das ist in den Augen dieser Männer das Heilige!"

„Sie haben recht, daß Sie ‚diese Männer' sagen, denn in meinen Augen sind diese widerwärtigen Weiberjäger keine Männer, sondern Triebtiere", erwiderte der Dichter grimmig-ernst. „Und hier der junge Doktor Meister wird wohl auch nicht sagen können, daß in seiner Familie derartige Anschauungen umlaufen vom Heiligsten, was es im Menschenleben gibt: von der Jungfräulichkeit und von der Mutterschaft. Sie sind Mutter, gnädige Frau: wenn das eben von Ihnen Angedeutete ein Mann Ihres Standes zu Ihnen gesagt hat, so hat er Sie unverschämt beleidigt. Und Sie hätten ihm auf der Stelle eine Ohrfeige versetzen sollen — aber schallend, gnädige Frau, gepfeffert!"

Und in seiner lebhaften Art machte er die verfängliche Bewegung und holte weit aus. Frau von Wildenhain errötete, wehrte mit den Händen ab und lachte verlegen. Er seinerseits sagte, jäh abspringend: „Übrigens habe ich soeben etwas Artiges entdeckt: erst in der Bewegung entfaltet sich die volle Schönheit. Wie Sie nämlich soeben erröteten und lebhaft abwehrten, sahen Sie wahrhaft entzückend aus. Woraus erhellt, daß Frauen im Spiegel ihre eigene Schönheit nicht schauen können, weil sie sich nicht in der reizenden Bewegung des Gespräches sehen. Übrigens — Krallen? Raubtier? Das geht mir im Kopf herum. Das kann nur ein Feind der Schönheit, also auch Ihr Feind gesprochen haben. Edle Frauen wollen nicht zerkrallt, zerrupft und zerrissen, sondern verstanden und geehrt sein. Dieses verrohte Zeitalter der Raubtierkrallen verehrt nicht mehr. Wir andern sind sehr einsam!"

„Was sagen Sie zu unserm Dichter?" wandte sich Frau von Wildenhain an Felix, denn Leander stützte plötzlich in einem schwermütigen Anfall den Kopf in die Hände.

„Mein Vater meint genau dasselbe", erwiderte Felix. „Er leidet ebenso unter dem verrohten Zeitgeist. Überall fehlt Ehrfurcht."

„Sehen Sie!" rief Leander heftig. „Wenn wir nicht mit den Schweinen Schweine sind, so schimpft man uns blutarm und unsinnlich, ja, süßlich und weichlich, hängt uns also einen künstlerischen Mangel an und verhöhnt uns als minderwertig! Leide ich nicht lebenslang unter dieser Bemängelung meiner Kunst und kann infolgedessen mein Bestes nicht entfalten, im Winkel hungernd — ja, wäre buchstäblich verhungert, wenn Graumann nicht wäre?! Betrachten Sie meine hager vorstehenden Backenknochen! Rassenforscher werden mich unter die mongoloiden Typen einreihen. Man hat heute keine Dichtung mehr, sondern nur noch Literatur. Dichtung erliebt man, Literatur macht man. O pfui Geier, wenn ich auf dieses Gesindel komme, dann bricht ein ungeheurer Haß aus mir heraus — und mit dem Haß ein ungeheurer Lebensschmerz. Still davon!"

„Ich habe gelesen, was dieser abscheuliche Kritiker Liber im Tageblatt über Ihr Weihnachtsmärchen schrieb“, bemerkte die hübsche Frau nicht ohne Mitgefühl.

„Schweigen Sie von dem Buben!“ rief der erregte Poet. „Diesen gewerbsmäßigen Verleumdern ist man wehrlos ans Messer geliefert. Nicht, daß sie ablehnen, ist unser Schmerz und unsere Schande, sondern wie sie ablehnen: verächtlich, höhnisch, als wäre man ein ausgemachter Trottel. Glauben Sie mir, gnädige Frau, die Gutlaune in meinen Werken ist schwer erkämpft. Gott allein weiß um meine schlaflosen Nächte in dieser lieblosen Welt der Schufte! — Ich muß mir mit einer Flasche Bier den Grimm hinunterspülen.“

Er ging ohne Umstände nach dem Büfett.

„Der auch!“ schoß es Felix durch den Kopf. An derselben Stelle hatte vor wenigen Minuten der stille Domprediger geseufzt.

Die Hausfrau trat heran. „Meine Herrschaften, wir haben zwei junge Lehrer unter uns, die vortrefflich miteinander eingespielt sind: sie werden uns eine Mozartsche Sonate spielen.“

Schon sah man zwei junge Leute am Flügel Platz nehmen. Alles setzte sich zurecht; und eine Mozartsche Sonate, von Amoretten umflogen, rauschte durch die andachtsvoll verstummte Menge. Graumann war ein Freund klassischer Musik.

Als der Beifall verklungen war, trat der Dichter wieder heran, aufgeheitert, mit ganz anderem Gesichtsausdruck. „Liebe, gnädige Frau,“ sprach er, „ich bin noch ganz beseligt von meinem Liebling Mozart. Lassen Sie sich meine Huldigung gefallen! Die Freude am Schönen ist mir Lebensbedürfnis, ob's nun bezopfte Mädchen sind oder eine anmutvolle Frau oder Bildwerke und große Musik und Sonnenuntergänge — oder was es sonst noch Holdseliges auf dieser lieben, närrischen Welt gibt. Wie kommen Sie zu der Behauptung, daß wir Männer nur das Weibchen zu besitzen trachten?“

„Man macht als Frau seine Erfahrungen“, erwiderte sie und senkte den Blick. Ein Gemisch von Empfindungen spielte auf ihren ausdrucksvollen, trotzig-verlegenen Gesichtszügen.

„Sie sind glückliche Gattin, haben zwei prächtige Kinder — was wollen Sie mehr?“

„Was weiß denn einer vom andern!“ klang es kurz und bitter zurück.

„Da haben Sie recht — jeder hat sein Geheimnis — vielleicht seine geheime Wunde“, nickte der Dichter.

Felix, der halb abgewandt in den Saal schaute, griff unwillkürlich an seine Brust. Sein Geheimnis bestand in einem nahen Schlüssel und einem fernen Kästchen. Aber bei diesen beiden Menschen, die da neben ihm saßen, ahnte er Lebenswunden.

„Die Fürstin möchte Sie kennen lernen“, sagte in diesem Augenblick Doktor Graumann, der sich über seine Schulter beugte. „Kommen Sie mit!“

Und er begab sich mit Felix in den angrenzenden Saal.

„Nachdem wir nun allein sind,“ sagte der Dichter, „kann ich in aller Gemächlichkeit meine Liebeserklärung fortsetzen. Wissen Sie, an was und an wen Sie mich erinnern? An Samoa und die Samoanerinnen — die ich natürlich nur aus Bildern kenne. Die dortigen Mädchen und jungen Frauen sind bis auf den Gürtel

nackt, mit Blumen und Lianen heiter bekränzt — beides würde Ihnen entzückend gut stehen — und von einer natürlichen Anmut und Liebenswürdigkeit. Sie plaudern und lachen gern, sprechen sich anschaulich und ohne Ziererei über alles aus — kurz, verkörperte Dichtung! Auch mit Ihnen, gnädige Frau, kann man sich reizend unbefangen aussprechen. Ich brauche so etwas — wie soll ich sagen — Primitives, Ungekünsteltes — so aus Samoa und Tahiti — wissen Sie — Und Sie könnten als Samoanerin vor mir sitzen, ich würde mich unbefangen an Blumen und Busen freuen wie an Ihren schwarzen Feueraugen und an Ihrer perlenden Stimme —"

„Na, danke, verehrter Herr Dichter!" lachte die schöne Frau, höchst seltsam berührt von dieser samoanischen Liebeserklärung. „Der Salon um uns her würde sich wohl diese primitive Kleidung und die ebenso primitiven Reden des Dichters höflich verbitten!"

„Nun ja, aus klimatischen Gründen", nickte Leander ernsthaft. „Dann aber auch, weil diese europäischen Kulturmenschen roh sind und nur Scheußlichkeiten zu den Wilden hinaustragen, statt von dort Anmut zu holen."

„Sehen Sie, da bestätigen Sie es ja selber, daß eine Frau den Männern dieser Kulturmenschheit nicht trauen darf!" triumphierte die lebhafte Schöne. „Ich glaube nicht an die Möglichkeit einer reinen Freundschaft zwischen Mann und Frau."

„Aber warum soll denn nicht ein bißchen liebende Verehrung und verehrende Liebe in unsrer Freundschaft mitschwingen!" rief Leander. „Man ist doch nicht gleich Ehebrecher, wenn man eine liebliche Frau mit verliebten Blicken anschaut! Sehen Sie, ich habe früh meine Mutter verloren und habe weder Weib noch Kind, ich brauche so was wie die wohlige Brutwärme — hätt' ich fast gesagt — wie den Atmosphärenwert der Frau. Ich bin fünfzig, Sie fünfundzwanzig — könnte also Ihr Vater sein, und wäre glücklich, wenn Sie als meine Tochter auf meinem Schoß säßen und mich mit Ihren schönen nackten Armen und einer Wärmewolke umschlingen, durchdringen und stärken würden. Es ist etwas in der Frau und Jungfrau, was uns Männern Lebenswärme zuströmt."

Frau von Wildenhain sammelte die unruhig umherflatternden Blicke und sprach plötzlich, etwas mühsam, auf ihre Zigarette schauend und verlegen ein Aschenflöckchen vom Rosakleid stäubend: „Würden Sie mich morgen zu einem Spaziergang abholen? Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Im Freien kann man besser plaudern als hier. Ich habe so viel auf dem Herzen und keine Möglichkeit einer Aussprache." Sie senkte seufzend den Kopf.

Sie liebt jemanden, dachte der Dichter, und zwar nicht ihren Gatten. Und der Mann, den sie liebt, ist ihrer unwert. Er verbeugte sich, küßte ihre schmale, von vielen Schmuckringen funkelnde Hand und sprach: „Sie können mir gar keine größere Freude gewähren, liebe Frau! Lassen Sie mich wenigstens Ihren Beichtvater sein, da ich zum wirklichen Vater nicht berufen war."

Schon kam die Fürstin mit Felix herangewandelt, wechselte einige Worte mit den beiden und bedauerte, daß sich Frau von Wildenhain so früh zurückzog. Und als ob dieses Tischchen mit den drei kleinen Sesseln eine magische Anziehungskraft ausübte, blieb sie stehen, lud Felix zum Sitzen ein und setzte sich selber auf den Platz, auf dem vorhin der Domprediger gesessen hatte. Sie war eine mittelgroße, dunkel-

haarige Frau von gesunder, bräunlicher Gesichtsfarbe und aufrechter Haltung; der Goldreif um Stirn und Haar und der phantastische bunte Schal gaben ihr ein ausländisches Gepräge. Ihre Züge bekundeten Phantasie und Geistigkeit, ihr Benehmen war bei aller edlen Haltung von einer zwanglosen Natürlichkeit, ihre Stimme gut und warm.

„Erzählen Sie mir von Ihrem Vater," sprach sie zu Felix, als sie allein waren, „ich habe den interessanten Leibarzt des verbannten Königs einst gekannt, aber später aus den Augen verloren. Wissen Sie, worüber ich mich oft mit ihm unterhalten habe — oder sagen wir einmal, was ich gesprächsweise vergeblich zu erkunden versucht habe? Über Goethes Geheimnisse, insbesondere über das Kästchen in den ‚Wanderjahren'. Haben Sie eine Ahnung, oder hat die Goetheforschung inzwischen festgestellt, was darin ist? Sie müßten es doch wissen; denn es ist ja in Ihrer Familie erblich. Ich habe mich an jeden Fachmann gewandt. Antwort immer und immer: wir wissen es nicht."

Felix horchte erstaunt auf und war versucht, von seinem Schlüssel zu sprechen und seine Reise anzudeuten. Aber er besann sich rasch und sagte nur:

„Ich muß Eurer Durchlaucht dieselbe Antwort geben, wenigstens was meine Person anbetrifft. Mein Vater nämlich scheint es zu wissen."

„Gewiß weiß er davon," fiel die Fürstin ein, „aber er ist ein Abgrund von Schweigsamkeit. So war er schon immer — im Unterschied von gewissen anderen Personen seiner höheren Umgebung."

„Ja, er hat auch mir diese Hauptlebenslehre immer wieder eingeprägt."

„Sehr gut, denn die Menschen dieses Landes sind überhaupt zu schwatzhaft. Sie zerreden alles. Es ist eine Kraft, schweigen zu können — und noch mehr: schweigend zu leiden und zu entsagen, ohne zu jammern. Die Erziehung müßte auf ganz neuer Grundlage der Willensschulung aufgebaut werden. Ich habe mich viel mit ägyptischen und griechischen Mysterien beschäftigt, soweit wir sie heute noch nachfühlen können, überhaupt mit okkulten Dingen. Noch einmal, Herr Doktor: unser Volk leidet an der Unfähigkeit zum Stillesein und damit an der Kraft zur Sammlung überhaupt. Wir sollten bei unsern älteren Brüdern im Osten in die Schule gehen. Erstes Gebot auf dem Wege zur inneren Würde: lerne schweigen! lerne die Leidenschaft beherrschen! lerne lauschen auf die innere Stimme! Wissen Sie, wo wir das lernen können? Von den Bäumen und Blumen."

„Prächtig!" rief Felix. „Gärtnertugend!"

„Ganz das rechte Wort! Eine richtige Gärtnertugend: die Geduld, die etwas wachsen läßt, statt es machen zu wollen. Sie reisen in die pädagogische Provinz? Dort haben wir einen gemeinsamen Bekannten: den wunderbaren Wismann, dem ich meine Gesundheit verdanke — nicht nur meine Gesundheit, sondern auch eine Neugeburt meiner ganzen Persönlichkeit. Durch ihn habe ich die Kraft erhalten — nun, wie soll ich sagen? — zur Entsagung, das ist nicht ganz das rechte Wort, es klingt so schwermütig — zum Aufbau einer inneren Welt, als die äußere zerbrach."

Felix schaute die etwa vierzigjährige Fürstin mit Achtung und Aufmerksamkeit an. Man hatte ihm schon gesagt, daß sie ihre frühere Stellung nie erwähnte, sondern

einfach und edel ihr jetziges Dasein trug, auch den Verlust eines großen Vermögens. Aus ihren heiter-guten Augen leuchtete eine innere Welt. Sie war Künstlerin auf der Harfe; sie dichtete, komponierte und malte; sie hatte Verständnis für die Welt des Übersinnlichen.

„Ich habe mir ein anderes Reich gegründet," sprach sie gedankenvoll, „ein Reich der Bäume, d. h. wertvoller Menschen, die — dem Namen nach — in Bäume verwandelt sind. Ein Zauberland also. Haben Sie davon gehört?"

„Nur gelegentlich", sagte Felix. „Es scheint ja fast ein Geheimorden zu sein? Ich kann mir jedenfalls keinen Begriff davon machen."

„Ganz einfach", sagte sie, sich in das vielfarbige Tuch einhüllend. „Die Menschen, die bei mir verkehren, tragen Baumnamen. Der Name entspricht der Wesenheit des betreffenden Menschen. Sehen Sie, Bäume suchen das Licht und stehen in ihrem stillen Lichtdrang offenbar eine Stufe höher als die schwatzhaften, unruhigen Menschen. Denken Sie einmal über diese naturwissenschaftliche Merkwürdigkeit nach, lieber Doktor! Wenn Sie auf Ihrer Reise in meine Gegend kommen, besuchen Sie mich! Ich wohne hart am Rande der pädagogischen Provinz."

„Das wird mir eine Freude und Ehre sein, Durchlaucht!"

„Sie scheinen berufen, ein Baum zu werden. Doch ich muß Sie noch genauer kennen lernen. Ich wüßte jetzt schon, aus meinem Gefühl heraus, einen passenden Baumnamen für Sie."

„Ich bin neugierig — darf ich danach fragen?"

„Sie sagen mir ja auch nichts über das Kästchen!"

Beide lachten. „Nun gut," sagte Felix, „dann üben wir also beiderseitig die Tugend des Schweigens."

Aber plötzlich brach er ab und schaute in die allmählich sehr laut gewordene Menge der Gäste. Es waren heute ungewöhnlich viele Besucher anwesend. Der silbergraue Hauptsaal, am oberen Ende mit einer breiten Goldborde geschmückt, war durch geschickt verhüllte Deckenbeleuchtung in ein gleichmäßiges Licht getaucht. Nur da und dort, etwa auf dem Kamin der Zentralheizung, standen noch einige fünfarmige Leuchter. Ein leiser Zigarettenduft schwebte spielend über den Köpfen der frühlingsmäßig bunt gekleideten Gesellschaft. Der Hausherr stand mit einem philosophischen Grafen zusammen, anscheinend der Unterhaltung hingegeben, behielt aber unauffällig durch sein Monokel den Speisetisch im Auge. Felix folgte dem Blick. Dort war ein immerhin ungewöhnlicher Anblick: der warmblütige, offenherzige Dichter unterhielt sich mit dem kühlen Kritiker. Jeder zerlegte mit Messer und Gabel ein belegtes Brot; und manchmal fuchtelte der hagere Poet mit der Gabel umher, an der ein Stück Schinkenbrot gespießt war, während der wohlgenährte Kritiker von Zeit zu Zeit mit betonter Nachlässigkeit nickte. Es schien die gemütlichste Unterhaltung der Welt; aber sie hörte sich aus der Nähe etwas anders an.

„Ich hatte keine Ahnung, Herr Doktor Kaliber, daß Sie der Kritiker des Tageblattes sind, der unter dem Zeichen S. K. Liber so entzückende Artikel unter die städtische Menschheit ausstreut. Mit Ihnen möcht' ich ums Leben gern eine Flasche Sekt leeren, und zwar auf meine Kosten — aber unter einer Bedingung!"

„Und die wäre?"

„Daß ich hernach mit der leeren Flasche entweder Ihren bedeutenden Schädel oder Ihre nicht unbeträchtliche Nase zerschmettern dürfte."

„Sehr verbunden! Aber ich lehne dankend ab."

„Schade! Das gäbe nämlich eine hübsche Fußnote zu meinen Werken. Der längst verschollene Dichter Leander traf im Hause seines Freundes und Gönners Graumann den geistvollsten und liebenswürdigsten Kritiker des Jahrhunderts und schlug ihm den Schädel ein. Er erhielt wegen fahrlässiger Tötung ein Jahr Gefängnis, aber seine Tat erregte Nachfolge. Was sagen Sie zu dieser Fußnote?"

„Ich schließe daraus auf Ihre kriegerischen Gelüste, die zu Ihren Werken in Widerspruch stehen."

Der Poet brauste auf.

„Womit Sie mir also auch hier ins Gesicht wiederholen, daß meine Werke weichlich und süßlich sind, Himbeertunke, Pudding, war's nicht so?! Womit Sie weiter bekunden, daß Ihnen die Zote näher liegt als Märchen und Idyll, was, Sie Verhimmler von Anatols Geschlechtertanz?!"

„Anatol ist ein geistreicher Schriftsteller, allerdings kein Monarchist — ich hätte beinahe gesagt: folglich kein Monarchist."

„Aha! Da verraten Sie sich, schlauer Fuchs! Nicht als Künstler bin ich zu beanstanden, sondern Sie Linksradikaler wittern in mir den Christen und Monarchisten! Sagen Sie's doch ehrlich, zum Kuckuck, und lügen Sie der Welt nichts vor! Sie hassen meine Kunst, weil Sie meine Gesinnung hassen!"

„Kunst ist moralfrei und international; Ihr Idealismus ist überholt. Dem Relativismus gehört die Zukunft. Die Jugend hat sich für uns entschieden —"

„Genug, Tageblatt! Nachdem ich Sie nun persönlich kenne, bin ich fest entschlossen, vor meinem Hungertode Ihren Gehirninhalt durch eine Bleikugel tödlich zu vermehren!"

„Einstweilen schmeckt es Ihnen noch. Außerdem haben Sie ein wenig getrunken, Verehrtester!"

„Sogar viel habe ich getrunken, nämlich Gift aus Ihren Kritiken! Ich würde Ihnen aus Versehen auf der Stelle die Augen ausstechen, wenn Sie nicht durch Ihre Hornbrille geschützt wären. Ihre Sorte ist freilich unsterblich. Falls sich das Mysterium von Golgatha noch einmal vollziehen sollte, so wäre nicht der Heiland dabei die Hauptperson, sondern Sie, der Berichterstatter des Tageblattes! Pfui Teufel, Sie Mörder aller Mysterien, Sie Mörder aller Dichtung — Sie ratzenkahler Verstandeskasten!"

Jetzt fuchtelte der Dichter derart gefährlich mit seiner leeren Gabel vor Kalibers Brille herum, daß dem nahe lauschenden Graumann ein Eingreifen geboten schien.

„Darf ich Sie mit unserem philosophischen Grafen bekannt machen, lieber Leander?"

„Schade," sagte dieser und ließ ungern von seinem Opfer ab, „ich war eben im Begriffe, einem farbenblinden Schurken, der sich in Ihren Saal verirrt hat, den Star zu stechen!"

Er trat zum Grafen, während der vieldeutig lächelnde Graumann den Kritiker übernahm, der sich nach einigen Minuten schicklichen Verweilens vom Kriegsschauplatz zurückzog, Rachepläne wälzend, vom Hausherrn höflich an die Tür begleitet...

Felix verweilte noch lange, äußerst angeregt. Er ließ die Bilder in fröhlicher Sicherheit an sich vorüberziehen. Auch ein politischer Zusammenstoß zwischen einem Offizier und einem freisinnigen Professor, worin sich die parteiische Zerrissenheit des Landes schroff und scharf bekundete, vermochte den Eindruck nicht zu verwischen, den er von dem wohltuenden Wortklang des stillen Dompredigers in sich trug.

Als er sich um Mitternacht mit den Letzten entfernte, fragte Graumann: „Mit wem haben Sie sich hauptsächlich unterhalten? Ihr Hiersein ist nicht Zufall; und ich bin gespannt, wie die heimlichen Meister Ihre Begegnungen lenken.“ Felix schaute ihn fragend an, nannte die Namen, fügte aber hinzu, daß er sich mehr als Zuhörer gefühlt habe. „Fürstin, Dichter, Domprediger?“ nickte Graumann nachdenklich. „Über ihren Stirnen steht das Wort Entsagung.“

„Ich kenne das Wort genügend von meinem Vater. Sind Sie etwa alle in einem Geheimorden?“

„Vielleicht im Orden des wahren Christentums, das die Tragik der Welt erfaßt hat, das aber auch, wie mein Freund Kirkhan, der reinste und reifste dieser Märtyrer, den Frieden von oben kennt. Die Fürstin ist schöngeistig, Frau von Wildenhain schwankt zwischen Welt und Geistland. Was Kirkhan betrifft — ich persönlich habe im engsten Kreise viel von diesem einzigen Menschen. Möchten Sie einmal ein paar Wochen in unserm Kreise verweilen und in das Seelenleben hineinschauen, das wir einander bereiten! Da wird Kirkhan zum Propheten und Seher, er ist dann gleichsam umstrahlt, hebt beide Hände hoch, und seine Augen suchen aus den Höhen das Göttliche herabzuflehen, das dieser furchtbaren Zeit mangelt. Zwischen seiner Welt und jenem Tageblatt-Kaliban gibt es keinen Zusammenhang. Er leidet darunter, daß er kein Werk veröffentlichen kann — aber wenn er es veröffentlichte, würden sich die Kaliber höhnisch darüber hermachen. So bleibt ihm die vornehmste Form der Wirkung ungestört: das stille Gespräch.“

Plötzlich stemmte Graumann wieder sein Glas ins Auge, und der andere, der ironische Ausdruck zuckte über sein scharf gekantetes Gesicht: „Nebenbei habe ich heute abend einem Stammgast endgültig mein Haus verboten: dem Professor Schönmund, dem Ästheten, der mir den Geistreichler Kaliber hier einzuführen gewagt hat. Beide Kerle halten sich für grundgescheit, sind aber — ich möchte fast sagen — gemütsdürr: nämlich herzlos beide. Ich habe sie mit ausgesuchter Höflichkeit an die Tür geleitet. Und sehen Sie, junger Gast, damit ist wieder einmal mein Versuch gescheitert — notabene, wie schon oft — eine neutrale Stätte zu schaffen, eben diesen leidlich geschmackvollen Salon, wo verschiedene Meinungen in anständiger Form aufeinanderplatzen könnten. Weder als Volk noch als Salongesellschaft kommt diese Nation zur Einheit.“

Felix schaute noch einmal in den nun leeren Saal zurück und bemerkte: „Ihr Saal ist in schönem Grau gehalten — wohl Anspielung auf den grauen Mann?“

„Allerdings, aber silbergrau. Es ist ein violetter Schimmer darin. Doch freilich — nur ein Salon. Alles in allem hätten Sie ein Recht, mir vorzuwerfen, daß ich zu sehr Ästhet bin und das Spiel des Lebens scheinbar läßlich an mir vorübertanzen lasse. Tatsächlich interessieren mich nur noch ein paar Menschen, z. B. der Dichter und die Fürstin; die übrigen aber — Masse!“



Tausendschönchen

Heinz Basedow

Silbergrau? dachte Felix, als er seinem kleinen Gasthof zuschritt, wo er mit Henner wohnte. Natas Haar ist lichtes Gold — und sie ist schöner als alle. Im übrigen: bin ich denn zum Beobachten da — oder zum Helfen?

Zweites Kapitel: Nelkenkultur

Hätte der Dichter Rolf Leander als Bildnismaler die blutjunge verwitwete und verwaiste Grete Liane Thalmann geb. Gros auf die Leinwand bannen sollen, er hätte seine Pinsel sicherlich in Zärtlichkeit getaucht. Denn hier war in reinster Prägung gestaltet, was er bei Frauen suchte und was er im Gespräch mit Frau von Wildenhain als wohlige Brutwärme bezeichnet hatte: gesunde Sinnlichkeit, eingebettet in noch viel stärkere Herzenskräfte.

Liane — der botanische Vater hatte den Namen aus Juliane abgekürzt — hatte dunkelbraunes Haar und große, warm leuchtende Blau-Augen. Um Stirn und Haar, das in griechischen Knoten geflochten war und voll im Nacken wuchtete, trug sie gewöhnlich ein schmales, dunkles Band. Ihr Gesichtsschnitt war von so feiner Zeichnung, daß die jungfräulich wirkende Mutter, im Fenster ihres Dachstübchens vom Morgenlicht beleuchtet, wie eine antike Gemme anzusehen war. Das gesundfarbne Antlitz war nicht nur schön nach griechischer Art, sondern auch seelenvoll. Sie schaute auf ihr Kind hinab, das an ihrer vollen, weißen Brust trank. Die Züge einer Mutter pflegt während dieser heiligen Handlung ein zärtlich-geduldiger Ausdruck zu verklären. Eine nährende Mutter ist ein schön in sich geschlossenes Bild. Voller Wonne sog der flachsköpfige Junge am ergiebigen Quell. Durchs offene Fenster mit seinen Geranien und Fuchsien fächelte der Maiwind.

Liane war die Tochter eines verträumten Gelehrten und die Witwe eines ungewöhnlich begabten, mit Henner innig befreundeten Gärtners, dessen gutartige Eigenschaften das sehr junge, rasche, herzige Mädchen fast augenblicklich erobert hatten. In einer Umgebung von Blumen aufgewachsen, war sie selber einer Blume gleich an einfach-inniger Gemütsanlage, doch in ihrem Körperbau nicht lianenhaft, sondern eher etwas üppig. Ihr Vater und ihr Gatte, von wesensverwandter Einstellung gegenüber den Tücken der Geschäftswelt, erlagen denn auch rasch, als die wirtschaftlichen Zusammenbrüche einsetzten. Und zurück blieb mit ihren Schulden und Blumen diese Nixe, die in einen Menschenleib verweht war, um Leid und Liebe des Planeten Erde durchzukosten. Dunkles Haar und blaue Augen wirken ohnedies reizvoll eigenartig; hier aber war im blauen Blick so viel inniger Zauber, daß sich dieses Angesicht sofort einprägte, wie ein Gruß aus einer höheren Welt. Sie hätte in Graumanns Salon — besonders da sie glänzend Klavier spielte — bei entsprechender Kleidung Aufsehen erregt und in ihrer herzig-ungebrochenen Art alles überstrahlt, fast auch die leuchtende Frau von Wildenhain, die freilich durch lebhaftes Naturell zu fesseln wußte.

Jetzt war sie in die Ecke verbannt, ein „Gretel in der Hecke“, wie ihr Bruder scherzte. Liane war bitterarm. Ihre wirtschaftlichen Verhältnisse lagen so verworren und zerrüttet, daß sie sich aus ihrer früheren Wohnung, dem freundlichen Blockhaus vor der Nelkenkultur, und dem übrigen Gartengelände verzweifelnd in dieses ver-

borgene und armselige Dachstübchen zurückgezogen hatte und nur einen alten Gärtner zurückließ. Zwischen diesem Gemach und einem mittelalterlichen Schuldgefängnis war nicht viel Unterschied. Auch ward sie von ihrem Hauptgläubiger, einem verfetteten Neureichen, in ihrer weiblichen Ehre verfolgt. Doch verbreiten Frauen dieser Art auch in Dürftigkeit und Enge ein Würdegefühl. Die Wände des Zimmerchens hatte sie mit allerlei Bildern geschmackvoll geziert, wenn auch die Möbel fürchterlich eng aneinander gepreßt standen. Es war bei dieser Maienbeleuchtung ein feiner Glanz im Stübchen und um die verarmte Witwe eine frauliche Wärme. Und als jetzt das Kind zu trinken aufhörte und ein fröhliches Lallen begann, schien in der glücklichen Mutter alles Leid auf Augenblicke vergessen.

Die Klingel schrillte; die alte Wirtin öffnete draußen; die junge Mutter nestelte ihren Busen zu und lauschte bang. Gottlob, sie erkannte die Stimme ihres Bruders, des Studenten! Sie warf den Kleinen in den Kinderwagen und flog ihm entgegen.

„Helmut, mein lieber, lieber Junge, lebst du denn noch?! Hast du's denn gesund überstanden?"

Helmut Gros war ein wohlgebauter junger Mann, von einem angenehmen, etwas düstern Gesichtsausdruck, der Schwester ähnlich, doch von herberer Schönheit, etwa den Bildern von Lord Byron vergleichbar.

„Gott sei Dank, ja, da bin ich wieder! Noch lebendig, aber zerschunden! Ich komme vom Schlachtfeld des Lebens." Er warf den Hut auf den Tisch. „Wochen hintereinander im Bergwerk, um Geld zu verdienen für das nächste Semester, — weißt du, Schwester, es ist eine Marter!"

„Ja, das glaub' ich", sagte Liane mitleidig und setzte sich neben ihn, das Kind auf den Arm nehmend. „Guck ihn mal an, Butzi, das ist dein Onkel! Sieht er nicht prächtig aus, Helmut?"

Der Student strich dem Jungen über die hellen Haare, fuhr aber in seiner Herzenserleichterung fort: „Ein Hundeleben, sag' ich dir! Es ist nicht die harte Arbeit, was unsereinem jenes Leben so schwer macht, — es ist vielmehr der seelische Schmutz, die Zote, der unreine Dunst der ganzen Umgebung. Da gibt's nur zwei Gebiete, die jene Gehirne — wenigstens die meisten — zu fassen vermögen: einerseits Verdauung und Zeugung, andererseits die Lohnfrage. Wenn du mal einen allein für dich hast, kannst du das Gespräch auf eine gewisse Stufe heben; es gibt tüchtige Kerle darunter, wirklich Menschen guten Willens. Aber wir sind von unserem Vater an geistige Kultur gewöhnt, die man dort nicht achtet, gar nicht will. Wir zwei, du und ich, sind zwar ebenso arm, ja noch ärmer als jene Lohnsklaven, aber wir sind innerlich reich. Da steckt der Unterschied. Die Seele jener Fronknechte ist verkümmert."

„Glaubst du etwa, daß die Arbeitgeber besser sind?" fragte die Schwester in besinnlichem Zuhören.

„Nein, meist auch nur Firnis! Ich habe diese harten, knochigen Gesichter der Arbeitgeber studiert: seelenlos auch sie! . . . Laß uns von freundlicheren Dingen sprechen! Hier sind meine Ersparnisse. Es langt für ein Semester. Wie viel willst du davon? Ich habe wie ein Bettelmönch gelebt, sparsam, Pflanzenkost — zwanzig Pfund dünner geworden!"

Der Werkstudent warf mit schwieligen Händen den Erlös aus seiner Bergwerksarbeit in Scheinen auf den Tisch.

„Nichts, gar nichts, will ich, liebster Helmut! Ich habe gestern erst den Lohn für meine Heimarbeit erhalten. Und seit Herr Doktor Graumann im Auftrag des Geheimrats Meister die Zinsen zahlt —"

„Ein bitterer Punkt!" rief Helmut und strich unwirsch durch das kurze Haar. „Jeden Augenblick kann der Wucherer über uns kommen, der dir nachstellt, an dessen Angel wir schnappen — und morgen sind wir vollständige Bettler und Bankrottierer! Mehr als das: Schuldenabzahler! ... Siehst du, ich weiß nicht, ob ich mein Studium durchführen kann. Du verkümmerst mir hier oben in Kleinbürgertum und Armeleutegeruch! Laß denn die Sache vor Gericht kommen, meinetwegen, laß uns verdonnert werden und alles verlieren — so sind wir im klaren. Bettler und weiter nichts. Ich werde dann Handwerker oder Arbeiter oder ich wandere aus und nehme dich mit!"

„Kein Gedanke, lieber Helmut! Du hängst mit ganzer Seele an deinen Naturwissenschaften — und ich fühle, ganz gewiß, ich fühl' es, Helmut, du wirst dein Ziel erreichen!"

„Aber du verkommst! Ich vertrage keine Enge — lieber auf dem wilden Meer sterben! Ich kann nicht dich und mich zugleich durchfüttern. Was nützt mir mal später der Titel Doktor oder Professor, wenn du in einem Armensarg längst auf dem Kirchhof vermoderst?!"

„Unsinn, Liebster, da sitz' ich ja ganz gesund! Und sieh mal, wie der Junge blüht!" Sie hob ihn lächelnd hoch. Und in der Tat, wie sie nun vor den Bruder trat, in ihrem weichen, wiegenden Gang, in ihrer schönen, gleichmäßig kräftigen Gestalt, mit dem vollen straffen Busen unter dem schwarzen Kleid — es war ihr zurechtgemachtes Konfirmationskleid — und dem lieblich geröteten Gesicht, sah sie kerngesund aus. Helmut umschlang in stürmischer Zärtlichkeit Mutter und Kind; ein Weinen zuckte um seinen Mund, er küßte beide Gesichter und sprach mit Tränen kämpfend: „Ach ja, ihr lieben, reinen Menschen! Ich bin so froh, daß ich wieder bei euch anständige Luft atme! Das Leben ist furchtbar roh!"

Der sonst so tapfere Junge weinte nun wirklich in einem plötzlichen Anfall von Schwäche.

Liane legte das Kind rasch wieder in seine Wiege, umarmte den Bruder heftig und führte ihn auf das Sofa, neben ihm Platz nehmend und ihn ganz einhüllend in die starke Gefühlswärme ihres mütterlichen Wesens. Sie überschüttete ihn mit tröstlichen Worten und sprang dann auf: „Du sollst ein köstliches Mittagessen haben, Brüderchen, warte nur, ich habe noch Leckerbissen!" Und sie warf die Schürze um und lief hinaus zur gutmütigen Wirtin, um ein Mittagsmahl zu bereiten, während sich Helmut, als er sich erholt hatte, mit dem vergnügt strampelnden Knaben abgab.

Das Kochen und Braten draußen wurde durch ein abermaliges Klingeln unterbrochen. Liane kam hereingehuscht, riß sich die Schürze schnell von der Schulter und stand mit ängstlich hochrotem Angesicht lauschend, das Schürzenband noch in der Hand: „Es kommen Männer die Treppe herauf!"

Wer kam? War's der Wucherer? Der Gläubiger? Sie hatte mit dem Lüstling neulich einen geradezu körperlichen Kampf bestanden und die Wirtin um Hilfe rufen müssen. Und sie hatte nicht den Mut gefunden, dem Bruder über diese Gefahr mehr als Andeutungen zu machen. Auch bei ihr war nicht die Armut das schwerste Leid, sondern die Nachstellungen der Gemeinheit; und insofern reihte sich ihr Schicksal bei aller Zurückgezogenheit in den großen Kampf ein, der durch die Welt geht.

Es klopfte. „Herein!" Es waren Felix und Henner.

„Frau Thalmann?" fragte Felix mit den ihm angeborenen höflichen und herzlichen Verkehrsformen. „Endlich also gefunden!" Er nannte seinen und Henners Namen und gab der angenehm Überraschten die Hand. Sie stand froh aufatmend, nahm die Schürze vollends ab und stellte ihren Bruder vor; dann lud sie die Gäste ein, sich Platz zu suchen. Ein feiner Küchengeruch verbreitete sich im Stübchen. Henner setzte sich auf einen Schemel an der Tür und verwandte kein Auge von seines Freundes unvergleichlich schöner Witwe. So etwas Liebliches hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht geschaut. Er saß wie ein anbetender Hirte vor der Madonna; am Gespräch beteiligte er sich kaum mit einem Ja oder Nein, wenn ihn Blick oder Frage der jungen Mutter traf, die ihm sagte, wie lieb ihr Gatte ihn gehabt habe. Ihm hatte vorgeschwebt, in der Nelkenkultur zu arbeiten, für diese holdselige Prinzessin wie ein Sklave zu arbeiten — und nun versank er ins Nichts, als sich im Gespräch die ganze verwickelte Schwierigkeit der wirtschaftlichen Lage offenbarte.

Helmut und Liane faßten rasch Zutrauen zu dem freundlich-offenen, schlanken Felix, der auf dem einzigen Stuhl saß, während die Geschwister mit dem muntern Kleinen auf dem Sofa Platz genommen hatten. Aber es zeigte sich in der Unterhaltung, daß dieser Konvent der vier jungen Leute die Verhältnisse nicht zu überschauen, geschweige denn zu entwirren vermochte; ihre Verhandlung blieb unreif; Felix machte Notizen und beschloß, die Angelegenheit dem Juristen Graumann vorzutragen, der sich bis jetzt nur lässig um diese Nebensache gekümmert hatte.

„Unser Henner," sprach er, sein Notizbuch einsteckend, „ist gärtnerisch geübt und bringt seinen ganzen guten Willen und seine nicht geringe Arbeitskraft mit. Er kennt Sie, Frau Thalmann, nur vom Bild und aus seines Freundes Briefen; aber Ihr Schicksal beschäftigt ihn Tag und Nacht. Mir scheint, hier haben allerlei üble Schiebungen die Sache verfahren! Und ich bedaure, daß wir Ihnen vorläufig nur so wenig Hilfe spenden können. Ich werde aber Doktor Graumann dafür sehr eindringlich zu erwärmen suchen. Wir sind ja wesentlich Ihretwegen in die Stadt gekommen."

Es wurde im Laufe des Gespräches der Name des Dichters Leander genannt. „Hier stehen drei Bücher von ihm", sagte Liane erfreut und deutete auf ein schmales Bücherbrett. „Wir lieben ihn sehr. Es ist in seinen Werken so viel schlichte klare Schönheit. Und so viel Güte!" Helmut fügte hinzu, daß er in derselben Studentenverbindung sei, der einst vor dreißig Jahren auch der Poet angehört hatte. Man sprach über Leanders wirtschaftliche Not, und der Student rief plötzlich: „Wissen Sie, was mir durch den Kopf schießt? Wir Studenten veranstalten zu seinem fünfzigsten Geburtstag im Sommer eine großartige Feier. Er verdient es wahrlich! Wir müssen und werden ihn durchsetzen!"

Felix stimmte lebhaft bei und deutete den Zwischenfall mit Doktor Kaliber an, was alle zuletzt in eine vergnügte Stimmung versetzte. Man vergaß die Armut und vergaß, daß die Bewohnerin dieses engen Gelasses an Freilicht-Verhältnisse gewohnt war und sich jetzt wie ein gefangener Vogel im Käfig fühlte.

Es war ein hübsches Schauspiel, als sich der hochgewachsene Jüngling erhob und das Kind auf die Arme nahm. Nachdem er sich mit dem vergnügten Bürschlein ein wenig geneckt hatte, griff er in die Seitentasche und legte einen verschlossenen Briefumschlag in des Kindes Hand, indem er es sogleich der Mutter überreichte.

„Hier, mein Junge, ich schenke dir was, gib das deiner Mutter! Wissen Sie, was darin ist, Frau Thalmann? Meine ersten ärztlichen Honorare, die ich als Gehilfe meines Vaters in diesem Winter verdient habe."

Die jungfräulich schöne Mutter sah wie ein Engel aus, als sie ihm feuchten Auges dankte. Helmut preßte ihm stumm, mit verkniffenen Lippen, die Hand. Es war, als hätte ein spendender König in diese Lebensnot eingegriffen; und es blieb von dem Besuch ein Leuchten im Dachstübchen zurück.

* * *

„Wissen Sie, wohin ich Sie heute entführen werde?" sagte der Dichter, als er Frau Edith von Wildenhain bei ihren Verwandten zu einem Spaziergang abholte. „In eine Nelkenkultur, von der im Graumannschen Hause bei Tisch die Rede war."

„Ich wäre eigentlich lieber ins Freie gefahren."

„Es ist am Rande der Stadt und hart daneben ein großer Park; da wird sich wohl hernach Gelegenheit zum Lustwandeln und Sitzen finden. Ich schwärme für schöne Blumen, den Gleichnissen für schöne Frauen. Sind Sie nicht selber eine Nelke, gnädige Frau?"

„Von welcher Farbe?"

„Natürlich dunkelrot. Das macht der Tropfen spanischen Bluts."

Sie fuhren mit der Straßenbahn hinaus. Ein alter Gärtner, der noch mit dem verblichenen Professor zusammengearbeitet hatte, empfing sie mit sofort aufleuchtender Freundlichkeit, als sie sich mit einem Gruß von Graumann einführten. Es war ein gutartiger Mann, der über die jetzigen unklaren Besitzverhältnisse sich ziemlich dunkel und unzufrieden aussprach und, allerdings vergeblich, nach dem Verbleib seiner früheren Herrin lebhafte Erkundigungen einzog.

„Das ist ein Engel", sprach er. „Sie hat sich vor ihren Bedrängern scheu verborgen, das arme Kind. Und wie fröhlich konnte sie sein, ein ausgelassener Wildfang! Jetzt möchte sie am liebsten in ein Mausloch schlüpfen. Ach, was ist doch Elend in der Welt! Die Sonne ist aus meinem Leben verschwunden, seit sie fort ist. Sie wissen, was das heißt, wenn man mit Blumen zu tun hat."

Schon traten sie in die oben offenstehenden Glashallen ein und schauten im wechselnden Lenzlicht mit Entzücken über die leis wehenden Blumenfelder. Es waren Nelken von allen erdenklichen Farben. Da schimmerten die schönen Blumen, weiß und rosa und rot und in köstlichen Schattierungen, und schaukelten sich auf entsprechend hellen oder dunkelgrünen schlanken Stengeln. Es wehte wie leise, feine Musik mit dem ebenso feinen Duft durch die Hallen, die für die Beschauer zwischen den

einzelnen Feldern schmale Gänge frei ließen. Dichter und Dame sahen sich von diesen farbigen Ährenfeldern auf das angenehmste umwogt. Es überkam sie eine unwirkliche selige Kinderstimmung. Wieviel planmäßige Sorgfalt in diesen holden Kindern der Natur und der Zucht!

„Wir sind Kollegen, lieber Herr Pfleger", sprach der begeisterte Dichter zu dem Gärtner. „Eine königliche Kunst! Wir verehren und pflegen beide das Schöne. Sie haben es mit Blumen zu tun, ich mit Seelen. Wir lieben beides, was schön und gesund wächst. Freund Wismann in seiner pädagogischen Provinz fällt mir vor diesen Blumen ein. Jeder Mensch hat seine Seelenfarbe. Wismann hat so reinen Blick, daß er diese seelischen Farben schaut. Sehen Sie, gnädige Frau, dieses Sandfeld, worin die Stecklinge, kaum fingerlang, von klein auf gepflegt werden. Nelken-Kleinkinderschulen! Später werden sie in anderes Erdreich umgesetzt. Und sehen Sie hier: man muß durch Drahtvorrichtungen diese schlanken, hohen Stengel schützen, damit sie sich nicht beugen und brechen, indem man diesen runden Draht mit der wachsenden Blume immer höher schiebt. Dort sind freilich auch ungesunde, überfüllte Köpfe, Wasserköpfe — die neigen sich in ihrer Schwere und brechen — Intellektualisten, Großstadtmenschen, Verstandeskästen! Und da die Samenzucht — wie viele Versuche macht der Züchter, nicht wahr, Herr Pfleger, und doch weiß er nie, was dabei herauskommt!"

„Ja, das war die Leidenschaft unseres seligen Herrn Professors", nickte der Gärtner, erfreut über so viel Anteilnahme. „Er hatte halt seine Liebhabereien. Da war er von einer unermüdlichen Geduld."

„Am allerschönsten scheint mir diese rotgestreifte Art zu sein", bemerkte der Dichter. „Eine kostbare Farbe, sicherlich unter all den Arten und Abarten die teuerste Blume!"

Der Gärtner machte sie auf die Heizungsröhren aufmerksam, die für gleichmäßige Wärme sorgten, auf die Wasserzufuhr, auf die Art der Verpackung, die viel Geschick verlangte, und so waren sie langsam wieder an die Ausgangsstelle zurückgekehrt, alle drei sehr befriedigt und erhoben. Der Dichter steckte seiner Begleiterin einige weiße Nelken an das rötliche Kleid.

„Ich bin von diesem Besuch ergriffen", sprach er, als sie miteinander weiter wanderten. „Und nun, wenn wir durch den Park schreiten, möcht' ich liebend gern auch in die Blumenfelder Ihrer Seele einen Blick tun dürfen. Bisher waren Sie ja sehr einsilbig. Was belastet Sie eigentlich heute? Ich habe Sie — und nun ohne alle Spielerei — in kurzer Zeit recht lieb gewonnen, weil Sie so eine ehrliche, offene Kameradschaftsnatur sind, mit der man ganz unbefangen plaudern kann, ohne je ins Platte oder Gemeine zu versinken. Davor schützt Sie ein natürlicher Adel Ihrer Seele. Aber ich glaube, Sie werden von den Männern manchmal verkannt. Vielleicht durch Ihren Freimut. Wir Dichter sind in schöne Frauen zwar immer ein wenig verliebt, aber nicht lüstern. Das kann ich wenigstens von mir sagen. Blumen pflegt man, Schönheit der Frau verehrt man. Wenn man Kinder von ihr will, heiratet man sie — und hegt dann ebenso liebevoll Mutter und Kinder."

„Ja, das hört sich ganz einfach an, Herr Leander", seufzte die junge Frau. „Ich sehe immer wieder, welch eine unkomplizierte Natur Sie sind. Aber es gibt denn

doch im Leben viele schwer zu entwirrende Zwischenzustände. Und daran kann man zerbrechen."

„Sie seufzten schon gestern abend bedeutsam, gnädige Frau. Was drückt Sie? Können Sie es in allgemeinen Umrissen andeuten? Darf ich Ihr Beichtvater sein? Da ich weder Weib noch Kind habe, ist mir nur väterliche Freundschaft als Ersatz übrig geblieben."

Sie durchwandelten den Platanenpark und setzten sich auf eine stille Bank. Über ihnen schlug ein Buchfink; aus den Vorgärtchen am Parkrand wehte Jasmingeruch herüber.

„Gesetzt den Fall, Herr Leander, ein junges Mädchen hat ohne besondere Liebe, hauptsächlich auf Drängen der Eltern, eine herkömmliche Ehe geschlossen. Fast gedankenlos durchlebt sie die ersten Jahre der Ehe, setzt ohne viel Beschwerden zwei Kinder in die Welt — und wird sich dann plötzlich erwachend bewußt, daß sie lebenslang an den Felsen einer Ehe geschmiedet ist, die ihr keine wahre Befriedigung gewährt, die ihr keine innere Welt gibt, die ihr Inneres geradezu leert, aushöhlt, dumpf macht — kurz, sie schaut sich eines Tages in einem grauenvollen Alltag! Ihr Leben scheint ihr ohne Seele, ohne Leuchtkraft. Seele? Die Leute um sie her wissen gar nicht, was das ist. Sie selbst hat es bisher nicht gewußt, nicht bedacht. Und in dieser Stimmung der Leere — begegnet ihr ein jüngerer Mann, gleichfalls verheiratet und gleichfalls unbefriedigt. Ihre Herzen fliegen sich zu, ihre Sinne desgleichen. Sie kämpfen beide den fürchterlichen Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Was nun? Was nun?"

Aus gequältem Herzen stieg diese Frage empor. Das Gespräch war gedämpft und verhalten, aber voll innerer Not. Sie stocherte mit dem Sonnenschirm immerzu in den Sandboden. Und endlich ballte sich ihre Not in die gepreßten Worte zusammen: „Darf man ehebrechen?"

Leander, den Kopf in die Hand gestützt, den Ellenbogen auf der Banklehne, schaute regungslos auf die bohrende Spitze ihres weißen Sonnenschirmes. Er hatte den weichen grauen Filzhut abgenommen und neben sich gelegt. Jetzt fuhr er jählings herum und legte die Hand auf den Arm der Gefährtin. Das ihm reichlich innewohnende Ethos schoß in jäher Flamme steil empor. Scharf und bestimmt klang seine Stimme, und es war nichts mehr darin von irgendwelcher Liebeserklärung:

„Ja, das darf man, gnädige Frau: wenn man Dirne werden will. Nein, wenn man schon Dirne *ist*!"

Frau von Wildenhain erschrak und schloß seufzend die Augen; eine stille Träne rollte über ihre Wangen. Milder fuhr Leander fort: „Meine gnädige Frau, verstehen Sie mich recht: wer diese Frage überhaupt ernsthaft stellt, der wird die Ehe *nicht* brechen. Sie nicht! Denn Sie sind zu vornehm dazu. Sie werden schweigen und leiden, aber nichts tun, was Ihre Frauen- und Mutterwürde verunreinigt. Verzeihen Sie meine Schroffheit! Ich stehe noch unter dem Eindruck eines gestrigen Zusammenstoßes mit dem satanischen Zeitgeist, der in solchen Fällen blinzelnd und entschuldigend von einer kleinen Eheirrung zu scherzen pflegt und der mich aus der Hornbrille eines Tageblatt-Kaliber angrinste — eines Menschen, dem nichts heilig

ist, auch nicht die Ehe. Es gibt Dinge, worüber ich keinen Spaß verstehe. Und so darf man auch die Frage, die Sie vorhin stellten, überhaupt nicht in den Gedankenkreis einlassen. Man darf nicht mit der Sünde Tennis spielen."

„Ich habe diesen gefährlichen Sport wahrlich noch nicht getrieben", sagte die junge Frau und preßte das zerknüllte Taschentuch an die Augen. „Aber mein Fall ist nicht selten in dieser seelenlosen Welt des Kleinadels, in die ich gebannt bin. Sie unterschätzen mich vielleicht ein wenig oder machen sich unnötige Besorgnisse. Es ist nicht das Geringste vorgefallen, was mich oder mein Haus verunehren könnte. Meine Ehe ist ja nicht eigentlich unglücklich; aber ich leide unsagbar an innerer Leere. Und andrerseits: ich fühle oder ahne, daß jener andre Mann mich mehr sinnlich liebt als mit dem Herzen — und das ist mir eine so ungeheure Enttäuschung. Ich legte einen Wert in ihn, den er nicht hat. Ich bin angezogen und abgestoßen zugleich — und diesem qualvollen Zwischenzustand kann ich kein Ende machen."

„Meine verehrte gnädige Frau," sagte der Dichter voll Herzlichkeit und Achtung, „schon indem Sie sich aussprechen können, wie es eben jetzt geschieht, sind Sie dabei, diesem Zustand ein Ende zu machen." Er ergriff ihre Hand. „Glauben Sie mir, Sie werden ihn überwinden, diesen Zwitterzustand, und zwar zugunsten der reinen, schönen Klarheit, die Ihrem Wesen so gut entspricht. Ich sehe in Ihre Seele wie in einen Kristall. Ihre Natur ist kindlich-froh veranlagt, ist klar und wahr."

Sie wischte wieder in den Augen, schaute ihn durch Tränen zaghaft von der Seite an und fragte aufatmend, mit noch vom Weinen zitternder Stimme:

„Halten Sie mich für gut? Ich flüchte mich zu Ihnen, ich bin ratlos, und niemand hilft mir. Am wenigsten mein Mann, der jeder Aussprache hartnäckig ausweicht, weil sie ihm unbequem ist."

Er stieß den Stock in den Sand: „Sie *sind* gut!" Es klang wie Befehl und Suggestion. „Sie sind eine grundvornehme und stolze Natur. Ich *halte* Sie nicht dafür, Sie *sind* es!"

Und nun, da sie sich etwas erleichtert fühlte und in ihrem Vertrauen zu ihm sichtlich bestärkt war, bat er sie, in ungefähren Umrissen von ihren Bedrängnissen zu erzählen. Er betätigte sich unbewußt als kundiger Seelenarzt. Denn sie war nun gezwungen, vor einem verständnisfeinen Zuhörer ihre Lebensgeschichte in Worte zu formen und durch die Erzählung sich selber Klarheit zu verschaffen, gleichsam schöpferisch werdend unter dem belebenden Blick des schöpferischen Dichters, der ihr mitschaffender Beichtvater war. Immer flüssiger rollten und rieselten die Worte ins Freie; es war in der Seele der leidenden Frau Tauwetter eingetreten. Aus dem Geständnis erwuchs Klarheit, und aus der Klarheit ein Entschluß. Der Dichter nickte nur von Zeit zu Zeit, half auch einmal mit einem deutenden Worte nach, das sein teilnehmendes Verständnis bekundete.

„Herr Leander," sagte sie zuletzt, fast schon innerlich leuchtend, „Sie sagten gestern abend, Sie brauchten die warme Atmosphäre der Frau. Aber Sie erleben es heute, wie viel mehr ich Sie brauche und Ihre schöne, wohltuende, uns Frauen so sehr ehrende Achtung vor der weiblichen Seele."

Sie ergriff und preßte plötzlich in heißer Dankbarkeit seine Rechte. Er behielt ihre schmale schöne Hand und sprach innig: „Liebe Freundin, falls ich Sie so nennen darf,

ich fühle Ihre Kämpfe tief und herzlich nach, denn ich habe Ähnliches hundertmal durchdacht und durchgekämpft. Nichts möcht' ich Ihnen mehr wünschen als die wahre Freundschaft eines Mannes Ihrer Kreise. Aber Grundbedingung: unerschütterliche Achtung vor der Ehefrau und Mutter! Ein wahrer Freund verehrt, aber begehrt nicht. Prägen Sie sich diesen Unterschied ein! Mit wahrer Freundschaft ist unbedingte Ritterlichkeit verbunden. Denken Sie an die Nelkenkultur: Frauen sind Blumen, man hegt und pflegt sie, aber man zerrupft und zertritt sie nicht. Und ist eine unsterbliche Seele etwa nicht hundertmal wertvoller als die schönste Nelke? Liebe Frau Edith, bleiben Sie diese schöne Blume, diese adlige Seele, lassen Sie sich nie, auch nicht im Gedankenspiel, von minderwertigem Begehren verunehren!"

Er küßte ihr voll innigem Feuer die Hand. Sie schaute ihn mit ihrem ausdrucksvollen Gesichtchen, das sich so wenig verstellen konnte, mit offener Empfindung dankbar an. Indem sie miteinander vom edlen Gut der Freundschaft sprachen, war es bereits in ihren Herzen aufgekeimt. So wanderten sie gehobenen Sinnes nach der Stadt zurück.

Auf dem Heimweg ereignete sich eine neckische Begegnung. Auf einem großen, belebten Platze umsteigend, sahen sie einen hochragenden Jüngling mit langen Schritten einem Straßenwagen zueilen, hastig gefolgt von einem kleineren Jungmann, den das Volksgewimmel fast zu verschlingen drohte. Sie erkannten Felix und Henner.

„Hallo, Doktor Meister, wohin?"

„Nelkenkultur! Woher?"

„Nelkenkultur!"

Und schon waren sie vorüber. Leander lachte. „Nelkenkultur — Losung des Tages! ... Übrigens ein ausgezeichneter junger Mensch, dieser Doktor! Welch schöne Ausgeglichenheit der Kräfte bei so viel Jugend!"

Frau Edith sah auf die weißen Nelken an ihrem Busen herab und bedachte die Symbolik der Farben ...

Binnen einer Woche war das Lebenswerk des Gelehrten Gros gerettet. Graumann hatte die verworrene Rechtslage mit allem Drum und Dran der Schulden geprüft und geklärt; Felix hatte nicht locker gelassen, bis diese Klärung durchgesetzt war. „Ich reise nicht eher weiter", sprach er. Und Henner war als willkommene Arbeitskraft bei dem alten Gärtner eingestellt. Dieses verhältnismäßig belanglos scheinende Werk reiner Menschlichkeit hatte durch des Jünglings Eingreifen glückliche Lösung gefunden und die Geschwister Thalmann-Gros mit neuem Lebensmut erfüllt.

Die Reise war freilich noch weit. Es hatten ihn mehrere nachgesandte Briefe erreicht, darunter eine dringliche Einladung vom Oberst und — eine erneute Aufforderung der Frau von Traunitz, sie auf der Sinterburg zu besuchen!

Diesen letzteren Brief las er sehr genau und besprach ihn mit Graumann; es war ihm nicht ganz geheuer dabei.

„Sie sagten in diesen Tagen — oder war es Doktor Kirkhan? — es hätte mit meiner Reise eine besondere Bewandtnis? Nun, wie steht es? Darf ich auf der Sinterburg einkehren, wenn ich nach der pädagogischen Provinz will?"

„Die Sündenburg ist ein Zerrbild der pädagogischen Provinz", sprach Graumann. „Aufgepaßt, mein junger Freund!"

„Folglich muß ich sie kennen lernen. Meinen Sie nicht auch?"

„Sie haben allein zu entscheiden", kam es zurück.

„Es wird Nata verdrießen ... Hm ... Aber soll ich mich fürchten? Grade nicht! Ich reise über die Sündenburg zu Onkel Lothar."

(Fortsetzung folgt)

An Beethoven

(Zum 26. März 1927)

Von Ernst Ludwig Schellenberg

**Die Dämmrung wob im Zimmer, bleich und schleiernd,
Ein Mondstrahl nur durchflog das Fenster schwach —
Da schwoll dein Trauermarsch durch das Gemach
In dunkelnden Akkorden, groß und feiernd.**

**So klang kein irdisches, verzagtes Klagen:
Es rauschten Weihetöne, — und mein Herz
Erbebte tief und fühlte himmelwärts
Auf den getürmten Wogen sich getragen.**

**Dein Bild trat vor mich hin: von starren Locken
Umwirrt die Riesenstirn; mit festem Blick
Sahst du ins Aug' dem drohenden Geschick
Und griffst ihm in den Rachen, unerschrocken.**

**Und als dein Ohr sich schloß den eignen Tönen,
Da sang dein Geist, entrückt dem Erdenbann,
Was er als siegendes Vermächtnis sann:
Das heilige Lied vom Lieben und Versöhnen. —**

**Einsamer Überwinder, Erdbefreier,
Nimm auch mein Herz, das dir entgegenbebt!
Dann hat es reicher, wissender gelebt,
Wenn es sich dir ergab in stiller Feier! ...**

**Verhallt die hohen Klänge. Tränen feuchten
Die Wange mir. Und wie ich aufwärts schau',
Erblick' ich wundersam durchs Dämmergrau
Dein Auge segnend mir entgegenleuchten.**

Briefleben von einst

Von Alexander Freiherrn von Gleichen=Rußwurm

Nach dem Fernhören tritt das Fernsehen in die Reihe der wissenschaftlichen Eroberungen; das Märchen von Klingsors Zauberspiegel wird Erfüllung. Irgendwelche geheimnisvolle Welle ist gebunden, bezwungen, wie der Hexenmeister von einst Kobolde und Geister zwang, ihm Dienste zu leisten. Aus fernster Ferne klingt der Ton und erscheint das Bild auf Geheiß moderner Magie.

Wunder der Technik!

Aber es bleiben kalte Wunder, die wohl Neugier und Staunen hervorrufen und dem Wunsch nach neuartiger Unterhaltung schmeicheln, doch dem Herzen nichts bieten. Wieviel liebreizender waren die Wunder des Gemüts, als wirkliches Fernsehen und -hören noch in das Reich des Märchens gehörten! Der Brief von einst, der für das Gemüt wunderreiche Brief von einst ließ träumen von der geliebten Stimme, so oft er das geliebte Bild heraufbeschwor, indes die Finger den Briefbogen berührten, der fleißig und kunstvoll beschrieben war.

Man sagt jetzt oft, der Brief ist nicht mehr, der Brief ist tot, der Brief, der einst solche Wunder weiser Magie vollbrachte, ist gewesen. Heute begnügt sich sogar das Liebespaar meist mit Anruf oder Postkarte oder sonst flüchtig hingeworfenen Zeilen. Vollends das Freundespaar, das einst im Briefleben ein zweites höheres Leben genoß, ist dieser Macht und damit des zartesten und bleibendsten Genusses der Freundschaft verlustig gegangen. Briefschreiben verlernt sich immer mehr, aus dem Kreis der Familie, wo er als fortlaufende Familienchronik gelten konnte, verschwindet er so ziemlich mit den letzten liebenswürdigen alten Damen, die Muße und Lust dazu fanden.

Sind wir einerseits bereichert durch die Wunder der Technik, im Gemüt verarmen wir, der Verlust des Briefes läßt sich nicht ersetzen. Kaum wird man sich die Wichtigkeit vorstellen können, die er einst besaß, ehe der Nachrichtendienst vollständig von der Zeitung in Anspruch genommen wurde. Heute wäre es sinnlos, brieflich Ereignisse zu erzählen, die jedermann im Morgenblatt lesen wird. Einst versah aber der Brief den Nachrichtendienst, und zwar die Quintessenz eines solchen; stilisiert und zum persönlichen Eindruck erhoben, gab ein Brief den Bericht von Anlässen der Politik, von Ereignissen aller Art, von Kunst und literarischen Fragen. Man verließ sich nicht auf die Kritik eines Unbekannten, sondern formte sein Urteil nach demjenigen bekannter und geschätzter Briefschreiber. Durch deren persönliche und persönlich mitgeteilte Meinung wurden die Ansichten innerhalb geistig interessierter Kreise persönlich angeregt, lebhaft und lebendig.

Der Brief von einst befestigte und betreute, was heute zumeist verpönt ist, die Erlesenheit.

Er gehörte nicht nur zur Zwiesprache, zur fortgesetzten Zwiesprache zweier Freunde, sondern zur allgemeinen Gesprächsführung eines hochgesinnten Kreises, dessen Lebensanschauungen er nährte, wie ein Bach durch Quellen fortwährend gespeist wird.

Mit den Blütezeiten feinsten Geisteslebens fiel bis jetzt stets eine Blütezeit des Brieflebens zusammen, denn ein solches ist unzertrennlich von feinstverzweigter, geistiger Wellenbewegung, von froher und erfreut aufgenommener Mitteilsamkeit.

Briefleben hat Persönlichkeiten von ausgesprochener Eigenart zur Voraussetzung und pflegt sorglich der Eigenart, es schützt vor gleichgültigem Verflachen und vor Banalisierung der Gefühle, es fordert Freundschaft für andere, aber auch jene Selbstfreundschaft, welche die Griechen mit „Philautie“ bezeichneten, ein Interesse an fortwährender Ausbildung der eigenen Persönlichkeit, einen Mut zur Bejahung derselben, zu allen wohlerwogenen Anschauungen und Bestrebungen, die ein vollkommenes Charakterbild ergeben. Ein Brief von einst war ja auch eine Art Selbstbekenntnis und Selbstprüfung, ein Tagebuchblatt, ein Feilen und geschicktes Aufstellen von Gedanken, denn sie mußten lesenswert sein, um sich zum Gedankenaustausch zu eignen.

Der Mangel an guten Manieren ist sofort am Briefstil kenntlich. Die Pfeife, die Zigarre, bestenfalls die Zigarette schief im Munde, kann man gewiß nicht so elegante Briefe schreiben wie etwa ein Horaz Walpole, der mit preziöser Geste das reizende Tabakdöschen aus der Tasche zog und mit enstprechender Grazie und zierlichem Gefallenwollen seine Gedanken von Freund zu Freund anbot, wie er die Tabatière in deren Kreis herumreichte. Die Briefe der Madame de Sevigné, „Königin der epistolaren Kunst“, waren zwar voll mütterlicher Wärme an ihre Tochter gerichtet, doch die interessantesten blieben dem geselligen Kreis nicht unbekannt, wurden abgeschrieben, verliehen und bewundert, je nach dem besonderen Inhalt charakteristisch zubenannt, es gehörte zum guten Ton, sie zu kennen, Freunde und Freundinnen nahmen am geistvollen Reichtum dieses Brieflebens lebhaft Anteil. Man zitierte Stellen daraus, die schier sprichwörtlich wurden.

Höchst wahrscheinlich trug man im augusteischen Zeitalter geistvolle Episteln wie jene des Horaz ebenso im Freundeskreise vor, genoß und sammelte sie und gab sie weiter. Im 18. Jahrhundert blühte der geistvolle Brief als ein dankbarer Zweig der Literatur, halb vertraulich, daher neckisch ungezwungen, ein Essay in reizender Morgentoilette. Alles, was man weder laut sagen noch drucken lassen durfte, nahm seine halbe Diskretion, sein halbes Amtsgeheimnis auf, seine interessanten Nachrichten wurden im Vertrauen „sous le manteau“ kolportiert, er war unentbehrlich für die raffinierte Kunst der Diplomatie.

Zuweilen war der Brief eine Zeitung vor der Zeitung, eine Mischung von Leitartikel, Feuilleton, Kunstbericht und literarischer Kritik. Was spätere Zeiten knickernd ausmünzten im Druck, verschwendete mit lässiger Anmut der dahingleitende Gänsekiel von Herr und Dame. Briefe gehörten zu den „bureaux d'esprit“ und konnten als Geschmacksbureaus gelten, denn gleich der Konversation bildete ihr Austausch, ergänzte, ersetzte das lebendige Gespräch und trug in die Einsamkeit der Schlösser alles Wissenswerte, alles Komische, alles Neue, alles Elegante der großen Welt.

Madame de Sévigné, monatelang auf dem Lande, gewissenhaft ihre Pflichten als Schloßfrau erfüllend, mit ihren Verwaltern beratend, die Landwirtschaft leitend, konnte nicht verbauern und versauern in solcher Tätigkeit; sie hatte den Brief. Sie flüchtete in den Brief, er war ihr Inbegriff der Feierstunde, sie machte ihm zuliebe geistig Toilette, spielte mit dem Fächer, zog blitzende Ringe an.

Allein trotz der Toilette, trotz des beinahe festlichen Momentes einer bewußt zierlich auftretenden Korrespondenz blieb der Brief von einst doch in seinem tiefsten

Wesen das Wahrste, das ein Leben bieten konnte. Er bot ein stilisiertes Leben, ein Leben über dem Leben und dennoch — Wunder des Gemüts — die Wirklichkeit eines jeden Lebens. Ein mystischer Zug führt die Feder beim echten Brief und zwingt uns zu offenbaren, wie gesprochenes Wort nie offenbaren könnte. Nach Ausspruch der Graphologen verrät die Schrift unweigerlich den Charakter. Man lasse dahingestellt, wie weit dies stimmen mag, jedenfalls drücken sich Zeitalter, Nation, Familienart, Beruf deutlich in der jeweiligen Schrift aus, wenn sie auch von den Schreiblehrern beeinflußt war. Gewiß ist es aber jedenfalls, daß der Briefstil den Charakter anzeigt oder vielmehr, daß Leute ohne Charakter überhaupt keinen Briefstil haben, indes ausgesprochene Eigenart eine ausgesprochene Eigenart des Briefstils mit sich bringt. So stilisiert ein Brief sein mag, so sorgfältig die geistige Toilette gemacht ist, der Brief bleibt eine Zuflucht der Wahrheit, oft das Wahrhafteste eines Lebens.

Eben deshalb ist der Brief so eindrucksvoll, kann so unvergeßlich weh oder so unvergeßlich wohl tun, weil wir das Gefühl haben, hier ist seit langem Wahrheit angesammelt ohne zum Durchbruch zu kommen, hier hat sie sich endlich Bahn gebrochen, hier stürzt sie vor, ein verheerendes Wildwasser oder ein sanfter Silberquell. Man ist vielleicht nie vollkommen unglücklich, solange man ein Briefleben hat.

Dies ist der besondere Eindruck des Brieflebens von einst. Die Sorgen sind abgeworfen, die wirren Gedanken klären sich, man fühlt sich im voraus getröstet und bestärkt.

Zu den einsamsten Menschen gehören die Herrschenden. Welche Erlösung für deren Einsamkeit, wenn sie, wie es die Korrespondenz der Königin Victoria von England zeigt, sich in bedeutendem Briefleben erholen und sich dabei Rechenschaft geben über die wichtigsten Entschlüsse. Besonnenheit ist unerläßlich zur Größe. Der Brief lehrt sich zu besinnen, der eingeholte Rat darin erfordert Geduld zur Darlegung, Geduld die Antwort zu erwarten und deren Erwiderung zu erwägen.

Wenn das allgemeine Merkmal unserer Zeit die Unbesonnenheit ist, die Eilfertigkeit der Beschlüsse und Gegenbeschlüsse, das Stürzen und Überstürzen, so liegt dies vielleicht auch zum Teil am Einschlafen des Brieflebens, an der Gewohnheit, selbst bedeutsame Dinge nervös telephonisch zu besorgen. Tragische Mitteilungen, die der Brief von einst sänftigte und vorbereitend brachte, überraschen uns schonungslos an der Fernsprechstelle. Sie macht vieles bequem, aber sie gewöhnt daran, daß wir uns manches zu bequem machen, was rücksichtsvoller gebracht werden sollte, daß wir plump vorgehen, wo zarte Höflichkeit erforderlich wäre.

Auf dem vermeintlichen Weg zum Fortschritt wird manches eingebüßt und verloren, was sich nur unvollkommen ersetzen läßt. Der Brief als Kunstwerk, als Kabinettstückchen, der eigentlich literarische Brief scheint unwiderbringlich verloren, er findet keinen Widerhall, kein Publikum mehr. Ebenso verloren ist der diplomatische Brief von einst, und der Trost- und Erbauungsbrief. Vielleicht entsteht aufs neue die Zwiesprache des Freundschaftsbriefes aus der Sehnsucht, der großen modernen Einsamkeit zu entrinnen, aus dem Wunsch, sich aufzurichten an so manchem herrlichem Beispiel, etwa an dem Briefwechsel von Goethe und Schiller, der so ungetrübt majestätisch dahinfließt bis zum Wegende des einen Weggenossen. Er gehört zu den größten Offenbarungen des Brieflebens, das unser eigentliches Dasein erlöst, beruhigt und zu mystisch vollkommener Gelassenheit verklärt.

Der Lorbeerkranz

Eine Musikernovelle von Sambra Dor

Das Konzert war zu Ende. Eine kurze, eisige Stille, welche nur durch ganz vereinzeltes schüchternes Händeklatschen hier und da unterbrochen wurde, dann heftiges Stühlerücken, Stimmengewirr und Gedränge. Alles strömte dem Ausgang zu, und keiner fühlte sich bewogen, noch einen Blick nach dem hageren jungen Mann auf dem Podium zurückzuwerfen, welcher soeben sein Werk zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgeführt hatte. Er war ja ein ganz Unbekannter; und hätte nicht vorher die beliebte und gefeierte Nelly Osram gesungen, so wäre überhaupt kein Mensch in das Konzert gegangen. Was für einen Eindruck das Werk auf sie gemacht, wußten die wenigsten zu sagen. Es war auch besser, erst die Kritik der Zeitungen abzuwarten, um ja nichts Törichtes zu äußern. Daß verschiedene Teile und besonders das Adagio eine eigentümlich tief zu Herzen gehende Sprache geführt hatten, welche — weich und warm und stark zugleich — alle edlen Regungen der Seele zum Schwingen gebracht, verschwieg man besser. Nur sehr, sehr wenige wagten dem Unbekannten Begabung zuzusprechen. Zu diesen wenigen aber gehörte keiner seiner Kollegen.

Wie erstarrt stand Franz Borker oben und sah der davonströmenden Menge nach. Dann riß er sich zusammen, verneigte sich verlegen gegen das im Aufbruch begriffene Orchester und eilte, so schnell er konnte, dem Ausgang zu. So eilig war er, daß er den alten Professor Kunze und den Geheimrat Tilmann fast überrannte. Sie waren gekommen, um ihm Lobendes über sein Werk zu sagen, aber ihr herzlicher Händedruck, ihre ermunternden Worte vermochten in diesem Augenblick keinen Trost zu spenden. Er hörte nur die Güte dieser seiner beiden Gönner aus allem heraus — die Güte ihres Herzens und nichts anderes. Diese sonst so wohltuende Güte tat ihm heute weh, weil er an ihrer Stelle Beifall und Anerkennung erwartet hatte. Was half da alle Güte der Welt, sie konnte das Fehlende nicht ersetzen. Das empfand Borker mit einem ihm bisher unbekannten Gefühl der Bitterkeit, und als er gleich darauf wie ein flüchtiger Schatten durch die dunklen Straßen seiner armseligen Wohnung zueilte, da stiegen düstere Gedanken in ihm auf.

Warum hatte er sich durch den guten Tilmann verleiten lassen, in die Öffentlichkeit zu treten! Er hätte sich sagen müssen, daß es ein Unfug war. Morgen würde die Kritik in allen Tonarten über ihn herfallen, und dann war er gerichtet — dann war es für lange Zeit unmöglich, wieder hervorzutreten. Wie anmaßend und selbstbewußt war er doch gewesen, daß er geglaubt hatte, sein Werk den verwöhnten Ohren der Großstadtwelt preisgeben zu können! Was hatte er sich nur eigentlich dabei gedacht? Für was hatte er sich denn gehalten? War er es wirklich selbst gewesen, der noch vor wenigen Stunden in fieberhafter Vorfreude diese selbe Straße entlanggeschritten? Hatte er denn gar nicht an einen möglichen Mißerfolg gedacht? Hatte er wirklich geglaubt, die Zuhörer würden alles genau so nachempfinden, wie es ihm aus seinem Werk entgegenklang?

Er begriff keins der Gefühle mehr, welche ihn vor drei Stunden so stark durchglüht hatten. Er war jetzt ein ganz anderer Mensch — ein Schiffbrüchiger, ein Ge-

strandeter. Ach, und dieser Schiffbruch war so grausam plötzlich über ihn gekommen! Während er seine aus Leid und Sorgen und großer Sehnsucht und Andacht geborene Symphonie leitete, als ihm dieses sein Geisteskind zum erstenmal aus all den verschiedenen Stimmen der Instrumente entgegensang, da waren seine eigenen Töne zu Flügeln geworden und hatten ihn emporgehoben, immer höher und höher zu den Sphären, nach welchen seine Seele verlangte. Er war nicht mehr der arme, verzagte Franz gewesen, sondern ein Adler, ein König, ein Gott! Tief unter ihm hatte die Welt gelegen, und losgelöst vom Erdenstaube war er in dem Reiche dahingeschwebt, in welchem er herrschte, — im Lande seiner Töne. Aber dann — mit dem Aushallen des letzten Akkordes — war er abgestürzt von der schwindelnden Höhe, — tief hinab in einen schwarzen Abgrund. Und da lag er nun mit zerschmetterten Gliedern, und niemand half ihm auf. Keinen unter all den Zuhörern hatte er mit hinaufzuziehen vermocht; alle waren sie da unten geblieben, weil seine Töne keinem anderen Flügel zu verleihen vermochten als nur ihm alleine. Und als er sie alle so kalt da unten sitzen gesehen, da hatte der Schreck seine Schwingen gelähmt, so daß sie ihren Dienst versagten und er hinabstürzen mußte in die furchtbare Erkenntnis seines Unvermögens. Wohl hatte er gelesen und gehört, daß es vielen der Großen ähnlich ergangen war, — aber das war doch etwas ganz anderes, mit denen konnte er sich nicht vergleichen; sicherlich hatten diese Geisteshelden ein so starkes Bewußtsein ihrer Kräfte und ihres Könnens, daß sie niemals so tief in den Abgrund der Verzweiflung hinabzustürzen vermochten. Auch hatten sie immer einige, welche sie verstanden und welche ihnen ermutigend zur Seite blieben. Aber er, wen hatte er? Ja, die beiden Herren, die ihm die Aufführung seines Werkes ermöglicht hatten, waren voller Güte und Großmut für ihn gewesen. Aber das kam durch die Freundschaftsbande, die sie mit seinem verstorbenen Vater verbunden hatten. Es war eine Dankesschuld, welche sie nun an seinem Sohne abtrugen. Hatte doch sein Vater schwere Opfer für diese Freunde gebracht. Da war es wohl natürlich, daß sie den so unermüdlich strebsamen, aber so völlig mittellosen Sohn nach Möglichkeit unterstützen wollten und die Wege zu ebnen suchten, auch wenn sie für seine Kunst kein sonderliches Verständnis hegten. Nein, er hatte keinen Menschen, — keinen einzigen! Niemanden, der an ihn glaubte! Freilich, seine Mutter lebte noch und war stolz auf ihn, — aber im Grunde verstand sie wenig von seiner Kunst, und die vielen Geschwister und die Sorgen ums tägliche Leben ließen ihr keine Zeit, sich damit zu befassen.

Er war allein — mutterseelenallein auf der Welt. Bisher hatte er es nie so empfunden, denn die Töne waren seine Freunde und Begleiter gewesen. Aber heute abend begann er zum ersten Male an ihrer Freundschaft zu zweifeln. Ja, — sie waren falsch gewesen. Sie hatten ihn irregeführt, sie hatten ihn verspottet. Sie hatten sich nur scheinbar von ihm meistern lassen, — um ihm dann zu zeigen, daß er das Meistern nicht verstand.

Immer hastiger wurden seine Schritte. Schon lange war er an seiner Haustür angelangt, aber er hatte sich nicht entschließen können, in seine dunkle, schmucklose Dachstube zurückzukehren, er mußte weiter, immer weiter eilen — obgleich sein Körper nach Speise und Ruhe verlangte. So lief er durch die Anlagen und dann auf dem großen Platz immer im Kreise um das Königsdenkmal herum.



Was sollte er nun mit sich und seinem bißchen Können beginnen? Sollte er die ganze Musik an den Nagel hängen und etwas anderes versuchen? Aber was? Etwas anderes als Musik gab es doch gar nicht für ihn, und jedes Handwerk, jede andere Tätigkeit schien doch auch nur immer zur Musik zurückzuführen. Hatte denn nicht alles Rhythmus, Klang und Melodie? Überall, überall waren sie doch, die Töne, und überallhin verfolgten sie ihn. Und doch — was hilft's? — er mußte sich gewaltsam davon losmachen, denn je mehr er in ihre Gewalt kam, desto schwerer würde die Trennung sein. Darum rasch nach Hause und einen großen Scheiterhaufen errichten! Er wollte sie alle verbrennen, diese Zeugnisse eines eingebildeten Könnens, diese stümperhaften Flugversuche einer zu schwachen Begabung. Oh, und dann zum Schluß selber auf den Scheiterhaufen steigen — und mit dem untergehen, was einem das Leben gewesen.

Er schlug den Heimweg ein. Ja, am liebsten sterben! Aber ach, das durfte er nicht, denn er hatte noch eine Mutter, und der konnte er es nicht antun. Nein, sterben durfte er nicht, aber was sollte er mit seinem Leben beginnen, nachdem er wußte, daß er bisher ein Trugleben geführt? Der Musik anderer leben, — ja — freilich, das war schon lobenswert, aber die Qual im Herzen, daß man mehr möchte und doch nicht kann und nie können würde! Selbstbetrug, Selbstüberhebung, Anmaßung — das war sein Schaffen gewesen, und mit dieser Erkenntnis war er langsam die dunkle, enge Treppe zu seiner kleinen Zelle hinaufgestiegen.

Die Hauswirtin hatte ihn eher zurückerwartet, ihm das Lämpchen angezündet und das kalte, dürftige Abendessen auf den Tisch gestellt. Auch das Feuer hatte sie neu entzündet; und als er in die Nähe des eisernen Ofens trat, um sich die Mittagssuppe aufzuwärmen, da merkte er erst, wie kalt es draußen gewesen.

Er blieb einen Augenblick am Ofen stehen, um sich zu wärmen, dann aber gab er sich einen Ruck. Nur nicht zögern! Zögern war Schwäche. Was man zu tun hatte, das mußte man gleich tun. Also rasch an den Schreibtisch und die Verurteilten in die Flammen geworfen!

Er trat an das kleine Pult, an welchem er Abend für Abend bis tief in die Nacht hinein gearbeitet. Hier ruhten alle seine Schöpfungen fest verschlossen.

Doch als sein Blick über das Pult glitt, da sah er etwas Seltsames und schier Unmögliches. Nein, das konnte nur Augentäuschung sein, er mußte die Lampe nehmen, um klar zu sehen.

Wie?! Doch keine Täuschung! Die Lampe bezeugte, daß es Wirklichkeit war!

Ganz überwältigt und bis ins Tiefste erschüttert sank Franz in die Knie und starrte das Wunder an. Woher kam ihm das? — Wer hatte ihn dahin gelegt, diesen schlichten, grünen Lorbeerkranz, der doch alles das in sich begreift, was ein Mensch Großes erträumen kann! Diesen Kranz, der herrlicher ist als alle Kronen der Welt? — Wie kam dieser Lorbeerkranz auf sein bescheidenes Pult — zu ihm, dem Unfähigen, Unbegabten? Wer war der Freund, der ihn einer solchen Krone für würdig erachtete? Zu wem hatten seine Töne eine verständliche Sprache gesprochen? Kein Brief, kein Zettel verriet es. War ihm der Kranz am Ende gar vom Himmel gefallen?

Woher er auch kommen mochte, er war eine Gabe der gütigen Götter! Er kam als ein Bote der Genien, als ein himmlischer Abgesandter, als ein Erretter.

Franz ergriff ihn mit beiden Händen, drückte ihn an Herz und Lippen und an die



Rose

Heinz Basedow

brennende Stirn, und dann sank sein dunkler Kopf auf die Platte seines Arbeitstisches, und seine gequälte Seele schluchzte alle Höhen und Tiefen der letzten Stunden in strömenden Tränen auf die Blätter des Lorbeers aus.

Als er sich endlich wieder so weit gefaßt hatte, um klar denken zu können — ach, da kamen Gedanken, welche ihn von neuem aus allen Himmeln zu reißen drohten. Sie schalten ihn töricht, diesen Kranz so hoch einzuschätzen, — denn sicherlich hatte ihn niemand anderes als seine gutmütige Wirtin hingelegt, die in ihrem naiven Verständnis in dem jungen Mieter einen gewaltigen Meister sah. Einer, der in so jungen Jahren bereits ein eigenes Werk dirigierte, mußte doch etwas sein! Zwar hatte sie niemals eine poetische Regung verraten, aber das wollte nichts sagen. Sie wußte doch, daß diese Erstaufführung etwas zu bedeuten hatte. Nein — einzig und allein nur sie konnte es gewesen sein, denn — wer sollte sonst dazu kommen?

„Ich Tor," dachte er und schlug sich an die Stirn, „wie konnte ich mir auch nur für Augenblicke einbilden, dieser Kranz sei eine Anerkennung. Er ist nichts anderes als Güte!" Ach, diese furchtbare Güte, die mehr niederdrückt als aufrichtet! Der Haß eines Kollegen hätte ihn augenblicklich mehr ermutigt als die Güte warmherziger Freunde!

Er schlich mit müden Schritten zur Türe hinaus und tappte sich die dunkle Treppe hinunter. Gleich darauf klopfte er an seiner Wirtin Türe. Die rundliche, schon etwas ältliche Frau saß am Ofen und stopfte Strümpfe.

„Na, sind Sie endlich zurück, Herr Borker?" rief sie mit ihrer etwas fetten Stimme. „Hat denn das Konzert so lange gedauert? Sie sind wohl sehr gefeiert worden, daß Sie so spät kommen, wie?"

„Nein," entgegnete er heiser, „ich bin schon seit einiger Zeit zurück. Und ich wollte Ihnen gerne — gerne danken für den schönen Kranz. Es war sehr gut von Ihnen —"

„Was für 'nen Kranz?" fragte die Frau sichtlich verwundert. „Ich weiß von keinem Kranz. Ich habe Ihnen vor einer Stunde das Essen hingestellt und Feuer gemacht, aber sonst nichts."

Ein Freudenstrahl zuckte blitzschnell durch Borkers Seele, wagte aber noch nicht, sich länger dort aufzuhalten. „So ist der Lorbeerkranz auf meinem Schreibtisch nicht von Ihnen?" fragte er atemlos.

„Nein — wie käme ich auf so 'nen Gedanken?"

Aber wer hat ihn denn dann hingelegt? War jemand da, der nach mir fragte? Haben Sie irgend jemand zu mir hinaufgehen sehen?"

„Nein," entgegnete sie, „aber ich habe Besorgungen gemacht heute abend, und da weiß ich nicht, ob unterdes jemand gekommen ist. Vielleicht weiß die Liesel was." Sie ging in die Kammer nebenan und fragte ihre Tochter, aber die wußte auch nichts.

Da verabschiedete sich Borker und eilte leichten Schrittes die steile Stiege empor. Gottlob — ach, gottlob! Diese Enttäuschung war ihm erspart geblieben. Er durfte sich nun wieder ungetrübt an der geheimnisvollen Ehrenspende freuen.

Mit scheuen Fingern nahm er den Kranz vom Pulte und zog ihn an seine Lippen. Am liebsten hätte er ihn einmal zur Probe aufs Haupt gedrückt, aber er wagte es nicht, denn er fühlte sich dessen nicht würdig. Nein, damit mußte er warten, bis er wirklich etwas geleistet, bis er sein größtes Werk geschrieben. Dann — ja — dann!

Sein größtes Werk? Wie? Hatte er das wirklich eben gedacht, nachdem er kaum erst erklärt hatte, nichts mehr schaffen zu wollen? Nachdem er erkannt hatte, daß er keine Begabung besaß? Wie war es möglich, daß er nun nicht allein an die Möglichkeit weiteren Schaffens, sondern auch schon an „das größte Werk" zu denken vermochte? Oder war es eine fremde Stimme gewesen, die zu ihm gesprochen? Es war so laut und deutlich gesagt oder gedacht worden, daß es schwer zu unterscheiden war. Da aber kein anderer da war — so mußte es doch aus ihm selber gekommen sein! Unbegreiflich!

Nein, nun konnte er die Hinrichtung doch nicht vollziehen. Nun mußten sie begnadigt werden, mochten sie sein, wie sie wollten. Und so blieben sie, wo sie waren, verschlossen im Pulte liegen.

Aber jetzt verlangte der Körper endlich auch sein Recht. Franz holte die aufgewärmte Suppe und die Kartoffeln vom Ofen, und dann öffnete er andachtsvoll den Schrank und nahm eine Flasche Wein heraus. Die hatte ihm seine Mutter zu Weihnachten geschenkt, und er hatte sie immer für eine besondere Gelegenheit aufgehoben. Nun war es trotz allem ein besonderer Abend für ihn geworden. Der Lorbeerkranz hatte ihn geweiht. Franz legte ihn vor sich auf den Tisch und strich während des Essens hin und wieder mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit über die Blätter. Dann trank er ihm zu, dankte diesem stummen und doch so beredten Freunde für sein Erscheinen und gelobte ihm, unermüdlich danach zu streben, seiner würdig zu werden. Er legte dabei wie zum Eide feierlich die Hand auf die grünen Blätter. Und dieses einsame, kärgliche Mahl wurde zu einem Fest- und Weiheschmaus, an welchem es weder an Gästen noch an köstlichen Speisen fehlte. Die Gäste waren alle die Meister, die nun an Vorkers geistigem Auge vorüberzogen, die Speisen waren Töne und Harmonien, von welchen die enge Stube zu klingen schien. Sie war zu klein, um all das Gewaltige zu fassen, und so half es nichts, sie mußte wachsen, mußte sich dehnen nach allen Seiten und vor allem nach oben. So kam es, daß sie zum Dome wurde, und als auch das noch nicht genügte, da schwanden die Mauern ganz, und Franz befand sich in der Unendlichkeit, — dort oben, wohin ihn heute seine eigenen Töne emporgetragen hatten.

Als Vorker am anderen Morgen erwachte, da lag der Lorbeerkranz neben ihm auf dem Kissen. Er wußte nicht mehr recht zu sagen, wie und wann er sein Lager aufgesucht, er wußte nur, daß er mit dem Kranz am Herzen eingeschlafen war. —

Die Kritik, welche die Morgenzeitung über sein Werk brachte, war frostig und ablehnend. Er hatte es nach dem kühlen Verhalten des Publikums vorausgesehen. So etwas über sein eigenstes, tiefstes, innerstes Ich an einem grauen, nüchternen, kalten Wintermorgen in kalter, kahler Dachstube bei einem mehr als kärglichen Frühstück lesen zu müssen, wirkt wohl entmutigend genug. Ja — wäre der Lorbeerkranz nicht gewesen — dann — wer weiß, was er heute morgen noch angestellt hätte! Denn jetzt war er nicht nur vor dem Kreise der gestrigen Zuhörer, sondern auch vor der ganzen Stadt blamiert. Es war schlimm! Und doch — heute konnte er es ertragen. Er brauchte nur den Kranz anzuschauen, um den Mut oben zu behalten. Ob er wohl je erfahren würde, wer ihn gesandt hatte? Diese Frage beschäftigte ihn jetzt mehr als die Kritik und ließ ihn ungewöhnlich lange vor seiner leeren

Tasse sitzen. Erst das Schlagen der Kirchturmuhr ermahnte ihn, daß es höchste Zeit war, sich an sein Tagewerk zu begeben. Um acht Uhr hatte er eine Klavierstunde bei Schulrats zu erteilen, um neuneinhalb eine andere am Ende der Stadt, und so ging's den ganzen Morgen weiter und einen großen Teil des Nachmittags. Zum eigenen Schaffen blieb ihm nur der Abend. Manchmal ging es fast über seine Kräfte, aber er war bisher immer freudig an die Arbeit gegangen. Heute verließ er mit anderen Gefühlen sein Zimmer; es wurde ihm unsagbar schwer, sich von seinem Kranze zu trennen; er hätte ihn so gerne noch angesehen. Und dann war es heute nicht gerade angenehm, zu den Menschen zu gehen, die alle diese erbärmliche Kritik über sein Werk gelesen und teilweise auch seinen Mißerfolg selber mit angesehen hatten. Er zögerte daher noch an der Türe und schaute nach dem grünen Freunde zurück, welchen er an einen Nagel über sein Pult gehängt hatte. Dann, als er bereits unten an der Treppe angelangt und im Begriff war, das Haus zu verlassen, blieb er nochmals stehen, um gleich darauf wieder hastig umzukehren. Ein Gedanke hatte ihm plötzlich Haltung und Bewegungen umgewandelt; denn so unschlüssig und langsam er die Stufen hinabgestiegen war, so pfeilschnell und elastisch sprang er sie nun wieder empor. Atemlos langte er oben an und eilte an sein Pult. Ja, das dürfte er wohl! Ein fehlendes Blatt würde dem Kranz keinen Abbruch tun, und ihm würde es helfen, ihn würde es stärken und schützen, all die mitleidigen und geringschätzigen Blicke der Menschen zu ertragen.

Behutsam, als fürchte er dem geliebten Kranze weh zu tun, löste er ein Blatt, das am wenigsten sichtbar gewesen, und barg es an seinem Herzen. Und dann ging er festen Schrittes und stolzer Haltung aus dem Hause.

Überall aber wunderten sie sich, den sonst so schüchternen Herrn Borker gerade heute, nach seinem Mißerfolge, so ruhig und sicher, ja fast heiter zu sehen. Sie ahnten ja nichts von dem Talisman auf seinem Herzen...

Borker versuchte zu erfahren, wer ihm den Kranz gesandt habe. Aber keiner wußte etwas davon, und auch seine Gönner erklärten sich unschuldig. Wie hätten sie auch auf solchen Gedanken kommen können, nachdem er bewiesen, daß er zum eigenen Schaffen keine Begabung hatte? Der Kranz konnte doch nur von irgendeinem Gänschen herrühren, das sich unbegreiflicherweise in den hageren Jüngling verliebt hatte.

So blieb denn dies Rätsel ungelöst, und Franz war nicht traurig darüber. Allen aber fiel es auf, daß Borker seit seiner erfolglosen Erstaufführung ein anderer geworden war; worin, ließ sich schwerlich sagen. Ja, er war anders geworden, denn er hatte Selbstvertrauen bekommen, gerade so viel, als ihm zum Weiterschaffen nötig war. Und das hatte der geheimnisvolle Kranz bewirkt.

Ja — wenn er so abends vor seinem Pulte saß und Note an Note reihte, dann war es ihm oft, als blicke der stumme Freund gütig auf ihn herab, als arbeite er mit an dem neuen Werke, als gebe er ihm all die schönen, melodischen Offenbarungen, welche aus Kopf und Herzen aufs Papier übergingen. Und wenn auch Zweifel und Verzweiflung nicht ausblieben, so wichen sie doch mehr und mehr Stunden und Tagen schöpferischer Fülle. Dann fühlte er, daß der Kranz nicht ewig an der Wand hängen bliebe. Der Tag würde kommen, der seine Stirn damit schmücken sollte.

Das waren Stunden, die ihn für die Tage der Pein vollauf entschädigten. Ohne Schmerz und Pein ist keine Geburt möglich, und davor konnte ihn auch der Lorbeerkranz nicht schützen. Aber er sagte ihm in den Stunden innerer Qual, daß er nur Sieger kröne, und Sieger konnte nur der werden, der gekämpft hatte...

Und endlich, endlich kam der Tag, an welchem Vorkers Name wiederum auf dem Konzert-Programm stand. Zwei Jahre waren verflossen seit jenem ersten Auftreten, dieses Mal aber war die Aufführung nicht durch mitleidige und völlig verständnislose Freunde ermöglicht worden, sondern durch einen Mann vom Fach, der einige von Vorkers Werken in die Hände bekommen hatte. Er war in seiner Überraschung selber zu dem jungen Manne geeilt und hatte ihn aus dem Dunkel seiner Dachstube ans Tageslicht geholt.

Der Unbekannte wurde plötzlich bekannt — und nach und nach sogar berühmt. Die Dachstube wurde bald zu eng für ihn und seine Anhänger. Auch die Stadt war auf die Dauer nicht groß genug für seine Werke. Sie zersprengten alle Mauern und stürmten klingend in die Welt hinaus. Es war ein reiches, ein großes Leben! Viel reicher und größer, als er es je in seinen kühnsten Träumen für möglich gehalten.

Und alle die Lorbeerkränze, die dem Meister nun von hoch und niedrig gespendet wurden! Jetzt war seine Stube nicht mehr kahl, wenn er von den Konzerten heimkehrte; liebevolle Hände sorgten für ihn und schmückten sein Heim. Aber ehe er an solchen Abenden sein Lager aufsuchte, trat er regelmäßig an ein altes, armseliges Pult, welches seltsamerweise einen Platz zwischen den eichenen Möbeln seines Arbeitszimmers gefunden hatte, öffnete die Schublade und entnahm ihr einen vergilbten Lorbeerkranz. Er mußte ihn vorsichtig anfassen, denn die Blätter begannen sich zu lösen. Die vielen Konzertreisen hatten ihn arg mitgenommen, und wenn ihn Vorker auch noch so behutsam in einer Schachtel verwahrte, er war doch nun einmal für solche Strapazen nicht geschaffen. Und dann küßte der Meister den alten, welken Kranz und fragte ihn, wann er wohl würdig sei, ihn aufs Haupt zu drücken. Keiner wußte von diesen Zwiegesprächen. Wer hätte das auch begreifen können! Sein ergrauendes Haupt hatte schon manchen Kranz von Freundeshand auf die Stirn gedrückt bekommen, — warum traute er sich denn nicht, diesen ersten aufzusetzen? Ebenso behutsam, wie er ihn herausgenommen, legte er dann den vergilbten Freund in das alte Pult zurück. „Noch nicht," murmelte er, „noch bin ich's nicht wert."

Aber wann, wann endlich? Er begann frühzeitig zu altern, und seine Gesundheit ließ zusehends nach. Würde er am Ende nie das höchste Ziel erreichen?

Dann kam ein Winter, in welchem man Vorkers so bekannte und vertraute Gestalt nur noch selten in der Öffentlichkeit erblickte. Es hieß, der Meister sei nicht mehr kräftig genug, um seine Konzerte selber zu leiten, doch schaffe er in der Stille an einem größeren Werk.

Er verriet nicht, was er schrieb, — aber aus seinen Augen strahlte ein nie gesehener Glanz inneren Glückes, und es lag eine feierliche Abgeklärtheit über seinem ganzen Wesen.

Eines Tages aber, als seine Frau zu ihm trat, um ihn an die Essenszeit zu mahnen, da fand sie ihn wohl am Schreibtisch sitzen, aber er arbeitete nicht mehr.

Die Feder war seiner Hand entfallen, das edle weiße Haupt war auf sein Werk herabgesunken, und der Atem stockte. Mit der größten Mühe gelang es, ihn wieder zu sich zu bringen.

„Es ist vollendet," murmelte er, als er die Augen wieder aufschlug, „gib es der Welt von mir als Abschiedsgruß."

Dann versank er von neuem in Bewußtlosigkeit, aus welcher er nur für wenige Augenblicke erwachte.

„Schließ das Pult auf," flüsterte er nun mit kaum hörbarer Stimme, „da liegt ein Lorbeerkranz."

Sie tat es mit zitternden Händen, ohne zu begreifen. Sie wußte wohl, daß ein Lorbeerkranz von unbekannter Hand ihn einst vor Verzweiflung gerettet hatte, aber sie ahnte nicht, daß dieser alte Kranz noch immer weiter Wunder tat.

Er aber öffnete die Augen weit, und es ging ein Leuchten von ihnen aus, welches das ganze Gemach zu erhellen schien.

Da war er endlich, endlich, der langersehnte Augenblick! Der Kranz hatte sich auf seine Stirn herabgesenkt und lag nun um sein müdes Haupt, das so lange um ihn geworben.

Ihre Hand hatte unbewußt das Richtige getan, oder war der Kranz von selber dahin geschwebt, wie einst auf seinen Arbeitstisch?

„Endlich!" hauchte er mit seligem Lächeln, „ich muß ihn mit hinaufnehmen. Man darf nichts hier zurücklassen, was einem der Himmel anvertraut hat." Und er schloß für immer die Augen.

Als die Freunde kamen, um den geliebten Meister noch einmal zu sehen, da wunderten sie sich über den welken Lorbeerkranz, welcher das Haupt des friedlich Schlummernden so eigentümlich zierte. Was hatte das zu bedeuten?

Das Werk aber, das er hinterlassen, klang bald durch die ganze Welt; und wer es hörte, der fühlte einen Hauch von jenen höheren Sphären, aus denen uns alles Große und Schöne kommt.

Ja, er durfte ihn nun tragen, den schwer erworbenen Kranz, und er trug ihn mit hinüber in die Ewigkeit ...

Hasel im Schnee

Von Ludwig Bäte

Hasel, du zarte, bist du schon wach?
Noch kreischt der Dohlen heiserer Schwingenschlag,
Lastet des Winters welke, greise Hand,
Und doch steht meine Seele hell in Brand!
Bald blüht in den Gründen der Güldenklee,
Anemonen künden in Blüten den letzten Schnee.
Über die nassen Äcker geht linde der Wind,
Aus blauschwarzem Wolkengeschiebe eine Lerchenstimme rinnt.
An roten Weidenruten zittert das erste Laub:
Hasel, du zarte, streu deinen goldenen Staub!

Rundschau

Wie Ludwig van Beethoven starb

Um das Schwarzpanierhaus tobten die Märzstürme; drinnen lag Ludwig van Beethoven im Sterben.

Wie lieb war ihm die Wohnung im zweiten Stock des großen Hauses gewesen! Von den Fenstern seiner Zimmer konnte sein Blick über Wien mit seinen Glacis, Basteien und Kirchtürmen, den Prater mit den hochragenden Bäumen und die Brigittenaue schweifen, und nach der andern Richtung über die Josephsstadt mit den kaiserlichen Stallungen, dem großen Exerzierplatz und über die Vorstädte. Hier hatte ihm keiner in die Wohnung schauen können, und er hatte Luft und Licht im Überfluß!

Die Reise nach Gneixendorf war ihm verhängnisvoll geworden. Dazu hatte ihn sein Bruder Johann, der Besitzer des dortigen Gutes „Wasserhof", gedrängt. Beethoven hatte recht gehabt, als er vor seiner Abreise an den Verleger Tobias Haslinger in Wien schrieb: „Der Name hat einige Ähnlichkeit mit einer brechenden Achse".

Wie in der Vorahnung eines kommenden Unheils hatte es ihn nach Wien zurückgetrieben, und als es in Frieden mit Johann durchaus nicht mehr gehen wollte, war er plötzlich am 1. Dezember 1826 abgereist, „in dem elendsten Fuhrwerk des Teufels", einem offenen Milchwagen; denn sein geiziger und rücksichtsloser Bruder hatte ihm seinen guten, geschlossenen Wagen aus nichtigen Gründen verweigert. In einem zugigen Dorfwirtshause hatte er in einem ungeheizten Zimmer übernachten müssen und war schon dort von hohem Fieber und heftigem Husten befallen worden. Völlig erschöpft und schwerkrank war er in Wien angelangt und hatte erst am dritten Tag — so unglaublich es klingt — einen Arzt, Dr. Wawruch, bekommen können. Bald hatte sich Wassersucht bei ihm entwickelt, und lange Wochen lag er nun schon auf seinem Schmerzenslager.

Wenn der Besucher durch das Vorzimmer der Beethovenschen Wohnung geschritten war, kam er zur Rechten gleich in das große zweifenstrige Zimmer mit den zwei Klavieren, und sein erster Blick fiel auf den kranken Meister, der in dem gegenüber an der Wand stehenden Bette lag. Seine jetzt meist so müden Augen, die früher durchbohrend gefunkelt hatten, konnten das ganze Zimmer überblicken. Er war sehr abgemagert und meist teilnahmslos. Das leidende, unrasierte Gesicht, über dessen Schläfen ungeordnet die grauen Haarsträhne fielen, rührte den Besucher zu wehmütigem Mitleid. Nur wenn alte Freunde kamen, begrüßte er sie mit weitgeöffneten, strahlenden Augen und konnte sogar dann einmal sein altes, fröhliches Lachen von früher wiederfinden.

Anton Schindler, sein treuer Famulus, der eifersüchtig seines Herrn Gunst sich zu bewahren trachtete, war häufig um ihn und führte ihm die Besucher zu, die sich nach dem Schwerkranken umsehen wollten. Viele mußten abgewiesen werden; aber manchen gelang es doch, zu ihm zu kommen und den sterbenden Mann womöglich noch in seinen letzten Stunden zu belästigen.

Schon viermal hatte man, um das Wasser abzulassen, den Bauchstich vornehmen müssen, und mit grimmigem Humor hatte Beethoven beim ersten Male geknurrt: „Besser Wasser aus dem Bauch, als aus der Feder!"

Mit Dr. Wawruch, den Beethoven nicht recht leiden mochte, teilte sich in die Behandlung Dr. Malfatti, ein tüchtiger und in Wien beliebter Arzt. Dieser hatte ihn schon früher lange Zeit behandelt und war sein guter Freund gewesen; vor mehreren Jahren aber hatte ein Zerwürfnis die beiden getrennt. Schindler hatte Malfatti gebeten, an das Sterbebett des Meisters zu kommen, da dieser zu Wawruch kein Vertrauen habe. Aber Malfatti war kalt und ablehnend

gewesen und hatte trocken gesagt: „Sagen Sie Beethoven, daß er als Meister der Harmonie wissen werde, daß ich mit meinen Kollegen auch in Harmonie leben muß.“ Beethoven hatte bittere Tränen geweint, als Schindler ihm die Antwort Malfattis übermittelte. Als aber nach der zweiten Operation Schindler wieder und dringender als das erste Mal Malfatti gebeten hatte zu kommen, da Beethoven sonst sterben müsse, war er am Lager des ihn mit sehnlichster Spannung erwartenden Freundes erschienen. Erschüttert hatte der Arzt mit dem tiefschauenden Auge des Wissenden das verfallene Antlitz des früher so gewaltigen Mannes angeschaut. Wenige Worte der Begrüßung waren gewechselt worden; dann hatten beide sich weinend in den Armen gelegen.

Wawruch fühlte sich durch die Heranziehung des Freundes durchaus nicht zurückgesetzt oder beleidigt. Dieser verordnete Eispunsch, der zuerst auf den Kranken einen erfrischenden und beruhigenden Einfluß ausübte und ihn eine zeitlang an seine Heilung glauben ließ, so daß er Schindler aufschrieb: „Wunder, wunder, wunder. Die Hochgelahrten Herrn sind bejde geschlagen, nur durch Malfattis wissenschaft werde ich gerettet.“ Aber das geistige Getränk mußte ihm nach einiger Zeit wieder entzogen werden, da er es auf die Dauer nicht vertragen konnte. Ein starkes Sinken der Lebenskraft trat ein. Es ging zu Ende mit ihm.

Des ungeduldigen Kranken Blick wanderte durch die Fenster hinaus ins Freie. War der Frühling auf dem Wege? Würde er ihm noch einmal Genesung bringen? Ach, manchmal hoffte der Arme noch! Große Pläne zu neuen Kompositionen bewegten ihn: die X. Sinfonie sollte noch entstehen. Sie sollte größer als die vorhergehenden werden! Die Engländer sollten sie haben. O, sie sollten sehen, was er noch schaffen konnte!

Geldsorgen — vielleicht unnötige — bedrängten ihn. Was sollte werden, wenn er noch Wochen, vielleicht Monate, hier liegen mußte? Wer sollte für seinen Neffen Karl sorgen, den er wie ein Vater zärtlich liebte, trotzdem der leichtsinnige Tunichtgut ihm bisher nur mit Undank gelohnt hatte? Briefe an Stumpff und Moscheles, die Freunde in London, waren geschrieben worden, wehmütige Hilferufe! Und die Freunde hatten geholfen: Die Philharmonische Gesellschaft hatte auf ihr Betreiben dem kranken Beethoven 100 Pfund gesandt, wofür er herzlichst gedankt und ihnen eine neue Komposition versprochen hatte, wenn er nur erst wieder arbeiten konnte!

Schindler wäre es lieber gewesen, Beethoven hätte die große Summe nur teilweise erheben können. Aber als dieser im Besitz der ganzen Summe war, verschwanden Kummer und Sorge, und er sagte vergnügt: „Nun können wir uns wieder manchmal einen guten Tag antun.“ Seine Kasse hatte allerdings während seiner Krankheit stark abgenommen, und mit dem Essen hatte man sich auf Rindfleisch und Gemüse beschränken müssen, was ihn sehr schmerzte. Am Tage nach Empfang des Geldes, an einem Freitag, ließ er sich aber sogleich seine Lieblingsgerichte von Fischen machen, um nur davon naschen zu können. Auch mußte sofort ein bequemer sogenannter Großvaterstuhl angeschafft werden, in welchem er täglich wenigstens eine halbe Stunde ruhte, so daß er sich das Bett ordentlich machen lassen konnte. Seine Freude über die edle Handlungsweise der Philharmonischen Gesellschaft artete ins Kindische aus, meinte Schindler.

Auch die alten Freunde und Verehrer in Wien hatten seiner gedacht und Wein, Champagner, Kompott und allerlei Speisen zur Stärkung geschickt.

Ein wahrer Trost war für ihn der dreizehnjährige Gerhard von Breuning, der Sohn eines Jugendfreundes, Stephan von Breunings, sein „Hosenknopf“ und „Ariel“, der ihn fast täglich besuchte und durch sein kindliches Geplauder unterhielt und erfreute. Mit ihm sprach er über seine Lektüre, über Walter Scott, Schiller, die Weltgeschichte des Wittenberger Kirchenhistorikers Schröckh, die Reisebeschreibung von Sommer, über Tagesereignisse usw. Der Knabe durfte im Zimmer alles durchstöbern und auch nach den Konversationsheften greifen, die auf dem Nachttischchen bei Beethovens Bette lagen und in die man dem tauben Meister aufschrieb, was man ihm mitteilen oder was man ihn fragen wollte. Als Beethoven einmal aus leichtem Schlummer erwacht war, hatte ihm Gerhard eine Stelle im Konversationsbuch gezeigt: „Ihr gestern von

Schuppanzigh aufgeführtes Quartett hat nicht angesprochen!" Da hatte der Kranke zunächst nur gemurmelt: „Wird ihnen schon einmal gefallen!" Dann aber hatte er erregt darüber gesprochen, daß er schriebe, was er für gut halte, und daß er sich durch das Urteil der Gegenwart nicht beirren lasse. Und stolz, im Bewußtsein seiner Bedeutung, hatte er geschlossen: „Ich weiß, ich bin ein Künstler!"

Und wie demütig hatte er, auf den ihm von Diabelli geschenkten Steindruck mit Joseph Haydns ärmlichem Geburtshause im mährischen Dorfe Rohrau zeigend, zu Gerhard gesagt: „Sieh mal das kleine Haus, und darin ward ein so großer Mann geboren!"

Wie herzlich war seine Freude gewesen, als vom Harfenfabrikanten J. A. Stumpff in London 36 schöne Bücher als Geschenk für ihn eingetroffen waren: die Arnoldsche Prachtausgabe von 1786 von Händels Werken! „Das ist das Wahre! Man hat mir mit diesen Werken eine große Freude gemacht. Schon lange hatte ich sie mir gewünscht", hatte er gesagt und sich die Bände einzeln reichen lassen, sie durchblättert und dann zur Seite im Bette an die Wand gestellt. Für ihn war Händel der größte Komponist, der je gelebt hatte, von dem er, wie er bekannte, selbst noch gelernt hatte. „Geht hin," hatte er einmal ausgerufen, „und lernt, mit wenigen Mitteln so große Wirkungen hervorbringen! Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe niederknien!"

Als der Arzt ihm von der nahenden Frühlingswitterung Linderung seiner Leiden verhieß, entgegnete er lächelnd mit einer Anspielung auf einen Chor in Händels „Messias": „Mein Tagwerk ist vollbracht; wenn hier noch ein Arzt helfen könnte, his name shall be called wonderful" (sein Name wird sein Wunderbar).

Drei Tage vor seinem Tode kam Stephan von Breuning zu Beethoven und bewegte ihn, endgültig seinen letzten Willen festzusetzen. Das von dem Kranken unterzeichnete Testament lautete: „Mein Neffe Karl soll Alleinerbe sein. Das Kapital meines Nachlasses soll jedoch seinen natürlichen oder testamentarischen Erben zufallen." Allzuviel zu erben war außer seinen alten Möbeln und Manuskripten — die später zum Teil zu Spottpreisen verschleudert wurden — allerdings nicht da. Als alles zu Ende war, sagte er zu Breuning und Schindler: „Plaudite, amici, comoedia finita est" (Klatscht, Freunde, die Komödie ist aus).

Dr. Wawruch machte Beethoven mit zartester Schonung darauf aufmerksam, daß er gut tue, sich mit den Sterbesakramenten versehen zu lassen. „Beethoven las das Geschriebene mit einer beispiellosen Fassung langsam und sinnend; sein Gesicht glich dem eines Verklärten. Er reichte Wawruch herzlich und ernst die Hand und sagte: „Lassen Sie den Pfarrer rufen!" Nun wurde er still und nachdenklich und nickte dem Arzte sein „Ich sehe Sie bald wieder" freundlich zu. Bald darauf verrichtete er mit frommer Ergebung, die getrost in die Ewigkeit blickte, seine Andacht. Nach dem Empfang der Sterbsakramente wandte er sich bewegt an den Pfarrer und sagte: „Ich danke ihnen, geistlicher Herr! Sie haben mir Trost gebracht!"

An diesem Tage kam von dem Verlagsbuchhändler Schott in Mainz guter, alter Rheinwein an, um den Beethoven ihn gebeten hatte. „Schade — schade — zu spät!" sagte er. Das waren seine letzten Worte. Nur löffelweise wurde ihm bis zum Tode der Wein eingegeben.

Er verfiel gegen Abend in Todeskampf und verlor das Bewußtsein. Aber noch zwei Tage lang lag er matt und elend da, zuweilen leise aufseufzend, aber ohne ein Wort zu sprechen. In diesen Tagen war sein Zustand schrecklich. Röchelnd kämpfte er mit ungeschwächten Körperkräften und starken Lungen einen Riesenkampf gegen den drohenden Tod.

Es war am Nachmittag des 26. März 1827. Gegen drei Uhr kam Anselm Hüttenbrenner aus Graz, der Freund Franz Schuberts, mit dem Maler Joseph Teltscher an das Sterbebett Beethovens. Hüttenbrenner hatte schon am Tage der Testamentsabfassung vorsprechen wollen, war aber nicht zugelassen worden. Während Teltscher das Antlitz des Sterbenden zeichnete, erschien Stephan von Breuning, dessen Gefühl dadurch verletzt wurde, und machte dem Maler Vorstellungen. Der steckte seine Papiere ein und ging weg. Er trug aber drei in ziemlicher Auf-

regung gemachte Skizzen mit sich fort. Auf einer derselben sehen wir den Sterbenden, den Kopf mit den eingefallenen Wangen kraftlos in den Kissen vergraben. Die rechte Hand ist geballt unter das Kinn geschoben, gleichsam, um dem schwer Röchelnden das Atmen zu erleichtern. Die Linke liegt zusammengekrampft an der Seite. Aus den nicht ganz geschlossenen Augen scheint der letzte Glanz seines Innern hervorzubrechen. So kämpft der Herrscher der Töne seinen letzten Kampf.

Außer Stephan von Breuning und seinem Sohne Gerhard waren Schindler, Hüttenbrenner und der Bruder des Meisters, Johann, um das Bett versammelt. Das Röcheln des Sterbenden wurde schwächer und schwächer. Kam nun das Ende? Breuning und Schindler unterhielten sich leise über die mancherlei Gänge, die zu machen, und die Geschäfte, die zu besorgen waren, wenn der Tod einträte. Aber der ließ noch auf sich warten. Endlich beschlossen die beiden, nach dem langen, anstrengenden Harren im Sterbezimmer nach frischer Luft begierig, eine Grabstätte für Beethoven zu suchen. Sie verließen das Trauerzimmer. Auch der kleine Gerhard wurde bald darauf abgerufen, da ihn zu Hause sein Lehrer erwartete.

Der Tag war bisher heiter gewesen. Der Schnee war vergangen, man erwartete den Frühling. Nun aber zogen schwarze Wolken am Himmel empor und türmten sich zu gewaltigen Massen auf. Es wurde fast ganz dunkel im Zimmer. Ein ungestümes Schneegestöber begann, von Hagel und heftigem Gewitter begleitet. Es war, als ob der Himmel ein großartiges Schauspiel zu Ehren des scheidenden Titanen veranstalten wollte.

Neben Beethovens Haupt stand Anselm Hüttenbrenner, am Fußende des Bettes Johann mit der herbeigeeilten Wirtschafterin Sali.

Um $5\frac{1}{2}$ Uhr zuckte plötzlich ein heller Blitz hernieder und erleuchtete das Sterbezimmer mit grellem Lichte. Beethoven öffnete die Augen, erhob die rechte Hand und blickte mit geballter Faust mehrere Sekunden lang in die Höhe mit sehr ernster Miene, als wollte er sagen: „Ich trotze euch, feindliche Mächte! Weichet von mir! Gott ist mit mir!"

Auch hätte es den Anschein haben können, als wollte er wie ein kühner Führer seinen zagenden Truppen zurufen: „Mut, Soldaten, vorwärts! Vertrauet auf mich! Der Sieg ist uns gewiß!"

Dann sank die erhobene Hand wieder aufs Bett nieder. In den Armen Hüttenbrenners hauchte Ludwig van Beethoven seinen letzten Seufzer aus. So schritt er durch das dunkle Tor des Todes in die hellen Gefilde der Ewigkeit. —

Am 29. März, einem freundlichen, warmen Frühlingstage, nachmittags 3 Uhr, fand auf dem Währinger Friedhofe das Leichenbegängnis statt. Eine unübersehbare Menschenmenge gab dem toten Fürsten der Musik das Geleit. Berühmte Sänger trugen den Sarg, die bekanntesten Musiker Wiens begleiteten die Bahre.

Am Eingang zum Friedhofe sprach der Schauspieler Anschütz die von Franz Grillparzer verfaßte herrliche Grabrede, die viele zu Tränen rührte. In dieser hieß es:

„... Der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händels und Bachs, von Haydns und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels. Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst! Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm, und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm? Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren

Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen: er wird anfangen müssen; denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört ...

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig und, weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! ... Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte ... Bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten. Ihr aber, die ihr unserm Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben wie der kommende Sturm die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungeborenen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint!"

Walther Nohl

Kant und Hegel in ihrer Bedeutung für unsere Zeit

Die Geschichte der Philosophie erschöpft sich nicht in der erzählenden Wiedergabe und Berichterstattung über die historischen Systeme und ihre Schöpfer, sie will auch selbst Philosophie sein, sofern sie den systematischen Gehalt aus dem geschichtlichen Zusammenhang herauslöst und für die eigene Epoche zu fruchtbarem und neuem Leben zu erwecken sucht. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit des philosophischen Denkens hat daher eine ganz andere Bedeutung und einen viel tieferen und weiteren Sinn, als etwa die geschichtliche Erforschung irgendeiner exakten Einzelwissenschaft. Daher ist es kein bloßer Historismus, wenn sich die Philosophie sehr viel eingehender mit ihrer eigenen Geschichte befaßt als die anderen Wissenschaften; denn sie saugt aus ihr immer neue Nahrung und verjüngt sich immer von neuem dadurch, daß sie den Blick rückwärts richtet auf ihre Vergangenheit.

Das Kantjubiläum des Jahres 1924 hat uns diese Tatsache deutlich vor Augen geführt. Die Epoche der Kantphilologie scheint endgültig hinter uns zu liegen. Statt dessen bemüht man sich heute mehr denn je, den ewigen Gehalt dieser gewaltigen geschichtlichen Erscheinung aus ihren zeitlichen Bedingtheiten herauszuschälen und sie dem eigenen Denken fruchtbar zu machen. Und in gleicher Weise sucht man auch das Lebendige von dem Toten in Hegels Philosophie abzusondern und zu neuem, eigenem Leben wiederzuerwecken. In diesem Sinne können wir sowohl von einer Kant- als auch von einer Hegel-Renaissance reden.

So beschäftigt sich Heinrich Rickerts Schrift „Kant als Philosoph der modernen Kultur. Ein geschichtsphilosophischer Versuch" (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen 1924) mit der Beantwortung der Frage, was uns Kant noch heute bedeutet. Sie gehört zu den wertvollsten der zum Jubiläum erschienenen Bücher. Der Heidelberger Philosoph ist selbst einer der stärksten und selbständigsten Fortbildner der Kantischen Lehre und als solcher wie kaum ein anderer berufen, die geschichtliche und übergeschichtliche Bedeutung dieser Lehre ins rechte Licht zu rücken. Er stellt das Problem in den weitesten welt- und geistesgeschichtlichen Raum hinein, und indem er von Kant als dem Brennpunkt der Untersuchung aus die historische Fläche nach rückwärts und

vorwärts weithin beleuchtet, gewinnt er einen großzügigen Überblick über die gesamte Kultur des Abendlandes, eine geschichtsphilosophische Deutung des universalhistorischen Prozesses vom Griechentum bis auf unsere Zeit.

Die heutigen philosophischen Modeströmungen haben fast alle Brücken zu Kant abgebrochen. Wir müssen daher den Begriff der modernen Kultur viel weiter fassen, wenn wir Kant als den Philosophen derselben bezeichnen wollen, und Rickert geht bis zur Renaissance zurück, wo diejenige neue Kultur sich herangebildet hat, mit der wir uns auch heute noch lebendig verbunden fühlen.

Die Kultur der Renaissance kennzeichnet sich dadurch, daß die im Mittelalter zu einer Einheit verbundenen Kulturmächte, Religion, Staat, Wissenschaft, auseinandertreten und selbständige Wege gehen. Damit wird der Bann der mittelalterlichen Kultursynthese gebrochen, und an Stelle der von einem Kulturwert, nämlich dem religiösen, beherrschten Kultureinheit des Mittelalters tritt die Differenzierung und Selbständigwerdung der einzelnen Kulturgebiete. Nach sehr interessanten und anregenden Ausführungen über die Faktoren, aus denen die moderne Welt entstanden ist, zeigt Rickert, daß Kant als erster Philosoph dem modernen Kulturbewußtsein insofern Rechnung getragen hat, als er auch die atheoretischen Kulturgebiete, die seit der Renaissance sich selbständig entwickelt hatten, dem philosophischen Gedanken unterwarf und somit ein System schuf, das den Anspruch erheben kann, die erste wirklich moderne Kulturphilosophie zu sein. Kants epochemachende Leistung besteht negativ darin, daß er den von den Griechen ererbten Intellektualismus auf theoretischem Wege überwunden hat, positiv darin, daß er die verschiedenen Kulturgebiete in ihrer Eigenart zuerst philosophisch begriffen hat. Der Logos ist nicht mehr die einzige Form des Welterfassens, sondern nur eine von vielen; jede Kultursphäre muß in ihrem Eigenwert bewahrt bleiben. Die Differenzierung zieht notwendig die Autonomie nach sich. Kants Kritizismus ist als theoretische Philosophie zugleich Theorie der atheoretischen Wertgebiete.

Wieweit diese Auffassung über die lange Zeit übliche hinausgeht, die in Kant lediglich den Erkenntnistheoretiker, den großen Scheidekünstler sah, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Von hier aus gesehen aber hat uns dieser Denker auch heute noch, so sehr er in Einzelheiten hinter sich selbst zurückgeblieben ist, sehr viel zu sagen. Alle Philosophie der Zukunft wird in seinen Fußtapfen wandeln müssen, wenn sie sich nicht selbst der Zeit entfremden will, in der sie steht. Daß sie der Fortentwicklung fähig ist, daß sie in Kants Geist, wenn auch nicht mit seinem Buchstaben, weiterzuschreiten hat, das hat uns Rickerts eigenes philosophisches Schaffen zur Genüge bewiesen, und das betont der Verfasser noch ganz besonders in diesem überaus reichen, von hoher Warte ausschauenden Buch, das uns wie wenige andere nicht nur über die Bedeutung der Kantischen Lehre, sondern mehr noch über den Sinn unserer eigenen Kultur wertvolle Aufschlüsse zu geben vermag.

Die Größe und Monumentalität der Kantischen Philosophie bekundet sich schon äußerlich darin, daß man sie unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten betrachten kann, und daß sie unter jeder neuen Beleuchtung immer wieder einen neuen und überraschenden Anblick gewährt. Es ist kein Zufall, daß eine in die geschichtlichen Zusammenhänge tief eindringende Untersuchung von Max Wundt, die „Kant als Metaphysiker" zum Gegenstand hat, gerade im jetzigen Zeitpunkt der immer stärker erwachenden Anteilnahme an der Metaphysik hervorgetreten ist (Verlag von F. Enke, Stuttgart 1924). Dieses verdienstvolle, gründliche Buch zeigt besonders deutlich, wie selbst eine in bewußter Absicht historische Ziele verfolgende Arbeit doch von der Systematik des Verfassers gleichsam unbewußt geführt wird, und so die historische Untersuchung in ganz bestimmte, von vornherein vorgezeichnete Bahnen geleitet wird. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hier trotz der Unanfechtbarkeit der aufgezeigten geschichtlichen Zusammenhänge und Tatbestände eben doch nur eine Seite der Kantischen Lehre in die Erscheinung tritt, und es kann durchaus nichts schaden, daß auch die metaphysische Seite in Kants Denken einmal in derselben Weise überbetont und einseitig herausgearbeitet wurde, wie dies bisher vorwiegend mit

der erkenntnistheoretischen Seite geschehen ist. Wundt sucht demnach den Nachweis zu führen, daß die Hauptaufgabe der Vernunftkritik eine neue Begründung der Metaphysik gewesen sei, daß sie also nicht nur Umfang und Grenzen der Erkenntnis abgesteckt, sondern als Propädeutik einer künftigen wissenschaftlichen Metaphysik zu gelten habe, ja daß die Transzendentalphilosophie die neue Metaphysik selbst sei. Denn wie wäre sonst die widersinnige historische Tatsache zu erklären, daß der angebliche Totengräber der Metaphysik, für den man Kant lange gehalten hat, den Anstoß zu der machtvollsten metaphysischen Geistesepoche des deutschen Denkens gegeben habe? Erst wenn man am Grunde des gesamten Kantischen Denkens die Wiederaufrichtung einer neuen Metaphysik für die alten metaphysischen Inhalte erkennt, läßt sich Kant in den Entwicklungsstrom des deutschen Denkens zwanglos eingliedern, in die geschlossene metaphysische Linie, die von Leibniz zu Hegel führt. Und in der Tat ist es sicherlich ein Verdienst dieses Buches, daß es wieder einmal auf die deutschen Vorgänger des Philosophen hingewiesen und gezeigt hat, wie Kant entscheidende Anregungen von seinen eigenen Landsleuten erhalten hat. Daneben wird auch der Einfluß Platons und Newtons stark betont, während die fremdländischen Einwirkungen, vor allem der englischen Erkenntnistheoretiker, doch etwas zu gering angeschlagen werden. Insofern steht die geschichtliche Einordnung Kants, wie sie hier gesehen ist, im äußersten Gegensatz zu der von Alois Riehl im ersten Band seines „Philosophischen Kritizismus" gegebenen, die man um der historischen Gerechtigkeit willen zum Vergleich heranziehen möge.

Von einer spezialwissenschaftlichen Seite wird Kants Lehre von Erich Adickes untersucht in einem umfangreichen zweibändigen Werk über „Kant als Naturforscher" (Verlag W. de Gruyter & Co., Berlin 1924/25). Dieser überaus gründlichen, mit philologischer Akribie in das gesamte naturwissenschaftliche und naturphilosophische Schaffen Kants eindringenden Arbeit kommt das Verdienst zu, endlich einmal auf Grund einer exakten Durchforschung des Stoffgebietes mit den vielen Vorurteilen aufgeräumt zu haben, die gerade über diese Seite der Tätigkeit des Philosophen von jeher im Umlauf waren. Diese Untersuchung ergibt die für Kants geistigen Habitus so interessante psychologische Einsicht, daß er durchaus zum Typus des abstrakten philosophischen Denkers, aber nicht des exakten naturwissenschaftlichen Forschers gehört. Man bildet von Kants Anlagen und Geistesart eine ganz falsche Vorstellung, wenn man ihn für einen Naturwissenschaftler im strengen Sinne hält. Er war Zeit seines Lebens ein Dilettant in naturwissenschaftlichen Dingen, zwar ein äußerst kenntnisreicher und gebildeter, aber doch ein Dilettant, was sich darin kundtut, daß er sich der beiden wichtigsten Hilfsmittel der modernen Naturwissenschaft, des beobachtenden Experiments und der mathematischen Gleichung, so gut wie gar nicht bedient hat. Kant war ein vorwiegend deduktiver, architektonisch-konstruktiver Geist mit starkem Trieb zu synoptischer und synthetischer Zusammenschau weitab liegender Zusammenhänge, mit einer Vorliebe für willkürliche Konstruktionen, kühne Kombinationen und phantasievolle Spekulationen, dem oft gerade auf dem Gebiete der Naturwissenschaft geniale Intuitionen gelangen, dem aber die Kraft konkreter Veranschaulichung infolge seines Mangels an sinnlicher Phantasie durchaus abging, ebenso wie die spezifisch rechnerische Begabung, das Denken in mathematischen Gleichungen und geometrischen Figuren. Trotzdem hat Kant der Naturforschung seiner Zeit entscheidende Anstöße gegeben und auch das 19. Jahrhundert noch weitgehend befruchtet, aber nicht durch mühsame experimentelle Einzelforschung, sondern eben durch seinen genialen Blick, der manches divinatorisch vorwegnahm, was die spätere Forschung erst langsam an den Phänomenen selbst erarbeiten mußte.

Die philosophische Entwicklung ist bei Kant nicht stehengeblieben. Mit demselben Rechte, mit dem man in ihm wie Rickert einen Abschluß und eine Vollendung sieht, kann man ihn auch als einen Anfang bezeichnen, und zwar als Schöpfer und Begründer jener so überaus reichen und fruchtbaren Bewegung des deutschen Idealismus, die ihren Höhepunkt im System Hegels gefunden hat. Als einen durchaus einheitlichen, in sich geschlossenen und vollendeten, nicht über sich hinausweisenden Abschnitt des Denkens faßt Richard Kroner den Ablauf der deutschen Ge-



dankenbewegung von Kants Vernunftkritik bis zu Hegels Philosophie des Geistes in einem umfassenden zweibändigen Werk „Von Kant bis Hegel" (Verlag Mohr, Tübingen, 1. Band 1921, 2. Band 1924). Den ersten Band dieser hervorragenden Leistung habe ich bereits in dieser Zeitschrift ausführlich gewürdigt (vgl. 25. Jahrg., S. 193 f.); nunmehr liegt der zweite abschließende Band vor, der von Schellings Naturphilosophie bis Hegels Philosophie des Geistes reicht und dessen hoher Wert vor allem in dem trefflich gelungenen Gemälde des Hegelschen Systems beruht. Wer sich einen Begriff zu machen wünscht von der staunenswerten Fülle und Tiefe der Hegelschen Gedankenwelt, von der überreichen philosophischen Ernte, die dieser Denker wie kaum ein zweiter in seine Scheunen gesammelt hat, der sei auf Kroners zweiten Band verwiesen, der allerdings, wie die Schriften Hegels selbst, hohe Anforderungen an den Leser stellt.

Neben Kant tritt also heute immer mehr Hegel in den philosophischen Brennpunkt; wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, möchten wir glauben, daß diesem mehr als einem anderen Denker der Vergangenheit die Zukunft gehören wird. Kroners Werk ist neben vielen anderen ein deutliches Symptom. Sein Buch ist bereits ein starkes Bekenntnis zu dem schwäbischen Denker. Aus derselben Einstellung heraus sucht sich auch ein noch so jugendlicher Denker wie Hermann Glockner der Hegelschen Philosophie zu bemächtigen und sie dem eigenen Schaffen einzubilden („Der Begriff in Hegels Philosophie". Verlag Mohr, Tübingen 1924). Auch er tritt also wie Kroner nicht in historischer, sondern in systematischer Absicht an Hegel heran. Seine Hegel-Studien bringen insofern eine bedeutsame Erweiterung und Bereicherung, als er den ganzen Hegel wieder lebendig machen möchte, d. h. neben dem großen Systematiker der Berliner Zeit, dem eigentlichen Hegel des Hegelianismus, vor allem auch den jungen, der Lebensphilosophie nahestehenden und in einem gewissen Gegensatz zum „Panlogiker" sich befindlichen Hegel, den uns Dilthey aus dem Schutt der Vergangenheit wieder entdeckt hat. Bei den Bemühungen Glockners um eine Wiedererweckung der Hegelschen Gedankenwelt scheinen mir nun folgende Punkte für einen weiteren Leserkreis von Bedeutung zu sein.

Das wissenschaftliche Werkzeug aller denkenden Betrachtung der Dinge, also aller Philosophie, ist in erster Linie der Begriff. Ihm kommt die wichtigste Funktion bei allem philosophischen Denken zu. Aber dies offenbar so fest gefügte und stabile Werkzeug ist einer ständigen Wandlung im Fortschritt des Denkens unterworfen, und Glockner führt uns diesen Gestaltwandel des Begriffs von Aristoteles bis auf Hegel dramatisch vor Augen. Immer mehr erfüllt sich das Wesen des Begriffs, der auf seiner frühesten Stufe ein rein logisch-rationales Gepräge hatte, auf seiner Wanderung durch die philosophischen Systeme mit irrationalem Gehalt, immer mehr nimmt er auch das „Chaos außerhalb des Systems" in sich auf, bis er schließlich bei Hegel zu einem theoretisch-atheoretischen, logisch-metaphysischen Mischgebilde wird. Hegels sogenannter Panlogismus ist durchaus kein Rationalismus, wie man bisher fälschlicherweise geglaubt hat, sondern ein durch und durch empiriegesättigtes und erfahrungerfülltes System. Und dieser Gedanke scheint mir für die heutige Zeit von besonderer Wichtigkeit zu sein. Die Philosophie kann kein reiner Gedankenbau, auch keine bloße Erkenntnistheorie mehr sein, sondern sie hat die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit des theoretischen wie des atheoretischen Kosmos in sich aufzunehmen und theoretisch zu verarbeiten. Damit wird sie aus einer Wissenschaftslehre zu einer Weltlehre, und die wichtige Frage erhebt sich, ob sie als wissenschaftliche Philosophie imstande ist, auch die atheoretischen Seins- und Wertgebiete in ihren Bereich einzubeziehen, oder ob sie mit solcher Forderung gezwungen ist, ihren wissenschaftlichen Charakter endgültig aufzugeben. Die neukantische Kultur- und Wertphilosophie der Rickertschen Schule hat, wie wir oben gesehen haben, im Anschluß an Kant den Rahmen der Philosophie unter strenger Beibehaltung ihrer Wissenschaftlichkeit auch auf die atheoretischen Gebiete erweitert und damit dem gegenwärtigen Denken eine Aufgabe gestellt, die es erst zur breiten Grundlage der modernen Kultur auszugestalten vermag.

Glockner erstrebt eine Synthese der mehr an Kant und Fichte orientierten südwestdeutschen Schule mit den Gedanken Hegels, und diese Synthese scheint mir in der Tat die lebensfähigsten

Keime aus unserer philosophischen Vergangenheit mit den schöpferischen Kräften des zeitgenössischen Denkens glücklich zu vereinigen.

Der Lebensfremdheit, die dem Kantianismus strenger Richtung immer noch anhaftet, wird die Lebensbezogenheit und -erfülltheit aller Philosophie gegenübergestellt. Glockner hat uns an Hegels Beispiel gezeigt, daß der Philosoph nicht nur der theoretische Mensch schlechthin ist, sondern daß er ein ganzer Mensch sein muß, der zugleich theoretischer Mensch ist; er muß eine volle, reiche, allem Lebendigen zugewandte Persönlichkeit sein. Erst dann wird er imstande sein, als Denker auch den gesamten irrational-geheimnisvollen Gehalt des Weltlebens in sich aufzunehmen und denkend zu verarbeiten.

Schließlich möchte ich noch auf das neueste Buch von Bruno Bauch über „Die Idee" hinweisen (Verlag E. Reinicke, Leipzig 1926), das, obwohl es durchaus systematischen Charakter trägt, sich doch in diesen historischen Zusammenhang zwanglos einordnen läßt. Ausführlicher bin ich in diesen Blättern auf die philosophische Arbeit des Jenenser Philosophen eingegangen (vgl. Türmer, Oktober 1925, S. 62 ff.), und ich muß im wesentlichen auf meine früheren Ausführungen hinweisen, wo ich auch schon eine historische Einordnung seiner systematischen Gedanken versucht habe. Das neue Buch bewegt sich durchaus innerhalb der Problemgebiete, die das Hauptwerk über „Wahrheit, Wert und Wirklichkeit" in so mustergültiger Weise aufgerollt hatte. Wie hier die Untersuchung in breiter Fülle in die zentralen Fragen des philosophischen Systems hineinführte, so wird jetzt in der „Idee" ein einzelner Problemkomplex herausgehoben und in das Ganze des Systems hineingewoben. Das hat der Verfasser in pädagogisch sehr geschickter Weise geleistet, indem er vom Einfachen zum Komplizierten fortschreitet und die Probleme mäeutisch erarbeitet und in ihrer Entstehung und Fortentwicklung aufweist. Auch bei der Darstellung des Begriffs der Idee handelt es sich durchaus nicht um ein philosophisches Spezialproblem, sondern um eines der Grundprobleme des systematischen Denkens überhaupt, das mit allen anderen Problemen unlöslich verknüpft ist, das aber eine ganz besondere Fülle und Fruchtbarkeit dadurch besitzt, daß es wie ein Zauberstab alles, was es berührt, zum Leben erweckt. So stellt das Ideenproblem nicht eigentlich einen Teil des Ganzen dar, sondern es durchdringt wie ein Sauerteig das ganze Gefüge, es ist selbst das Ganze, wie es von einem bestimmten Richt- und Zielpunkt aus gesehen wird. Und dies gründet wiederum in der Funktion, welche der Idee in der Philosophie des Verfassers zukommt. Sie ist zentraler und umfassender als etwa die oft zum Vergleich herangezogene Ideenlehre Platons oder Kants oder gar des englischen Empirismus und tritt damit in nächste Nähe zur Hegelschen Idee, die als höchste Spitze des Systems den gesamten Gehalt der Logik in sich aufnimmt und damit die Dialektik der Begriffe zum Abschluß bringt. Wie die dialektische Struktur der individuellen Wirklichkeit über sich hinausweist auf die Allgemeinheit der Idee, wie diese in ihrem idealen Sein dem realen Wirklichkeitssein gegenübertritt und das Reich des Unwirklichen konstituiert, wie dieses wiederum im Sinne der Geltung gefaßt wird und damit die Begriffslehre ihre abschließende synthetische Einheit durch die Idee erhält, und wie dann schließlich die Idee als die höchste und letzte Synthese von Wirklichkeit und Geltung aufgeschlossen wird: das ist in scharfsinniger und meisterhafter Denkanalyse zur Entfaltung gebracht. Durch die ganze Untersuchung hindurch weht echt Hegelscher Geist, und die Prognose, die wir am Ende unseres früheren Aufsatzes gestellt hatten, erhält auch durch diese Schrift ihre volle, wenn nicht noch kräftigere Bestätigung. Sie ist ebenso wie die Werke Kroners und Glockners symptomatisch für die über Kant hinaus zu Hegel führende Entwicklung, so selbständig sie auch im einzelnen ihren eigenen Weg geht und sogar in wesentlichen Punkten über Hegel hinausweist.

Anhangsweise erwähne ich noch die folgenden beiden Geschichtswerke, die denselben Zeitraum mitbehandeln: Friedrich Jodls „Geschichte der neueren Philosophie" (Nikola-Verlag, Wien, Leipzig, München 1924). Dieses umfangreiche Buch enthält die Vorlesungen, die der 1914 verstorbene Verfasser des öfteren an der Wiener Universität gehalten hat. Sie sind von Karl Roretz aus dem Nachlaß herausgegeben worden. Sie beginnen mit der Philosophie der Renais-

sance und enden bei Schopenhauer. Jodls Philosophiegeschichte besitzt eine Reihe Vorzüge, die sie mehr für den philosophisch interessierten Laien als für den Fachgelehrten geeignet erscheinen läßt. Ihr haftet die Lebendigkeit und Frische des gesprochenen Wortes an; sie ist klar, einfach und allgemeinverständlich geschrieben. Jodl besaß, wie der Herausgeber richtig bemerkt, „die hervorragende Gabe, für komplizierte Gedankengänge die allereinfachste Formel zu finden". Auf alles gelehrte Beiwerk ist verzichtet; die einzelnen Denkerpersönlichkeiten treten scharf und plastisch aus dem kulturgeschichtlichen Hintergrund heraus. So ist Jodls Schrift zur ersten Orientierung vortrefflich geeignet. — Ein mustergültiges Handbuch der Philosophiegeschichte, das sich seit Jahrzehnten in weiten Kreisen eingebürgert hat und keiner besonderen Empfehlung mehr bedarf, ist der sogenannte „Überweg", der in vier starken Bänden die Gesamtgeschichte der Philosophie von den ersten Anfängen im Altertum bis in die allerneueste Zeit hinein im Grundriß behandelt. Uns liegt in 12. Auflage der 3. Band vor: „Die Philosophie der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts", völlig neu bearbeitet von Max Frischeisen-Köhler und Willy Moog (verlegt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1924). Dieser Band schließt mit Kants Kritizismus ab. Es braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß er völlig auf der Höhe der Wissenschaft steht und in jeder Beziehung allen, auch den verwöhntesten Ansprüchen genügt. Als Nachschlagewerk ist er geradezu unentbehrlich. Die Literaturangaben und das Register sind mit beispielloser Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeitet. Gegenüber der vorigen Auflage weist der Band eine Reihe zum Teil umfangreicher und durchgreifender Änderungen und Neuerungen auf, die ihm durchweg zugute kommen. Leider hat der Tod den um diesen Band ganz besonders verdienten Mitarbeiter Max Frischeisen-Köhler mitten aus der Arbeit hinweggerafft. Alle Überweg-Leser sind seiner mühevollen, mit so außergewöhnlicher Umsicht und Gewissenhaftigkeit verrichteten Arbeit zu dauerndem Danke verpflichtet. Dr. Rudolf Metz

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals: Vaterländische Verbände und geistige Erneuerung

(Schlußwort)

Herr Franz Schauwecker, den uns der „Stahlhelm" angekündigt hatte, hat sich nicht eingestellt. Wir geben nun das Schlußwort Herrn Gustaf Hildebrant (vgl. Oktoberheft 1926 und Januarheft 1927) und betrachten die Erörterung einstweilen als abgeschlossen. D. T.

Ein namhafter Dramatiker, der mit in vorderster Linie der Dichter meiner Weiheabende steht, schreibt mir: „Mit Ihren Schilderungen im ‚Türmer' haben Sie sich Feinde geschaffen; aber diese sind auch nicht zu überschätzen ... im wesentlichen hat Ihr Vorgehen doch nur den Krieg erklärt, wo tatsächlich schon der Kriegszustand gegeben war. Es geht nicht anders, die sich vaterländisch und völkisch nennenden Verbände müssen in ihrer Geistlosigkeit und Lieblosigkeit entlarvt werden, damit die in ihnen vorhandenen edleren Elemente nach oben kommen."

(Vgl. auch den Artikel „Der Völkische und die Geisteskultur" von Johann Ohneland, im „Hammer" vom 15. Januar.)

Wenn ich nun noch einmal meine Gedanken zu dem in Rede stehenden Problem: Vaterländisch-völkische Bewegung und geistige Erneuerung zusammenfassen soll, so kann ich wohl sagen: die Kernfrage ist die: Könnte ein großes, von außen kommendes gemeinsames Erleben, oder vielleicht ein einzelner Führer vom Schlage eines Bismarck unser Volk noch einmal zusammenschweißen mit „Eisen und Blut" oder ist heute, wie die Dinge einmal liegen, nicht vielmehr eine durchgreifende geistige Erneuerung an Haupt und Gliedern unerläßlich, damit wir nicht im Chaos untergehen?

Die Frage ist für jeden denkenden Deutschen schon in sich beantwortet.

Ich schicke voraus, daß ich durchaus bejahend zu dem Werk eines Bismarck stehe und ihn als den größten Deutschen verehre, der mit beispielloser Tatkraft vollbrachte, was ein Jahrtausend nicht vermochte: Deutschland zu einigen und groß und stark zu machen. Wenn das Reich, das er geschmiedet, zusammenbrach, so ist das nicht seine Schuld. Tatsache ist aber, daß es zusammenbrach, weil es unter seinen Nachfolgern seine Seele verloren hatte — oder weil zum Reichskörper sich überhaupt keine Reichsseele gesellt hat. Diese Seele zu festigen und zu vertiefen wäre Aufgabe der Führer gewesen, die auf Bismarck folgten. Daß sie ihre Aufgabe nicht erfüllt haben, liegt heute vor aller Welt offen zutage.

„Das unbeseelte Reich zerbrach,
Wir stehn vor aller Welt in Schmach:
Nun bleibt uns aufzubau'n aus Licht
Ein Seelenreich, das nie zerbricht.
Hier, deutsche Jugend, ist die Bahn:
Beseelt Neudeutschland! Fanget an!"

(Friedrich Lienhard im Roman „Westmark".)

Hätte man Bismarcks Erbe treu gehütet und ihm die geistige Vertiefung gegeben, ja wären wir nur Deutsche im Geiste Bismarcks gewesen, so ständen wir heute anders da! Das deckt sich durchaus mit dem, was Paul Steinmüller im Anfang seiner „Feuerrufe" sagt: „Denn ich sage euch: Nicht die britische Scheelsucht, nicht die gallische Rachsucht, nicht welsche Untreue hätten uns gebrochen, wenn in uns die Geistesflamme gebrannt hätte, die Gott uns einblies, als er sprach: Du sollst ein Deutscher sein!" Und ähnliche Mahnungen zur Erkenntnis der deutschen Sendung wird man bei dem soeben heimgegangenen Chamberlain oft finden.

Wie aber können wir heute das Reich erneuern? Nur auf dem Wege der Erkenntnis, d. h. auf geistigem Wege, den uns unsre Denker und Dichter weisen — durch Beseelung. Denn der eherne Ring der Feinde um uns ist und bleibt geschlossen, bis wir uns rein in uns erneuert haben. Aber was nützt uns eine „vaterländisch-völkische Bewegung", die sich dieser Erkenntnis verschließt?! Das hat andererseits auch nichts mit Pazifismus zu tun. Der Deutsche ist friedfertig von Natur, aber er muß stets zum Kampfe, zur Wehr gerüstet sein in einer Welt voll Feinden. Wir brauchen eine starke Wehrmacht, ein starkes Deutschland; denn wenn Deutschland, das Land der Mitte, geschwächt ist, sich selbst entmannt und in Hader zerfleischt, so wird das Gleichgewicht der Welt gestört; und alles gerät in Aufruhr, das sehen wir heute erschütternd bestätigt — freilich diese neue Wehrmacht wird und muß von einem anderen Geiste beseelt sein als jene, die zusammenbrach. Nur ein starkes und mächtiges Deutschland kann den Frieden Europas, den Frieden der Welt gewährleisten.

Aber ein starkes, ein unüberwindliches Deutschland kann nur im Geistigen verankert sein. Wartburg, Wittenberg, Weimar und Potsdam — das sind die vier Symbole, die ein starkes Deutschland in sich zur Harmonie verschmelzen muß. Allein was nützt es, wenn unsre Dichter und Denker Richtlinien und Wegziele aufstellen, die in der Praxis doch nicht beachtet, ja, von den vorhandenen Organisationen geradezu boykottiert werden?! Friedrich Lienhard hat da ein tiefbetrübendes Kapitel aufgedeckt und den Finger auf eine klaffende Wunde der heutigen vaterländischen Bewegung gelegt: ihre vermeintlichen Führer kümmern sich überhaupt nicht um das, was die wahren Geistesführer zu sagen haben. Der politische Gegner muß es erst aufgegriffen und für Parteizwecke ausgeschlachtet haben, wenn es für die Männer jener Bewegung beachtens- und lesenswert sein soll!

Diese Tatsache erhellt blitzlichtartig die ganze Situation. Wir sind für die Männer, die wir für unsre Freunde und Nachbarn hielten, überhaupt nicht da; erst wenn sich der Gegner mit uns beschäftigt und sich aus unsern Anklagen Waffen schmiedet, dann treten wir, beargwöhnt und angefeindet, in die Interessensphäre jener Kreise, für die wir doch hauptsächlich und in erster Linie wirken. Es ist ein Verhängnis von tragischem Ausmaß. Ein namhafter nationaler Dichter, einer unsrer Besten, für den ich auch seit Jahr und Tag wirke, schrieb mir hierüber einmal in bewegten Worten: „Glauben Sie mir, es hat mich Herzblut gekostet, bis ich mich in die trostlose Erkenntnis gefunden habe, daß die Kreise, auf die ich eigentlich angewiesen bin, die schlechthin kunstfremden sind ... Die zu mir halten, stellen das seltene Beieinander dar: Kunstmenschen und gute Deutsche zu sein. Aber — ein Publikum gibt's für mich nicht ... Sie streben nach einem Publikum, rechnen notwendig mit einem solchen. Der Durchschnittsdeutsche, soweit er nicht völlig in Geschäft und Bier aufgeht, findet zur Kunst nur soweit ein Verhältnis, als er — stets auf dem Wege des Mißverständnisses — sich solche irgendwie an seine Beschränktheit anpaßt, in dem Künstler einen Gesinnungsgenossen und nur dies erkennt. Da gerät dann notwendig echte Kunst in die peinliche Nachbarschaft der ‚Gesinnungskunst'. Was mir die deutschvölkische Abstempelung geschadet hat, ahnen Sie nicht! Sie ist einfach mein Verhängnis. — Meine Kunst ist urdeutsch in jeder Faser; wer sich zu ihr bekennt, ist auch deutschen Wesens."

Ich frage, woran liegt es, daß diese Kreise so kunstfremd geblieben sind? Doch nur daran, daß sie sich zu wenig mit geistigen Dingen befaßt haben, daß sie sich in die Breite,

statt in die Tiefe entwickelt haben. Ihre Führer haben sie eben nicht richtig geführt, nicht richtig „organisiert"! Es war ihnen hauptsächlich darum zu tun, „Massen" zu bekommen. Es kommt aber nicht auf das seelenlose Massentum, sondern auf beseeltes Menschentum an, um eine Formulierung Lienhards zu gebrauchen. Man hat deutschem Wesen die Treue gebrochen und tut es noch fortgesetzt.

Eine ähnlich verhängnisvolle Rolle wie die Untreue zum deutschen Wesen (die man geradezu als deutsche Treulosigkeit bezeichnen könnte) spielt in Deutschland der Neid, von Armin und seinem tragischen Ende an gerechnet bis in unsre Tage. Friedrich Bartels, der uns ein wundervolles Gustav Adolf-Drama („Gustav Adolfs deutsche Sendung", Verlag Theodor Weicher, Leipzig) geschenkt hat, das wie ein heiliger Gewitterzorn auf die Deutschen herniederprasselt, sagt am Schluß dieser erschütternden Dichtung:

„Deutsches Leid,
Das überdauert den Wandel der Zeit,
Dies deutsche Leid ist deutscher Streit,
Und deutscher Streit ist deutscher Neid!
Neid ist am Werk hier, wie immer verkleidet. — — —

Es gedeiht hier kein Herzog, kein Kurfürst, kein Kaiser,
Kein Heiliger, kein Künstler, kein Weiser:
Der Mißgunst Meute ihn niederhält,
Und wenn sie selbst vergebens bellt,
So ruft sie den fremden Beißer hinzu . . ."

Unter den vielen interessanten Zuschriften, die ich erhielt, mit am interessantesten ist die eines durchaus ernst zu nehmenden jüdischen Arztes aus C. Ich greife einige Sätze aus seinem vier engbeschriebene Folio-Seiten langen Briefe heraus: „Ich las Ihre niederdrückenden Erfahrungen, die Sie mit Ihren gutgemeinten Versuchen, das geistige Niveau des deutschen Volkes zu heben, besonders in deutschvölkischen Kreisen gemacht haben. Ich habe keine Schadenfreude empfunden, vielmehr das Niederschmetternde mit Ihnen gefühlt . . . Soll ich mich wundern, daß Sie, geehrter Herr, einen so dornenvollen, weiten Weg zurücklegen mußten, um endlich zu einem Resultat zu gelangen, das Sie so schmerzlich berührt? — Während ich schon lange, lange vorher mir an den Kopf gegriffen, als ich diese deutschvölkische Bewegung wachsen sah und mit schnellem Blicke dieses trostlose Experiment der Erneuerung meines deutschen Volkes überschaute. Verzeihen Sie, wenn ich als Jude von ‚meinem' deutschen Volke rede, denn ich liebe es trotzalledem, trotzalledem mich zu ihm zählend. Woher Ihr langes Tasten, woher mein schnelles Finden? Ist es der in 40 Jahren geübte Blick des Arztes, immer gerichtet auf den Kern und das Wesen der Krankheit, oder ist es ein gewisser Wirklichkeitssinn des Juden, der dem Arier so oft fehlt? — Mit wie stolzer Hoffnung und Erwartung mögen Sie die deutschvölkische Bewegung verfolgt haben?" —

Nun, ich muß gestehen, ich schäme mich nicht, daß ich die Kreise und Organisationen jener Bewegung für besser und „geistiger" gehalten habe, als sie in Wirklichkeit sind. Mein guter Glaube und das aus diesem Glauben geborene Bemühen und Wirken schändet nicht mich, wohl aber schändet das beklagte Versagen in geistiger Hinsicht jene Kreise und ihre Führer. Und was den vom „Andern" gerügten Mangel an Wirklichkeitssinn anbelangt, so glaube ich doch bemerken zu müssen, daß zwischen mir und dem jüdischen Briefschreiber, dem ich im übrigen ein ernstes Suchen und Ringen nicht abspreche, doch die letzte Brücke der Verständigung fehlt. Wir Deutschen verstehen unter Wirklichkeitssinn wohl etwas anderes und noch ein wenig mehr als die Vertreter des jüdischen Volkes. Für uns gibt es eine materielle und eine geistige höhere Wirklichkeit. Wir streben nach Verwirklichung des Ideals und wissen, daß die sichtbare Wirklichkeit nur ein winziges Teilchen im Rahmen der Gesamtwirklichkeit ist, daß die

höhere Wirklichkeit erst jenseits der Materie beginnt. Und unverrückbar trotz aller Trübung der Gegenwart bleibt mir das deutsche Ideal vor Augen. Darum kann ich auch die folgenden Worte aus besagter Zuschrift nicht unterschreiben: „Leiden wir in Deutschland nicht ein wenig an Größenwahn in dem Glauben, daß an diesem Wesen einst die Welt genesen soll? (An deutschen Fehlern allerdings nicht, die heute das Gute überwuchern! D. Verf.) Ich fürchte, sie (die Welt) wird sich einen tüchtigeren Arzt aussuchen!"

Nein, hier scheiden sich unsre Wege und können nie zusammenführen! Wenn wir das deutsche Wesen nicht wieder rein und geläutert zu Ehren bringen, dann muß die Welt versinken. Zwar sage auch ich heute mit Friedrich Bartels — Worte, die er dem großen Schweden, der doch so kerndeutsch in tiefster Seele war, in den Mund legt:

„O Deutschland, Deutschland, vor deinem Namen
Wir voller Ehrfurcht herüberkamen,
Doch war dein Name nicht eitel Wind,
So war er das Erbe edler Väter,
Das die Söhne vergeuden, denn diese sind
Herzlose Schleicher, dumme Verräter!" —

aber ich sage auch mit Luther in Adolf Bartels' Lutherdrama:

„Etwas Neues ist gekommen —
Weißt du, was der Glaube ist?
Es wuchs im deutschen Herzen etwas auf,
Das ist viel mächtiger als Not und Tod
Und zieht den Himmel kraftvoll zu sich nieder ...
Cochläus, weißt du, was der Glaube ist?
Das Zeugnis von den unsichtbaren Dingen —
Weshalb urteilen nach den sichtbaren?
Ein andres wird verhandelt, als es scheint."

Das sind Imponderabilien der deutschen Seele, die der jüdische Mitbürger niemals verstehen kann mit seinem „Wirklichkeitssinn" für die Erde. Das ist der völkische Glaube, der unerschütterliche Glaube an das deutsche Volk, der nicht berührt wird von allen Erschütterungen parteipolitischer Experimente und zum Untergang verurteilter Organisationen, der auch nicht getrübt werden kann durch noch so schlechte Erfahrungen, durch noch so grauenvolle Entartung der Gegenwart. Der unerschütterliche Glaube an eine sittliche Weltordnung, die auch nach schwärzester Nacht den Sieg des Lichtes herbeiführen wird.

Im übrigen betone ich: Was ich anzuklagen habe, stützt sich lediglich auf meine persönlichen Beobachtungen, Erfahrungen und Erlebnisse. Daß sich die gesamte Linkspresse von der „Frankfurter Zeitung" bis zum kleinsten Provinzblatt meine Ausführungen in einseitiger Weise zunutze gemacht und sie parteipolitisch auszuschlachten suchte, um ihren Gegnern eins am Zeuge zu flicken, belastet nicht mich, sondern die, die es taten. Unbewußt haben ihre Vertreter mir allerdings damit den Gefallen getan, daß alle, die sie in erster Linie angingen, meine Ausführungen auf diesem Umwege wenigstens zu lesen bekamen.

Ob die heutige vaterländisch-völkische Bewegung noch lebens- und erneuerungsfähig ist, den Durchbruch ins Geistige zu vollziehen, will ich vorläufig noch dahingestellt sein lassen. So wie die Dinge zurzeit noch liegen, gewinnt es den Anschein, als ob sie nicht leben und nicht sterben könne. Was aber nicht leben kann, das soll sterben; und was reif zum Untergang ist, das soll man noch stoßen, damit es schneller versinkt und frischem Leben die Bahn freigibt. Entweder müssen sich Eberhard Königs Worte im „Stein", die er Ernst Moritz Arndt in den Mund legt, verwirklichen:

„... im Verein
Wehrkraft und Geist! So muß es sein!
Die Schlager, die Sager,
Die Frager, die Wager,
Die Deuter und Dichter,
Handfest die Verrichter —
Was so lange gesondert lebte,
Verachtend sich mied, auseinander strebte:
Hie Bildung, dort das Schwert — es findet sich,
Der Kranz der deutschen Ehre ründet sich."

— — oder das, was sich heute vaterländisch-völkische Bewegung und deren Organisationen nennt, hat für alle tieferblickenden Deutschen aufgehört, existenzberechtigt zu sein. —

Zum Schluß sei mir erlaubt, noch eine persönliche Bemerkung, soweit sie mein Wirken betrifft, hier anzuschließen. Mancher hat geglaubt, aus meinen Ausführungen im Oktoberheft so etwas wie Resignation herauslesen zu dürfen, als hätte ich die Waffen gestreckt und den Kampfplatz geräumt. Das Gegenteil ist der Fall: Ich habe seit Ostern, seit meiner ersten Niederschrift mit verdoppeltem Eifer geworben und gewirkt und konnte mit Beginn dieses Winterhalbjahrs auch hinsichtlich der Dichter-Weiheabende eine vervielfachte Wirksamkeit entfalten. Ich habe es nur aufgegeben, mich um die vaterländisch-völkischen Verbände noch besonders zu bemühen, dafür aber habe ich meine Wirkungsbasis wesentlich erweitern können und stehe allen Kreisen zur Verfügung, die den Dichtern der deutsch-geistigen Erneuerung und einer künstlerischen Vermittlung derselben die ihnen gebührende Ehre zu geben bereit sind.

Kottbus. **Gustaf Hildebrant**

* * *

Nachwort des Türmers. Wir schließen also die Aussprache über die vaterländischen Verbände und ihr Verhältnis — oder vielmehr Nicht-Verhältnis — zu der geistigen Erneuerungs-Bewegung der Gegenwart. Dieses Mißverhältnis ist schon lange von Einsichtigen erkannt worden, ich kann sagen — der ich vom Grenzland komme und von früh an ein Großdeutschland überschaute — daß ich lebenslang diesen Mißklang zwischen deutschem Reichskörper und deutscher Reichsseele empfunden habe. Man hat es während des Krieges, an ein Kapitel in meinem „Thüringer Tagebuch" anknüpfend, in die Worte Sanssouci (oder Potsdam) und Weimar zusammengefaßt, hat sogar eins gegen das andre ausgespielt, was aber nie meiner Ansicht entsprach. In meinen „Wegen nach Weimar" (1905—1908) war ein besonderer Band Friedrich dem Großen gewidmet. Es ist aber geradezu die deutsche Tragödie, daß schon damals das größte politische Genie — Friedrich der Große — kein Verhältnis fand zur großen deutschen Dichtung, obenan Klopstock. Als man letzteren mit dem König zusammenbringen wollte (durch den schweizerischen Hofprediger Sack), kam man auf den Gedanken, einen oder einige Gesänge des „Messias" ins — Französische zu übersetzen, weil der König andre als französische Bücher überhaupt nicht las! Friedrich soll den französischen Gesang einem — Voltaire (!) zur Prüfung vorgelegt haben. Aber es wurde aus einer Beachtung des Preußen Klopstock ebensowenig wie aus der Anstellung des sächsischen Bibliothekars Lessing. Klopstock wanderte dann ins Ausland: sein Gönner und Förderer wurde auch ein Friedrich — der dänische König Friedrich VII.! Ist diese einzige Tatsache nicht erschütternd? Und hat etwa später Richard Wagners Lebenswerk (von einem jungen König abgesehen) mehr staatliche Förderung gefunden?

Das alles, und viel anderes im Hintergrunde, schwingt in mir mit, wenn ich das Kapitel „vaterländischer Gedanke und geistige Bewegung" anschlage. Soeben hat in der — vom Stahlhelm abgesplitterten — Zeitschrift „Arminius" (Helmut Franke, Ernst Jünger, Wilhelm Weiß)

der Jenenser Philosoph Prof. Dr. Max Wundt genau dasselbe tiefernste Problem berührt. „Irre ich nicht," schreibt er u. a., „so ist die vaterländische Bewegung von heute auf dem besten Wege, noch einmal in den gleichen Fehler zu fallen. Sie hat gleichzeitig und fast mit gleicher Stärke auf politischem und auf geistigem Gebiete eingesetzt. Aber wiederum scheinen die politischen Führer derselben nicht selten der Meinung, daß die geistigen Kräfte zur Erreichung ihrer Ziele unerheblich seien und daß ihnen eine größere Bedeutung für das politische Gebiet nicht zugestanden werden dürfe. Manchmal muß man den Verdacht haben, daß auch jetzt noch eine ziemliche Unkenntnis der wahre Grund eines solchen Verhaltens ist. Dies Verhalten ist aber auch heute wieder um so gefährlicher, als es auf der Seite der Linken ganz und gar nicht befolgt wird. Vielmehr ist man hier wie von je so auch heute noch sehr geschickt in der Ausnutzung aller geistigen Kräfte, die irgendwie im Sinne der Demokratie ausgewertet werden können. Daß es der Demokratie gelungen ist, einen großen Teil führender Vertreter der Wissenschaft und der Kunst auf ihre Seite zu ziehen, ist gewiß; und man kann sich darüber bei der Gleichgültigkeit, welcher diese geistigen Bestrebungen vielfach auf der Seite der Rechten begegnen, auch gar nicht wundern. Man muß sich aber darüber klar sein, daß dies eine sehr gefährliche Entwicklung ist..."

Auf drei Seiten in der Zeitschrift „Arminius" (23. Januar 1927, Heft 4, München, Kurfürstenstraße 14 oder Berlin W 57, Bülowstraße 82) werden diese historisch begründeten Besorgnisse des Gelehrten dargelegt. Sie decken sich mit den unseren.

Was aber Herrn Franz Schauwecker betrifft, so hat er ein Kriegsbuch geschrieben voll anschaulicher Kleinschilderungen über das Fronterlebnis (das Buch könnte in manchen Abschnitten von dem Pazifisten Fritz von Unruh sein), dem wir unsrerseits mit der selbstverständlichen Achtung vor jeder künstlerischen Leistung gegenüberstehen, während er unser Lebenswerk überhaupt nicht kennt oder nur in der Karikatur des Großstadtliteraten schaut. Einer unsrer Mitarbeiter, Mitglied des Stahlhelms, schreibt uns über ihn: „Schauwecker ist Vorkämpfer jener jungen widerspruchsvollen, keine Bindungen anerkennenden Generation, die Milde und die Macht der Zusammenhänge nicht kennt und nicht will. Sie pfeifen auf die Meister der Stille; sie fühlen sich nach der Materialschlacht als die geistigen (? D. T.) Landsknechte und Kondottieri. Hochmut und Engherzigkeit sind Neigungen der anspruchsvollen Jugend, bei diesen trotzigen Frontkämpfern noch erheblich gesteigert, da sie sich um ihr Erbe betrogen fühlen und geneigt sind, jeden, der nicht draußen war und sein Leben nicht vielfach einsetzte, nicht gelten zu lassen. Hier Ausgleich zu schaffen, ist schwierig..." Wir bitten den freundlichen Einsender, in aller Bescheidenheit, aber auch mit ganzer Festigkeit und Klarheit, von jedem Versuch einer Vermittlung absehen zu wollen. Jener Herr Schauwecker „pfeift auf die Meister der Stille"; er möge weiterpfeifen. Die Wahrheit geht ihren unbeirrten Gang auch ohne ihn.

Deutschland besteht — wie schon Chamberlain tiefgründig ausgeführt hat — aus zwei Seelen oder Bevölkerungsteilen: die eine international, laut, mammonistisch, vergnügungssüchtig, Massen und Anreize brauchend, mehr Zivilisation als Kultur — die andre still, tiefdeutsch, die Kräfte sammelnd, die Herzensglut zusammenballend, in allem das Ewige und das Wesentliche suchend. Die vaterländischen Verbände und ihre Führer mögen sich entscheiden, ob sie die fruchtbare Stille wollen oder die Massen. (Prof. Wundt warnt vor dem letzteren.) Diese Stillen sind in Wahrheit auch die Starken. Sie hangen nicht von Massen und Mehrheiten ab; sie werden immer eine vornehme Minderheit bleiben; aber sie werden nach und nach den Zeitgeist wie ein Sauerteig durchwirken. Wir halten es mit dieser vornehmen Minderheit der geballten und gesammelten Glut. Sie tragen das heilige Feuer durch die Wirren der wechselnden Zeiten.

F. L.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Beethoven in der erzählenden Dichtung der Gegenwart

In Malerei und bildender Kunst, in Lyrik, Drama und erzählender Dichtung ist dem Genius Beethoven im Laufe der Jahre eine Fülle von Huldigungen zuteil geworden, die uns tiefe Einschau in Leben und Persönlichkeit dieses Großen schenken. So bemüht sich auch die erzählende Dichtung der Gegenwart, der wir im folgenden unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, dem vom Menschen und Künstler Beethoven ausgehenden geheimnisvollen Zauber dichterischen Widerhall zu leihen. Sie versucht, die Hauptzüge dieser gigantischen und zugleich naiven und humorbegabten Natur zu einem würdigen dichterischen Kunstwerk zu formen. Wohl ist sie sich bei solchem Eindringen in die Mysterien eines hohen Menschentums Grillparzers mahnender Verse bewußt, die in wenigen Worten eine schier erschöpfende Ausdeutung von Beethovens Wesen und seiner Sendung enthalten:

„Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im festverwahrten, demantharten Schrein,
Und warf den Schlüssel in das Meer und — starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab;
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloß.
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.“
(Aus dem Gedicht „Klara Wiek und Beethoven“.)

Diese Worte eines Miterlebenden der Wiener Beethovenzeit gelten den Dichtern der Gegenwart geradezu als ein Vermächtnis, als eine Ermunterung zur Erfüllung einer ihrer Kunst einzigartig würdigen Aufgabe, eine Erscheinung wie Beethoven zum Helden einer poetischen Schöpfung zu wählen. In überströmendem Dank für die aus den Werken der Dichter aller Zeiten und Nationen gewonnene Bereicherung schreibt Beethoven zu Anfang des Jahres 1811 einmal an Goethes Bettina: „Wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem kostbarsten Kleinod einer Nation!“ Und die Dichter der Mit- und Nachwelt erwiderten diesen feierlichen Gruß mit würdigen Taten ihrer Kunst.

Die Wanderung durch das dem berühmtesten Bewohner des Schwarzspanierhauses in Wien geweihte Dichterland beginnen wir mit einem Vertreter aus jener deutschen Landschaft, die Beethoven zur zweiten und letzten irdischen Heimat ward. Vor der Niederschrift seines Schubertromans „Schwammerl“ beschäftigte Rudolf Hans Bartsch seit langem die allgemeine Idee eines Künstlerromans. Neben Schubert und Mozart dachte er auch eine Zeitlang an Beethoven. Aber hier störte ihn — wie sein Biograph Robert Hohlbaum bemerkt — „der Kontrast zwischen gewaltigster Kunst und lächerlicher Lebenserotik“ ... Diese Mitteilung seines Biographen mag ergänzt bzw. berichtigt werden durch die charakteristischen Worte, die Bartsch auf eine Erkundigung über den Plan eines Beethovenromans an den Verfasser dieses Aufsatzes schrieb (in einem Briefe aus Sankt Peter bei Graz, datiert vom 10. XI. 26): „An den Beethovenroman getrau ich mich aus Ehrfurcht noch nicht heran und zwar auf lange nicht! Ich fühle mich noch nicht geweiht dazu und werde ihn vielleicht erst einmal von einem seelischen oder physischen

Schmerzenslager aus zu schreiben vermögen. Es gehört dazu ebensoviel drastische Respektlosigkeit als anbetendes Eindringen (das freche Wort Verständnis will mir nicht in die Maschine), daß ich vorderhand noch sagen muß: ‚non sum dignus'." — Dennoch aber ist Bartsch in der Reihe der dichterischen Huldigungen an Beethoven mit zwei kleinen, erlesenen Meisterschöpfungen der musikalischen Novellengattung vertreten. Es ist eine dem rätselvollen Wesen des Genius mit echter Einfühlungsgabe nachspürende Kunst der Darstellung, die der österreichische Erzähler in der Novelle „Beethovens Gang zum Glück" (aus den „Unerfüllten Geschichten", Leipzig o. J.) mit dem ihm eigenen Können vor dem entzückten Leser entfaltet. Ob wir den gekränkten Meister auf der Gesellschaft bei der Gräfin Schaff wildwütig seine Tasse an die Wand schmettern sehen; ob wir einem gedankentiefen Herbstgespräch zwischen Beethoven und Grillparzer in des Meisters Wohnung lauschen dürfen; ob Bartsch uns seinen Helden auf einsamstürmischer Wanderung durch eine zauberisch schöne Natur jenes prangenden Erdengaues im Badener Land miterleben läßt; ob wir ihn toben hören in der Haftzelle, in die er nach jenem Wiener-Neustädter Ausflug als Opfer des Spürwahns eines untergeordneten Polizeiorgans geraten ist — immer ist es jene Tragik, die mit ihrem Widerstreit zwischen genialem Höhenflug der Gedanken und Erlebnisdrang zur rauhen Wirklichkeit des dumpf beschwerten Alltags das Dasein des Künstlers überschattet. So verklingt die Erzählung in herbem Moll: der Weg zum Glück, den goldblondeste Mädchenjugend ihm in so sonderbar tiefen und ernsten Worten aufleuchten ließ, war nur ein letzter goldener Traum von beglückender Frauenliebe gewesen. — Voll neckischer Schalkhaftigkeit erzählt Bartsch in seiner dem Bande „Histörchen" entstammenden Novelle „Die schöne Flohberger" (jetzt auch abgedruckt im „Taschenbuch für Bücherfreunde", 8. Folge, herausgegeben von Rudolf Greinz, Verlag Staackmann, Leipzig 1926) des dreißigjährigen Beethoven Maienabenteuer mit seiner Döblinger Nachbarin, der in lachender, kraftgesunder Jugendschönheit üppig prangenden Hauerdirne Lisel, die für seine leidenschaftliche Schwärmerei aber nur einen spotteifrigen Hohn übrig hat. Wieder ist es ein Moll, das auch dieses, ihm in verführerischer Lockung begegnende Liebeserlebnis Beethovens durchklingt.

Nach seinem großen Romanerfolg mit dem Buche „Franz Schuberts Lebenslied" wagte sich der österreichische Kunstschriftsteller und Dichter Joseph August Lux auch an die romanhafte Gestaltung Beethovens heran, dessen Leben, Lieben und Leiden dieser stets geschmackvolle, gewandte und quellenbelesene Erzähler auf dem Hintergrunde einer kulturgeschichtlich höchst anschaulich geschilderten Umwelt uns in einer Reihe von fesselnden Bildern aus den äußerlich so erlebnisreichen, innerlich so unvergänglich schöpferkräftigen Wiener Jahren des Genius erstehen läßt. In Lux' Roman „Beethovens unsterbliche Geliebte" (Verlag Bong, Berlin 1926) verfolgen wir den Meister auf der Wellenbahn seines Lebens im Auf- und Niederwallen der Glücks- und Leidenswogen. Der Kranz der Frauen in Beethovens Leben — das ist das Hauptthema dieses Romans, der aber daneben auch alle wichtigen anderen Begebenheiten aus diesem immer wieder in tiefseelische Bezirke weisenden Künstlerdasein streift. Lux führt zu allen Höhen und Tiefen des Menschlichen und Allzumenschlichen im Ringen seines Helden um die nur von wenigen Auserlesenen zu gewinnenden Gipfelhöhen der Erdenfahrt. Überall aber spüren wir in diesem Buche das Walten jener Ehrfurcht, mit der wir uns alle vor dem Genie Beethovens beugen. — Neun Musen sind es, die den Meister seit Jugendtagen in holder Lockung umschweben. In den Bonner Jünglingsjahren galt seine „Wertherliebe" der Wilhelmine von Westerholt, der Jeanette von Horvath und der unvergeßlichen Leonore von Breuning. Im aristokratischen Wien lassen ihn die glutvolle, in strahlender Schönheit ihm nahende Giulette Guicciardi und die edle Therese von Brunswik alle Wonnen und Leiden der Liebe auskosten. Und in der nachfolgenden romantischen Biedermeierzeit sind es Therese Malfatti, Amalie Sebald und Fanny del Rio, die sein Herz zu heißbegehrender Leidenschaft erregen. Wer aber ist nun von diesen Frauengestalten die sagenumwobene „unsterbliche Geliebte?" Mit dem Rechte dichterischer Freiheit und aus innerster Überzeugung gesteht Lux im dithyrambischen Schwung



des Ausklangs seines Romans nur einer diesen Ehrennamen zu: Therese von Brunswik. Von der „Adelaide“ bis zum Liederkreis „An die ferne Geliebte“ hatte Beethoven seine Seelenbraut mit einem Kranz der Huldigung umflochten in immer steigender Verklärung, bis ihr schließlich — nach Meinung von Lux — in seiner IX. Sinfonie ein Bekenntnis, Liebesopfer und eine Beichte seiner heiligsten Empfindungen dargebracht werden soll. Doch als der Jugendfreund Stephan von Breuning nach des Meisters Tode einer Kassette aus dem Nachlaß ein altes zusammengefaltetes, beschriebenes Blatt entnimmt — da stehen die Freunde mit diesem Liebesbrief vor einem Rätsel: „Wer ist die unsterbliche Geliebte?“ Und der Verfasser unseres Romans antwortet darauf: „Keiner weiß es!“ Die Musik allein — eben die IX. als einziger Hymnus an die Unsterbliche, zusammen mit dem Adelaide-Lied — trägt das Geheimnis weiter.

Auch **Kurt Delbrücks** beiden Romanen „Die Liebe des jungen Beethoven“ und „Beethovens letzte Liebe“ (Richard Mühlmanns Verlagsbuchhandlung (Max Grosse), Clausthal und Leipzig 1922 und 1925) kann eine reizvolle Ausmalung des kulturgeschichtlichen Hintergrundes und eine treffend gezeichnete Charakteristik des Helden nachgerühmt werden. Die Fülle der auf Grund sorgfältiger Quellenstudien geschilderten Ereignisse führt uns wieder in Beethovens Wiener Hauswirtschaft, in das musikalische Leben der fürstlichen Kreise und in die Seelenerlebnisse mit den Brunswik-Schwestern und Julia Guicciardi. Inmitten des Hin- und Herwallens seiner Gefühle zwischen Julia und Therese spielt sich die rührende Episode seiner Fürsorge um die Blinde und ihren Knaben ab. In silhouettenartig aneinandergereihten Bildern zieht das Leben eines Größten der Menschheit an uns vorüber. Die Erzählung begnügt sich nicht mit einer lebensgesättigten Schilderung der äußeren Begebenheiten dieses Künstlerdaseins, sondern verfolgt auch die inneren Ströme jenes gigantischen Schaffensdranges, der unsterbliche Werke auftürmt: liebestrunkener Seligkeit entquillt die „Adelaide“, einer schwärmerischen Naturanbetung entsteigt der Hymnus „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“; leidenschaftliches Sehnen verkünden die aus letzten seelischen Tiefen beschworenen Töne der „Sonate Pathetique“; der wuchtigen Aufschwungskraft genialen Schöpferwillens entwächst das Riesenepos der heroischen Sinfonie, und ein wundersamer Zauber umschmeichelt das zarte, in Wehmut getauchte Zwiegespräch mit der Geliebten in der Mondscheinsonate. — Auch Delbrück versucht in seinem letztgenannten Roman den Schleier über dem großen Geheimnis aus Beethovens Liebesleben zu lüften und will Amalia Sebald den Ehrennamen der unsterblichen Geliebten zuerkannt wissen, jenem ebenso schönen wie frohsinnigen Mädchen, das dem Meister zum erstenmal im Hause der Gräfin Erdödy entgegentrat und dann als Mitwirkende bei einem seiner Wiener Konzerte wie ein leuchtender Stern in seinem dunklen Leben aufging. Seit der unglücklichen Liebe zu Julia Guicciardi war Beethovens Herz von wahrer Liebe nicht mehr bewegt worden, aber jetzt flammte aufs neue ein leidenschaftliches Sehnen nach beglückender Frauenhuld in ihm empor. Ein zweiter Liebesfrühling schien ihm aufzubrechen in der Neigung zu dieser in holdschimmernder Jugend ihm nahenden Sängerin. Er schwelgt im Hochgefühl der gemeinsamen Kunstausübung, wenn er zuerst der Geliebten die neuen Schöpfungen seiner Liedkunst mitteilt — bis die grausame Erkenntnis der unerwiderten Liebe bei jenem so heißumworbenen Mädchen den Strom der Egmont-Musik aus innerer Erfahrung quillen läßt. Ein sommerlicher Aufenthalt in Teplitz schenkt Beethoven nicht nur das unerwartete Wiedersehen mit Amalia, sondern auch die persönliche Bekanntschaft mit Goethe. Die Schilderung dieser Teplitzer Tage ist ein meisterlich gelungenes Kernstück dieses Romans. Erst als Verkörperin des Fidelio reift Amalia zu innig hingebungstreuer Liebe zum Meister heran. Wirtschaftliche Nöte aber stellen der Heirat unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, so daß Amalia schließlich in einem wahrhaft mit ihrem Herzblut geschriebenen Brief dem Geliebten sein Wort zurückgibt und ihn frei wissen will für den schöpferischen Höhenflug seines Genius — umsonst — die Brautschaft bleibt bestehen, bis Amalia nach einer herrlichen Fidelio-Aufführung in Berlin, wo sie für das Werk ihre letzte Kraft eingesetzt hatte, plötzlich an einem Herzschlag verstarb. Jener vielumstrittene Brief an die unsterbliche

Geliebte aber ist nach Delbrücks Meinung die einzige Botschaft, in der Beethoven von seiner unermeßlichen Liebe zu der ihm so jäh entrissenen Künstlerin Kunde gibt.

Es sei in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen, daß Adolf Wilbrandt in einer kleinen rhapsodischen Dichtung „Beethoven" (1895) Beethovens Liebe zu Amalia Sebald in schwungvollen Jamben besingt.

Die hamburgische Schriftstellerin Grete Massé, die mir in das Manuskript ihres soeben vollendeten Beethovenromans „Sonate Pathétique" freundlichst Einblick gestattete, läßt sich für die dichterische Verarbeitung des biographischen Stoffes den Weg aus dem Themengehalt der Sonate Pathétique weisen, die ihrer Ansicht nach ein klares Abbild von Beethovens Leben in ihren Tönen widerspiegelt. Die Erzählerin meint zu erkennen, daß dieses Leben „ihre Farbe aufweist und den Weg, den ihr Blutstrom nimmt, ihren Klang, ihr pathetisches Hinströmen, ihren Aufschwung und ihr Ermatten, das Düstere, Bedrückende und das langsam sich Erlösende, das beflügelte Hinaufschweben bis dorthin, wo ihr Ton sich mit der erklingenden Sphäre mischt". Grete Massé will mit ihrem Buche einen Eindruck von dem Menschen Beethoven geben und versucht nach Möglichkeit, alles Biographische in dichterische oder doch wenigstens erzählende Form umzuschmelzen, um auf diese Weise weiteren Kreisen die selbst unter gründlichen Kennern Beethovenscher Musik wahrzunehmende erschreckende, geringe Kenntnis des Lebens- und Leidensweges dieses Kämpfers zu vermitteln. Wer aufmerksam hinhorcht, wird auch in der in trefflicher Veranschaulichung aneinandergereihten Szenenfolge dieses Romans jenen herben Mollton vernehmen, der als Begleitmotiv durch Beethovens Leben zittert: so etwa gleich in der Eingangsszene, wie der aus Graz nach Wien enteilte Anselm Hüttenbrenner den alten Meister in verbitterter Einsamkeit am Tische eines Wirtsgartens sitzend findet und ihn seine Nöte mit dem Neffen Karl klagen hört. Oder auch in jenen ergreifend geschilderten Bühnenerlebnissen der jugendlichen Wilhelmine Schröder bei ihrem Erstauftreten in der Titelrolle des „Fidelio". Eine grelle Dissonanz werfen die schlimmen Erfahrungen mit dem Neffen Karl und der übrigen geschwisterlichen Verwandtschaft in Beethovens hochgestimmtes Musikerleben. Diese für einen schöpferischen Geist um so unerquicklicheren und zermürbenden, die Schaffenskraft lähmenden Begebenheiten werden in der erzählenden Beethovendichtung vorher nur in dem Beethovenroman von Heribert Rau (Frankfurt a. M. 1859, 4 Teile) in solcher Ausführlichkeit behandelt, wie es auch Grete Massé in ihrem Werk zur Verdeutlichung der Zielsetzung ihres Themas mit meisterlichem Charakterisierungsvermögen der aus übelbeleumdeter Atmosphäre in die Häuslichkeit des Genius eindringenden Personen unternimmt. Gerade vom Hintergrunde dieser düsteren, schmerzlichen Erfahrungen mit einem in Niedertracht und Laster versunkenen Menschlich-Allzumenschlichen hebt sich die edelgereifte Größe Beethovenschen Menschtums lichtvoll ab. Ein wundersames, schönheitstrahlendes Leuchten durchflutet die Szenen, in denen Schubert dem Kreis der Beethovenschen Umgebung nahegeführt wird: erinnert sei an das von edlen Empfindungen und hohen Gedanken erfüllte Gespräch zwischen ihm und Grillparzer, an seinen Besuch im Beethovenhaus und an die Teilnahme dieses in seinem Können vom heimgegangenen Meister noch klar und freudig erkannten jungen Genius bei der Totenfeier des von ihm in tiefster Seele verehrten Weckers unsterblicher Töne, den im Heim des Schwarzspanierhauses zu schauen seines Lebens höchster und nur einmal zu erschütternder Stunde erfüllter Wunsch gewesen ist. — In zarter Verhaltenheit, von ernster Tröstung überschimmert und leidverklärt erklingt ein sanftes Moll aus der Begegnung Beethovens mit der Gräfin Gallenberg, die einst als Julia Guicciardi durch sein Leben einen Strom unendlich beglückender Liebe fluten ließ. Sonst aber schweigt dieser Roman von Beethovens Ringen um Weibesliebe, nur als ein lichter Erinnerungstraum aus frohen Jugendtagen der rheinischen Heimat steigen die glückumsonnten Feierstunden im Breuningschen Hause in seiner Seele auf. Und wenn wir nun den Helden dieser Erzählung an seiner letzten Ruhestätte im Währinger Friedhof verlassen, raunen uns die Töne der Sonate Pathétique noch einmal den tieferen Sinn

seines Erdenwandels zu: „Tragisch, schwer, pathetisch, heldenhaft, im Innersten angerührt vom Schmerz und doch voll von der großen heiligen Stille, in der das Menschenleid schon nichts Einzelnes mehr ist, sondern sich auflöst in der ewigen Harmonie.“ —

Aus Ottokar Janetscheks noch in diesem Jahre erscheinenden Beethovenroman „Der Titan“ ist zunächst im „Almathea-Almanach 1917—1927“ (Almathea-Verlag, Wien) ein Bruchstück veröffentlicht. Es schildert Beethovens erstes künstlerisches Auftreten vor einem erlesenen Publikum im Saale des Wiener Burgtheaters. Das ist des Meisters entscheidender erster Schritt vor die einflußreiche aristokratische Wiener Gesellschaft, die sein Glück oder sein Untergang sein konnte. Aber schon als der erste Akkord seiner Klavierphantasie durch den Saal rauschte, war der Bann gebrochen. Enthusiastischer Beifall durchjubelt das Haus, den der Künstler mit stolz-beglücktem Lächeln empfängt. Und in tiefster seelischer Erschütterung verweilen die Zuhörer auf ihren Plätzen, als die letzten Töne des Klavierkonzertes in B-Dur verklingen: wieder war es in jenem hinreißenden Spiel „der erotische Kampf der ungeheuren Liebe, die alles durchströmt und die sich denen gibt, die sie begnadet“. In solchen schöpfertrunkenen Augenblicken war der Künstler an seinem Instrument „ein Gefäß des unendlichen Schaffens, aus dem die ewige Liebe die ganze Pracht des zeugenden Sonnengottes den Kindern dieser kleinen Erde ausgießt“. Der feingeglättete, aber dennoch von einem schwärmerischen Hauch durchwehte Stil, die Plastik der Charakterisierung und eine schon hier zu spürende innige Vertrautheit mit den kulturgeschichtlichen Erfordernissen des anspruchsvollen Stoffes lassen mit dem Gesamtwerk einen bedeutsamen Beitrag für die Reihe der dichterischen Huldigungen an Beethoven erwarten.

Die Entstehung der Dritten Sinfonie, ihre Erstaufführung und das in Wehmut endende Liebeserlebnis mit Irene von Kissow ist der Inhalt der Novelle „Der fremde Vogel“ (Leipzig 1924) von Martin Patzer. Die spannenden Begebenheiten sind mit erlesener Stilgebung erzählt. Dafür zeugt etwa der Abschnitt, der den an einem Frühlingstage des Jahres 1802 zwischen Wien und Heiligenstädt hastig dahinstürmenden Meister schildert, oder die in ergreifender Wirklichkeitstreue gelungene Darstellung jenes Konzertabends, an dem der fast taube Beethoven mit eigener Stabführung seine Dritte Sinfonie zum erstenmal der Welt offenbarte.

Auf der biographischen Grundlage einer aus Beethovens erster Wiener Zeit berichteten Anekdote erzählt Wilhelm Schäfer mit der ihm eigenen Kunst einer erstaunlichen Einfühlungskraft in die Seelenverfassung seines Helden und im Rahmen einer zwar in knappster Skizzierung gehaltenen, aber dennoch meisterlich veranschaulichten Milieuschilderung in seiner Novelle „Beethoven und das Liebespaar“ (aus dem „Anekdotenbuch“ und jetzt auch in den „Gesammelten Schriften“ enthalten) ein Erlebnis aus Beethovens Verkehr in der österreichischen Adelswelt. Am Vortrag seiner Klaviersonate Op. 16 läßt der Meister die adeligen Gäste einer Abendmusik in einem aristokratischen Hause die Lebensgewalt seiner Kunst trotzig und bezwingend fühlen, und mit dem innigen Zauber ihres Adagios singt er das verborgene Geheimnis der großen Liebe zweier anwesenden Menschen, bis die mitten in sein Spiel hineingeflüsterten heißen Liebesworte des Jünglings den in seinem Künstlerstolz verletzten Meister in heftiger Aufwallung eines wütenden Zornausbruchs dazu hinreißen, schwer beleidigende Worte in die festliche Stille der übrigen hineinzuschleudern — — wonach er eiligst das auch späterhin nie wieder betretene Haus verließ.

In seinem musikalischen Märchenbuche „Die Königsbraut“ (Bosse-Verlag Regensburg) plaudert Wilhelm Matthiessen in der Geschichte „Der Spuk im Beethovenhaus“ von dem an einem Wintertage unternommenen Besuch Mozarts, Webers und Ernst Theodor Hoffmanns im Beethovenhause zu Bonn. Die drei Meister erleben eine wundererfüllte Stunde in der ärmlichen Dachkammer, in welcher Beethoven geboren wurde — bis durch das Dazwischentreten der Hausbewohner dieser Besuch ein überraschendes Ende nimmt.

Mit dem ihm eigenen ergötzlichen Humor erzählt Otto Ernst in seinem musikalischen Märchen „Hans im Glück“ (enthalten im „Almanach der Deutschen Musikbücherei auf das Jahr

1921", Bosse-Verlag Regensburg, 1920) Hans von Bülows Ankunft im Himmel, wo unter seiner hochgemuten und bezwingenden Stabführung das himmlische Orchester die „Eroica" spielen muß, um für Beethoven, der als „unverbesserlicher Demokrat" in der Hölle weilt, einen Platz im Himmel zu erobern. Die hier gegebene tiefschöpfende, poetische Ausdeutung der gewaltigen Sinfonie, die eine gleichwertige Parallele in Karl Söhles meisterlich geschriebenen „Eroica"-Novelle findet, verdient besondere Hervorhebung. —

Wenn uns der Dichter das letzte und tiefste Geheimnis einer so sphinxhaften Erscheinung wie Beethoven auch nicht enthüllen kann, so führte uns die erzählende Literatur der Gegenwart doch auf manchen Gipfel, von dem aus weitreichende Schau ins Dasein und Walten eines der größten Genius verstattet war. Dr. Paul Bülow

Ungedruckte Rosegger-Briefe

Zu einer Zeit als Roseggers, des steirischen „Waldpoeten" Namen draußen in der Welt schon einen weit besseren Klang hatte als daheim, hatte sich's Herr Emil Döpper, damals Lehrer in dem mittelsteirischen Markte St. Florian, zur Aufgabe gemacht, den Dichter in den Kreisen, die seiner Beeinflussung zugänglich waren, so weit als möglich bekannt zu machen. Und um dies gründlich zu tun, fing er damit schon in der Schule an; er las des Dichters Schriften mit seinen Schülern, besprach sie mit ihnen und ließ die Jungen schließlich Aufsätze über das Gelesene und Gehörte schreiben.

Aus dieser Beschäftigung mit dem Werke heraus reifte dann im Schulmanne der Entschluß, den Lebensgang des Dichters auf Grund seiner Schriften für das Volk und die Jugend zur Darstellung zu bringen. Zu dem Zwecke arbeitete er eine ziemlich eingehende „Disposition" der geplanten Biographie aus und sandte sie mit dem besten der Aufsätze seiner Schüler an den verehrten Dichtersmann selbst. Und auf diese Sendung antwortete Rosegger mit seinem Briefe vom 16. August 1892. Die „Disposition" schickte er mit ein paar Anmerkungen versehen zurück. Das für Rosegger aber äußerst charakteristische Schreiben, lautet — mit Weglassung einiger Nebensächlichkeiten — wie folgt:

„Was nun eine von Ihnen zu verfassende Lebens- und Strebensgeschichte meiner Person betrifft, so hat eine solche (ähnlich Ihrem Plane) ein Lehrer Thomas geschrieben und in Prag vor Jahren herausgegeben. Das Büchel soll guten Absatz gefunden haben und ist möglicherweise vergriffen.

Wenn ein neues derartiges Werkchen geschrieben wird, so wäre es mir recht, wenn selbes ein bißchen erweitert würde; da könnte besonders hervorgehoben werden meine Bauern- und Hirtenzeit (vom 8. bis 17. Jahre), mein Verhältnis zu Vater und Mutter, mein religiöser Hang, meine Liebe zur Einsamkeit, zum Lesen, Schreiben, Zeichnen und Malen, mein Vergnügen an Gesang, Musik und kirchlichem Kultus. Ferner könnte angedeutet werden meine Schüchternheit, Friedfertigkeit, mein nimmermüder Hang zum Träumen und Dichten, aber auch meine Mutlosigkeit, besonders in späteren Jahren, als ich mich wohl schon anerkannt sah und doch mein literarisches Ideal noch immer nicht erreichen konnte. Endlich könnte in dem für pädagogische Zwecke geschriebenen Buche auch darauf hingewiesen werden, daß weder Ehrgeiz noch materielle Ziele mich gelockt haben, daß ich strebte und arbeitete, weil es eben meine Natur so verlangt und weil ich meinem Heimatlande durch dichterische Leistungen etwas Gutes tun wollte. — Ich werde nun bald fünfzig Jahre alt und kann leider noch nicht mit mir zufrieden sein. Meine Kränklichkeit hindert mich an Vielem, aber trotz mancherlei Kämpfe will ich mein kurzes Leben lang trachten, meinen Mitmenschen etwas zu sein.



Ich weiß nicht, ob es leicht sein würde, für ein solches Büchlein einen Verleger zu finden, wenn Sie aber einen solchen schon in Aussicht hätten und wenn Sie sich wirklich an die Arbeit machen wollten, so würde ich Ihnen etliche der einschlägigsten meiner Schriften gerne vermitteln. Vielleicht könnten wir auch persönlich über die Sache sprechen, wenn ich einmal, was (vielleicht) schon im nächsten Spätherbste geschieht, in Ihre Gegend komme. Denn mir ist bei Dingen, die über mich geschrieben werden, vor allem an der psychologischen Richtigkeit gelegen und daß in diesem Falle der Jugend gezeigt werde, wie man nicht durch leidenschaftliche Kämpfe, nicht durch Vordrängerei und Strebertum seine Ziele annähernd erreicht, sondern nur durch Strenge mit sich selbst und durch unermüdliche Arbeit."

Im Zusammenhange mit der im ersten Schreiben behandelten Angelegenheit folgt dann etwa 4 Wochen später am 12. September ein zweiter Brief, der nicht minder bedeutungsvoll und für den Meister charakteristisch ist, als der vorhergehende und menschlich noch ergreifender wirkt:

„Vor allem ist zu bemerken," heißt es da, „daß meine Schilderungen aus der Waldheimat nicht ganz wörtlich genommen werden dürfen, dieselben sind Wahrheit und Dichtung, entsprechen aber im Ganzen den Tatsachen und Stimmungen. Erste Schulbildung: Beim ausgedienten Soldaten habe ich so viel wie nichts gelernt. Der abgedankte Schullehrer, ein vortrefflicher Pädagoge, hieß Michel Patterer und war, so viel ich weiß, in der Sausaler Gegend gebürtig. Er kam 1848 nach Alpl und starb daselbst 1857. Ich ging zu ihm in die Schule, wenn ich zuhause nicht benötigt wurde, wenn das Wetter nicht zu wüst und — wenn ich nicht krank war. Obwohl ich 8 Jahre also in die Schule ging, mochte das doch kaum zwei volle Schuljahre betragen. Nach dem Tode Patterers ging ich einmal, bei einem Verwandten in Krieglach in die Kost gestellt, drei Monate lang nach Krieglach in die Schule, weil man dort versuchen wollte, ob ich Talent zum Studieren hätte. Es kam aber nichts dabei heraus, und ich kehrte nach Alpl zurück. Nach St. Kathrein zu Weberhofer ging ich auch nur kurze Zeit, besonders nur des Firmungsunterrichtes wegen. Auch besuchte ich bei ihm als Schneiderlehrling die Sonntagsschule. Meinen ganzen Schulbesuch schätze ich etwa auf drei Jahre.

Musik hab ich nie gelernt, kenne auch heute noch keine Note. Hingegen mir mancherlei musikalische Spielzeuge gemacht. Kirchenmusik und Volksgesang war meine Seligkeit; auf Tanzmusik habe ich nie etwas gehalten, wie ich auch — so lustig ich sonst oft gewesen bin — mein Lebtag keinen Schritt getanzt habe.

In meinem späteren Alter, wenn Sie meine Reisen (nach Deutschland, Holland, Schweiz und Italien) erwähnen, bitte ich das Heimweh nicht zu vergessen, daß mir nirgends Ruhe läßt, es mag mir in der Fremde noch so gut gehen. Ohne dieses Heimweh hätte ich mich gewiß ganz anders entwickelt, hätte mich literarisch nicht so sehr begrenzt auf mein engeres Heimatland, hätte mich vielleicht in den Weiten verflacht und verloren. Jedenfalls hätte ich manch ehrendem Ruf gefolgt in Länder, wo der Schriftsteller als Grandseigneur lebt, während man ihn bei uns nur so mitlaufen läßt — wenn er mitliefe!

Ein wichtiger Faktor für mein Leben ist meine Kränklichkeit: mein Asthma, an dem ich auch heute, während ich das schreibe, stark leide. Ganze Nächte lang muß ich in sitzender Stellung zubringen, um Atem holen zu können, oft ist's wie zum Ersticken. Geistig drückt mich das nicht besonders, ich muß trotz des Leidens mein Tagewerk (besonders als Heimgartenmann) vollenden und schreibe oft mit schwerer Not nach Atem ringend, die bummelwitzigsten Sachen. Aber ein Gutes hat für mich dieses nun schon seit 13 Jahren andauernde Leiden: es macht mich wunschlos, resigniert, an jeder behaglichen Lebensstunde mich freuend, stets auf das Ende gefaßt. Solche Stimmungen werden in meinen Schriften wohl zu spüren sein. Ich erwarte nichts mehr von dieser Welt, weder an materiellem Gute, noch an Auszeichnung und Ruhm. Mein Ziel, dem ich zustrebe, ist der Frieden des Herzens."

Zum Beschlusse dieses Briefes bittet Rosegger um Entschuldigung ob „schlechten Stils und schlechter Schrift", es hat ihn „heute eben wieder recht!"

Im Zusammenhange mit den beiden vorhergehenden — die ja nicht nur von hohem biographischen Interesse sind, sondern auch tiefen Einblick gewähren in die Seelenverfassung Roseggers, steht ein dritter Brief, der dem zweiten auf dem Fuße folgte:

„Immer leidend, darum kurz", schreibt er am 17. September. „Ein Urteil über Schriften, die mich betreffen, kann ich prinzipiell nicht geben, und Sie als Lehrer wissen es auch selbst am besten, in welcher Form man zur Jugend spricht. Ich denke, es wird sich so beiläufig ja machen. Nur wäre vielleicht die Einleitung kürzer, weniger philosophisch, sondern gleich sachlich zu gestalten. Auch ist darauf aufmerksam zu machen, daß es die Kinder lieber haben, wenn das Buch zu ihnen wie zu Erwachsenen spricht, und zwar im Tone heiterer vertraulicher Unterhaltung, wie Sie es ohnehin treffen. Vor der ‚Moral' schrecken sich die kleinen Rangen!

Weiter möchte ich Sie, nachdem Sie den Stoff haben, nicht beeinflussen. Wo Sie in wesentlichen Punkten unklar sind, gebe ich selbstverständlich gerne Bescheid.

Nochmals betone ich, daß Sie früher, bevor Sie die ganze, nicht kleine Arbeit machen, sich um einen Verleger umsehen. Das ist nicht so leicht, wie man glaubt. und ich selbst wüßte Ihnen kaum einen Rat, darf ja der Sache überhaupt nicht nahe stehen."

Rosegger fühlte sich damals, wie es ja auch im Briefe zum Ausdruck kam, krank. Und bald darauf warf es ihn nieder: es war eine schwere Lungen- und Rippenfellentzündung. — Der letzte Brief ist nicht nur wesentlich kürzer gefaßt, als seine Vorgänger, auch äußerlich schon ist ihm anzumerken, daß eine kranke Hand die Feder führte: die Schrift ist flüchtig und unsicher im Zuge.

Einige Wochen später folgte dann ein mit Bleistift geschriebener Zettel, auf dem „vom Bette aus" der „wieder gar leidend gewordene", „fast atemlose" Dichter dem treuen Verehrer herzliche Grüße sendet. Damit war dann die Korrespondenz fürs erste unterbrochen. Das geplante Werk Döppers, das ja der Anlaß des Briefwechsels gewesen, wurde dann hauptsächlich durch die Schwierigkeiten einen geeigneten Verleger zu finden, vereitelt. Später im Verlaufe der nächsten fünf Jahre wurden noch eine Anzahl von Briefen gewechselt, dann aber schlief der Briefwechsel, wohl hauptsächlich wegen der Übersiedlung Döppers nach Graz, dem Wohnorte Roseggers, vollends ein.

Mitgeteilt von Franz Feld (Graz)

Heinz Basedow

Zu unsren Bilderbeilagen

Nach den übertrieben ich-betonten Schöpfungen schwacher Naturen, die in entfernter Geistigkeit (die man als Witz, nicht zu verwechseln mit Humor, nehmen könnte) als Ausläufer einer echten Ausdruckskunst gegenstandslos und formlos malten, kehrt die Sachlichkeit zurück, entweder als Massenwendung, wobei nun leicht wieder der seelische Gehalt zu kurz kommen kann, oder als Heimfindung und Bindung an das innere Gesetz der Formung, das von je zu je kein anderes sein kann, als daß ein Gemälde Form und Inhalt und beides in einem hier nicht näher zu bestimmenden Verhältnis zueinander hat. Mag dann immerhin gesagt werden: „Im Stile alter Meister!" Außer Impressionismus und Expressionismus gibt es noch viele andere Möglichkeiten. Die aussichtsreichste könnte man vielleicht als einen durch den Expressionismus geläuterten und gestärkten Naturalismus, also als Realismus bezeichnen. Aber dieser Realismus ist nun nicht durch das Genre bestimmt, sondern durch die Beseeltheit des Vorhandenen. Gegenüber der wild flammenden Naturseele des van Gogh jedoch ist nun die Seele ruhiger, feierlicher, minder dämonisch. Wie wir uns musikalisch auf Bach besonnen haben, so besinnen wir uns malerisch auf Ph. Otto Runge, C. D. Friedrich und andere romantische

Maler, wobei wir dem Wort „romantisch“ seinen ursprünglichen volkhaften deutschen Sinn noch einmal geben und unter Romantik ein schöpferisches Prinzip verstehen, das zu allen Zeiten lebt und niemals durch eine solche oder solche Klassik getötet werden kann.

Für den, der Romantik so nimmt, kann sie kein Gegensatz zu einer wohlverstandenen Klassik sein; man bedenke nur, daß Goethe, ehe er sich der gräzisierenden Kunst verschrieb, selber Romantiker war, daß er es im „Faust“ wenigstens sogar bis an sein Ende blieb. Der Faust, in dem Helena mit Faust vermählt werden sollte, endet denn doch sehr romantisch und sehr deutsch. Des Halbromantikers Hölderlin Hyperion ist gewiß klassischer.

Die romantische Malerei schließt an sich keinen Gegenstand aus, sie wird darum, wenn sie etwas darstellt, was nicht gerade dem verruchten Begriff „modern“ entspricht, leicht retrospektiv genannt. Aber wie sollte sie, die eine volkhafte Wurzel hat, eine strenge Trennung von heute und gestern durchführen! Als ob in der Umfassung des Volkslebenslaufs irgendetwas als abgetan fortgeworfen werden könnte! Dieses eben ist die größte Lüge unserer Zeit, daß so viele glauben, am und im Tage allein leben zu können.

Wer schöpferisch lebt, dessen ganzes Streben ist, die Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft zu tragen, so zwar, daß die unerschütterlichen Werte der Ewigkeit, die in keiner Zeit fehlen, erhalten und gerettet werden. Daß sie auf diesem Wege durch die tragende Persönlichkeit leise umgeprägt und umgedeutet werden, ist keine Tragik des Lebens, sondern ist das Leben selber.

Unter dieser psychologischen Einstellung möchte ich den noch jungen Heinz Basedow, dessen Vater als Maler bekannt ist, betrachtet wissen. Basedow ist ein Potsdamer Kind, baumlanger ehemaliger Marineoffizier der kaiserlichen Flotte: mit fernsehenden forschenden Seefahreraugen und tiefschauenden glaubenden Blicken, Mann und Kind in einem, also Künstler von Geblüt. Potsdam und die Insel Rügen gaben seiner Kindheit den Einblick in die formende Geschichte und den Ausblick auf das wogende, jeder Formung widerstrebende Meer. Daher seine selbständige Stellung und eigenartige Vereinigung von Einblick und Ausblick, von Tradition und Zukunft auch in seiner Malerei.

Basedow hält sich gleich weit von der annähernd photographischen Wiedergabe oder dem blendend hingeworfenen einmaligen zufälligen Eindruck wie von einer das Objekt verleugnenden oder vergewaltigenden persönlichen Geometrie. Er malt also langsam und mehr aus jenem Geist heraus, der Liebe ist, als aus einem krampfigen Vernünfteln. Ehrfurcht vor der Fläche verbindet sich in ihm mit der Ehrfurcht vor den Dingen, denen er seine Arbeit widmet. Er wird keinen Porträtauftrag ausführen, ehe er nicht mit dem Darzustellenden einen Korb Brot gegessen und ihm ins Herz gesehen hat, dessen Spiegel der Leib ist. Er wird also auch niemanden schöner machen, als er ist, ja unter Umständen kann ihm ein Porträt zur Karikatur werden. Er braucht Sympathie mit dem Objekt.

Basedow legt höchsten Wert auf Plastizität, und das ist für ihn, der sich viele Jahre als Holzschnitzer betätigt hat, nur natürlich. Die Form muß ganz gefaßt und gerundet sein. Wenn er sich auch von der Holzbildhauerei abgewandt hat, so behielt er das Holz als Material bei: er malt fast nur auf Holz, wodurch er vielen Verführungen und Störungen der Leinewand entgeht. Die Glätte des Untergrundes erfordert eine andere Pinselführung. In gedämpften Farben und doch durchaus „unverstellt“, mit klarem linearem Umriß gegeben, schauen uns seine Bilder sprechend und lebendig an. Im allgemeinen sieht er, ohne zu verschönern, seine Menschen nicht mit dem bösen, sondern mit dem guten Blick, weniger ironisch-geistreich als bejahend-seelenvoll. Seine Porträts sind so stark mit Ur-Quellkraft geladen, daß man sich in fast nichts mehr durch den Rahmen beengt fühlt. Er hat Frauenhalbbildnisse gemalt, auf denen die Dargestellte gleichsam unmittelbar aus Erdwurzeln in den blanken Raum wächst. Jede leiseste Spur des Modellsitzens ist ausgelöscht, ähnlich wie auf besten deutschen Madonnengemälden des Mittelalters. Basedow verlangt kein Stillehocken, und trotz peinlicher Beobachtung läßt er sich selbst nachher

im fertigen Bilde nicht mehr als Betrachter blicken. Er malt also weder kokett noch auf den Effekt, sondern treu.

Was diesem Maler den bedeutenden Vorzug gibt, ist seine Fähigkeit, durch religiösen Realismus den Alltag heilig zu machen, handle es sich nun um Porträts, Landschaften, Stilleben oder sakrale Stoffe eigener Erfindung. So gibt es ein ganz kleines Bildchen von ihm, dessen Substanz äußerst gering ist: ein Glas mit Wein. Aber Basedow macht daraus einen Gralskelch, und eine Welt kreist um diesen Kelch.

Eines seiner Werke heißt: Die Kugel. Eine Landschaft mit hohem Horizont, Vorfrühling, kahle Berge, spitzige Wolken, gipfelnd-eckig, kurz: Zerrissenheit. Dahinein nun senkt sich ein runder Ball. Ist's ein Balance-Punkt, der die Disharmonien dämonischer Natur lösen will? Ist's Gottes Augapfel? Einerlei ... das Ganze wird an diesem Schwebenden rund, und ein erster Vogel beginnt ein schöpfung-preisendes Lied, ein Lied der Hoffnung und Weisheit.

Ehe wir die beigegebenen Abbildungen mit einem Worte erläutern, seien noch die Holzschnitte erwähnt, die Basedow zu Angelus Silesius mit mystischer Eindringlichkeit schuf (Verlag Karl Heidkamp, Potsdam. Preis 6 Mk.).

Einige Anmerkungen zu dem vorliegenden kleinen Ausschnitt aus Heinz Basedows Werk. Die kräftige Bildmitte und die wohlabgewogene Gewichtsverteilung wird der Betrachter auf allen vier Bildern ohne weiteres erkennen. —

Auf dem Bilde der Schneeglöckchen öffnet sich der Ausblick in die Natur. Die Blumen im Glase stellen sich gegen das Licht des Fensters, nicht gegen die tote Wand. Aber freilich die Landschaft draußen ist noch winterlich kahl. Der Blick aus dem Werkstattfenster zeigt die laublosen Bäume des königlichen Parks mit der Orangerie, deren Öffnungen den Rhythmus der Bewegung ins Freie verkleinert wiederholen. Statt lebendiger Blüten solche des Spitzendeckchens. Und tot auch die Fläche gemaserten Holzes. Aber der grüne, von Lichtern durchspielte Kelch fast heraldisch. Dies, vereint mit den ersten weißflügligen Engelchen der Schneeglockenblüten die Frühlingshoffnung.

Für das Stilleben Tausendschönchen mit dem ausgestopften Specht empfehle ich, daß man sich besonders die Blätter ansehe, die so raumeinfangend aufstreben. Auch achte man, wie das dem Topfe untergelegte Tuch unverächtlich und lebensvoll ist, ohne zu spuken. Kein Ding ist so geringe, daß es nicht mit seinem verhaltenen Atem zur Rundung des Gesamten beiträgt, obwohl dieses Gesamte selber ein an sich ganz willkürlicher Ausschnitt ist. Ein bedeutsamer Gegensatz: die blühenden Tausendschönchen und der ausgestopfte Vogel auf seinem Hölzchen. Und dahinter die noch mehr unorganischen gerahmten Stiche, und dann doch das Ganze organisch. Uninteressante Farben gibt es für Basedow nicht, ja, es gibt nichts Farbloses für ihn. So kann er auch die langweiligen Passepartouts mit ihrer Papier-Grellheit benutzen.

In der Rose wird die Vitalität der halberschlossenen Knospe vor eine Reproduktion gesetzt, von ihr getrennt und mit ihr verbunden. Verbunden malerisch und symbolisch. Denn das Köpfchen der Gestalt wächst gleichsam aus der Rose, und die weiße Blume bedeutet wie Cranachs Mädchenfigur die Unschuld. Sehr geschmackvoll ist, wie die Blume mit ihren vielen Blättern das spezifisch Weibliche des Frauenkörpers verbirgt, so daß nur das allerliebste Haupt mit dem hüllenden blonden Haar sichtbar bleibt. Eine außerordentliche Zartheit liegt in diesem Gemälde. Der Blumenduft wird zum Hauch unverdorbener Frauenjugend. Die Rose selbst ist kompakt und plastisch, noch viele Blütenblätter unaufgefaltet bergend, die Linienführung der Laubblätter sehr delikat.

Mit der Nonne kommen wir endlich zur Krone der Schöpfung, zum Menschen, und es ist, als spürten die andern Bilder in ansteigendem Rhythmus auf sie vor. Den sakralen Rahmen mit den heiligen Knospen, die das Bild geistig fortsetzen und abschließen, hat der Künstler selbst entworfen. Die Nonne zwischen Rosen und Lilie. Aber die Lilie der Reinheit ist die höchste unter ihnen. Die Augen der Nonne sprießen aus keinem andern Boden der Frommheit als die Blumen

um sie, die Rosen der Schönheit, die sich die Lilie der Unschuld erwählten. Eine Novize, eben erst hoffnungsvoll dem Himmel sich zukehrend, den Schmelz der Irdischkeit noch auf den Wangen, aber prädestiniert für höhere Seligkeiten. Vollkommen überzeugend ihr Haupt als religiöser Kosmos aufsteigend im Eirund einer Sternenbahn aus den gotischen Faltungen des wolkengleichen Gewandes. Nordisch klar und doch mild. Das Klima dieses Gemäldes ist das Klima des reinen deutschen Jünglingsherzens. Rudolf Paulsen

Beethovens Beziehungen zu Franz Schubert

Im Jahre 1836 schrieb der junge Robert Schumann, als der Gedanke an ein in Bonn zu errichtendes Beethoven-Denkmal aufgekommen war, bittere Worte des Schmerzes über die Einsamkeit dieses großen Genius inmitten einer oberflächlichen, verständnislosen Welt. Und in trübem Gedenken daran, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, den Gewaltigen zu kennen und wenn auch nur einmal, „die brennende Stirn in seine Hand zu drücken", malte er sich eine Begegnung mit ihm aus. Er sah sich langsam zum Schwarzspanierhause gehen. Die Treppen hinauf. Atemlos alles um ihn. Er tritt in Beethovens Zimmer. Der richtet sich auf, ein Löwe, die Krone auf dem Haupte, einen Splitter in der Tatze. Er spricht von seinen Leiden. In derselben Minute wandeln tausend Eindrücke unter den Tempelsäulen der C-Moll-Sinfonie. Aber die Wände möchten auseinanderfallen. Es verlangt ihn hinaus, er klagt, daß man ihn so allein ließe, sich wenig um ihn bekümmere. In diesem Augenblick ruhen die Bässe auf dem tiefsten Ton im Scherzo der Sinfonie. Kein Odemzug. An einem Haarseil über einer unergründlichen Tiefe hängen die tausend Herzen, und nun reißt es und die Herrlichkeit der höchsten Dinge baut sich Regenbogen über Regenbogen aneinander auf. Sie aber stürmen durch die Straßen. Niemand, der ihn kennt, niemand, der ihn grüßt. „Also feiertet Ihr ihn im Leben; kein Begleiter, keine Begleiterin bot sich ihm an. In einem schmerzlicheren Sinne wie Napoleon starb er, ohne ein Kind am Herzen zu haben, in der Einöde einer großen Stadt!"

Am 26. März 1827, als Beethoven starb, war Schumann erst 17 Jahre alt und las fern von der Kaiserstadt im Gymnasium seiner sächsischen Heimatstadt noch den Homer und den Horaz. Sein Genie hatte die Bahn noch nicht gefunden. Aber ein anderer, der wie er, ja vielleicht in noch höherem Maße, voll innigster Verehrung an Beethoven hing, hatte mit diesem zwei Jahrzehnte in Wien gelebt, zeitweise sogar in demselben Bezirk, nur wenige Minuten Wegs von seiner Wohnung entfernt. Die schönsten seiner Lieder hatte er in dieser Zeit gesungen, acht Sinfonien, herrliche Kammermusik und noch vieles andere geschaffen, und doch war er ihm im Leben fern geblieben und starb, noch nicht zwei Jahre nach ihm, wie er in einsamer künstlerischer Größe — Franz Schubert.

Als am 31. Januar 1797, in dem gleichen Monat also, in dem Haydn den Wienern ihre Volkshymne schrieb, im Wiener Vorort Lichtenthal denselben Wienern der ihnen am nächsten stehende und dem deutschen Volke der größte Liederkomponist geboren wurde, war Beethoven in der Sprühkraft des Genius, 26 Jahre alt, und bereits auf der Höhe seines Ruhms. Nicht als Tondichter, da galt er als ein die ehrwürdige Überlieferung verspottender, rappelköpfiger Freigeist, seine kühnen Neuerungen blendeten die braven Wiener Durchschnittstalente, und selbst Haydn stand dem jungen Großmogul, wie er den in seinen Augen anmaßenden und hochmütigen Wiener Kunstkollegen nannte, zurückhaltend gegenüber — wohl aber als Pianist, machtvoll und von noch nie dagewesener naturalistischer Kraft, wühlender Leidenschaft und erschütternder seelischer Vertiefung, fortreißend vor allem im freien Phantasieren. Damals lebte er in lustiger Geselligkeit, zugänglich froher Laune und heiterer Freundschaft.

Aber anders war's, als 16 Jahre später der junge Schubert die Last des Konvikts, die er



Nonne — Heinz Basedow

fünf Jahre lang seufzend getragen, abschüttelte und, schon ausgestattet mit einem sicheren Bewußtsein für Beethovens Größe, ins Leben hinaustrat, erfüllt von kühnen künstlerischen Plänen und der unstillbaren Sehnsucht, den kennen zu lernen, der sein musikalisches Ideal verkörperte. Da hatte das Gespenst der Taubheit sich dem vergeblich gegen sein furchtbares Geschick ankämpfenden Riesen in grausamer Härte quer über den Weg zum Glück gelegt und ließ ihn nur selten den Frohsinn früherer Tage wiederfinden. Einsam stand er, abseits von den anderen. Man sah ihn in tiefen Gedanken, die Außenwelt um sich völlig vergessend, still an einem Tisch im Gasthaus den musikalischen Problemen nachsinnen. Oder er flüchtete in den Tempel der Natur und legte sich, träumend das Haupt zum Himmel gewandt, auf grünen Wiesen oder im Schatten alter Bäume nieder. Oder aber er raste, die Hände auf dem Rücken zusammengeballt, das Haupt nach oben, den Oberkörper nach vorn geneigt, am liebsten, wenn's draußen heulte und stürmte, durch die Straßen Wiens. Wer den warmherzig geschriebenen Schubert-Roman „Schwammerl" von Rudolf Hans Bartsch gelesen hat, wird jene bei aller dichterischen Erfindung der Wirklichkeit meisterhaft abgelauschte Szene wohl nicht vergessen haben, wo bei wildbrausendem Sturm Schubert seinem selig-unseligen Abgott auflauert, in tiefer Erregung hinter ihm herstürmt und dann singend und voller Ideen seiner Wohnung zutreibt. Sein Wunsch, ihm näherzutreten, ja Schüler und Freund zu werden, blieb unerfüllt. Beethovens Weltabgeschiedenheit und seine eigene Schüchternheit und übergroße Bescheidenheit ließen die tragische Tatsache zur Wahrheit werden, daß die beiden größten schöpferischen Geister der damaligen Musik jahrelang nebeneinander lebten und sich doch fremd blieben.

Der Freiherr Joseph von Spaun, Schuberts ältester Freund und Konviktsgenosse, dem schon der scheue und ernste Knabe, der sonst sein starkes Liebesbedürfnis ängstlich vor der Welt zu verbergen pflegte, seine ganze Seele enthüllt hatte und dessen Zuverlässigkeit in Anbetracht seiner ruhigen und klaren Persönlichkeit weniger angezweifelt werden darf als die der anderen Berichterstatter über Schuberts Leben, hat in seinen Erinnerungen an Schubert, einer Hauptquelle der Schubertforschung, mitgeteilt, Schubert würde sich im höchsten Maße glücklich geschätzt haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich Beethoven zu nähern, aber dieser sei in der letzten Zeit seines Lebens ganz verdüstert und unnahbar gewesen, und an einer anderen Stelle, Schubert habe oft geklagt, namentlich nach dem Tode Beethovens, wie schmerzlich es ihm sei, daß Beethoven so unzugänglich gewesen sei, und daß er nie mit ihm habe sprechen können. Dementsprechend bezeichnet Spaun auch den Bericht Schindlers über Schuberts Besuch bei Beethoven als unrichtig.

Schindler, der treue Schildknappe Beethovens in dessen letzten Jahren, war ein tüchtiger Musiker und achtungswerter Mensch, nur etwas eitel und selbstgefällig und schon deshalb nicht immer zuverlässig. Wir verdanken ihm viele schriftliche und mündliche Erinnerungen an Beethoven. Um so mehr ist zu bedauern, daß manche der Kritik nicht standgehalten haben, zumal das auch auf die andern den Schatten des Zweifels wirft. Nach Schindler soll Schubert im Jahre 1822 seine Beethoven gewidmeten Variationen über ein französisches Lied, die er vier Jahre vorher komponiert hatte — sie erschienen am 19. April 1822, die Widmung lautete: „Herrn L. van Beethoven zugeeignet von seinem Verehrer und Bewunderer Franz Schubert" — dem Meister selbst überbracht, aber beim Anblick von dessen Künstlermajestät den bis ans Haus fest bewahrten Mut verloren und, als er von Beethoven auf eine kleine harmonische Unrichtigkeit hingewiesen worden sei, sich in größter Verlegenheit schleunigst wieder entfernt haben; erst zu Hause wäre er wieder zur Vernunft gekommen und hätte sich dann selbst derb ausgescholten, aber den Mut, sich Beethoven zum zweiten Male zu nähern, hätte er nicht wiedergefunden.

Schindler wohnte damals bei Beethoven, und er erzählt die Begebenheit so lebhaft, als wenn er selbst Augenzeuge gewesen wäre. Man kann sich deshalb eigentlich kaum vorstellen, wie er alles, was er da berichtet hat, aus der Luft gegriffen haben soll. Auch ist gegen Spaun geltend gemacht worden, daß er seine Erinnerungen erst nach dem Jahre 1865, also mehr als 40 Jahre

später, veröffentlicht hat. Deshalb könnte man trotz der Persönlichkeit Spauns an dieser Stelle an der Zuverlässigkeit seiner Erinnerungen irre werden, wenn nicht auch Joseph Hüttenbrenner, der damals viel mit Schubert zusammen war, mit voller Bestimmtheit bezeugt hätte, er wisse von Schubert selbst, daß dieser Beethoven bei seinem Besuche nicht angetroffen und das Dedikationsheft deshalb dem Dienstmädchen übergeben habe. Auch bestätigt Hüttenbrenner weiter, Schubert sei auch später nie mit Beethoven in Berührung gekommen, nur, zum ersten und letzten Male, an dessen Sterbelager. So wird man wohl diese Begegnung zwischen Beethoven und Schubert als nicht erfolgt zu den Akten legen müssen.

Im übrigen steht fest, daß beide sich in Konzerten, musikalischen Gesellschaften und auch anderorts häufig gesehen haben. So finden wir Schubert zusammen mit dem musikliebenden Schriftsteller Braun von Braunthal in einem kleinen Wiener Gasthause und hören von Braunthal, daß auch Beethoven häufig dort verweilte und an einem Tische still für sich seinen tiefen musikalischen Gedanken (es war die Zeit der letzten Quartette) nachsann: „Alles war größter Ehrfurcht voll," schreibt er, „wenn er eintrat. Ein Mann mittlerer Größe, von sehr gedrungener Gestalt, dessen wahrhaften Löwenkopf mähnenartig graue Haare umtrotzten; die Blicke aus scharfen, geistreichen Augen unstät umhersendend, in seinen Bewegungen schwankend, gleich als wandle er im Traum — so trat er ein, setzte sich zu seinem Glas Bier und — schloß die Augen. Angesprochen oder vielmehr angeschrien von einem Bekannten, schlug er die Lider auf wie ein aus dem Schlummer geschreckter Adler, lächelte wehmütig und reichte ein Heft Papier mit dem Stifte hin ... Bisweilen nahm er ein zweites, stärkeres Heft aus seiner Herzenstasche und schrieb mit halbgeschlossenen Augen. ‚Was schreibt er nun wohl?' fragte ich eines Abends meinen Nachbar, den unerreichten Liederkomponisten Schubert. ‚Er komponiert', war seine Antwort."

Auch in der Steinerschen Buchhandlung sah Schubert Beethoven bisweilen. Dorthin kam Beethoven eine Zeitlang wöchentlich ein paarmal zwischen 11 und 12 Uhr, es war da eine Art Tonkünstlerversammlung mit Austausch der musikalischen Ansichten. Schubert ging dann mit einem oder einigen seiner Freunde ebenfalls in die Buchhandlung, und sie weideten sich an den kernigen, mitunter beißenden Bemerkungen Beethovens, die besonders grimmig waren, wenn es der wälschen Musik galt. Gesprochen werden sich Beethoven und Schubert auch hier nicht haben. Der kleine träumerische Liedermeister hat vermutlich ruhig im Hintergrunde gestanden und den Worten des Bewunderten in Verehrung und oft fröhlich zustimmend (denn auch er haßte die „italienische Dudelei") gelauscht.

Ebenso muß man die sonstigen Überlieferungen, die eine persönliche Bekanntschaft zwischen den beiden Tonmeistern bekunden, im Hinblick auf die Berichte Spauns und Joseph Hüttenbrenners, wenn man sie nicht, wie die Schindlersche Erzählung, überhaupt ablehnt, zum mindesten mit großer Vorsicht aufnehmen. Das gilt z. B. von der des bekannten Leipziger Schriftstellers Friedrich Rochlitz, daß sich Beethoven mit Schubert über ihn unterhalten habe. Rochlitz, dessen Erinnerungen sich ja auch sonst vielfach als anfechtbar erwiesen haben, schreibt über „den jungen Kompositeur Franz Schubert", einen „enthusiastischen Verehrer Beethovens": „Dieser hatte zu ihm von mir gesprochen. — Wenn Sie ihn unbefangener und fröhlicher sehen wollen, so dürften Sie nur eben jetzt in dem Gasthofe speisen, wohin er alleweile in derselben Absicht gegangen ist." Dorthin ging er dann mit Schubert und beobachtete Beethoven. Soweit er von einem Gespräch Schuberts mit Beethoven schreibt, wird er wohl geirrt haben.

Erst recht anfechtbar ist natürlich die allgemein gehaltene Überlieferung Anselm Hüttenbrenners, Schubert hätte bei Beethoven ungehindert Zutritt gehabt. Andererseits muß man sich allerdings fragen, warum gerade Anselm Hüttenbrenner, der lange Zeit mit Schubert befreundet war und daneben zum Beethovenschen Kreise gehörte, nicht Gelegenheit genommen hat, Schubert die ersehnte Bekanntschaft zu vermitteln. Dasselbe gilt von dem Schubert-Enthusiasten Pinterics, der zugleich bei Beethoven aus- und einging, von Hummel, Grillparzer,

Zenger, Bauernfeld und dem alten Gesangsmeister Vogl, die ebenfalls mit Beethoven Verkehr pflegten und dabei mit Schubert gut bekannt, ja zum Teil befreundet waren!

Sollte Lenz recht haben, wenn er in seiner Beethoven-Biographie schreibt: „Franz Schubert, den Beethoven des Liedes, kannte Beethoven nur kurze Zeit, man hatte ihm den edlen Geist verdächtigt, ihn absichtlich von Beethoven ferngehalten"? Oder war es Schuberts fast unverständliche Bescheidenheit, seine überängstliche Zurückhaltung, durch die er sich ja auch sonst so manches Glück verscherzt hat, sei es, daß er Aufmerksamkeiten und Huldigungen scheu auswich und damit die kränkte, die sie ihm zugedacht hatten, sei es auch, daß er ein unentschuldbares Unterlassen ihm gebührender Anerkennung still über sich ergehen ließ. Man denke z. B. an sein sonderbares Verhalten gegenüber dem Dichter Hoffmann von Fallersleben, der ihm in liebenswürdigster Form und ohne jede Aufdringlichkeit seine Bewunderung aussprach und den er nach ein paar verlegenen Worten einfach stehen ließ, und auf der anderen Seite an die Begebenheit in einem fürstlichen Hause, wo der Sänger seiner Lieder mit Begeisterung gefeiert wurde, während um ihn selbst sich kein Mensch kümmerte; die Hausfrau suchte die Vernachlässigung dadurch auszugleichen, daß sie ihm die größten Lobeserhebungen machte und dabei erklärte, er möge es übersehen, daß die Zuhörer, ganz hingerissen von dem Sänger, nur diesem huldigten, worauf er nur zu erwidern wußte, die Frau Fürstin möge sich deshalb keine Mühe mit ihm geben, er sei es gewohnt, übersehen zu werden, ja dies sei ihm sogar recht lieb, da er sich dadurch weniger geniert fühle. In einem Beethovenschen Konversationshefte, wahrscheinlich aus dem Jahre 1823, ist diese für Schubert selbst so vielfach tragische Eigenschaft seines Charakters berührt. Da heißt es in der Niederschrift des Neffen Karl van Beethoven: „Man lobt den Schubert sehr, man sagt aber, er solle sich verstecken."

Bemerkt sei noch, daß Schuberts Name noch ein zweites Mal in einem Konversationshefte Beethovens vorkommt. Der talentvolle, aber leichtsinnige junge Musikus Karl Holz, der längere Zeit, zur geringen Freude Schindlers, auf Beethoven großen Einfluß hatte, hat in dieses Heft folgendes niedergeschrieben: „Schubert war eben bei ihm (vermutlich ist der Hofrat Kiesewetter, ein Verehrer Beethovens, gemeint), sie haben in einer Händelschen Partitur gelesen. Er (Kiesewetter) war sehr artig ..., er (Schubert) war immer zugegen. Für Lieder hat er viel Auffassungsgabe. Kennen Sie den Erlkönig?"

Von Ferdinand Schubert endlich, Schuberts vertrautestem Bruder, ist nur die unbestimmte Erklärung überliefert: „Sie sind selten zusammengekommen."

Die Schubertschen Variationen hatten offenbar Beethovens Beifall. Wenigstens schreibt Joseph Hüttenbrenner, Karl van Beethoven und Schindler hätten sich beide wiederholt dahin ausgesprochen, daß sie Beethoven wohlgefielen, und ein paar Monate lang habe sie Beethoven fast täglich mit seinem Neffen gespielt. Auch erzählt von Leitner in seiner nekrologischen Skizze über Anselm Hüttenbrenner, wahrscheinlich im Hinblick auf diese Variationen, vielleicht aber auch auf ein noch früheres Werk Schuberts, das Beethoven kannte, daß dieser Anselm Hüttenbrenner einst in seine Nähe gezogen und nach Durchsicht seiner ersten Kompositionsversuche ihm wohlwollend auf die Schulter geklopft und gesagt habe: „Fahren Sie so fort, Anselm. Sie haben meinen Geist und der Franz (Schubert) meine Seele." Einen tieferen Eindruck können aber diese Variationen oder die sonstigen Werke, die Beethoven etwa von Schubert kannte, nicht auf ihn gemacht haben, sonst hätte er sich bei seinem Sehnen nach einem ihm wenigstens einigermaßen Ebenbürtigen wahrscheinlich schon damals um weitere Werke Schuberts bemüht und dann mit dem ihm eigenen elementaren Überschwall der Gefühle den bescheidenen Verehrer als Thronerben in das Heiligtum seiner Kunst aufgenommen. Denn weit Genialeres als die Variationen war ja schon Jahre vorher von Schubert geschaffen, nicht nur Lieder, auch Sinfonien, Klaviersonaten, Kammermusik und anderes, alles unter Beethovens Stern geboren. Die Tragik wollte es, daß der Meister erst kurz vor seinem Ende Schuberts Größe erkannte. Da brachte man dem schwer Leidenden eine Anzahl der schönsten Lieder Schuberts

und die setzten ihn so in Erstaunen, daß er sich mehrere Tage gar nicht von ihnen trennen konnte, stundenlang bei ihnen verweilte und immer wieder in den Ruf ausbrach: „Wahrlich, in dem steckt der göttliche Funke!" Es waren darunter die Grenzen der Menschheit, die Allmacht Viola, die junge Nonne und die Müllerlieder. Und als Schindler ihm erzählte, daß Schubert bereits mehr als 500 Lieder geschaffen hätte, geriet er in immer größere Verwunderung und wollte nun diese und auch Schuberts Instrumentalkompositionen und Opern einsehen. Der Bann war gebrochen, das Interesse geweckt. Da trat der Tod dazwischen und zerschnitt das zarte Band, das sich zwischen den beiden großen Geistern endlich gebildet hatte.

Das eine wenigstens war Schubert noch beschieden: Er erhielt von der wachsenden Teilnahme Beethovens für seine Kunst noch Kunde. Spaun berichtet darüber: „Doch hatte Schubert die Freude, zu erfahren, daß Beethoven sich anerkennend über ihn ausgesprochen, ja, daß er, schon krank, mehrere seiner Liederhefte durchgelesen und sich sehr freundlich darüber geäußert habe." Auch sandte Beethoven, wenn man den Mitteilungen in den Erinnerungen des Dichters Rellstab glauben darf, dessen damals noch ungedruckte Gedichte, die ihm der Dichter zum Komponieren übergeben hatte, mit einem eigenhändig beigefügten Bleistiftzeichen an Schubert, da er zu krank war, sie noch selbst zu komponieren. In der Tat finden sich auch sieben von den Gedichten unter den Liedern von Schuberts „Schwanengesang". Nun teilt aber Rellstab weiter mit, er habe die Gedichte aus Beethovens Nachlaß zurückerhalten. Schubert müßte sie also wieder an Beethoven zurückgegeben haben. Hierzu ist mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß der „Schwanengesang" erst im August 1828 komponiert worden ist, das letzte Lied, die „Taubenpost", sogar erst im Oktober 1828. Schubert hätte also die Rellstabschen Gedichte sehr wohl auch aus der ersten, noch 1827 erschienenen Ausgabe kennen können. Also auch diese Beziehung zwischen den beiden Meistern ist nicht ohne weiteres als erwiesen anzusehen.

Kurz vor Beethovens Tod hat Schubert mit den beiden Hüttenbrenners oder einem von ihnen und dem Maler Telscher eine Zeitlang vor Beethovens Bett gestanden, um den Gewaltigen noch einmal zu sehen. Es wird berichtet, Beethoven hätte ihn unbeweglichen Auges fixiert und mit der Hand unverständliche Zeichen gemacht. Aufs tiefste bewegt habe Schubert das Zimmer verlassen.

Als Beethoven inmitten eines leuchtenden Frühlingsgewitters bei einem dröhnenden Donnerschlag sich jäh aufrichtete, die Faust ballte und dann sterbend zurücksank, war nur Anselm Hüttenbrenner anwesend. Der Berufene fehlte. Am Leichenbegängnis nahm er als Fackelträger teil. Mit Franz Lachner und Randhartinger ging er dann in die Weinstube „Auf der Mehlgrube". Da ließ er die Gläser füllen und trank das erste auf das Andenken Beethovens, das zweite aber auf das Andenken dessen, der ihm unter den Dreien als Erster nachfolgen würde. Bartsch hat auch diese Begebenheit mit ahnendem Dichterauge gestaltet: „Schubert aber trat in eine Weinschenke, ließ für sich und die Freunde eine Flasche vom Besten und volle Gläser auf den kleinen Tisch tragen, der in der Gasse stand, und hob feuchten Auges sein Glas: ‚Lassen wir die Torheiten und Hoffnungen der Vergänglichkeit an uns vorbeirollen, liebe Freunde. Das erste Glas dem Tode und der Unsterblichkeit, dem, der heute zur Ewigkeit versenkt wurde: Beethoven. Fiduoit!' Die Freunde tranken ernst und ehrfürchtig ihre Gläser bis zur Neige. Schubert füllte sie von neuem und hielt den Wein hoch empor. ‚Das zweite Glas', sagte er tiefbewegt, ‚jenem, der von uns zuerst dem Großen, dem Unvergeßlichen folgen wird. Mögen sich ihm die wenigen Stunden der Vergänglichkeit vertiefen und ihn weihen, damit er bereit sei. Vivat!' Dann verabschiedete er sich von den betretenen Kollegen, die ihm ahnungsvoll und lange nachsahen. Er hat sich selbst damit gemeint,' sagte einer, ‚Gott laß ihn noch lange Unrecht behalten'."

Karl Holz aber berichtet aus jenen Tagen, sie hätten Schubert auf dessen dringenden Wunsch das Beethovensche Cis-Moll-Quartett vorgespielt und er sei darüber in solches Entzücken und in solche Begeisterung geraten und es habe ihn so angegriffen, daß alle für ihn gefürchtet hätten. Kreißle, der Haupt-Schubert-Biograph, weiß zwar hiervon nichts. Daß aber Beethovens Tod

Schubert in tiefster Seele erschüttert hat, steht außer Zweifel. Wie könnte es auch anders sein? Beethoven war von frühester Zeit her sein höchstes Vorbild. Ihm nachzueifern war sein ganzes Sinnen und Streben. In ihm war er groß geworden, ohne ihn konnte er sich nicht denken. Dazu war sein höchster Wunsch, ihm näher zu treten, unerfüllt geblieben. Vielleicht hat er auch gefühlt, daß er berufen war, das Erbe des Großen zu hüten. Wer deutet die Zeichen des sterbenden Beethoven? Und das mag wie eine zentnerschwere Last auf ihn gedrückt haben. Man kann die Gefühle nur ahnen, die damals seine Seele bewegten.

Beethoven, der ihn im Leben mit seiner mächtigen Persönlichkeit in den Schatten gestellt hatte, sollte ihn nun auch bald zu sich ins Grab nachrufen. Schuberts Lebenskraft war schon durch Krankheit angegriffen, und die Schwermut, die einen seiner Charakterzüge bildet und in glücklicheren Tagen nur gegenüber den helleren Seiten seines Gemüts zurückgetreten war, ergriff mehr und mehr von ihm Besitz. Wenige Wochen vor Beethovens Tode hatte er mit der Komposition der „Winterreise" begonnen, im Oktober 1827 vollendete er sie. Noch nie waren solche Töne in der musikalischen Lyrik erklungen wie in diesem „Tal der Tränen". Wer sie nicht kennt, dem ist ein Stück Herzblut Schuberts verborgen geblieben. Mit der „Winterreise" sang er seinen eigenen Grabgesang. Noch einmal aber raffte er sich aus der Grabesstimmung empor, und die Welt steht staunend vor der überreichen Ernte des dem Tode geweihten Genius, der in dieser kurzen Spanne Zeit, wie wenn er die Hand des Todes schon fühlte, eine fieberhafte Tätigkeit entfaltete und noch eine Fülle der herrlichsten Werke schuf, sich und seinem toten Meister zur Ehre. Am 26. März 1828, also genau ein Jahr nach Beethovens Tod, gab er noch sein erstes und einziges großes Konzert. Schon 1824 hatte er geschrieben: „Das Neueste in Wien ist, daß Beethoven ein Konzert gibt, in dem er seine neue Sinfonie, drei Stücke aus der neuen Messe und eine neue Ouvertüre produzieren läßt. Wenn Gott will, so bin ich auch gesonnen, auf künftiges Jahr ein ähnliches Konzert zu geben." Der Saal war überfüllt, der Beifall ungeheuer, auch das finanzielle Ergebnis ein gutes. Schuberts Ruhm begann, dem Beethovens ähnlich, in weitere Kreise, ja über sein engeres Vaterland hinauszubringen. Da, als ihm das Glück zu lächeln begann, trat der Tod an ihn heran. Am 19. November 1828 ist er, noch nicht 32 Jahre alt, am Nervenfieber gestorben. In seine Fieberphantasien trat Beethovens Bild, und von den Lippen des Sterbenden, der immer wieder aus seinem Zimmer hinaus wollte, aus „diesem Winkel unter der Erde", rangen sich, als sein Bruder Ferdinand ihm Trost zusprach, die Worte: „Nein, es ist nicht wahr, hier liegt Beethoven nicht." Ferdinand Schubert faßte diese Worte als eine Bitte des Sterbenden auf, neben Beethoven begraben zu werden, und so wurde der so früh Dahingegangene in der Nähe von Beethovens Grab beigesetzt. Seit 1888 ruhen beide, wieder nahe beieinander, auf dem Neuen Wiener Zentralfriedhof an der malerischen Stätte, wo auch Gluck und Mozart und neuerdings Brahms und Johann Strauß ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Es ist vielfach behauptet worden, die Veranlagung der beiden Meister sei eine so grundverschiedene gewesen, daß ein harmonisches Zusammenwirken bei ihnen nicht möglich gewesen wäre. Das ist nicht richtig. Waren sie auch in manchen wesentlichen Charakterzügen Gegensätze, hier der kernhafte, ins Titanische gereckte, nie zu viel sagende und oft zu herbe Recke vom Niederrhein, männlich bis zur Schroffheit, dort weicher und sinnlicher der träumerische und elegische Österreicher mit seiner unendlichen, blühenden Phantasie, der eine voll unbändigen Künstlertrotzes, rücksichtslos und in unerschütterlicher Selbstbehauptung sich durchsetzend, der andere mimosenhaft selbstgenügsam und scheu in sich zurückgezogen — so hatten sie doch auch vieles gemeinsam, so ihre tiefe, reine Liebe zur Natur, ihr stolzes Unabhängigkeitsgefühl, jene ernste Auffassung der Kunst, die es diesen beiden ganz vom Erlebnis abhängigen Musikern unmöglich machte, Pflichtkompositionen zu schaffen und die Musik zu kommandieren, ihr Hochhalten der deutschen Musik gegenüber dem welschen Singsang in schwerer Zeit und endlich ihre gleich große und unerschütterliche Verehrung für zwei der größten Deutschen, für Händel und Goethe.



Zwar ein Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen wie etwa zwischen Schiller und Goethe wäre nicht möglich gewesen, schon der Altersunterschied war zu groß, dazu kam die Schwierigkeit des Gedankenaustauschs und Beethovens Herrschernatur, vor der Schubert eine nicht niederzuzwingende Scheu empfand.

Aber andererseits ist zu bedenken, daß Beethoven in seinem ganzen Leben keinen Freund gefunden hat, der zugleich eine ihm ebenbürtige künstlerische Persönlichkeit war. Die Nichtmusiker, mit denen er verkehrte, vor allem die ihm als Menschen am nächsten stehenden Bonner Freunde, Breunings und Wegeler, blieben seinem künstlerischen Fühlen ferner. Und die Musiker, die um ihn waren, nicht etwa bloß kleine Leute wie Holz und Schindler, nein, auch die selbständigeren wie Ries, Hummel, Schuzzanzigh, waren ihm weder künstlerisch auch nur annähernd gewachsen, noch als Menschen wirklich seinem Fühlen nahe und wurden von ihm darum bei aller launigen Freundlichkeit und burschikosen Gemütlichkeit mit offenbarer Herablassung, ja bisweilen sogar geringschätzig behandelt.

Doch das Sehnen nach einem wirklich Vertrauten an seiner Seite, der ihm Kunstgenosse und Freund zugleich wäre, hat ihn nie verlassen. Ein solcher hätte aber nur der werden können, den er als Künstler sich gewachsen fühlte und der ihn als Künstler verstand und als Menschen zu nehmen wußte. Hier aber kam allein Schubert in Frage, denn nur er hatte volles Verständnis für Beethovens Größe und künstlerische Eigenart und konnte sich dabei auf eigene hohe künstlerische Listungen berufen. Darum kann man nur in tiefer Wehmut der Schicksalsverkettung gedenken, die Zweien der Edelsten und Größten in der Kunst den Weg zueinander verschlossen hat.

Dr. Konrad Huschke

Türmers Tagebuch

Wir und China · Die „Restpunkte" unsrer Abrüstung · Wie sich England dazu stellt · Das siebzehnte Kabinett der Republik Hexenmeister Marx · Die Richtlinien des Zentrums · Allerlei Schwenkungen · Die aufgebrachte Demokratie · Der Fall Keudell und was sich dabei denken läßt

Das Hemd ist näher als der Rock. Mag die Welt wieder unruhig sein: unsre schwelenden inneren Krisen wühlen uns tiefer auf als die lauten Begebnisse außerhalb.

Bei den Portugiesen kam die diesjährige Revolution unvermutet schon im Fasching aus. Was schert sie uns; selbst wenn man, um die Republik endlich einmal auf wahrhaft demokratischen Fuß zu stellen, statt der neckischen Konfetti dabei grobe Granaten warf?

Mit gelassener Ruhe schauen wir auch Englands China-Not. Seine Staatsweisen griffen zuerst nach gelben Jingo-Rezepten zur Behandlung des gelben Mannes. Man schickte Truppen hinaus. Beim Abschied heulten alle Sirenen, und zehn Kapellen schmetterten „Rule Britannia". Die begleitende Gaffermenge war entzündet wie 1914, und ganz wie damals befahlen die Erzbischöfe der Hochkirche Altargebete um sieghaften Ausgang. Schon glaubte sich die Shanghaier Kaufmannschaft in ihren gefährdeten Vorrechten durch Flugzeug und Gasbombe aufs neue gefestigt.

Aber da kam die Angst vor dem eigenen Schneid. In China ist es wie so oft bei Ehezwisten. Mann und Frau prügeln sich; will jedoch ein dritter eingreifen, dann jagt ihn vereinter Zorn aus der Wohnung. Alle Zeichen deuteten darauf hin, daß das anschwimmende Entsatzheer ein durch Britenhaß zusammengeschweißtes China vorfinden würde. Denn mit Kanton protestierte Peking; setzte auch herrisch seinen englischen Generalinspekteur der Seezölle ab. Das hieß: Ihr imponiert uns nicht im mindesten mehr.

Aber auf der eigenen Seite dankten alle Dominions für das Abenteuer; die indische Nationalpartei tat sogar jede Kriegsmaßnahme unter schweren Verruf.

Das klärte ab. Chamberlain begeisterte sich spät, aber warm für „China den Chinesen". England wolle hinfüro im fernen Osten nicht mehr Gewalthaber sein, nur noch ehrbarer Kaufmann. Zum Entsetzen der Niederlassungs-Engländer machte er dem Kuomintang Vorschläge weitgehenden Verzichtes, da das Reich der Mitte zum modernen Staat geworden sei. Trotzdem bleibt Tschen noch zäh; zumal seit sein Kantonheer den Sun-Tschuan-Fung besiegte und englische Truppen seines Einspruchs ungeachtet in Schanghai landeten.

Nun schwebt also die Kriegsgefahr. Zur geheimen Freude Italiens. Als einziger Staat hatte es erklärt, es gehe rückhaltlos mit England, erwarte aber, daß dieses so ein treues Einstehen zu schätzen wisse. Das hieß: Was zahlt ihr? Mit dem Bedarf der Leistung entfiele doch auch der gehoffte Preis.



Bislang lohnten nur Worte dies do ut des-Angebot. Churchill war in Rom und hielt eine schöne Rede. Von Mussolinis Schlichtheit sei er entzückt. Wäre er Italiener, so wäre er auch Faschist und stünde seinen Mann wider die tierischen Triebe des Bolschewismus.

Also dahin zielt der Diskus! Hinter den chinesischen Nationalisten von Canton argwöhnt England die Internationalisten des Kremls; hinter Tschen den Hetzer Borodin. Aufgebrachte Diehards schrien schon: „We are in war with Russia." Sie verlangten Kündigung des Handelsvertrages, Ausweisung der Rätemakler und des Rätegesandten. Schleunigst zog daher Moskau alle seine Goldbestände aus der Bank von England.

„Times" und „Observer" beschweren sich, daß die englische Patsche unsren Puls so gar nicht beschleunigt. Sogar Schadenfreude haben sie bemerkt. „Ist das Locarno-Geist?"

Man verlangt also von uns in China das Gemeinschaftsgefühl der weißen Haut. Hat man es aber uns nicht grade selber dort auf das nichtswürdigste verleugnet?

Weshalb trennte sich 1917 Kanton von Peking? Weil es sich nicht wie dieses von den Engländern gegen uns verhetzen ließ. In seinem Bereich genießen wir den größten Schutz und das größte Ansehen. Ministerpräsident Tan-nien-kai besuchte jüngst ein Krankenhaus der Berliner Mission. Dabei hielt er eine Ansprache, wie dankbar der Chinese gerade dem Deutschen sein müsse. Denn anders als der Brite stelle er sein Herz wie sein Wissen, das Beste der Welt, in den Dienst des chinesischen Volkstums. Wo man so von uns denkt, sollen wir uns dort verfeinden zugunsten von Menschen, die uns als Hunnen verschrien und jederzeit wieder verschreien würden?

Fremde Truppen — und es sind ja auch englische darunter — halten deutschestes Stammland noch immer entwürdigend besetzt. Darum fühlen wir warm mit einem Volke, das sich jetzt von der gleichen Schmach durch stolzes Aufflammen des Vaterlandsgeistes freimacht. England gibt dort nach; warum läßt es nicht für uns billig sein, was Chamberlain in China für recht erklärt? Wohl sagte dieser Tage Lord Salisbury im Oberhause, man begrüße auch eine baldige Räumung des Rheins. Aber das sei eine schwerwiegende und verzwickte Sache, die nicht überstürzt werden dürfe. Sie hänge völlig ab von der deutschen Erfüllung der Versailler Auflagen.

Englische Amtsberedsamkeit hat auf unbequeme Fragen einen besonderen Schnörkelstil der Antwort ausgebildet. Ein hochherziges, gemütvolles, volltöniges, grundsätzliches „Ja"; damit beginnt es. Aber dann kriechen so viele Bedenken und Übelstände, Hemmnisse und Untunlichkeiten heran, daß der arme Laokoon des guten Willens im Nu von diesen Schlangen verstrickt und erstickt am Boden liegt.

Ganz so tat Salisbury. Eine Verbeugung gegen Deutschland bei gleichzeitigem Augenzwinkern nach Frankreich hinüber. „Keine Angst, sind keine Spielverderber." Wenn England ernstlich wollte, in der Botschafterkonferenz wehte ein weicherer Wind. Man hätte uns dann am 31. Januar endlich unsre völlige Abrüstung bescheinigt. Nach dem Versailler Artikel 231 begründet dies unsern Anspruch auf sofortige Räumung. Daher werden immer noch „Restpunkte" vorgeschützt, und diese schofle Drückebergerei ist noch lange nicht zu Ende. Zwar führt dabei Frankreich, aber England ist ihm gefällig und stößt gelegentlich in dasselbe Hifthorn.

„General" Morgan war Mitglied der Kontrollkommission. Von Geburt ist er allerdings Rechtsanwalt und bearbeitete die juristischen Fragen. Damit aber Großbritannien in der Kommission nicht zurückstand, verlieh man dem Nichtsoldaten den Generalsrang. Um so mehr trauert er dem Amte nach, das acht Jahre lang so viel Glanz verlieh und seinen Mann so nahrhaft nährte. Daher sein Hetzartikel in der „Times", der mit seiltänzerischer Logik beweist, daß es viel zu früh erloschen sei. Deutschlands Kriegsbereitschaft sei „vollkommener denn je". Namentlich auf ökonomischem und chemischem Gebiete. Es fehlten „bloß" die Gewehre und Geschütze, aber die deutsche Industrie beschaffe solche binnen Halbjahrsfrist. Also Waffen haben wir keine, aber entwaffnet sind wir gleichwohl noch nicht, und ein halb Jahr nach Kriegsausbruch können wir uns sogar schon wehren! Es fragt sich nur, was bis dahin aus uns geworden ist.

Ebenso hat sich England ganz wie Frankreich gegen unsre Ostfestungen eingesetzt. Es war, ärztlich zu sprechen, eine Metastase von China her. Ist im fernen Osten Rußland der Feind, so gewinnt Polen dadurch den Rang eines guten Freundes, und gegen solche hat der Brite offene Hand. Er gewährt Anleihen, wofür im Zeichen der Abrüstung strategische Bahnen gegen Rußland gebaut werden. Waldkonzessionen in Bialowesch, polnische Schiffsbestellungen auf englischen Werften erhöhen den Wert der jungen Freundschaft. Früher nannte die englische Presse Polen den Störenfried Europas. Jetzt schweigt sie, obwohl er gerade erst recht diesem Namen Ehre macht durch unverschämte Deutschenausweisungen aus Oberschlesien. Wir haben darauf die Handelsvertragsverhandlungen abgebrochen. Aber auf Einspruch der Kontrollkommission müssen wir auch bei unsren Ostfestungen allerhand Unterstände abbrechen; Maschinengewehrnester für je acht Mann. Was man uns gnädig verstattet, soll bleiben, wie es ist. Das eröffnet die Aussicht, daß es dermaleinst neben der Saalburg und Rothenburg an der Tauber als ehrwürdiges Denkmal alter Befestigungskunst vorgezeigt werden kann. Frankreich hingegen baut *seine* Ostfestungen mit einem Aufwand von sieben Milliarden neu aus. Während man bei uns auf jedem Tüpfel der Abrüstung besteht, bekommt man schon Schreikrämpfe, weil Coolidge die allgemeine Abrüstung wieder aufs Tapet bringt, womit man bisher in Genf so frech Schindluder gespielt hat.

Das alles gibt *uns* das Recht, verschnupft zu sein; nicht der englischen Presse wegen deutscher Kühle bei ihrem China-Ärger. Man kommt mit dem Briten am besten aus, wenn man seine Floskeln beiseite schiebt und ihm klar macht, daß, wer selber den Locarno-Geist im Ausschnitt verkauft, ihn auch nicht umsonst anfordern kann. Deutsche Freundschaft gewinnt kein „Ja-aber"-Wort, sondern nur die „Ja-also"-Tat.

Für die nächsten Wochen hängt freilich die Räumungsfrage im Rauchfang. Stresemann ist an der Riviera, und Briand meidet eine Zusammenkunft. Wir aber, statt nach außen eindrucksvoll einig zu sein, zogen vor, uns im Innern zu zanken über das neue Kabinett.

Nun haben wir ja wieder eins. Aber wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß der Parlamentarismus für uns nichts taugt, dann bringt ihn diese Krise und diese Lösung.

Als voriges Jahr die Deutschnationalen das Kabinett Luther stürzten, gab's einen Linksruck. Diesmal brachten die Sozialdemokraten das Kabinett Marx zu Fall, und der Erfolg war die rechteste Regierung seit dem Umsturz. Beide Male mißglückte der Anschlag und trieb ins Gegenteil. Entweder ist somit das System schlecht, oder es wird von den Parteiführern schlecht gehandhabt.

Sechs Möglichkeiten gab es. Einen Rechtsblock und einen Staatsbürgerblock, der jenen durch die Demokraten erweitert. Ferner eine reine Mitte, die von rechts, und eine reine Mitte, die von links wohlwollend gestützt wird. Endlich aber die große und die kleine oder Weimarsche Koalition.

In unsrem Reichstag sind die Flügelparteien die stärksten. Das sperrt die goldne Mittelstraße; sei es von rechts, sei es von links; zumeist sogar von beiden Seiten. Minderheitskabinette sind kurzlebige Verlegenheitsbehelfe. Auch die große Koalition, einmal versucht, scheiterte nach sechs Wochen; ihre Wiederkehr ist durch Scheidemanns Reichswehrrede auf Jahre verpfuscht.

Also nichts ohne die Deutschnationalen, ohnehin die stärkste der Fraktionen; daher bisher eigentlich berufen, nie aber auserwählt. Der Reichspräsident beauftragte den sehr tüchtigen Volksparteiler Curtius mit dem Versuch zu einem bürgerlichen Block. Das Zentrum zerschlug ihn. Es tat, als ob es sich nimmer einlassen könne auf so eine unrepublikanische Bundesgenossenschaft. Laut erscholl der Heilruf der Linkspresse ob solcher Nibelungentreue.

Da berief Hindenburg den bisherigen Kanzler Marx. Er wurde zum Hexenmeister. Binnen Stundenfrist hatte sich das Zentrum umgestellt.

Nur die Demokraten blieben bei ihrer gesinnungstüchtigen Absage. Einst der linke Flügel des dritten Standes, sind sie seit dem Umsturz der rechte des vierten. Ihre Minister Reinhold und Külz hatten sich bewährt; sie fielen dennoch als Opfer des Prinzips, und Neulinge ersetzten sie. Nur Reichswehrminister Geßler verließ um vaterländischer Notwendigkeiten willen die Partei, womit ihn freilich seit Jahren nur noch die Form verband.

Den Kanzler hatte der Reichspräsident ernannt. Aber dieser berief sich seine Mitarbeiter nicht etwa nach Urteil und Eignung, sondern sie wurden ihm von den Fraktionen des Kartells nach Anteilsquote bestimmt, ja aufgedrängt. Die Deutschnationalen entschieden unter ihren Anwärtern sogar durch Zettelwahl; in schroff demokratischem Abfall von dem alten, richtigen konservativen Spruch, der die Majorität ablehnt zugunsten der Autorität. Das war nicht wohlgetan; den so erkorenen Justizminister Gräfe beseitigte auch gleich wieder Hindenburgs Einspruch.

Aber es kam doch zustande, das 17. Kabinett der Republik. Ein Vernunftquartett von Deutschnationalen und Zentrum, deutscher und bayerischer Volkspartei. Es hat mit 249 von 496 Stimmen eine knappe Mehrheit, die sich freilich in den meisten Fällen durch die Wirtschaftspartei verstärken wird. Aber ein Erfolg ist es trotzdem nicht, den man feiern dürfte durch die Frohlockeklänge des großen Händelschen Hallelujas.

Sie kommen alle stark zerzaust in den neuen Block. Selbst der gute Hindenburg, der ihn schuf, wurde des Verfassungsbruchs beschuldigt, weil er nach rechts getan, wozu seine Ankläger begeistert genickt, als Ebert es nach links tat.

Marx ist immer demokratischstes Zentrum gewesen. Wohl ein dutzendmal schon hat er die Mitarbeit der Deutschnationalen mit Schärfe abgelehnt. Nun rief er sie selber ins Kabinett. Der Mann des Volksblocks führt nun den Bürgerblock. Im Reichsbanner forderte man seinen Ausschluß. Hörsing dämpfte jedoch den tobenden Unmut. „Kamerad Marx" bringe bloß ein Opfer, um Schlimmeres zu verhüten. Wie das nun wieder den vaterländischen Verbänden ins Ohr klang!

Die Deutsche Volkspartei hätte eher den verlorenen Kabinettssitz verschmerzt als die Art, wie man über ihren Kopf darüber verfügte. Sie hat den Vorschlag zum Bürgerblock gemacht. Aber jetzt fürchtet sie, daß ein schwarz-blauer daraus werde, ein Bündnis für ein einseitiges Schulgesetz und ein römisches Konkordat.

Die Deutschnationalen hinwiederum haben sich auf die Richtlinien verpflichtet, die das Zentrum ihnen vorlegte. Auf Richtlinien, die Wirth ausarbeitete, gerade damit sie ihnen unannehmbar seien. Sie binden daher auf die Reichsverfassung, auf die Reichsfarben, auf den Völkerbund.

Die Fraktion tat den Schritt, aber im Lande löckt man wider den Stachel. Man fragt, weshalb denn die Partei seinerzeit wegen Locarno das Kabinett verlassen habe, wenn man jetzt trotz Locarno wieder eintrete. Das jetzige Bekenntnis zu etwas, was man so lärmend verwarf, sei ein Geständnis damals begangener Torheit. In der Tat: etwas mehr deutschnationale Weitsicht im vorvorigen Herbst hätte uns viel Klopfgefechte und drei Kabinettskrisen erspart.

Wie das Zentrum nach rechts, so sind die Deutschnationalen tatsächlich nach links geschwenkt. Jene ab von der Weimarer Koalition, diese hin zur Weimarer Verfassung. Joseph Wirth hat daher dem Kabinett sein Vertrauen verweigert, dem drei seiner Fraktionsgenossen angehören. Die Völkischen nun gar ergehen sich in wilden Wutausbrüchen gegen die „Fahnenflucht" aus dem schwarzweißroten Heerbann. Sie reden von einem teuer erkauften Linsengericht und wollen den Hahn dreimal haben krähen hören.

Zentrum wie Rechte streiten jedoch jeden Frontwechsel ab. Sie seien die Alten auch in der neuen Verbindung. Zum Behufe des Beweises sagten ihre Debattenredner den bisherigen Freunden Schmeicheleien, den inskünftigen Grobheiten.

Erfreulich war dieser Eindruck nicht. Erbaut hörten es jedoch die durch die Wendung der Dinge entgeisterten bürgerlichen und proletarischen Demokraten. Sie hatten zuerst bange gemacht vor dieser verschämt schwarzweißroten Regierung, die den deutschen Faschismus bringe. Nun aber häuft sich ihr giftiger Hohn auf ein Kabinett, das die eine Hälfte seiner Rosse vor, die andere hinter den Reichswagen schirre.

Da man jedoch den Sturz dieser verhaßten Regierung nicht im großen verrichten konnte, fing man es wie Mephisto im kleinen an. Man enthüllte, daß der deutschnationale neue Innenminister v. Keudell am Kapp-Putsch beteiligt gewesen sei. Er habe nämlich den „von der rechtmäßigen Reichsregierung" ausgerufenen Generalstreik in seinem Kreise nicht verkündet. Darob habe ihn die preußische Regierung abgesägt. So einer werde nun gar Reichsminister!

Gemeinhin waren die Landräte, die Severing beseitigte, hochwertiger als der Ersatz, den er dafür heranzog. Keudell ist auch gar nicht um des Kapp-Putsches willen abgetan worden, und der Aufruf zum Generalstreik, den er unterdrückte, ging nicht

von der Reichsregierung, sondern nur von deren sozialdemokratischen Mitgliedern aus; war also nicht Regierungsakt.

Aber nehmen wir selbst den schwersten Fall. Marx hätte den neuen Kollegen nicht „chemisch reinigen“ können, wie jetzt die Linkspresse spottet. Dieser wäre vielmehr handelnd beteiligt gewesen bei dem Kapp-Putsch. Das war dann juristisch genau dasselbe, was anderthalb Jahre zuvor der Kaiserliche Staatssekretär Scheidemann begangen hatte. Den aber halten Keudells Verfolger für einen höchst ministrablen Mann. Was ist das für eine Staatsvernunft, die da sagt: „Hochverrat ist ein Verbrechen, wenn er mißglückt; gelingt er aber, dann eine große Tat“?

Napoleon war gewiß der Klügsten einer. Gerade er aber übernahm gerne die Leute des alten Regimes in seinen Dienst. Lothar Bucher war ein strammer Achtundvierziger. Er rief zur Steuerverweigerung auf, und da ihm darob das Zuchthaus drohte, floh er nach England. Den nach Begnadigung Heimgekehrten holte Bismarck bald in sein Auswärtiges Amt. Im Jahr 1850 wurde Graf Julius Andrassy von einem österreichischen Kriegsgericht als ungarischer Revolutionär zum Tode verurteilt. Da er entkommen war, nagelte der Henker wenigstens sein Bild an den Galgen. Allein zwanzig Jahre später machte ihn derselbe Kaiser, in dessen Namen dieser Spruch erging, zu seinem Ministerpräsidenten. Die Wiener Hofburg hat nie durch weites Herz und Freisinn über die Lande geleuchtet. Aber — mein Beispiel zeigt es ja — um wie vieles weitherziger und freisinniger war sie doch als unsre Demokratie!

Kann denn ein Monarchist den Eid auf die Republik leisten? so fragt diese. Wenn er es tut, ist es denn nicht Heuchelei und Volksbetrug?

Solche Frage ist eine Schiebung. Denn ein Eid auf die Republik wird gar nicht verlangt, nur ein Eid auf die Verfassung. Diese bestimmt zwar die Republik, läßt jedoch die Möglichkeit einer gesetzlichen Änderung der Staatsform durch eine Zweidrittelmehrheit des Reichstags jederzeit offen. Man kann somit der Republik Pflichttreue geloben, ohne selber Republikaner zu sein.

Beim Staatsmann gelten Programme weniger als scharfe Augen, klarer Verstand, ruhiges Wollen und heiße Vaterlandsliebe. Leute, gleicherweise damit begabt, können zusammenarbeiten, so weit auch sonst ihre Parteigesinnung auseinandergeht.

Möchte das vierte Kabinett Marx in seinem Wirken mehr erfreuen als in seinem Werden! Sein Zustandekommen hatte freilich etwas von dem wilden Humor Richard Glosters: „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit, ward je in dieser Laun' ein Weib gewonnen?“ Ein Münchener Blatt schrieb: „Man hat sich zusammen gerauft und wird weiter raufen müssen, um einig zu sein.“ Aber was wollen Sie, ist denn das nicht Parlamentarismus? Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 19. Februar)

Auf der Warte

Spürer und Fälscher

Die Zeiten napoleonischer Gewaltherrschaft waren furchtbar. Nichts aber drückte schwerer als das unsichtbare Spionagenetz, das der Polizeiminister Fouché über Deutschland gespannt hatte; über das geraubte sowohl, wie das rheinbündische und den dürftigen Preußenrest. Was nicht in das System paßte, sei es Wort, Schrift und Tat — kaum heraus, dann war es auch schon hinterbracht.

Durch wen? Tiefes Schweigen lag darüber. Man wußte nur, daß der französische Geheimdienst freigebig zahlte und daher deutsche Lumpen genug an der Hand hatte. Ängstliches Mißtrauen riß ein, und man mußte dem Nächsten trauen können wie sich selbst, bevor ein offenes Wort von der Lippe sprang.

Ist's nicht wieder schier wie damals? Im besetzten Gebiete schon gar. Auch die Kontrollkommission hatte ihre Fouchés und ihre Spitzel.

Das Trostloseste ist, daß es Deutsche genug gibt, die sich dem Feinde zu diesem Schanddienst hergeben aus blinder Parteiwut. „Daily Telegraph" schrieb, vor geheimen deutschen Rüstungen sei man sicher. In allen Fabriken arbeiteten Leute, die dergleichen sofort an den Tag brächten.

Sind das Politiker oder Wirrköpfe, die da den deutschen Militarismus bekämpfen, aber den feindlichen fördern. Die da die Freiheit des Rheinlandes verlangen, jedoch den Gegnern die Vorwände liefern, sie zu verweigern? Erst jüngst hat sich Seydoux dabei auf Scheidemanns berüchtigte Rede dankbar gestützt.

Hier leuchtet abermals die innere Vorteilsgemeinschaft zwischen unsren Radikalen und den französischen Imperialisten durch. Ganz wie im Unheilsnovember. Beide wollen die Reichswehr so kraftlos wie möglich; die einen, um im Innern, die anderen, um von außen her Herr zu sein. Die Einsicht, daß man das eigene Machtstreben zügeln müsse, wenn dies den Volksfeind fördere, wird von der Parteisucht totgeschlagen, sobald sie aufkeimt.

Aber sogar in die vaterländischen Verbände hat sich Verrat eingestohlen. Die Fememorde waren nichts als eine durch die Gefahr überhitzte Abwehr.

Neuerdings wurde ein Dr. Schrek verhaftet. Er will Oberleutnant gewesen sein, aber die Rangliste hat ihn nicht. Gleichwohl gab man ihm Vertrauensposten in „Frontbann" und „Oberland". Er soll Protokolle gefälscht haben, die unsre Reichswehr hinterlistiger Verstöße wider die Versailler Vorschriften bezichtigen. Namentlich eins, wonach das Ministerium die Führer der vaterländischen Verbände versammelt und deren geheime Waffenbestände verzeichnet hätte.

Lichtbilder dieser Fälschung gingen, angeblich von einem „republikanisch gesinnten Reichswehroffizier", dem Pazifisten Quidde zu. Sie schlichen überdies ins Ausland. Briand hatte einen Abzug, als er mit Stresemann in Thoiry verhandelte. Auch die polnischen Ängste vor unsren Ostfestungen fußen auf dem bösartigen Schwindel.

„Ich fürchte manchmal, unser Volk ist schon zugrunde gegangen." Wir lasen's im vorigen Türmerheft; ein Wort aus Lienhards neuem Roman. Die wir in der moralischen Gesundung unseres Volkes den Auftrieb erblicken zur politischen, müssen wir unser Hoffen begraben? Müssen wir uns zusammentun zum „Orden der Entsagenden?" F. H.

Houston Stewart Chamberlain

(† 9. Januar 1927)

Im Jahr 1892 erschien ein kleines Buch über das Drama Richard Wagners, das durch Gehalt und Darstellung alle bisherigen Schriften über den Meister weit überragte, weil es mit noch nie dagewesener Klarheit die Eigenart des Wagnerschen Werkes beleuchtete. Chamberlain erbrachte seine überzeugenden Beweise aus genauester Kenntnis der Dichtungen und Schriften, aus erschöpfender und einzigartiger Vertrautheit mit der Gesamtpersönlichkeit Richard Wagners. Dem kleinen Buch

folgte 1895 das große über „Richard Wagner", das in vier Abschnitten seinen Lebensgang, die Schriften und Lehren, die Kunstwerke, Bayreuth behandelt. Wie er selber den Weg nach Bayreuth fand, erzählt Chamberlain in den „Lebenswegen meines Denkens": „Mein Leben, welches fern von aller Kunst begann und infolge meiner Anlagen, meines Bildungsganges und meines Schicksales auch fernerhin außerhalb aller Kunstbetätigung blieb, ist dennoch nicht nur von Kunst durchtränkt, sondern sowohl äußerlich wie innerlich dadurch kunstverwandt, daß ihm eine Sonne zuteil ward und es daher nicht ziellos und auf eigene schwache Kräfte beschränkt durch unbegrenzte Räume dahinstrich, sondern einem größeren Ganzen von kosmischer Bedeutung sich anschloß, wodurch es zugleich für sich selbst ein Gesetz und für sämtliche seinem Blick erreichbaren Erscheinungen der geistigen Welt einen Maßstab gewann. Die Sonne meines Lebens war und ist Richard Wagner. Die entscheidende Wendung meines Lebens war die zum Deutschtum, und in dessen Mittelpunkt stand Richard Wagner." Chamberlains übrige große Werke sind alle vom Bayreuther Geist empfangen und bezeugen die Auswirkungen und Ausstrahlungen dieser Sonne.

Die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" sind ein Meisterwerk, das etwa mit Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" verglichen werden darf. Wenn schon in den Wagnerbüchern das tiefe und umfassende Wissen, die völlig neue Beobachtungsgabe und die glänzende, beispiellos anschauliche Darstellung zu Bewunderung zwangen, so wird diese Leistung in den Grundlagen durch die ungeheure Ausdehnung des zu beherrschenden Wissensgebietes noch weit übertroffen. Die Quellenkenntnis und Quellenbenutzung, die Bewältigung des uferlosen Stoffes unter stetiger Verwertung aller wissenschaftlichen Hilfsmittel bezeugt die schöpferische Gestaltungskraft des künstlerisch begabten Forschers, dem alles Wissen inkräftig lebt, und der durch seine Darstellungskunst seine Leser daran teilnehmen läßt. Die Erscheinung Christi im Judentum, die Ausbreitung des Christentums im Völkerchaos, die Aufnahme des Heilandsglaubens und der antiken Kulturgüter durch die Germanen — das sind die Fragen, die in diesem Werk scharfsinnig und tiefgründig erörtert werden

Vom großen Geschichtsbild wandte sich Chamberlain zu Einzelgestalten. In einem schlichten Buche sammelte er die Aussprüche des Heilands, losgelöst vom Bericht der Evangelien und, so weit als möglich, in ihrem unverfälschten, ursprünglichen Wortlaut, wobei er sich als genauer Kenner der theologischen Forschung bewährte, die er ebenso hochüberlegen bemeisterte wie die weltliche. Aus diesen „Worten Christi" erwuchs das letzte größere Werk „Mensch und Gott, Betrachtungen über Religion und Christentum" (1921). Auf weitem religionsgeschichtlichem Hintergrund werden die Begriffe Mensch, Gott und Mittler bestimmt, dann tritt der Heiland hervor, den Chamberlain gehört, geschaut und erlebt hat. Es ist von hoher Warte aus vielleicht das erhabenste Glaubensbuch unsrer Zeit, das zu verstandesklarem Bewußtsein bringt, was aus dem Parsifal uns entgegentönt.

In ganz eigenartiger Weise führt das Kantbuch (1905) diesen schwer zu fassenden Denker in sechs umfangreichen Vorträgen unserem Verständnis auf vergleichendem Wege näher. „Für jeden gebildeten Menschen besitzt das Denken Kants vorbildliche Bedeutung: es bewahrt vor den beiden entgegengesetzten Gefahren: priesterlichem Dogmatismus und wissenschaftlichem Aberglauben, und es stärkt zur hingebenden Erfüllung der Lebenspflichten." Wiederum ist es die Persönlichkeit, die Chamberlain, wie kein Fachgelehrter es vermochte, erlebte und uns vermittelte. Bei der Jahrhundertfeier 1924 war im Wust gelehrter Abhandlungen und Festvorträge der Fachphilosophen von Chamberlains überragendem Buche kaum die Rede!

Das Goethebuch (1912) schildert in sechs Abschnitten in ganz neuer Beleuchtung das Leben, die Persönlichkeit, den praktisch Tätigen, den Naturerforscher, den Dichter, den Weisen. Mit Goethe ist Chamberlain ebenso vertraut wie mit Wagner, in allen seinen Werken sind Goetheworte herangezogen, die auf einer wunderbaren Kenntnis der Schrif-

ten beruhen. Die Grundlagen stehen unter dem vor Chamberlain von niemand beachteten echten Germanenwort des alten Goethe: „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.“ Man schlage zum Vergleich die Goethebücher von Simmel, Gundolf, Emil Ludwig nach, um sich der grundverschiedenen Auffassung und Weltanschauung Chamberlains, der Goethe innerlich viel näher stand als die andern, bewußt zu werden.

Wie Chamberlain sein Wissen erwarb, hat er in den „Lebenswegen meines Denkens“ (1919) berichtet. Dazu gehören als äußere Umrahmung die „Erinnerungen an H. St. Chamberlain“ von Anna Chamberlain, seiner ersten Frau (1924). Er war von Geburt Engländer, nach Erziehung Franzose, nach eigner freier Wahl Deutscher. Ursprünglich Naturwissenschaftler (Botaniker), wandte er sich immer mehr den Geisteswissenschaften zu. An Umfang der Bildung, an Wissen auf allen Gebieten überragte er seine Zeitgenossen. Und dieses Wissen war durchaus wesenhaft, lebendig, einheitlich, haftete niemals an der Oberfläche, sondern trachtete stets zur Tiefe. Sein Hochziel war deutsche Kultur, Heldenverehrung (Kant, Goethe, Wagner) wie bei Carlyle, Glaube an den Heiland, an eine christlich-germanische Zukunft, die ihm kein Wahn- und Trugbild war, sondern in den Großmeistern Gestalt gewonnen hatte.

Chamberlains Alter war von schweren Sorgen und Leiden umdüstert. In seinen vielgelesenen politischen Kriegsaufsätzen, die mit hoher Begeisterung begannen, um in banger Sorge zu enden, erlebte er in unsrer Mitte den Kampf um die deutsche Zukunft. In England verfemt, im Deutschland der Nachkriegszeit fremd, mußte er den Niederbruch aller seiner Hoffnungen erfahren. Schwere Krankheit verwehrte ihm zuletzt jeglichen Verkehr, sogar den Besuch der mit hoher Freude begrüßten wieder eröffneten Bayreuther Festspiele. Und doch leuchtet ein wunderhehrer Stern über seinen letzten Lebensjahren. In zweiter Ehe mit der Tochter Richard Wagners vermählt, deren opfermutige Pflege ihn Tag und Nacht umhegte, wohnte er in Bayreuth, als nächster Nachbar des Hauses Wahnfried. In seinen „Lebenswegen“ klagt er, daß er eigentlich von früher Kindheit an heimatlos war. In Bayreuth fand er seine wahre, tief beglückende Heimat. Das ist der erhabene Trost, der diesem rastlos tätigen Leben beschieden war.

Prof. Dr. Wolfgang Golther

Ein Beethoven-Denkmal

Eben lese ich in einem Fachblatt: Am hundertsten Todestage Beethovens soll in Berlin ein Denkmal des Meisters enthüllt werden.

Es war natürlich vorauszusetzen, daß bei der hundertsten Wiederkehr von Beethovens Todestag in aller Welt die Denkmalitis grassieren würde. Als ob Beethoven das noch nötig hätte, er, der sich in seinen eigenen Werken ein unvergänglicheres Denkmal gesetzt hat, als ihm je errichtet werden kann!

Wir haben doch — allgemein genommen — solcher steinernen Gäste genug, an denen kurz nach der Enthüllung männiglich, der Gewöhnung anheimfallend, gedankenlos vorübergeht.

Wäre es nicht unendlich viel idealer und menschenfreundlicher, die vielen Hunderttausende von Mark, Franken, Kronen, Lire usw. usw. usw., die Beethoven zu Ehren verdenkmalt werden soll, in einen großen internationalen Fonds zusammenfließen zu lassen, der den Namen des Meisters trüge, und der dazu dienen soll, ein

Beethoven-Musiker-Altersheim

zu errichten für alte, unverschuldet in finanzielle Not geratene Musiker, die dort einen sorgenlosen Lebensabend verbringen könnten?

Und nicht genug! Ein so großes Unternehmen bedarf natürlich eines nicht geringen Betriebskapitales. Aber auch dieses wäre mit Leichtigkeit zu beschaffen: Fast jede leistungsfähige Korporation: Orchester und Chöre jeder Gattung, wird einzeln und vereint nächstes Frühjahr eine Beethoven-Feier in Form eines Konzertes veranstalten. Die (eventuell noch aufgerundeten) Reinerträge aller dieser nach Tausenden zählenden Beethoven-Feiern würden zusammen eine so große Summe ausmachen, daß deren Zinsenerträgnisse den

schuldenfreien Betrieb dieses Beethoven-Musiker-Altersheimes garantieren würden.

Wo sind die führenden Geister, die diese Anregung auf internationaler Basis realisieren?

E. A. Hoffmann."

Die vorstehenden, sehr beherzigenswerten Ausführungen entnehmen wir den „Schweizer Musikpädagogischen Blättern"; sie wirken um so überzeugender, wenn man in illustrierten Zeitungen die meist scheußlichen und grotesken Entwürfe gesehen hat, die auf den von der Stadt Berlin ausgeschriebenen Wettbewerb hin eingelaufen sind und zum Glück wenigstens (wenn wir recht berichtet sind), sämtlich abgelehnt wurden. Aber auch die Zusammensetzung des Preisrichterrats, dem kein einz'ger Meister angehörte, hat berechtigte öffentliche Kritik erfahren. Wenn man sich erinnert, wie Beethoven selbst für verarmte Berufsgenossen oder für die Grazer Waisenanstalten bis an die Grenze seiner wirtschaftlichen Kraft zu sorgen sich bemüht hat, so kann die Anregung zu einem Musiker-Altersheim als einzige in seinem Sinn liegende Ehrung des Meisters betrachtet werden. H. J. M.

Die Verlängerung der Schutzfrist

Das geistige Eigentum ist in der übrigen Kulturwelt durchschnittlich 50 Jahre lang nach dem Tode des Schriftstellers vor Nachdruck geschützt. Wesentlich nur Deutschland steht mit 30 Jahren jener erdrückenden Mehrheit der anderen Kulturnationen gegenüber. Im Mai wird ein Kongreß der Mitglieder der Berner Übereinkunft in Rom stattfinden; dort wird hoffentlich ein einheitliches Schutzrecht von 50 Jahren zustande kommen.

In der „Neuen Züricher Zeitung" äußert sich zu dieser wichtigen Angelegenheit Nietzsches greise Schwester, Frau Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche:

„Soll ich meine Meinung über die Verlängerung der Schutzfrist ausdrücken, so kann ich nur wiederholen, was schon in der ‚Vossischen Zeitung' am 13. Juni a. c. Herr Georg Hermann so ausgezeichnet klar festgestellt hat, nämlich daß es überhaupt die größte Ungerechtigkeit ist, daß Schriftsteller und Künstler nicht dasselbe Erbrecht vor dem Gesetz haben wie jeder andere. Er sagt: ‚Während es zum Beispiel niemand sonst einfiel, den Erben eines Bankiers oder Gutsbesitzers nach 30 Jahren das ererbte Vermögen oder das Gut und den Zinsgenuß daraus fortzunehmen, und unter dem Vorgeben, es der Allgemeinheit zuzuführen, einigen Dutzenden zur weiteren Ausbeutung zu überlassen, sah man diese Entrechtung beim Schriftsteller als die selbstverständlichste Sache der Welt an und übergab sein für seine Nachfahren geschaffenes, geistiges Vermögen (ein materielles zu schaffen, gelang ihm fast nie) zur Ausbeutung dem gesamten Verlegerstande und den Theatern unter der Vorgabe, daß man hiemit der Öffentlichkeit ein Geschenk mache. Daß hierbei eine Ungerechtigkeit besteht, scheint man langsam einzusehen.' Ich habe diese Ungerechtigkeit schon längst eingesehen und war mit einer Reihe hervorragender und in dem Urheberrecht sehr bewanderter Männer wie Geheimrat Joseph Kohler der gleichen Ansicht, daß es eine empörende Ungerechtigkeit sein würde, wenn man z. B. in einigen Jahren die Werke Friedrich Nietzsches den Nachdruckverlegern zur allgemeinen Ausbeutung überlassen und dadurch die Existenz des wissenschaftlichen Instituts Nietzsche-Archiv in Frage stellen wollte. Ich glaube, daß dessen Erhaltung bedeutend wichtiger ist als eine derartige Verlegerausbeutung von Nietzsches Werken, nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt, die ein so leidenschaftliches Interesse für Nietzsche zeigt. In den alten Kulturländern Italien, Spanien und Frankreich sind die Werke der Künstler und Schriftsteller früher 80 Jahre geschützt gewesen; in Spanien ist es noch so, Italien und Frankreich haben wenigstens 50 Jahre Schutzfrist, dem, wie ich höre, auch Österreich und Amerika beitreten wollen. Deshalb meine ich, daß es gar keine Frage mehr sein kann, daß jetzt auch Deutschland so viel Achtung vor seinen Künstlern und Geistesarbeitern, d. h. für die Werke der deutschen Kultur haben und beweisen muß, um diese so lange wie nur möglich der allgemeinen Ausbeutung zu entziehen...

Auf alle einzelnen Punkte der Kirsteinschen kleinen Schrift ‚30 oder 50 Jahre‘ gehe ich nicht ein, da sie auf einer ganz falschen Grundlage aufgebaut ist. Ich möchte nur bemerken, daß wenn ein Kunstwerk in Deutschland erst nach langen Jahren zur Geltung kommt, dies allein daran liegt, daß der Deutsche so schwerfällig in der Anerkennung seiner Geistes- und Kunstgrößen ist. Die Romanen sind darin ungleich schneller. Wenn der Deutsche aber endlich dahinter kommt, und in einer begeisterten Seele eine neue Wertschätzung eines Werkes entsteht, und diese sich weiterverbreitet, so bedarf es dazu nicht des Aufhörens der Schutzfrist, sondern die Erben und die alten berechtigten Urverleger werden ebenso gut die Zeit benutzen, um billige Ausgaben herauszubringen und weit zu verbreiten wie die neuen Nachdrucksverleger, die sich auf das freigewordene Werk stürzen.“

So weit Frau Förster-Nietzsche, der wir durchaus beistimmen. Ob die Nation — will heißen: die Nachdruck-Verleger — wirklich „das größte Kulturinteresse“ daran hat, „daß das Verlagsrecht nach drei Jahrzehnten aufhöre“, wie Hanns Martin Elster in derselben Zeitung meint, dürfte zu bezweifeln sein. Immerhin ist sein Vorschlag anhörenswert. Er schreibt: „Bisher fiel mit Aufhören des Verlagsmonopols die Tantiemenpflicht fort. Das ist für die Autoren eine heute nicht mehr tragbare Einseitigkeit, denn jeder Verleger, der Kapital und Risiko in den Neudruck nach drei Jahrzehnten wagte, konnte nun sich Tantiemen, Einnahmen aus den Werken des Autors verschaffen, indessen die Erben des Autors leer ausgingen. Die Lösung des Konfliktes ist nun einfach genug: man schaffe nach den ja in keiner Weise strittigen drei Jahrzehnten des deutschen Urheberschutzes eine zweite Frist von zwei Jahrzehnten; in diesem vierten und fünften Jahrzehnt seit dem Tode des Autors gibt es kein Verlagsmonopol mehr; jeder Verleger kann die Werke des Autors vertreiben wie er will, nur ist er verpflichtet, das vierte und fünfte Jahrzehnt hindurch noch eine Tantieme, deren Höhe der Staat festzusetzen hätte, und die natürlich nicht die Höhe der Tantieme in den ersten drei Jahrzehnten wegen des vermehrten Risikos erreichen dürfte, an die direkten Erben oder, falls solche nicht mehr vorhanden sind, an eine allgemeine Hilfskasse zu zahlen. Nach Ablauf des fünften Jahrzehnts hört dann jede Tantiemenpflicht, wie vorher schon jedes Verlagsmonopol, auf, wogegen ja auch die Autorenverbände nichts einzuwenden haben! Mit dieser Lösung der gesamten Frage wird man allein allen interessierten Teilen, vor allem aber den gesamten kulturellen Notwendigkeiten des Volkes gerecht ...“

Einen ähnlichen Standpunkt vertrat schon vorher Graf Hermann Keyserling, der in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ die Meinung äußert: „Geistiges Eigentum darf nie ganz frei werden, ein bestimmter Prozentsatz dessen, was es einbringt, muß der Allgemeinheit vorbehalten werden.“ Kann man dieser grundsätzlichen Forderung beistimmen, so darf man wohl über den weiteren Vorschlag noch eine genauere Erörterung erwarten. „Und zwar soll der Gewinn nicht etwa dem Staat anheimfallen, der ihn dann beliebig verwendet — etwa zur Erhaltung von Idioten —, sondern einer neu zu schaffenden eigenen, der Kirche analogen Institution, die nur dem Geistigen dient ...“ Wir würden unsererseits klipp und klar vorschlagen: der Deutschen Schillerstiftung zur Unterstützung notleidender Schriftsteller.

Jedenfalls liegen hier Probleme vor, an denen man nicht vorübergehen darf.

Parsifal-Schutz

Die Erwägungen über die Verlängerung der Schutzfrist rufen Erinnerungen an die nunmehr schon 13 Jahre zurückliegende Parsifalschutzbewegung wach. Ja in dem Widerstreit der Meinungen ist heute der „Gralsraub“ bereits als Kronzeuge angerufen worden; allerdings nicht als ein Zeichen der Schande, die ein Volk, jeder Ehrfurcht und Dankbarkeit seinen großen Meistern gegenüber bar, auf sich geladen hat, als es nicht allein das persönliche Testament des Meisters verhöhnend kraft der „Gewalt des Volkes“ dem Meister das Recht absprach, über sein

letztes großes Werk zu wachen, sondern den Kulturgedanken Richard Wagners, sein Lebenswerk, die Regeneration mit demselben Federstrich zuschanden machte.

Hier liegt, um es nochmals auszusprechen, die kulturelle Schande. Es ist die beste Offenbarung für die Trägheit der Masse, für die unlogische Scharlatanerie des Bildungspöbels, ihrer Literatenführer und ihrer politischen Abgeordneten, daß sie in überheblicher Eitelkeit einen Anspruch auf das Werk Wagners erheben wollten, um es nach ihren Angaben in den Himmel zu heben, dabei aber den Denkfehler — neben dem völligen Fehlen des vornehmen und wahren Gefühls — begingen, die erhabenste Mission des Bayreuther Werkes zu entweihen.

Heute noch wagt ein namhafter Leipziger Germanist von dem hohen Stuhle seiner Gelehrsamkeit, aber entfrembet dem lebendigen Geiste des deutschen Titanen, den Gralsraub als recht und billig zu erklären. Kümmerlich ist seine jüngst veröffentlichte Verteidigung, der „Parsifal“ sei durch die Überführung auf die Theater im Reiche nicht entweiht worden.

Dem entgegen darf man heute, aus der Erfahrung der 13 Jahre der Vogelfreiheit behaupten, daß das Werk nicht allein entweiht, sondern entwertet worden ist. Nicht entwertet, wie es die Eindringlinge in das deutsche Seelenleben verstehen mögen, in materiellem Sinne, entwertet aber durch die Zerrbilder, die man aus dem Weihespiele machte, und durch seine Unterordnung unter die Gesetze unserer Theater, die nicht der geniale Künstler, sondern der Rendant in sein Kontobuch einträgt.

Es ist überflüssig, von der Entweihung auf der Bühne zu sprechen. In reichlicher Weise ist immer wieder auf die Gegensätze von moderner Negeroperette und dem edelsten Ausdrucke deutscher Kultur hingewiesen worden, die unmittelbar nebeneinander auf derselben Bühne standen. Deutlich genug ist die stets mangelhafte Aufführungsmöglichkeit des Werkes betont worden, da die primitivste Voraussetzung für eine Aufführung im Sinne des Meisters an keiner Bühne, die sich versündigte, vorhanden war: die Einstellung zum Kunstwerke, die die völlige Hingabe selbst des kleinsten Statisten an den Geist des Werkes erfordert, da der vollendete Ausdruck weder angestrebt noch erreicht wurde, da schließlich die Aufführungen nicht zu einem inneren Erlebnis, sondern zu einer Sensation äußerlichster Art wurden.

Welche Unterschiede! Der grüne Hügel in Bayreuth und die kranke Großstadtatmosphäre. Das dem göttlichen Dienst an der Kunst geweihte Festspielhaus und das Operntheater der Ränge und Logen im Dienste der Theaterkasse und des Amüsements für Entspannung suchende Alltagsmenschen! Das Wunder der fast von allem Irdischen losgelösten Wiedergabe des Werkes in Bayreuth und die Aufführung als Repertoirestück neben dem gegensätzlichen Spielplan! Kurz: der Parsifal in Bayreuth ist Gottesdienst — anderswo Theater.

Erinnern wir uns an Aufführungen des „Parsifal“ z. B. am Landestheater in Altenburg! (Geschlossene Aufführung für den Arbeiterbildungsausschuß der umliegenden Landstädte! Man denke an die Bühnen- und Solistenverhältnisse des kleinen Theaters und an das Publikum der erwähnten Aufführung! Ein Zerrbild!)

Hat man dem Volke den „Parsifal“ geschenkt, wie man einst so großartig versprach, als man ihn Bayreuth entführte?

Wer das Werk erleben will, der wandert nach Bayreuth, ebenso wie der Alpenfreund sich nicht an den Postkarten genügen läßt, die ihm glückliche Alpenreisende sandten.

Wie kümmerlich wird das Abbild, sah man das Urbild! Kann das Abbild Ersatz sein? Vermag es auch nur im Entferntesten die Größe des Urbildes zu offenbaren?

Ein letzter Grund könnte vielleicht alle noch so idealen Erwägungen zum mindesten abschwächen: man hört im allgemeinen von den teuren Bayreuther Preisen sprechen, die, seien es Eintrittspreise, seien es Wohnung und Verpflegung, viele von einem Besuche der Festspiele abhalten müßten. Diese Redereien sind und bleiben nichtige Redereien, Geschwätze der bekannten Neunmalklugen, die nie in Bayreuth waren, doch über die Fest-

spiele ebenso sprechen, wie sie über alles mitreden, was sie noch gar nicht verstanden. Eine Bayreuthfahrt mit dem Besuch von zwei Aufführungen und einem Aufenthalt von einer Woche kostet weniger als eine gleiche Fahrt etwa in einen Kurort letzter Größe, sagen wir einmal Kösen, Berka u. ä., den sich selbst die leisten, die sich vor den Bayreuther Kosten fürchten!

Es wird die Pflicht des erwähnten Literaturgelehrten sein, zu beweisen, daß seine in den „Leipziger Neusten Nachrichten" ausgesprochenen Behauptungen auf Unkenntnis der Sache zurückzuführen sind. Denn welche Achtung würde man einem Gelehrten bezeugen können, der bewußt Unwahrheiten unter dem Mantel der Wissenschaft einem leichtgläubigen Leserkreise übermittelt!

Wer mag den Beweis zu erbringen, daß durch den Gralsraub die Kulturidee des Meisters, die Kenntnis seiner Werke und seines Wesens Deutschen übermittelt worden ist, die vordem nicht zu Wagner gefunden hatten? Den aber gilt es anzutreten, wollte Einer den Gralsraub heute noch verteidigen!

Otto Daube

Eine katholische Stimme

zum Hinscheiden H. St. Chamberlains und, im Zusammenhang damit, zu meinem nachbarlichen Gruß an meinen Jugendfreund Prof. Karl Muth verdient hier verzeichnet zu werden. Wir finden sie in der von Dr. Armin Kausen begründeten „Allgemeinen Rundschau" (1927, Heft 3), wo der verantwortliche Schriftleiter Dr. Otto Kunze Folgendes äußert. Nach einer zurückhaltenden, wesentlich ablehnenden Stellungnahme gegenüber Chamberlains „liberalem Eklettizismus" fährt er fort:

„Unter dem Einfluß von Chamberlains Germanentheorie entstand ein deutschtümliches Christentum. Und nun hören wir natürlich Klagen, der Katholizismus sei nicht deutsch. Dieser plumpe Vorwurf ist genugsam widerlegt. Doch eine feinere Stimme, die besonders charakteristisch ist, wollen wir verzeichnen. Der Herausgeber des ‚Türmer', Friedrich Lienhard, schreibt in seiner Monatsschrift (Januar 1927) in einem von persönlicher Freundschaft diktierten Glückwunsch an den demnächst sechzigjährigen Gründer des ‚Hochland' Karl Muth u. a. folgendes: ‚Es ist eine auffallende Erscheinung — diese Worte wenden sich nicht gegen Muths Persönlichkeit —, daß auf katholischer Seite oft ein artistisch hervortretender modern jüdischer Dichter oder Denker williger anerkannt wird als ein evangelischer Deutscher, vollends wenn jener übertritt wie etwa Max Scheler. Wenn jüdisch-liberale Pressetaktiker, diese Meister des geschickten Totschweigens und klug verteilten, stetig wiederholten Lobes, eins ihrer Talente in den Vordergrund gelobt haben, so pflegt auch der literarisch interessierte Katholizismus davon Notiz zu nehmen und der von dort ausgehenden Suggestion zu erliegen. Diese Beobachtung hat uns andere in unserm Kampfe vereinsamt. Es mag vielleicht auf Gegenseitigkeit beruhen, gern zugegeben; und ich denke mir die Stellung eines Mannes — wie Karl Muth —, der den katholischen Teil des deutschen Volkes literarisch führen und fördern will, ganz besonders schwer und leidvoll. Gutgesinnter Dilettantismus und echte Kunst — das ist immer ein Gewissenskonflikt. Von diesen Beschwernissen sind unsre liberal-jüdischen Zeitgenossen frei; daher die Elastizität, mit der sie in unsere literarischen Belange mit beiden Beinen hineinspringen. Sie sind weder von nationaler noch von konfessioneller Gesinnungsschwere belastet; es ist ihnen alles — Literatur. So bildet sich gerade auf ihrer Seite das gefährliche Artistentum aus (Beherrschung der technischen Mittel), wobei ihnen der Stoff gleichgültig ist, mag es auch einmal ein christlicher sein. Und es scheint, daß auch hier das Zentrum der Sozialdemokratie näher steht als dem evangelischen Deutschtum.'

„Es kann uns nur recht sein, wenn sich hier ein namhafter Vertreter des deutsch-protestantischen Geisteslebens etwas von der Seele geschrieben hat. Denn so offene und zugleich sachliche Worte hören wir von drüben selten. Es ist auch manches daran. Sind nicht

viele Katholiken z. B. Scheler allzuschnell gefolgt? Und wie hat er uns enttäuscht! Etwas Ähnliches beobachten wir mit dem — nicht übergetretenen Rosenstock. Ja, ein geistig hochstehender jüdischer Konvertit kann grundkatholisch sein und bleiben, soweit es auf das rein Religiöse, Übernatürliche ankommt. Seine Arbeit an unsrer katholischen deutschen Kultur kann uns trotzdem Vorsicht auferlegen. Denn hier bestimmen die natürlichen Kräfte der Rasse und der Tradition wesentlich mit. Warum kommt trotzdem, wie nicht zu leugnen, der evangelische Deutsche bei uns oft schlechter auf seine Rechnung als der Jude? Der verstorbene Chamberlain gibt einigen Aufschluß. Sein Geist beseelt allzusehr die Kultur des protestantischen Deutschland. Spielen auch ältere und innerlich bedeutendere Einflüsse mit: Luther, Kant, Fichte, Goethe — das jüngste Gesicht dieser Kultur trägt die Züge von Chamberlain und dem von ihm verdünnten (? D. T.) Richard Wagner. Es ist voll unklarer Schwärmerei, das Auge ohne festen Blick für wahr und falsch. Der Mund spricht kein deutlich Ja oder Nein. Das Ohr ist sehr musikalisch, aber leicht berauscht. Das Kinn ist stark sinnlich. Alles in allem: Der Geist wird in diesem Antlitz beherrscht vom bloßen Leben. Das ist der Vitalismus des heutigen Deutschtums, seine Änderung des Werdens, der Macht, des Fleisches. Nicht überall — namentlich nicht bei erklärt christlichen Deutschen — finden sich die schrecklichen Konsequenzen. Wie weit sie aber gehen, sagt der von uns oft erörterte Begriff politischer Protestantismus. Der Jude hält bei all seinen Fehlern doch immer die Herrschaft des Geistes fest. Und das nähert ihn uns Katholiken. Das Lebensfremde, Wurzellose bei ihm ersetzen wir dadurch, daß in unserem Glauben der ganze Mensch und das Volkstum in einem Maße leben, wie es der Protestantismus nicht kennt. Unsere evangelischen Volksgenossen müssen den Schritt zurücktun vom liberal-unverbindlichen zum dogmatisch-eindeutigen Weltbild. Dann sind Geist und Leben im rechten Verhältnis. Einer hat ihnen den Schritt vorgetan: der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn. Er war ein Deutscher von reiner Rasse. Ein Nordmensch. Er hielt auf Rasse soviel wie H. St. Chamberlain. Langbehn war der Philosoph mit dem Ei und brachte gegen den Mechanismus das organische Leben wieder zu Ehren. Aber er kannte etwas Höheres: Geist und Form. Und er wurde sogar katholisch. Wenn das die notwendige Folge echtesten deutschen Kulturstrebens ist, so erkennen wir darin nichts anderes als die Widerspruchslosigkeit der übernatürlichen und der natürlichen Gottesordnung."

Soweit Herr Dr. Otto Kunze. Wir achten seinen Standpunkt, möchten aber doch einiges dazu bemerken. 1. Er mahnt zur „Vorsicht" bei jüdischen Konvertiten, weil „Rasse und Tradition wesentlich" mitbestimmen; kommt dann aber doch zu dem Ergebnis, daß der Jude, weil er die „Herrschaft des Geistes" festhält, den Katholiken nähersteht! Ist hier nicht Geist und Verstand verwechselt? Und sind denn die Kräfte des Gemütes nicht etwas sehr Wesentliches im Christentum? 2. Ich persönlich zähle mich nicht zu jenen liberal-protestantischen oder wesentlich auf „ästhetischem Sumpfboden" wirkenden verschwommenen evangelischen Deutschen, von denen Dr. Kunze im Obigen und Vorausgehenden ablehnend spricht. Mein Meister ist unzweideutig Christus. Insofern weiß ich nicht recht, was diese Ausführungen im Zusammenhang mit mir sollen. Ich bin der Meinung, Christen sollten zusammenhalten in diesen furchtbaren Zeiten der Zersetzung. 3. Andrerseits aber scheint es denn doch zweifelhaft, ob bei unsren jüdischen Mitbürgern wirklich der „ganze Mensch" vorherrscht, oder nicht vielmehr wesentlich der Intellekt. Und da will mir das Wort „Und das nähert ihn (den Juden) uns Katholiken" höchst bedenklich erscheinen. Ein aus dem Herzen lebender deutscher Christ steht Ihnen also ferner? So weit also sind wir deutschen Brüder untereinander gekommen? Wo sich doch, den Himmel verfinsternd, die Macht des Antichristen dämonisch emporreckt! (Vgl. den folgenden Artikel „Zeichen der Zeit"! D. T.)

L.

Zeichen der Zeit

Zur Verrottung der Berliner Theater lesen wir in der „Tägl. Rundschau“ folgenden Beitrag. In einem dortigen Theater wird ein gepfeffert modernes Stück „Das Absteigequartier“ gespielt. „Ein Teil des Publikums, an diese ekelhafte Kost gewöhnt, lacht, ein Teil schweigt, und einige Besucher sind empört. Ein Besucher, ein Schauspieler, war so entrüstet über die Schamlosigkeiten, daß er ‚Pfui‘ rief. Darauf ließ der Direktor den Gast und andere, die für diesen Partei ergriffen, durch Schupobeamte feststellen und hinauswerfen, wobei der Herr Direktor sich u. a. äußerte: ‚Schauspieler sind Sie! Ausgezeichnet! Ihr Schauspieler solltet uns Direktoren auf den Knien danken, daß wir so idiotisch sind und euch überhaupt engagieren.‘ — Das Traurige ist, daß ein Teil der Besucher und die Polizei sich schützend vor Theaterstücke stellen, deren Gemeinheit und Tiefstand nicht mehr unterboten werden kann.“

Und nun, nach diesem widerwärtigen Vorfall, ein anderes Zeichen der Zeit, ein nicht minder erschütterndes Zeugnis für den Triumph der Gemeinheit.

Angeblich soll die großartige Kirche Hagia Sophia in Konstantinopel in einen — Tanzsaal verwandelt werden. Dazu schreibt das Organ der Sozialdemokratie, der „Vorwärts“, folgendes:

„Die Hagia Sophia in Konstantinopel, vielleicht die schönste Kirche der Welt, soll Tanzstätte werden. Statt andächtigen Gemurmels soll schneidiger Jazz in ihr erklingen. Stimmung, Betrieb, Jubel und Trubel wird in den Konstantinopler Zeitungen zu lesen sein, herrscht allein in der Hagia Sophia! Ab fünf Uhr volles Orchester! Famose Küche! Gut gepflegte Weine! Jeden Dienstag die beliebten Extraüberraschungen! Ja, sie schreitet machtvoll durch die Welt, die Ungläubigkeit. Der liebe Gott der Christen weiß ein Lied davon zu singen. Das ist die neue Sachlichkeit, die sich in der Welt durchsetzt — die Zeit der Mystik ist vorüber, Gott und Allah und was sonst noch, das alles sind Unbeweisbarkeiten, sind Menschenworte und Phantasiewerk ...“

Enthüllt sich da nicht erschütternd schamlos die Denkweise der Sozialdemokratie? Was sagen dazu unsere katholisch-deutschen Christen, die mit dieser Gruppe Hand in Hand gehen und damit das Heiligste tödlich verraten?! So darf man im heutigen Deutschland Christentum und alle Religion öffentlich verhöhnen.

Seele

Noch vor 20 Jahren war das Wort „Seele“ aus der Erörterung ausgetilgt; man handhabte allenfalls das Wort „Zelle“ im Rahmen des grob naturalistischen Weltbildes. Jetzt lesen wir in einem bei Eugen Diederichs, Jena, soeben erschienenen Buche von Hans Künkel („Die Sonnenbahn“) folgende Worte:

„So wahr der Mensch eine Seele hat, gibt es seelische Kräfte, die nach seelischen Gesetzen wirken. Die Erkenntnis dieser seelischen Gesetze macht es natürlich, daß wir nach ihnen unsere Handlungen richten. In allem, was Menschen tun, ist Menschenseele wirksam. Alles, was wir an Menschenwerken um uns sehen, ist der Ausfluß von Seelenkräften. Wenn wir die Seelenkräfte kennen und die Art ihrer Wirkung übersehen, dann kann es nicht anders sein, es müssen neue Werke aus dieser Erkenntnis hervorgehen. Der Mensch und sein Schicksal sind eins. Das ist die große Erkenntnis, die uns am Ende unseres Schicksalsweges erleuchtet. Das Schicksal des Menschen ist seine — im Verlaufe der Zeit geoffenbarte Seele. Die Seele des Menschen ist die Erfahrung seiner selbst, die ihm das Schicksal gegeben hat. Kein Schicksal stößt dem Menschen zu, das nicht seine genaue Entsprechung hätte in der Seele. Nichts ist in der Seele, das nicht irgendwie in die Erscheinung tritt im Schicksal ...“

So werden wir in diesem Buche mit dem bedeutsamen Wort „Seele“ geradezu überschüttet. Und zwar zieht damit das Irrationale wieder ein; Seele und Schicksal entsprechen sich. Ein höchst bedeutender, ins Tiefste führender Gedanke!

In einem neuen Buche des bereits bekannten Prof. Dr. Edgar Dacqué, der durch sein Werk „Urwelt, Sage und Menschheit" Beachtung fand, stehen gleich im ersten Kapitel ähnliche Worte („Natur und Seele", Verlag Oldenbourg, Berlin):

„Es gibt nur eine wichtige Frage im Dasein; das ist die nach der Seele des Menschen. Auf dieses Wort läßt sich das ganze Leben und alle Philosophie und Wissenschaft bauen"...

So beginnt das erste Kapitel. Gleich danach heißt es:

„In keiner Epoche der Geschichte haben wahre Helfer der Menschheit, haben wahre Eingeweihte, Weise und Propheten anderes gesucht und mit Bangen und Liebe nach anderem gefragt als nach der Seele des Menschen... So kehrt die Frage nach der Seele des Menschen verhüllt oder unverhüllt in allen Beziehungen des Daseins als Sinn und Kern alles Strebens, Denkens und Empfindens und Kämpfens wieder..."

Man könnte ganze Seiten füllen mit diesen Untersuchungen Dacqués. Kommt langsam die Zeit heran, wo unser Wort „Seele" — oder auf die Volksgemeinschaft angewandt: „Reichsbeseelung" — endlich als Kern und Hauptsache des ganzen Daseins begriffen wird?

Ich faßte die seelischen Schöpferkräfte in das Symbol des Rosenkreuzes zusammen. Aus den Erfahrungen des Kreuzes blühen die roten Rosen, die schöpferischen Kräfte; sie sind nicht aufgeklebt, sie sind erblüht, sie sind entfaltet. Jeder hat in sich keimhaft sein Rosenkreuz, wie er den Gral in sich hat; daß er jenes zum Blühen, diesen zum Glühen bringt — das ist Sinn und Erfüllung seines Lebens. Damit hat er seine Seele gefunden und entfaltet. L.

Brito-Germania, die Erlösung Europas

Ende vorigen Jahrhunderts warb ich in einer Schrift: „Wo liegt das größere Deutschland?" für ein Schutz- und Trutzbündnis Englands und Deutschlands, das nötigenfalls auch gegen Rußland und Frankreich zugleich gerichtet sein könnte. Ich erwog schon damals die Möglichkeiten eines Zweifrontenkrieges, die ich im Bunde mit England als durchaus günstig hinstellte. Da England damals bekanntlich selbst ein solches Bündnis, dem sich auch Österreich und Italien hätte anschließen müssen, erstrebte, so wäre durch den tatsächlichen Abschluß des Bündnisses der spätere Weltkrieg entweder vermieden oder glatt zugunsten der Mittelmächte und Englands entschieden worden. Die Sache wurde damals bekanntlich durch Bülow und Holstein, die nicht an die Aufrichtigkeit der Absichten Englands glaubten, — mehr wahrscheinlich noch durch geheime innere Einflüsse hinter den Kulissen — vereitelt, und das Verhängnis mußte darum seinen Lauf nehmen.

Jetzt, nachdem wir trotz aller Siege hoffnungslos besiegt sind, will der Verfasser des (im Esche-Verlag, Berlin SW. 48, erschienenen) Buches: „Brito-Germania, Die Erlösung Europas", Wilhelm von Richthofen, noch mehr als ein Schutz- und Trutzbündnis der beiden germanischen Staaten und Völker, nämlich unsererseits eine Art von bundesstaatlichem Anschluß an das britische Weltreich, und meint, daß nur auf diese Weise Europa vom inneren und äußern Unfrieden erlöst werden könnte. Zur Begründung seiner Ansicht untersucht er im ersten Teil „Die geschichtlichen Ursachen der Krankheit Europas", im zweiten Teil „Die politische und wirtschaftliche Lage in Europa", im dritten Teil „Die notwendige Zusammensetzung der Staaten" und schließt das letzte Kapitel davon: „Imperium Mundi" mit den Worten: „Brito-Germania wird der Leitstern der Welt werden, die heute an dem Mangel an Zielen verschmachtet. Große Ideen sterben niemals, sie können nur zeitweise zurücktreten, weil die Wirrsale der Wirklichkeit stärker werden als sie. Immer aber finden sich Menschen, die die Idee erhalten, die dafür sorgen, daß die große Idee nicht stirbt."

Auf den ersten Blick werden bei uns in Deutschland selbst von den diesem Gedanken wohlwollend gegenüberstehenden die einen ihn für hoffnungslos, die anderen ihn für allzu kühn halten. Es dürfte bei uns aber auch

Kreise geben, denen dieser Gedanke als eine unliebsame Quertreiberei gegen ihre franzosen- oder russenfreundlichen Absichten erscheinen wird. Jedenfalls aber würde selbst eine gewisse Unterordnung Deutschlands unter das germanische England immer noch erträglicher sein, als Versklavung und allmähliche Vernichtung durch Frankreich, oder die Herbeiführung des Chaos durch das bolschewistische Rußland. Da aber England unser Vaterland gegenüber Frankreich, Rußland, China, Indien, Türkei, Ägypten usw. in Zukunft bitter nötig haben wird, so müßte sich selbst eine etwaige ursprüngliche Unterordnung bald in vollkommene Gleichberechtigung verwandeln. Die Frage ist nur, ob die jetzt in Deutschland herrschenden Kreise eine politische und militärische — nicht bloß wirtschaftliche — Wiederaufrichtung Deutschlands überhaupt wollen und die Versklavung durch das internationale Finanzkapital nicht einem sogar gleichberechtigten Anschlusse an das britische Weltreich vorziehen. Vielleicht wollen diese Kreise das germanische England jetzt ebenso einkreisen und zugrunde richten, wie vorher Deutschland? Viele Anzeichen deuten darauf hin, und man darf gespannt sein, wie sich diese Sache in Zukunft weiter entwickeln wird. Jedenfalls verdient das sehr ernsthaft gemeinte Buch Wilhelm von Richthofens gelesen und sein Vorschlag geprüft zu werden.

Dr. Schmidt-Gibichenfels

Vom Leben getötet?

Wie wird sie sich drehen: in die Literatur, die Politik, die Soziologie, die Seelenkunde oder das Strafrecht? Heute schillert sie noch in allen fünf Farben die Geschichte der vom Sittenpolizisten verfolgten, vom Arzte zu Tode gespritzten Grete Machan.

Vor Weihnachten erschien ein Buch, das wahrhaftige Bekenntnisse eines mit sechzehn Jahren verblichenen Mädchens zu geben behauptete. Der Titel schrie freilich wie ein Vorstadtfilm. „Vom Leben getötet." Aber warum nicht? Gibt es einen krauseren Fabler als das Dasein, das jeder lebt, allein doch nur wenigen bekannt ist?

Ein von Haus gesundes Kind mit rosigen Backen und blauem Großauge macht seinem gepreßten Herzen auf dem Sterbebette Luft. Arglos hat es sich mit Dirnen befreundet; gutherzigen Dingerchen beiläufig, von denen es nie Buhlerisches sah oder Zotiges hörte. Mit ihnen wird sie jedoch von „der Sitte" geschnappt und kommt trotz festgestellter Unschuld nach Villa Sonnenschein, dem städtischen Lustseuchenspital. Silber-, Arsen- und Wismut-Salvarsan in Dosen, die einen Schwerathleten verheeren würden, bringen das zarte Geschöpf derart auf den Hund, daß die Mutter nach ein paar Wochen nur noch Gerippe und Haut, versunkene Augen und 42 Grad Fieber vorfindet. „Ich habe so Heimweh." Mutti packt ihr Kind auf. Es soll zu Hause sterben. „Daheim" schluchzte das arme Wesen, selig lächelnd; mit Tränen in den großen Augen. Am nächsten Abend war's vorbei.

Das Tagebuch begleitet dies Menschenschicksal mit den aufgewühlten Gefühlsinnigkeiten einer weichen Seele. Es hat schriftstellerischen Schmiß. Ist's echt, dann stellt es leichtfertige Ärzte bloß und das in seiner selbstgerechten Zwangsläufigkeit unmenschliche Behördenschema. Als Mißgriff dort den Mißgriff hier fortsetzte, da wurde, so sagt man sich fassungslos, eine Jugend von holdem Reiz mitleidlos ins Grab gestümpert.

Dieser erste Eindruck haftet jedoch nicht. Gewollte Dunkelheiten wecken Verdacht; die Kunst des Verschweigens fällt nunmehr auf wie zuvor die Kunst des Stils. Damit steht man denn vor der ungläubigen Frage: „Diese Reife und die unreife Schusterstochter, wie reimt sich denn das?"

Die Polizeien prüften doppelt scharf. Zu ihren Lasten ging ja das Ansehen des Buches. Bald war als Ort der Handlung Bremen heraus. Grete Machan hat Lisbeth Kolomak geheißen. Die Mutter versicherte, sie habe deren Bekenntnisheft unter Schulbüchern entdeckt. So sei's an ihre Freundin gelangt, Maria Ignatia, die Äbtissin des Klosters Haselunne im Oldenburgischen und durch diese an die Öffentlichkeit.

Die Bremer Behörden gaben nun bekannt, daß das Buch die Wahrheit schminke. Die

zarte Dulderin sei ein Kaffeehausmädel gewesen; übler Kurzweil ergeben, daher einwandfrei geschlechtskrank. Danach hätte nicht das Leben getötet, sondern der Lebenswandel.

Aber noch immer steigert sich die Spannung. Ende Januar wird nämlich die Mutter verhaftet; unter dem Verdachte schwerer, an der eigenen Tochter begangenen Kuppelei.

Er wird freilich energisch abgestritten. Wohl aber gestand die Festgenommene wenigstens, daß nicht Lisbeth das Tagebuch geschrieben habe, sondern sie selber.

Allein das klärt noch nicht, sondern fügt ein neues Rätsel zu den alten. Ist die Flickschustersgattin ein entdecktes Genie? Woher der Stil, die richtig gebrauchte ärztliche Fachsprache? Steckt ein Namenloser dahinter? Und zu welchem Zwecke?

Überdies hatte die Frau vor ihrem Geständnis das Heft in der „sehr charakteristischen Kinderschrift“ der Tochter beigebracht. Versteht sie nicht nur Tagebücher zu fälschen, sondern auch Handschriften? Wie sollen endlich Äbtissin und Waschfrau, Nonne und Kupplerin langjährige Freundinnen sein?

Unterstellen könnte man auch, daß die Bremer Behörden die Wahrheit gar nicht suchen, sondern totdrücken wollten. Das wäre also Racheakt und Gegenstoß; ein Verdacht, dessen sich, da Bremen eine bürgerliche Regierung hat, besonders die sozialdemokratische Presse befleißigt.

Vorläufig wirkt das Werkchen im Buchhandel als Gegenstück zu dem vorm Kriege so viel gelesenen „Tagebuch einer Verlorenen“. Man könnte es somit auch als eine Spekulation auffassen. Dem widerspricht jedoch wieder der angesehene Name des Verlages, des namhaftesten im katholischen Deutschland.

So steht die Sache jetzt als Gleichung mit fünf Unbekannten vor uns. Wer schafft die weiteren vier, die zur Lösung nötig sind? Mutter Kolomak könnte es; ob sie es tut?

F. H.

„Schmutz und Schund“

Negerpropaganda im „Uhu“. Die November-Nummer des „Uhu“ brachte eine geradezu haarsträubende Geschmacklosigkeit in dem Bilde „Die Minute vor dem Tode“. Ein Neger steht auf dem Schafott, das er wegen Vergewaltigung eines weißen Mädchens besteigen mußte. Über Geschmack läßt sich nicht streiten, und wir gönnen dem „Uhu“ diese Hinrichtungsszene neidlos, gönnen ihm auch seine oberflächlichen Leser, die sich alles bieten lassen. Vielleicht könnten wir sogar in dem Bilde eine Illustration der schwarzen Schmach erblicken, etwa mit dem Hinweis versehen: „Sehet, ihr Deutschen, so verfahren andere mit Verbrechern an der weißen Rasse. Blickt an den deutschen Rhein, wo zahllose schwarze Gesellen als Schänder des Deutschtums herumlaufen, ohne gehenkt zu werden!“ Diese Schandtaten beschäftigen jedoch den Ästheten des „Uhu“ nicht. Was will er demonstrieren? Nach seinen eigenen Worten „den erschütternden Kontrast zwischen den gleichmütigen Vorbereitungen der Exekutivbeamten und der resignierten Schicksalsbereitschaft des Negers“. Heil der schwarzen Rasse, sie hat im „Uhu“ einen Herold ihrer Charakterstärke und ihres Märtyrertums gefunden!

Solche Zeitschriften modernsten Stils laufen jetzt im deutschen Volke massenhaft um. Doch ernste Monatsschriften haben mit der Teilnahmlosigkeit des Publikums zu kämpfen. Ein betrübendes Zeichen der Zeit! S.

Herausgeber: **Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard.** Verantwortlicher Hauptschriftleiter: **Dr. Konrad Dürre.** Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten **An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4.** Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. **Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn** möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen ist zur Rückbeförderung die **Postgebühr** beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.







